Die katholische Kirche

in den

Vereinigten Staaten von Nordamerika,

dargestellt

von einheimischen Schriftstellern.

D e u t s c h

von den

Benediktinern zu St. Meinrad im Indiana-Staat.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1864.

Die katholische Kirche

in den

Vereinigten Staaten von Nordamerika,

dargestellt

von einheimischen Schriftstellern.

Deutsch

von den

Benediktinern zu St. Meinrad im Indiana-Staat.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1864.

Seiner Majestät

dem

König Ludwig I. von Bayern,

dem erlauchten Protektor

der

deutschen Missionen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika

dankbar gewidmet

von den

Benediktinern zu St. Meinrad im Indiana-Staat.

Indem Eure Majestät den aus Dankbarkeit entstandenen Wunsch der Benediktiner in St. Meinrad im Staate Indiana, die Zueignung der „Geschichte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten" anzunehmen huldvollst zu gewähren geruhten, haben Allerhöchstdieselben uns eine außerordentliche Freude bereitet. Denn es ist für uns in der That ein Herzensbedürfniß, die erste Frucht der wenigen Mußestunden, welche Seelsorge und Schule in unserem Missions-Hause und Kreise uns übrig lassen, Eurer Majestät ehrfurchtsvoll zuzueignen. So geringen Werth auch dieses Zeichen der Dankbarkeit an sich haben mag, so soll es doch eine öffentliche Anerkennung der großen Schuld sein, zu welcher das

deutsche Volk beider Hemisphären sich Eurer Majestät verpflichtet fühlt.

Es ist uns nicht vergönnt, hier von demjenigen zu sprechen, was Eure Majestät in Deutschland selbst für Kirche und Schule, für Kunst und Wissenschaft gethan haben, obschon die bloße Erinnerung daran uns mitten im amerikanischen Urwalde noch eine unversiegbare Quelle erhebenden Genusses und freudiger Begeisterung bleibt; wohl aber ist es unsere Pflicht und jeder Katholik deutscher Zunge in den Vereinigten Staaten wird uns für deren Erfüllung Dank wissen, wenn wir in dieser Zueignungsschrift unsere Brüder in allen Gauen des alten Vaterlandes mit der Thatsache bekannt machen, daß die Deutschen in diesem Lande ihre Seelsorger und Lehrer, ihre Kirchen und Schulen großentheils der wahrhaft väterlichen Fürsorge und Unterstützung Eurer Majestät verdanken.

Ganz besonders aber sind es die religiösen Orden deutscher Abstammung, welche in diesem Lande ihr Dasein und ihr Wachsthum Eurer Majestät schulden, indem es innerhalb der Vereinigten Staaten, unseres Wissens wenige oder keine deutschen Ordenshäuser gibt, deren Grundstein nicht von Eurer Majestät gelegt worden, oder deren Bau nicht mit Allerhöchstderselben unermüd-

lichen Hilfsbereitwilligkeit zu Stande gekommen wäre. So wenigstens bezeugen uns die Franziskaner in Cincinnati (Ohio), die Minoriten in Texas und Pennsylvanien, die Prämonstratenser in Sauk City (Wiskonsin) und die Redemptoristen in ihren vielen über das ganze Land verbreiteten Residenzen; und unter den weiblichen Orden, die Dominikanerinnen in Williamsburg (New-York), in Greenbay und Racine (Wiskonsin), die Ursulinerinnen in St. Louis (Missouri), in Morrisania (New-York), in Alton (Illinois) und Louisville, sowie die Schulschwestern mit ihrem blühenden Mutterhause in Milwaukee und Waisenhause in Elgrove (Wiskonsin). Alle diese Orden haben sowohl von dem durch Eure Majestät gegründeten Vereine für die deutschen Missionen, als auch aus Allerhöchst Ihrer eigenen so unerschöpflich mildthätigen Hand seit Jahren eine Reihe von Wohlthaten empfangen, die bereits aller Orten zu einer unübersehbar reichen Saat zeitlichen und geistigen Segens geworden sind.

Am meisten jedoch hat der Orden des heiligen Benedikt Ursache, in Eurer Majestät seinen Vater und Beschützer zu verehren. Diesen Titel, welchen die Benediktiner des eilften Jahrhunderts Heinrich von Bayern, dem heiligen Kaiser gegeben, müssen die Benediktiner des

neunzehnten Eurer Majestät aus dem nämlichen Grunde zuerkennen. Aus dem altehrwürdigen durch Allerhöchst Ihr belebendes Wort neu erweckten und herrlich blühenden Stifte Metten im Bayerlande kam der hochwürdigste Abt Bonifaz Wimmer, der erste Benediktiner in den Vereinigten Staaten. Durch Eurer Majestät ununterbrochene Theilnahme und allseitige Unterstützung ist es ihm gelungen, nahezu in allen Staaten der Union, in Pennsylvanien, in New-Jersey, Kentuky, Illinois, Minesota, Kansas, Texas u. s. w. seine Klöster zu gründen und so viel zu leisten, daß er mit Recht der Begründer der Benediktiner in der neuen Welt genannt wird. Unsere eigenen bescheidenen Anfänge im Staate Indiana hätten ohne die Hilfe des Ludwigs-Vereines wohl kaum zu gesichertem Bestande gelangen können. Nicht minder hat auch der weibliche Zweig unseres Ordens, die von Eichstädt im Bayerlande herübergekommenen Benediktinerinnen in St. Marystown und Erie (Pennsylvania), in Newark (New-Jersey), in St. Paul (Minesota) u. s. w. an der nämlichen unversiegbaren Freigebigkeit und darum auch an einem ebenso erfreulichen Wachsthume Antheil.

Dieses Alles ist nur eine Fortsetzung desjenigen, was Allerhöchst Dero königlicher Sinn, in echtem Herrschergeiste in Bayern selbst für den Orden gethan. Es

ist hier der Ort nicht, die Gedanken und Gefühle auszusprechen, welche die Erinnerung an die Stunden, die wir in der wundervollen Basilika des heiligen Bonifazius zu München zugebracht haben, in diesem Augenblicke noch in uns hervorruft, aber es erinnert an die größten und schönsten Tage deutscher Geschichte, wenn man daselbst sieht, daß Eure Majestät nicht bloß die sterblichen Ueberreste Ihrer hochseligen Gemahlin den Benediktinern anvertraut, sondern auch Anstalt getroffen haben, um selbst in Mitte unserer Brüder die bleibende Ruhestätte zu finden.

Nach alle diesem betrachten wir es daher nicht nur als eine Pflicht, sondern als ein durch Allerhöchst Dero Güte uns verliehenes unschätzbares Recht, diese erste Geschichte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten, die in deutscher Sprache erscheint, Eurer Majestät als unserem Vater und dem vornehmsten Wohlthäter der deutschen Katholiken in Amerika zu widmen. Wir haben diese unsere Arbeit hauptsächlich unternommen, um die Liebe und den Eifer für das Missionswesen im deutschen Volke und besonders unter der deutschen Jugend neuerdings zu beleben. Allerhöchst Dero von jedem deutschen Herzen innigverehrter und von jeder deutschen Zunge hochgefeierter Name wird unseren wenn auch

geringen Leistungen überall freundliche Aufnahme verschaffen und auch so wieder dazu beitragen, daß die heilige Sache der Missionen durch Deutsche und für Deutsche gefördert wird. Dies ist der einzige Dank, den Eure Majestät hienieden erwarten; und dazu auch unser Schärflein beizutragen, ist unser innigste Wunsch.

St. Meinrad, India, am 25. Jahrestage der Stiftung des Ludwigvereines.

Eurer königlichen Majestät

gehorsamste Diener

die Benediktiner von St. Meinrad.

Vorrede.

Zu keiner Zeit hat Amerika mehr Aufmerksamkeit in Europa gefunden als in den letzten drei Jahren. Der riesenhafte Krieg den die nördliche und südliche Hälfte der Union miteinander führen, hat alle Welt in Erstaunen gesetzt. Ein Land, das vor fünfzig Jahren nur wenig mehr als sieben Millionen Einwohner zählte und heute eine Bevölkerung von einunddreißig und einer halben Million Seelen mit einem Gesammtvermögen von nahezu eilftausend Millionen Dollar aufweist, muß eine interessante Geschichte haben.

Das deutsche Volk ist an dieser Geschichte, sowie an den gegenwärtigen Zuständen der Vereinigten Staaten um so mehr betheiligt, weil innerhalb der Grenzen derselben über vier Millionen Deutsche leben. Der amtliche Census von 1860 gibt hierüber erwünschten Aufschluß, indem er uns die Bevölkerungszahlen der einzelnen Staaten und den Prozentsatz der in jedem dieser Staaten gegenwärtig lebenden aber noch im alten Vaterlande gebornen Deutschen mittheilt. Diese Tabelle ist um so interessanter, weil sie zugleich auch über die vorzüglichsten Sammelpunkte der deutschen Auswanderer belehrt.

	Einwohner.	Deutsches Przt.
Wiskonsin	775873	15.97
Indiana	1350941	14.94
Minesota	172022	10.59
Illinois	1711753	7,65
Missouri	1182317	7.50
Ohio	2339599	7.50
California	380015	7.10
New=York	3880735	6.61
Maryland	687034	6.39
Jowa	674948	5.71
Michigan	749112	5.18
New=Jersey	672051	5.03
Pennsylvania	2906370	4.74
Distrikt Columbia	75076	4.33
Kansas	107110	4.03
Louisiana	709920	3.48
Texas	602432	3.40
Kentucky	1155713	2.36
Oregon	52464	2.16
Connecticut	460151	1.85
Die Territorien	220149	1.86
Delaware	112218	1.13
Massachusetts	1231065	0.81
Virginia	1569083	0.66
Rhode Island	174621	0.47
Südkarolina	703812	0.38
Tennessee	1109847	0.35
Florida	140439	0.34
Alabama	964286	0.27

	Einwohner.	Deutsches Przt.
Arkansas	435427	0.26
Mississippi	791395	0.25
Georgia	1057337	0.23
New-Hampshire	326072	0.13
Nordkarolina	992667	0.08
Vermont	315116	0.07
Maine	628276	0.06

Die Zahl aller eingewanderten Deutschen betrug im genannten Jahre 1,301,136, also 4,14 Prozent der Gesammtbevölkerung, während die englischen Einwanderer nur 1,37, die irländischen 5,12 Prozent derselben ausmachen. Wer jedoch weiß, daß alle in den Vereinigten Staaten gebornen Kinder als Bürger derselben betrachtet und somit alle Abkömmlinge der deutschen Einwanderer als Amerikaner gezählt werden, wird die Annahme, daß über vier Millionen der hiesigen Gesammtbevölkerung deutscher Abstammung sind, gerechtfertigt finden.

Insbesondere aber sind es die Katholiken unseres deutschen Vaterlandes, die mit lebhaftem Interesse und freudiger Theilnahme auf die Geschichte ihrer Kirche in diesem Lande hinblicken können. Da, wo im Jahre 1791 ein einziger Bischof mit einundzwanzig Geistlichen wirkte, finden wir im Jahre 1861 sieben Erzbischöfe, vierzig Bischöfe, zweitausend dreihundert und siebenzehn Priester und mehr als dreitausend siebenhundert und fünfundneunzig Kirchen und Kapellen.

Es ist wohl der Mühe werth, sich mit den Ursachen und dem Verlaufe dieses Wachsthums bekannt zu machen. Dessenungeachtet scheint man bisher jenseits der Atlantis diesen Gegenständen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu

haben, daß der jüngst verstorbene Erzbischof Hughes von New-York, als er im Sommer 1862 von seiner Rundreise in Europa zurückkehrte, an den Staatssekretär der Vereinigten Staaten, Herrn Seward, schreiben konnte: „Die Ver„einigten Staaten erfreuen sich jenseits des Ozeans keiner „liebenden Beachtung. Im Allgemeinen sind sie daselbst, wenn „nicht verachtet, so doch ignorirt, und im Gespräch wird über „sie wie etwa über die Bewohner der Sandwichs-, Washing„tons- oder Vancouvers-Inseln, der Ansiedelungen am Ro„then Fluß oder an der Hudsonsbay geurtheilt." [1])

Allerdings ist in diesem Berichte hauptsächlich von den an amerikanischen Fragen mehr betheiligten Ländern Frankreich und England und nicht zunächst von Deutschland die Rede, aber dennoch ist man auch dort mit Amerika und namentlich mit dem katholischen Amerika noch nicht so sehr vertraut, daß weitere Arbeiten auf diesem Felde überflüssig wären.

Diesem, wenn auch nur ungenügend erkannten, so doch jedenfalls vorhandenen Bedürfnisse zu begegnen, schien uns eine verdienstliche Arbeit; und so entschlossen wir uns, die wenigen, von der Seelsorge und Schule uns gelassenen Mußestunden zu verwenden, um unsere deutschen Landsleute mit den vergangenen und gegenwärtigen Zuständen des katholischen Lebens in den Vereinigten Staaten bekannt zu

---

[1]) Sendschreiben an Herrn Staatssekretär Seward vom November 1862. — So arg ist es denn doch wohl nicht; und der sonst sehr scharfsinnige und scharfsichtige hohe Reisende hat wohl ganz ausnahmsweise ungünstige Urtheile über die Vereinigten Staaten in Europa vernommen. Jedenfalls hat sich derselbe seine Ansichten über zu harte Beurtheilung der Nord-Amerikaner und über Unkunde mit ihren Zuständen in Deutschland nicht gebildet.

machen. Unsere beschränkten Hilfsquellen, die uns karg zugemessene Zeit und unsere schwachen Kräfte erlauben uns nicht, eine eigene Kirchengeschichte der nordamerikanischen Vereins-Staaten zu bearbeiten. Wir glauben indeß dem Leser noch besser zu dienen, wenn wir ihm die amerikanischen Schriftsteller selbst, denen wir diese Geschichte ohnedies zu entnehmen hätten, in geeigneter Auswahl und in Uebersetzung vorführen.

Als Einleitung geben wir hiemit in unserem ersten Bande einen Ueberblick der katholischen Literatur der Vereinigten Staaten von dem so hoch verdienten und bisher wenig anerkannten, gegenwärtig in New-York lebenden Geschichtschreiber, Johann Gilmary Shea. Er schrieb denselben schon im Jahre 1854 für das Katholische Metropolitan-Magazin und hat ihn dieses Jahr zu Gunsten der vorliegenden Uebersetzung verbessert und vervollständigt.

Daran reihen wir zunächst eine kurzgefaßte Darstellung der Geschichte unseres Landes vom katholischen Standpunkte aus. Dieses viel verbreitete und geschätzte Werk des Herrn d'Arcy Mc. Gee besteht aus einer Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser, wie es hier hauptsächlich zur Winterszeit in größern und auch sogar in kleinern Städten üblich ist, vor einem sehr zahlreichen und stark gemischten Publikum gehalten hat. Thomas d'Arcy Mc. Gee ist ein geborner Irländer, als Historiker ausgezeichnet, als Redner unter seinen Zeitgenossen unübertroffen, als Staatsmann gegenwärtig eines der hervorragendsten Mitglieder des Abgeordnetenhauses von Canada, wo er die alte Hauptstadt des Landes, Montreal vertritt.

Diesem geschichtlichen Ueberblicke folgt alsdann „das

amerikanische Martyrologium" von John Gilmary Shea.

Auch die nordamerikanische Kirche hat nämlich ihre Periode des Marterthums gehabt. Die ersten drei Jahrhunderte ihrer Geschichte waren großentheils ein blutiger Kampf mit dem Heidenthum, das hier, in den Urwäldern der neuen Welt, nicht weniger nach Blut dürstete wie vor den Tribunalen und in den Amphitheatern der alten.

Herr John Gilmary, den wir füglich den Vater der amerikanischen Kirchengeschichtschreibung nennen können, hat das Heldenalter dieser Kirche in zwei Werken dargestellt, von welchen hier das Martyrologium zuerst erscheint.

Sollte dieser Band eine günstige Aufnahme finden, so würden wir in einigen nachfolgenden Bänden den Leser mit jeder der sieben Erzdiöcesen unseres Landes in ähnlicher Weise bekannt zu machen suchen und das Ganze mit einer einläßlichern Darstellung des deutschen Elementes in der amerikanischen Kirchengeschichte zum Abschluß bringen.

Mit dieser Arbeit wollen wir weniger der engern Fachgelehrsamkeit dienen, als vielmehr allen Gebildeten und besonders der deutschen, studirenden Jugend eine angenehme und bildende Lektüre bieten. Alle unsere Mühe wäre uns besonders dann reichlich gelohnt, wenn es uns gelingen sollte, den in den Herzen so mancher deutschen Jünglinge schlummernden Beruf zur Missionsthätigkeit in der neuen Welt, zu wecken und durch die großen Beispiele, die wir ihnen hier vorführen, ihren Muth und ihre Opferwilligkeit auf dieses so herrliche und unermeßliche Feld für hingebende Thätigkeit hinzulenken.

I.

Die katholische Literatur

in den

Vereinigten Staaten.

Von

John Gilmari Shea.

Die katholische Literatur der Vereinigten Staaten:

Ihre Vergangenheit, ihr gegenwärtiger Zustand und die besten Mittel, dieselbe in Zukunft zu fördern.

In Ländern wie Spanien, wie Italien, wo die Regierung und die Lebensanschauungen des Volkes, wo die Ueberlieferungen aus alter Zeit und die Gesinnungen des jetzt lebenden Geschlechtes gleicher Weise katholisch sind, kann von einer besondern katholischen und als solche von der nationalen verschiedenen Literatur wohl kaum die Rede sein. Die gesammte Literatur ist eben katholisch und was es nicht ist, muß als Ausnahme betrachtet werden. Bis auf das letzte Jahrhundert war das Nämliche auch in Frankreich der Fall. Allein seit dieser Zeit hat der Unglaube sich dort der Literatur des Tages bemächtigt und eine Richtung hervorgerufen, die vielleicht jetzt noch die herrschende ist. Indessen ist seit eben derselben Zeit dieser vom tödtlichen Pesthauche vergifteten Pflanze gegenüber, eine andere, eine gesunde und katholische Literatur zur Reife gediehen. In Deutschland war die erste Periode des neuen literarischen Lebens gänzlich dem Einflusse des Protestantismus verfallen gewesen, allein in jüngster Zeit haben sich hervorragende katholische Schriftsteller in jedem Fache nicht bloß Beifall, sondern auch eine Stellung erworben und ihre Schriften geben der gesammten Literatur ihrer Tage einen gesündern Ton.

In England und in unserem eigenen Vaterlande waren die

Zustände ganz anderer Natur. In Frankreich hatten zwar die Männer des Unglaubens ihre vom Glanze des Styles bezauberten Leser durch Witz, sophistische Künste und Spott, sowie durch die anscheinende Tiefe ihrer Forschung, Wissenschaft und Alterthumskunde geblendet und mit sich fortgerissen, aber dessenungeachtet bildeten die Katholiken immer noch die große Masse des Volkes und es ist auch jederzeit eine gesunde Literatur unter derselben im Umlaufe gewesen. Deutschland seinerseits war so ziemlich gleichmäßig in protestantische und katholische Bevölkerung getheilt und deßhalb behaupteten auch beide die nämliche Stellung und somit die nämlichen Rechte. England dagegen ist vermöge seiner Regierung ein protestantisches oder vielmehr ein antikatholisches Land und in einer ebenso maß- als sinnlosen Weise ungerecht und feindselig gegen alles Katholische. Die Katholiken in England bilden eine sehr kleine Minderheit und obschon sie in Irland in großer Mehrheit sind, so waren sie dennoch durch die Furcht ihrer schuldbewußten Unterdrücker bis auf O'Connells Zeiten von der Armee, der Marine, den Gerichten, den Universitäten, dem Parlamente und von allen öffentlichen Aemtern gänzlich ausgeschlossen. Sie waren und sind großentheils heute noch Heloten, ein Volk, das in den Augen derjenigen, die sich nicht getrauen, es sprechen zu lassen, unwiderruflich zur Unterdrückung und Ausschließung verdammt bleibt. Das nämliche Verhältniß findet sich so ziemlich auch in unserem eigenen Lande. Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten, welche von so manchen armseligen, leider nicht besser unterrichteten, in ihrer eigenen Einbildung aber höchst weisen Köpfen als eine Frucht unseres freien Volkslebens angesehen wird, welche aber in der That nichts anderes als ein buntes Gemisch von englischem Vorurtheil, irischem Parteigeist, französischem Unglauben, deutscher Freidenkerei und neuzeitlichem Heidenthum ist. — Diese sogenannte öffentliche Meinung erweist sich gegen die Katholiken ganz entschieden feindselig; sie macht sich eine Freude daraus, im Namen der Freiheit gegen sie loszuziehen, im Namen der Humanität einen päpstlichen Nuntius im Bilde zu verbrennen, und im Namen der Sittlichkeit oder auch im Interesse der Verfassung eine Kirche in Brand zu stecken. Vor Allem schließt sie die Katholiken

vom öffentlichen Leben aus, beschuldigt uns, daß wir einer auswärtigen Macht hörig seien und wirft uns Unwissenheit vor, weist jedoch klüglich jedes von einem Katholiken geschriebene Werk von sich, als ob die Lesung desselben ein Geständniß wäre, daß hinter einer mit dem Kreuze bezeichneten Stirne immerhin noch Geist Platz hätte, ein Geständniß, daß die Katholiken denn doch nicht so ganz und gar unwissend, daß Zeitungen eben nicht die Meilenzeiger des allgemeinen Fortschrittes seien, und daß doch Manches sich ganz anders verhalte, als man einzugestehen für gut findet. Dies ist nun freilich ein Zeichen der Furcht, denn nur zu oft sieht man, daß Protestanten einer gewissen Gattung (denn es gibt ehrenwerthe Ausnahmen), innerhalb ihres eigenen Kreises und ganz vorzüglich in katholischen Ländern, sich über die Unwissenheit, den Aberglauben, den Götzendienst und die Pfaffenknechtschaft der blinden Anhänger einer blindlings Unterwerfung fordernden Kirche gar zungenfertig auslassen; sobald dann aber ein gebildeter Katholik unter sie tritt, tönt es plötzlich ganz anders, sie werden auf der Stelle höflich und benehmen sich als durchaus anständige Leute. Wenn sie in einer Kirche sind, so nehmen sie alsbald ihre Hüte ab, an die Stelle zuversichtlicher Behauptung tritt bescheidene Frage und gleich Kindern, die man auf einer Lüge ertappt, machen sie sich sobald wie möglich aus dem Staube. Ein katholisches Buch hat die nämliche Wirkung; es erscheint, um diesen im Vorurtheil befangenen Massen Dinge zu sagen, die sie lieber nicht wissen oder hören möchten. Natürlich wollen sie es nicht anrühren und nicht kaufen. In Folge dessen veröffentlichen unsere Buchhändler lieber irgend ein philosophisches Werk, oder Bücher über die neue Religion der Geisterklopfer, oder irgendwelche dem Christenthume geradezu feindselige Schriften, als daß sie ein von einem Katholiken geschriebenes Werk übernehmen würden, und wir können sie darum nicht tadeln, so lange es ihnen blos um den Dollar und den Cent und um ein verkäufliches Buch zu thun ist.

Unter diesen Umständen sahen wir Katholiken englischer Zunge uns genöthigt, eine eigene, von unserer National-Literatur gesonderte katholische Literatur zu schaffen, haben aber freilich bisher zur Lösung dieser Aufgabe im Vergleich zum vorhandenen Bedürfniß noch wenig geleistet.

Noch immer ist die englische Literatur im Allgemeinen nichts anderes als eine Verschwörung gegen die Wahrheit, und wir finden kaum ein Werk in irgend einem Zweige der Wissenschaft, Literatur, Geschichte oder Kunst, das wir mit gutem Gewissen einem Unerwachsenen in die Hand geben dürften. Indeß verspricht die gegenwärtige Lage der Katholiken im britischen Reiche eine bessere und ehrenhaftere Zukunft und in unserem eigenen Lande gibt unsere wachsende Anzahl uns eine günstigere Stellung, wenn wir sie wirklich behaupten wollen; wenn wir endlich der beständigen Angriffe und Mißhandlungen satt, unserer verzagten Politik ein für allemal den Abschied geben und die gleichen Waffen, die man gegen uns gebraucht, die Macht des Lächerlichen und des Spottes, wie der ernsten Beweisführung, die ersteren natürlich ohne Bosheit aber auch ohne Furcht, in Anwendung bringen lernen. Nur eine Waffe, die Lüge, dürfen wir nicht gleichfalls zu Hülfe nehmen; darin aber könnte es übrigens unsern Gegnern einzig nur der Vater der Lüge selbst zuvorthun.

Wir haben uns vorgenommen, in diesen Zeilen die Frage zu beantworten, was denn eigentlich die katholische Literatur in den Vereinigten Staaten sei und zugleich wollen wir soweit als möglich auf ihre Aussicht in die Zukunft einen forschenden Blick werfen. Unter katholischer Literatur verstehen wir Werke von katholischen Schriftstellern über ausschließlich katholische Gegenstände, somit unsere Geschichtswerke, Reisebeschreibungen, Erzählungen, Dichtungen und alle der eigentlichen Literatur zufallenden Schriften, insoweit sie von einem verständigen Beurtheiler anerkannt werden können. Sonach bleiben von unserem Begriffe der Literatur ausgeschlossen alle streng wissenschaftlichen Werke, denn so sehr auch dieselben dem Verfasser und uns als der Körperschaft, der er angehört, zur Ehre gereichen, so üben sie doch keinen unmittelbaren Einfluß auf die Lesewelt, indem es keineswegs ihr Zweck ist, die im Umlauf befindlichen falschen Vorstellungen zu berichtigen. Es gab eine Zeit, wo eine Anzahl von ausgezeichneten katholischen Mathematikern in diesem Lande unübertroffen da stand; allein so hoch auch ihre Werke mit vollem Rechte geschätzt sind, haben sie doch keines von den volksthümlichen Vor-

urtheilen weggeräumt und an dem krankhaften und fieberischen Zustande der öffentlichen Meinung kein Jota geändert.[1]) Es liegt hierin kein Tadel und wir müßten es vielmehr als einen Mißbrauch bedauern, wenn irgend ein katholischer Schriftsteller in einem rein wissenschaftlichen Werke auf religiöse Zwistigkeiten anspielte, wie so viele Protestanten es thun, von denen manche nicht im Stande sind, den Sternhimmel, die Schichten der Erdrinde, eine Muschel oder eine Blume zu beschreiben, ohne ihren tiefgewurzelten Religionshaß im Tadel irgend welcher mißdeuteter katholischer Lehren zur Schau zu tragen. Die Wissenschaft hat ihr eigenthümliches Gebiet und wir mögen darin keine fremdartigen Dinge dulden; poetische Fetzen und religiöse Streitigkeiten sind in demselben gleich sehr am unrechten Platze. Zur Ehre der katholischen Wissenschaft müssen wir sagen, daß ihre Schriftsteller sich in dieser Hinsicht stets an die richtige Regel gehalten haben. Keine ihrer Schriften über die Differential-Rechnung, über Sternkunde, Geometrie oder Algebra, kein Bericht an die Regierung von Seite eines im topographischen Departement angestellten katholischen Ingenieurs oder von Seite eines auf Entdeckungsreisen ausgesandten Seeoffiziers enthält auch nur die geringste Beleidigung der religiösen Gefühle seiner protestantischen Mitbürger und wir müssen ihnen dafür nothgebrungen ein besonderes Lob spenden, denn diese Beispiele einer richtigen Auffassung ihrer Stellung sind leider nicht sehr häufig.

Indem wir somit von der Wissenschaft absehen, wollen wir unsere Bemerkungen auf die Literatur im engeren Sinne beschränken. In den ersten Zeiten unseres republikanischen Lebens waren wir Katholiken eine Handvoll armer Leute, denen man eine anfänglich gar nicht beabsichtigte Duldung einzig darum gewährte, weil man sich damit die Hülfe des katholischen Frankreich sichern mußte und weil man erwartete, daß wir nie zahlreich werden würden. Freilich

---

[1]) Zu diesen Werken gehören die Abhandlung über den Gebrauch des Globus, eine ausgezeichnete Astronomie, um das Jahr 1814 von dem Jesuiten Wallace, Professor in New-York herausgegeben; die mathematischen Werke eines Ryan, O'Shanessy, Restini und Anderer.

hat die Zeit diese letztere Erwartung so vollständig Lügen gestraft, daß man Sallust's Worte: „Incredibile memoratu est, adepta libertate quantum brevi creverit," füglich auf uns anwenden kann.

Das erste Unternehmen der Katholiken unter der Republik war der Abdruck von Gebetbüchern, der Nachfolge Christi und der heiligen Schrift; eine Ausgabe dieser letztern wurde schon im Jahre 1790 veranstaltet, obwohl der Katholiken damals äußerst wenige waren; aus der geringen Zahl der damaligen Priester subscribirten alle darauf, unter ihnen zehn Jesuiten, eine Thatsache, die wir allen Rednern in Bibelgesellschaften zur Beachtung empfehlen.

Der gedrückte Zustand der Katholiken unter der frühern Kolonial-Regierung hatte die Drucklegung unserer Bibel und anderer nothwendiger Bücher so gänzlich unmöglich gemacht, daß die Geistlichen sich manchmal genöthigt sahen, das Missale abzuschreiben und daß auch die Laien mit andern Büchern, die sie zu besitzen wünschten, ein Gleiches thun mußten. Manche alte katholische Familien bewahren noch heute diese in damaliger Zeit gemachten Abschriften solcher Bücher.

Abdrücke anderer Werke folgten auf die schon genannten und zugleich neue Ausgaben bereits vorhandener Uebersetzungen der aszetischen Schriftsteller Spaniens und Frankreichs, die noch jetzt einen bedeutenden Theil unseres Buchhandels ausmachen. Indessen war unser Land zu reich an katholischer Geschichte und seine Erinnerungen waren zu frisch und reichhaltig, als daß es sich lange mit fremder Literatur begnügen konnte. Zu einer Zeit, als die Pilgrime[1]) noch in Holland weilten, schrieb bereits ein Peruaner in Florida dessen erste Geschichte; Ulloa, der erste spanische Gouverneur von Louisiana, ist ein in der Literatur wohl bekannter Name. Lescarbot schrieb an der Küste von Maine seine „Musen von Neu-Frankreich"; an den Ufern des St. Laurenz schrieben Charlevoix und Lafitau ihre Geschichtswerke; an den Gestaden des Huron-

---

[1]) Die puritanische Sekte der Brownisten, welche von den Hochkirchlichen in England beunruhigt, nach Holland übersiedelte und von hier, zwischen 1620 u. 1630, nach Nord-Amerika auswanderte.

Sees verfaßten Lalemant, Chatelain und Ragueneau ihre ascetischen Schriften, die in Frankreich eine so freudige Aufnahme fanden; Jogues schrieb in der Amtsstube des holländischen Kommandanten zu Albany in einem klassisch reinen Latein die Erzählung seiner Leiden, die nachmals in Rom und Oesterreich wieder gedruckt wurde.[1])

Zur Zeit unseres Unabhängigkeits-Krieges im Jahre 1787 veröffentlichte Abbe Robin zu Philadelphia seine Tagebücher aus dem Feldzuge Rochambeau's; St. John de Crevecoeur übergab der Presse seine wohlbekannten Briefe eines amerikanischen Farmers,[2]) in ihrem Tone und Ausdruck ein Denkmal der damaligen Zustände unter den Katholiken, die lange zerstreut und fern von ihrer Geistlichkeit, von Gottesdienst und Unterricht gelebt hatten. Etwas später erwarb sich Mac-Neven durch seine medizinischen und philosophischen Werke verdienten Beifall, Carey mit seinen Versuchen über verschiedene Gegenstände; Du Ponceau mit seinen philosophischen Schriften setzten die Reihe katholischer Schriftsteller fort. Was unsere Literatur betrifft, so haben wir dem letztern am meisten zu verdanken, indem er zuerst die Aufmerksamkeit der Gelehrten den philologischen und ethnologischen Leistungen der frühern Missionäre in Amerika, in China und im ganzen Osten zuwendete.

Unsere einheimische Literatur nach Beendigung des Freiheits-Krieges begann mit religiösen Streitschriften und blieb lange auf solche beschränkt. Der Hochw. Herr Johann Thayer legte den Grundstein dazu in dem um das Jahr 1783 veröffentlichten und seither oft abgedruckten Berichte über seine Bekehrung. Als ein Bruchstück unserer Geschichte und als ein denkwürdiges Beispiel des Waltens göttlicher Vorsehung ist dieser Bericht auch heute wieder

---

[1]) Luis de Ore Historia de los Martires de Florida 1604; Ulloa, Historical Relation of a Voyage to South America — Noticias americanas und andere Werke; Lescarbot, Muses de la Nouvelle France 1615; Charlevoix, Histoire de la Nouvelle France 1741; Lafitau, Moeurs des Sauvages etc.

[2]) Gedruckt in England, Irland, New-York, soviel ich weiß um 1785 und später zu Paris.

werth der Lesewelt mitgetheilt zu werden, sein Styl ist männlich, aufrichtig und überzeugend.

Ungefähr um die nämliche Zeit fand Bischof Carroll es nothwendig, mit einer kleinen Schrift, betitelt: „Offenes Schreiben an die römischen Katholiken in den Vereinigten Staaten, von einem katholischen Geistlichen" (Annapolis 1784) die Reihe der Controversschriften zu eröffnen. Es war dies eine Antwort auf ein Werk eines seiner Verwandten, Namens Wharton, der sich den Episkopalen angeschlossen hatte und nun die katholische Lehre angriff. Die Antwort ist eine bewunderungswürdige Vertheidigung, dem Styl und Inhalt, der Form und dem Tone nach unseres ersten Prälaten würdig. Eine Versammlung von Katholiken und Protestanten zum Zwecke freier Besprechung war etwas ganz Neues. Nicht lange darnach kam Thayer als Priester nach Amerika zurück zum Schrecken der Gottesgelehrten in Neu-England, welche ihre Entrüstung noch innerlich verbissen hatten, als sie den Stadtrath von Boston bei Anwesenheit der französischen Armee daselbst in einer katholischen Prozession hatten einhergehen sehen; die aber jetzt ihre Gefühle nicht länger zurückhalten konnten, da sie einen in Cotton Mather's und Edward's Schule erzogenen Mann wirklich und leibhaftig als katholischen Priester heimkehren und noch überdies behaupten sahen, er habe recht gehandelt. Neue Controversen folgten und im Jahre 1790 erschien Thayers Gespräch mit dem Hochw. Georg Leslie (Washington, N. H.). Andere Controversen entstanden hierauf in Philadelphia und in andern Städten und da die Presse den Parteien zu Gebote stand, so blieb unsere Literatur, wie schon gesagt, für längere Zeit auf diese religiösen Streitschriften beschränkt. Aus diesen Erörterungen wuchsen zunächst als neuer Zweig die Abhandlungen über verschiedene Lehrpunkte hervor, von denen alle mit Geschick verfaßt und mehrere derselben Schriften ersten Ranges sind.

Indessen waren bloß gelegentliche Antworten auf feindliche Angriffe in Form von Flugschriften nicht länger ausreichend. Die Zeitungsblätter fanden sich nicht immer willig, dem katholischen Schriftsteller ihre Spalten einzuräumen und so machte das Bedürfniß von katholischen Zeitschriften sich immer mehr fühlbar. Bald

jedoch gaben die Gründung des „Truth Teller" (Wahrheitsfreund) und kurz darauf die des „Miscellany" den Katholiken ein eigenes Organ; andere Zeitungen folgten, manche freilich von kurzer Lebensdauer, indessen zeigte sich dennoch ein regelmäßiger Zuwachs in ihrer Verbreitung, sowie in ihrem Einflusse. Um das Jahr 1830 wurde ein Magazin angefangen unter dem Titel „das Metropolitan-Magazin" The Metropolitan, herausgegeben von dem Hochw. C. C. Pise und dem Hochw. Dr. Damphoux; bald reihten sich ihm noch andere an. Der auf diese Weise angebahnte Verkehr mit dem Volke bildete nun manche Schriftsteller, die späterhin unsere Literatur bereicherten und uns Ehre machten. Einige Erzählungen und ein oder zwei Geschichtswerke waren indessen so ziemlich Alles, was bis auf das Jahr 1840 erschien, weil der katholischen Verleger nur wenige waren, und kaum einer derselben zur Herausgabe von bedeutenden Originalwerken hinreichendes Kapital und genügende Geschäftsverbindungen besaß, während anderseits der Verlag von unentbehrlichen und längst wohl bekannten englischen Werken ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Einem gewöhnlichen Verleger ein katholisches Buch anzubieten, war verlorne Mühe. Entweder würde er dasselbe sogleich zurückgewiesen oder nur unter Bedingungen übernommen haben, denen sich Keiner, der sich selbst achtete, hätte unterziehen können.

Noch vor wenigen Jahren war Lukas Fielding in Baltimore beinahe der einzige, der es gewagt hatte, eine ansehnliche Zahl von Originalschriften herauszugeben; allein auf einmal regte sich ein neuer Unternehmungsgeist in unsern katholischen Buchhändlern. [1])

[1]) Das von Lukas (1835) veröffentlichte Missale Romanum läßt sich heute noch zu seinem Vortheile mit fremden Ausgaben vergleichen: und Eugen Cummiskeys Ausgabe der Haydock Bible, in Folio mit prächtigem Drucke war ein Unternehmen, das uns heute noch in Erstaunen setzt. Beide Werke geben Zeugniß von der ursprünglichen Richtung einer Körperschaft, die in ihren Druck- wie Bau-Werken für eine lange Zukunft — ad multos annos Vorsorge trifft. Diese Reihe bleibender Werke in einem Style, der die weltliche Presse weit hinter sich läßt, hat einen passenden Abschluß gefunden in den Concilia Provincialia Baltimori und dem Rituale Romanum. Letzteres ist

Das von Hrn. Dunigan herausgegebene Gebetbuch der Ursulinerinnen war seiner Zeit ein Wunder von Schönheit und die wirksame Anregung zu einem guten Geschmacke und einem Verlangen nach wohl ausgestatteten Büchern. Sowohl die schon bestehenden als die später auftretenden Verlagshandlungen erweiterten nun auch ihren Gesichtskreis; mehrere von ihnen verlegten amerikanische Werke und ihre Bestrebungen begannen allmählig auch unter unsern protestantischen Landsleuten bekannt zu werden, obwohl allerdings Niemand so blind ist als derjenige, welcher nicht sehen will. [1])

Die Herausgabe katholischer Werke ward nun immer leichter: das katholische Magazin der Vereinigten Staaten (United States Catholic Magazine 1842—48) bildete mehrere Schriftsteller, die seither gute Dienste leisten; Dunigan's Haus-Bibliothek (Home-Library) 1844—46 that das Nämliche und andere Häuser von weniger ausgedehnten Geschäftsverbindungen als die eben genannten faßten Muth genug, um neben den amerikanischen Uebersetzungen französischer Schriften auch Werke einheimischer Schriftsteller herauszugeben. Endlich wurden auch einige Schulbücher für unsere katho-

---

eine wahre Perle unter den rubrizirten Werken in Amerika und übertrifft alle rubrizirten Gebetbücher unserer anglikanischen Freunde durch seine Schönheit bei weitem. Das obenerwähnte Missale Romanum von Lukas war zugleich das erste je in Octavform erschienene.

[1]) Als ein Beispiel dieses Seitens unserer Mitbürger so gefälligen Augenschließens gegen alle unsere Leistungen wollen wir nur die Thatsache anführen, daß Appleton eine Nachfolge Christi herausgab, und sie die Erste amerikanische Ausgabe nannte. Die erste! — Hätte er gesagt, die zwanzigste oder dreißigste, dann hätte er es besser getroffen, denn die Zahl ist so groß, daß sie sich nicht mehr berechnen läßt. In den letzten siebenziger Jahren erschien die erste Auflage, und als Appleton die seinige veranstaltete, waren vier Stereotyp-Ausgaben im Umlauf und das Buch ist in dieser oder jener Form so oft gedruckt worden, daß es keinem katholischen Verleger mehr beifällt, von der Zahl seiner Auflage zu sprechen. Als ein zweites Beispiel kaufe Poole's Index of Periodical Literature und suche von der Dublin Review angefangen irgend eine katholische Zeitschrift: wenn du Brownson gefunden hast, so hast du alle katholischen Zeitschriften, welche diesem Bücherkenner bekannt waren.

lischen Schulen bearbeitet und damit diesem dringenden Bedürfnisse einigermaßen abgeholfen. In gegenwärtiger Zeit bilden unsere Literatur, unsere literarischen Bestrebungen und die binnen wenigen Jahren erzielten bedeutenden Fortschritte einen unserer vollen Aufmerksamkeit würdigen Gegenstand. Um uns damit besser bekannt zu machen, wollen wir eine kurze Uebersicht der Hauptzweige geben und die dahin einschlagenden Werke mit einigen Worten charakterisiren. Natürlich können wir uns auf keine eingehende Würdigung derselben einlassen und unsere Darstellung mag hie und da anders ausfallen, als manche Personen wünschen möchten; weil wir indessen weder die einzelnen Werke an und für sich betrachten, noch auch mit der englischen Literatur sie im Allgemeinen vergleichen, sondern nur als Theile unserer eigenen Literatur anführen wollen, so wird, wie ich zuversichtlich hoffe, unser Urtheil weder mißverstanden, noch auch als überschätzt angesehen werden.

Wir wissen sehr wohl, daß unsere Meister und Herren seit Langem gewohnt waren, über jedes katholische Buch die Nase zu rümpfen und sich über den Katholiken lustig zu machen, dem es beifallen sollte, ein Buch zu schreiben, das werth wäre, in eine Bibliothek gestellt zu werden, oder gar mit nichtkatholischen Schriftstellern sich messen zu wollen. Auch wissen wir, daß manche Herausgeber unserer eigenen Vierteljahrsschriften (Reviews) und anderer Blätter, Männer, die nicht im Schooße der Kirche geboren sind, in ihrer frühern Jugend und im ersten Mannesalter von diesen Ansichten so sehr durchsäuert worden sind, daß sogar die Aenderung ihres Glaubens unvermögend war, dieselben zu beseitigen. Instinktartig fallen sie über den armen katholischen Schriftsteller her und zerreißen ihn geradezu in Stücke, wenn er sich nicht zuvor schon irgend einen Namen erworben hat, vor dem sie sich beugen müssen; in diesem Falle macht sie dann aber diese nämliche Erziehung so unterwürfig, als man nur wünschen kann. Wir unserseits haben diese Ansicht von der selbstverständlichen Unzulänglichkeit katholischer Leistungen von jeher mit Mißtrauen betrachtet: wir haben uns die volksthümliche Literatur des Tages angesehen, ihren Flitter, ihren Schaum und ihre Ziererei zerlegt, ihre geschichtlichen und anderweitigen Thatsachen, ihre

vorgebliche Wissenschaft und Logik geprüft und ruhig eine Fiber nach der andern zerschnitten, um endlich die Seele, den philosophischen Ausgangspunkt im Gehirne des Verfassers ausfindig zu machen; allein wir sind nach Allem zu dem einfachen Schlusse gekommen, daß sich meistens das Ganze auf ein einziges Wort zurückführen läßt und dieses eine eben nicht besonders hochgehende, noch schmeichelhafte Wort ist das amerikanische Wort „Humbug," d. h. viel Geschrei und wenig Wolle! — Der Schleier ist gefallen und wir können uns jetzt nur darüber wundern, wie diese Götzen so lange ihre Weihrauch spendenden Anbeter finden konnten.

Wir sagen dieß keineswegs etwa deßhalb, weil die Meisten von ihnen die tiefste, blindeste, lichtloseste, starrköpfigste, freiwillige, höchst vergnügliche und sinnlose Unwissenheit in Bezug auf katholisches Leben, katholischen Gottesdienst, katholische Anstalten und katholische Uebungen zur Schau tragen. Dieses können wir ihnen leicht verzeihen, denn wir wissen wohl, daß die öffentliche Meinung solches von ihnen fordert; und sogar diejenigen, welche mit all diesen Dingen bekannt sind, müssen thun, als wären sie es nicht. So würden wir ein sonst gutes Buch über Amerika keineswegs verdammen, weil uns in demselben gesagt würde, daß in den katholischen Kirchen des Landes kein Theil der heiligen Schrift je in englischer Sprache vorgelesen, oder daß auf den katholischen Kanzeln nie englisch gepredigt werde. Wir würden auch kein Werk über den Volksunterricht deßwegen verwerfen, weil darin in aller Unschuld gemeldet wird, daß das Missale und das Brevier in katholischen Anstalten zu den gewöhnlichen Schulbüchern gehörten.[1]) Messe am Nachmittag, zu welcher jeder Katholik sein eigenes Missale mitbringt, ist in solchen Büchern etwas, an das wir längst gewöhnt sind, und wir neh-

[1]) Dieses unbegreifliche Muster von Unwissenheit finde ich in einem Werke, das auf Anordnung des gesetzgebenden Körpers von Michigan geschrieben, von demjenigen New-Yorks gutgeheißen worden und hier im Norden so zu sagen in jeder Schulbibliothek zu finden ist. Und der gelehrte Herr Verfasser benutzt dies als einen Beweis, um die Einführung der Bibel als eines Schulbuches damit zu befürworten.

men es auch keinem Schriftsteller übel. Nein, wahrlich, wir werden sie dieser Unwissenheit wegen nie hart beurtheilen; Unkenntniß in Bezug auf Gott und göttliche Dinge ist ein Theil der Strafe der Erbsünde, wir können nicht erwarten, daß Ungetaufte oder Heiden derselben entgehen können und über die Hälfte unserer Bevölkerung gehört leider zur ersten Klasse.

Bevor wir daher katholische Schriftsteller beurtheilen, möchten wir darauf aufmerksam machen, daß wir die Literatur des Tages keineswegs vergöttern. Auch auf die Gefahr hin, daß man uns für Sonderlinge oder Tölpel erklärt, sprechen wir uns offen dahin aus, „daß wir nicht anbeten wollen" und daß wir den Götzen des Volkes keine Ehrfurcht beweisen können. Sie sind keine Riesen; nichts weniger als das! Es findet sich mehr wahre Beredsamkeit, mehr lebendige Poesie, mehr wahrhaft Edles und Großes, mehr Kenntniß und Wissen in manch einem mit harter Arbeit überladenen Missionär, als in den glänzendsten Lichtern, die in den Hallen von Westminster und Washington leuchten, mehr als in Englands lorbeerumkränzten Häuptern, mehr als in der Mehrzahl von Dichtern, Rednern und Staatsmännern, die man als die Wunder beider Länder betrachtet. Das ist unsere Ueberzeugung und wir machen kein Hehl daraus. Nach diesen Vorbemerkungen lassen wir nunmehr unsere Uebersicht folgen.

1. **Theologie.** — Indem wir mit der Theologie beginnen, begegnen wir einer Thatsache, welche in bemerkenswerther Weise für unsern Kulturzustand Zeugniß gibt. Eines der frühesten Werke unserer Literatur ist die Dogmatik und Moral des jüngst verstorbenen Erzbischofs Kenrick von Baltimore, ein vollständiges, den Bedürfnissen des Landes angepaßtes Handbuch der Theologie in sieben Bänden. Das Erscheinen eines so großen, für den Gebrauch berechneten und in gutem Latein geschriebenen Werkes, war der protestantischen Lesewelt und Geistlichkeit, von denen es nur wenige ohne Schwierigkeiten und vielleicht keiner mit Leichtigkeit zu lesen vermochten, ein vollkommenes Wunderding. Vom literarischen Standpunkte aus betrachtet, zeugt es für die klassische Bildung unserer Schriftsteller und eine Vertrautheit mit der römischen Literatur, die

nirgends im Lande größer ist. Die Canones und Beschlüsse der zu Baltimore gehaltenen Conzilien, die Englands erster Orientalist, Cardinal Wiseman denjenigen von Mailand an die Seite stellt, sind ebenso gute Beweise eines reinen Geschmackes. In den Hinterwäldern sogar mitten unter rauher Arbeit und rauhem Volke singt Badin, der erste in diesem Lande geweihte Priester in lateinischen Versen das Lob der Dreieinigkeit.[1])

Nebst diesen zwei theologischen Werken hat der ebengenannte Hochw. Herr Verfasser uns in seinem: „Primat des apostolischen Stuhles“ eines der durchdachtesten Werke gegeben, die je in Amerika erschienen sind. Es war das Ergebniß einer gerade wegen desselben längst vergessenen Controverse mit Bischof Hopkins von Vermont. Wenn auch nicht immer rein und klassisch, so ist doch sein Styl klar, männlich und kräftig und obwohl sehr geistreich, dennoch stets bescheiden und edel gehalten. Im nämlichen Style sind auch zwei kleinere Abhandlungen des nämlichen Verfassers über Taufe und Rechtfertigung geschrieben.[2]) Seine neue Uebersetzung der heiligen Schrift mit ihren gelehrten und gewählten Anmerkungen gibt ihm einen hohen Rang unter den Freunden des Bibelstudiums und wie sehr er sich durch diese seine sorgfältige und genaue Uebersetzung um englische Leser verdient gemacht hat, kann nur derjenige gehörig schätzen, welcher weiß, wie schändlich die gewöhnlichen Ausgaben der sogenannten Douay-Bibel durch Auslassungen, Druck- und andere Fehler aller Art entstellt sind.

Sein Bruder, der Erzbischof von St. Louis, weniger Theologe,

---

[1]) Mit dem freien Gebrauche des Lateinischen unter uns unbekannt, betrachtete die staunende protestantische Welt das von Glaß geschriebene lateinische Leben Washington's als ein Meisterwerk!

[2]) Die erstere Abhandlung insbesondere ist ein Meisterstück weiser Mäßigung, belebt durch Stellen voll Witz und Satire bei Darstellung protestantischer Ansichten: beide Charakterzüge finden sich in diesem Prälaten vereinigt: zu gleicher Zeit beweist es eine vollständige Bekanntschaft mit allen, dieses in das Christenthum einführende Sakrament betreffenden, protestantischen Theorien, von den seltsamen Einbildungen eines Fox und Campbell bis zu der beinahe rechtgläubigen Ansicht des gelehrten, patristisch gebildeten Pusey.

aber um so mehr Schriftsteller für seine Heerde, hat mitten unter seinen Obliegenheiten als Missionär und Bischof Zeit gefunden, unsere Literatur mit mehreren Andachtsbüchern und einer Abhandlung über die anglikanischen Weihen, sowie mit einem unschätzbaren, höchst nothwendigen und dennoch bisher wenig bekannten Berichte über das heilige Haus zu Loretto zu bereichern.

Bischof Spalding hat in diesem Fache seine „Beweisgründe der katholischen Wahrheit" (Evidences of Catholicity) und Dr. Pise ein Werk über Christenthum und Kirche nebst seiner Aletheia geliefert; von dem Style und dem literarischen Charakter dieser Schriftsteller wird an einem andern Orte die Rede sein.

Von den verschiedenen von Zeit zu Zeit veröffentlichten Berichten über Religionsgespräche sind mehrere als ausschließlich katholische Werke betrachtet und nur in katholischen Buchhandlungen zu haben, ein unzweideutiges Zeichen von dem endlichen Ausgang der Verhandlungen. Der Art sind die Controversen zwischen dem nunmehr verstorbenen Erzbischof Hughes und dem presbyterianischen Minister Breckenridge, zwischen dem gegenwärtigen Erzbischof Purcell und dem Stifter einer neuen Sekte, Campbell; ferner gehören dahin die Werke von Bischof England in fünf Bänden, von denen die meisten polemisch und ebensosehr ihrer Beredsamkeit und Reinheit der Sprache als der Gelehrsamkeit wegen berühmt sind. So wurden im Laufe der Zeit noch manche andere veröffentlicht, man findet sie aber jetzt äußerst selten und kann sie daher wohl kaum als Bestandtheil unserer gegenwärtigen Literatur betrachten. Unter diesen verdienen die Religionsgespräche von Bischof David und den Herren Power, Kohlmann und Levins mit verschiedenen Gegnern eine besondere Erwähnung und deren Verfasser sind heute noch als tüchtige Controversredner in dankbarer Erinnerung. Pater Kohlmann's Werk über die Beichte und über „den Unitarismus in seinen philosophischen und theologischen Beziehungen (Washington 1821) sind äußerst werthvoll, in einem klaren, überzeugenden und sehr reinen Style geschrieben, frei von den Sprachfehlern, auf die man sich bei Ausländern sonst gefaßt macht.

Nebst den genannten mag in diesem Fache noch erwähnt werden

Power's Geschichte des Neuen Testamentes, eine dieses ausgezeichneten Kanzelredners würdige Schrift; und mit besonderem Lobe nennen wir die zwei Abhandlungen des russischen Prinzen Galitzin, des Missionärs der Alleghany-Gebirge, der sich in seiner „Vertheidigung katholischer Grundsätze" und in seinen „Briefen über die heilige Schrift" nicht bloß durch angenehmen Styl und gesunde Beweisführung, sondern auch durch den milden und freundlichen Geist, in welchem er alle seine Behauptungen einführte, hohen Ruhm erworben hat.

Auch Fredet lieferte eine Vertheidigung des heiligsten Altarssakramentes, die in ihrer genauen, klaren und ruhigen Darstellung der katholischen Lehre den Sulpizianern alle Ehre macht.

Bischof England lieferte eine Erklärung der Ceremonien der Charwoche und der heiligen Messe, widerlegte die elenden Vorurtheile gegen die römische Canzlei und entwickelte in mehreren andern Abhandlungen die Kraft seines großen, durchgebildeten Geistes und die reine Schönheit seiner Sprache.

Noch müssen wir die Werke des Hochw. Jeremias O'Callaghan anführen als ein Beispiel der freien Forschung, wie sie unter uns herrschend ist. Eigenthümlich in Sprech- und Denkweise unterscheidet er sich merklich von allen seinen Zeitgenossen und in seiner Schrift „über den Wucher", sowie in derjenigen „über die Geheimnisse" stellt er Sätze auf, die nicht viele Anhänger gefunden haben.

Der nunmehr verstorbene Hochw. E. Putnam wagte sich auf das vielbetretene Feld einer Erklärung der geheimen Offenbarung und lieferte eine gründliche und ansprechende Arbeit. Auch sein Band von Abhandlungen verräth den gründlichen Gelehrten und den beredten Lehrer.

Die Paulisten-Väter in New-York haben drei Bände von den ausgezeichneten Predigten, die in ihren Missionen so viel Gutes gestiftet, in Druck gegeben und haben auch noch durch andere Werke ihren Wirkungskreis erweitert. Hecker in seinen „Fragen der Seele" versuchte es, sich in der großen Masse von Protestanten, die nach der Wahrheit verlangen und von der kalten Lüge des Protestantis-

mus abgestoßen dem leeren Vernunftglauben anheimfallen, Eingang zu verschaffen. Deshon wendet sich in seinen Lehrvorträgen an die verschiedenen Klassen der Gesellschaft in einer ihren Bedürfnissen angemessenen Form; während Hewit in seinem „Leben heiliger Personen" Muster zur Nachahmung für sie aufstellt.

2. **Literatur.** — Wir kommen nun zu demjenigen Theil der Literatur, der zum Unterschiede von der Theologie, sei es der dogmatischen, apologetischen oder polemischen, mit diesem Namen im engern Sinne bezeichnet wird. Wie schon vorhin bemerkt, umfassen wir unter diesem Gesichtspunkte alle von wirklichen Katholiken, wenn auch nicht über strengkatholische Gegenstände geschriebenen Werke, insofern sie eine eigene Literatur für uns bilden, die vollkommen zuverlässig und von allen unwissenden,böswilligen und anstandswidrigen Verläumdungen rein ist. Alle diese Schriftsteller wollen wir in vier Klassen, als: a. Geschichtschreiber, — b. Philosophische Schriftsteller, — c. Erzähler, — d. Dichter — einreihen und mit einer Uebersicht der periodischen Presse schließen.

a. Auf dem geschichtlichen Gebiete haben wir Gegenden unseres Landes, denen die früheren französischen und spanischen Kolonien und Missionen ein Interesse verleihen, welches Bancroft zuerst entwickelt hat; es war klar genug, daß diese Abtheilungen in den Händen eines beschränkten und unwissenden Kopfes höchst ungerecht behandelt werden würden, während ein Katholik ohne den Tadel der Parteilichkeit zu verdienen, wegen seiner Kenntniß der Lebensanschauungen und leitenden Absichten viel besser geeignet wäre, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Darum leistet uns ein jeder unserer Schriftsteller, der seine Zeit diesen Abtheilungen unseres Landes und unserer Geschichte zuwendet, jedesmal einen doppelten Dienst. Martin, ein Katholik, war der erste Geschichtschreiber von Nord-Karolina und dann von Louisiana, während er zugleich als Rechtsgelehrter unübertroffen dastand. O'Callaghan in seiner Geschichte von Neu-Niederland gab uns die Anfänge der holländischen Kolonie in New-York und so auch den ersten Bericht über den Beginn und die Fortschritte der berühmten Jesuiten-Missionen unter den Irokesen im nämlichen Staate. Mc Sherry gibt eine bil-

lige, keineswegs aber von blinder Bewunderung diktirte Darstellung der ersten Ansiedler in Maryland und ihrer edelmüthigen, aber übelberathenen Politik. „Die Entdeckung und Erforschung des Mississippi" von John G. Schea rechtfertigt die Ansprüche der alten Missionäre auf ihren Ruhm als Pioniere des Westens und reinigt sie gänzlich von den Beschuldigungen des Betruges, welche von Vorurtheilen befangene, kurzsichtige Nebenbuhler auf sie gehäuft hatten, ohne daran zu denken, daß ihre unbedachten Reden, gerade wie vor ihnen die des Las Casas, dereinst als Waffen gegen ihre eigene Religion gebraucht werden könnten.

Andere haben durch verschiedene Beiträge künftigen Historikern vorgearbeitet. Keine von diesen Arbeiten, meist lokaler Natur, machen irgendwelchen Anspruch auf literarischen Werth oder wollen sich einem Prescott, Bancroft oder Parkman zur Seite stellen. Die örtliche Beschränkung und das Eingehen in so viele Einzelheiten lassen wenig Raum zu kunstreicher Gruppirung und Schilderung. Wenn wir sie jedoch mit andern auf dem nämlichen Gebiete vergleichen, so übertreffen sie immerhin die Mehrheit der Lokalgeschichtschreiber unseres Landes, von denen nur wenige Besseres geleistet haben.

In der allgemeinen Geschichte können sich unsere Katholiken Fredet's alter und neuer Geschichte rühmen, die mit viel Klarheit, Leichtigkeit und Kraft geschrieben und bisher die einzige zuverlässige Weltgeschichte in unserer Sprache ist.

Natürlich haben Kirchengeschichte und deren Biographie mehr Aufmerksamkeit gefunden. Dr. Pise, der Senior unserer katholischen Schriftsteller in Amerika eröffnete seine Laufbahn mit einem Werke dieser Art, einer Kirchengeschichte, die leider nicht vollendet worden und für den allgemeinen Gebrauch zu umfangreich, aber bündig, treu und in trefflich gehaltenem Tone geschrieben ist. Seine „Lebensgeschichte des heiligen Ignatius und seiner Gefährten" hat den Fehler, daß sie manchmal unnatürlich und durch den Gebrauch neuerer Redensarten verdorben ist; allein sie ward zu wenig verbreitet, obwohl ein Buch über die ersten Zeiten der Gesellschaft Jesu höchst nothwendig war und ist; und obwohl dieser Bericht höchst genau und mit der einzigen oben berührten Ausnahme sehr gut geschrieben ist.

Dr. Spalding, gegenwärtig Bischof von Louisville, hat die Geschichte der Kirche in seinem Bisthume mit seinen „Skizzen der frühesten katholischen Missionen in Kentucky" begonnen und setzt dieselbe fort in dem Leben seines Vorgängers, des im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Bischofs Flaget. Bischof Dr. Spaldings Werke haben einen frischen, kräftigen Ton, der anzieht und fesselt und der, wäre solches Bestreben im Vergleiche zu höheren Pflichten nicht zu unbedeutend, wohl ausgebildet werden könnte, um es den Meistern dieses Styles gleich zu thun.

Dr. White hat in seinem Leben der Frau Seton, oder wie wir sie in unseren Kinderjahren zu nennen gelehrt wurden, „Mutter Seton", zweifelsohne das vollendetste und am sorgfältigsten geschriebene Werk dieser Gattung in unserer Literatur zu Tage gefördert. Als Herausgeber des katholischen Magazins und Almanachs hat er zur katholischen Kirchengeschichte reichliche Beiträge geliefert und bethätigt in allen seinen Arbeiten einen guten Geschmack, gefälligen Styl, gesundes Urtheil und treuen Forschungsgeist.

Bischof Baylay von Newark hat einen „Umriß katholischer Zustände in New-York" gegeben, der freilich für die vielen interessanten Gegenstände, die er bespricht, gar zu kurz, sonst aber klar, genau, richtig aufgefaßt und vor allem ein Muster eines ruhig klaren, reinen englischen Styles ist. Noch anziehender sind seine „Memoiren des Bischofs Bruté", welche verdienen allgemeiner bekannt zu werden. Eine Lebensgeschichte des Bischofs Quarter schildert die Anfänge katholischen Lebens in seinem Bisthume Chicago.

Bernard U. Campbell begann im „Katholischen Magazin" ein Leben des Erzbischofs Carroll, das ungemein werthvoll ist, nicht bloß der interessanten Darstellungsweise wegen, in der es geschrieben ist, sondern auch wegen der ausgebreiteten Bekanntschaft mit amerikanischer Geschichte und dem katholischen Theile dieser Geschichte, die es bekundet. Es kann für uns nicht leicht einen härteren Verlust geben als den, daß der Verfasser uns sein Werk nicht vollständig und in einer mehr zugänglichen Form gegeben hat. Brent's „Leben des Erzbischofs Carroll" und das „Leben des Hochw. Hrn. de Andras" verdienen hier ebenfalls eine Erwähnung.

Ein bisher anonymer Schriftsteller theilte uns in dem genannten Magazin die Lebensgeschichte aller während der früheren Missionen innerhalb der Vereinigten Staaten getödteten katholischen Priester mit. Sein Styl erschien zwar etwas eintönig, aber sein Studium der französischen und spanischen Quellen macht seine Arbeit zu einer höchst zuverlässigen Fundgrube für die Geschichte der frühern Missionen.

John G. Schea hat in seiner „Geschichte der katholischen Missionen" unter den Indianer Stämmen, „Gefahren des Ozeans und der Wildniß", sowie in seiner „Reihenfolge von französischen Memoiren" seinen Landsleuten manches anziehende Bild aus dem Leben und Leiden der ersten Herolde des Kreuzes aufbewahrt und uns neuerdings vorgeführt. Auch die philologischen Arbeiten derselben hat er uns mitgetheilt in seiner „Reihenfolge von Amerikanischen Linguisten", ein schönes Denkmal des Eifers, mit welchem die alten Missionäre die Sprachen der Eingebornen studirten. In Verbindung mit Henry de Courcy, den er dabei unterstützte, hat er auch in einem Bande eine „Geschichte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten" herausgegeben, welche eine gedrängte Darstellung der Geschichte unserer heiligen Religion in Maryland und den Mittel-Staaten enthält.

Nebst diesen zur amerikanischen Kirchengeschichte gehörigen Werken haben wir von der Feder des gelehrten Walter das „Leben des Thomas More" und der „Königin Maria von Schottland", die wohl beide als Blutzeugen für den Glauben gelten können. Diese Biographien sind sehr gut geschrieben, reich an Interesse, frei von aller pedantischen Ziererei, einfach und klar und in ihrem Tone rein und erhebend.

M. Leod in seiner „Lebensgeschichte der Königin Maria von Schottland" bethätigt in der Vertheidigung der verleumdeten Königin die ganze Kraft seiner von katholischem Eifer beseelten Verstandesschärfe. In seiner „Geschichte der Andacht zur allerseligsten Jungfrau in Amerika" zeigt er sich auf diesem an Poesie so reichen Felde als vollendeter Dichter.

Kein Theil unserer englischen Literatur ist von der Lüge so

sehr entstellt, wie die Geschichte und wir sehen mit Freuden, daß unsere katholische Literatur zur Herstellung der Wahrheit so Vieles geleistet hat. Seit der englischen Reformation, wo die Krone die geistliche Macht an sich riß und fortan ein göttliches Recht beanspruchte, haben die Schmeichler der Könige in ihren Schriften über alle die Männer, welche früheren Königen im Interesse der Kirche gegenübergetreten waren, den ganzen Vorrath ihres Tadels ergossen. Mit der maurischen Ballade sangen auch sie:

„Es gibt kein Recht, solche Dinge zu sagen,
Die mit des Königs Ohren sich nicht vertragen." [1])

Dunstan, Becket, Anselm, Edmund werden von der Kirche als Heilige verehrt, dafür aber von den Schmeichlern Heinrichs und der übrigen Londoner Päpste mit Schmach überhäuft. Uns Republikanern war es von jeher eine Quelle von Erheiterung und zugleich Verwunderung, zu sehen, wie die amerikanischen Schriftsteller hierin den englischen nachbeten, während sie nach allen Gesetzen der Logik diesen Heiligen vielmehr eine Art republikanischer Canonisation sollten angedeihen lassen zur Anerkennung der Bemühungen, mit denen sie die Gewalt tyrannischer Könige auf das bürgerliche, als das einzig rechtmäßige Gebiet des Fürsten, zu beschränken suchten. In England hatten die Lebensbeschreiber der Heiligen allem Anscheine nach nicht Muth genug, sich an die Lebensbeschreibung eines heiligen Dunstan oder Thomas zu wagen, aber in diesem Lande könnten diese Biographien mit großem Nutzen geschrieben werden. Was wir von unsern Historikern zunächst wünschen müssen, sind Werke, welche die vielfach im Volke verbreiteten, falschen Ansichten über so manchen Theil der Geschichte berichtigen. Walter's Schriften haben hiezu einen Anfang gemacht. More's Leben ist eine bessere Weise, den König Heinrich zu schildern, als eine Schmähschrift gegen ihn es sein könnte. Maria's Gefangenschaft zeigt besser als irgend etwas, was die Somerset-Religion in den Tagen ihres Eifers gewesen und welche Tugenden sie am meisten beförderte.

---

[1]) There is no law, to say such things
As are not pleasing to the ears of kings.

Die „Indianer Skizzen", die „Oregon-Missionen", die „Westlichen Missionen" und die „Neuen Indianer Skizzen" des Pater de Smet sind allgemein beliebt, sowohl ihres Inhaltes, als der anziehenden, leichten Erzählung, des tiefen Mitgefühles und der innigen Theilnahme wegen, die der Missionär durch seine Mittheilungen zu wecken weiß.

Der reich begabte Mc Gee hat uns mit einer „Katholischen Geschichte Amerika's" und einer werthvollen Schrift über Irland, sowie auch mit vielen Dichtungen von seltenem Werthe bereichert.

Unser Vorrath an Leben der Heiligen ist theils durch Uebersetzer, theils durch einheimische Werke bedeutend vermehrt worden; darunter verdienen Rumplers „Leben des heiligen Alphons", Preston's „die heilige Maria Magdalena", Joslin's „der heilige Franziskus" und das jüngst erschienene „Leben des heiligen Patrizius"[1]) besondere Erwähnung.

Damit schließen wir unsere Nachrichten über unsere katholischen Geschichtschreiber, deren Zahl fortwährend zunehmen und die besten Talente an sich ziehen wird; denn ihr Feld ist ebenso umfangreich als einladend und bisher noch wenig angebaut.

b. Unter den philosophischen Schriftstellern finden wir eine bedeutende Anzahl von Mitarbeitern an Monats- und Tagesblättern und viele der in den langen Winterabenden uns unterhaltenden akademischen Redner. Brownson war lange, bevor er zu uns kam, bekannt als Verfasser seiner Vierteljahrsschrift und zahlreicher Abhandlungen, gefürchtet und geachtet von Allen; denn gerecht, gerade und strenge wie er war, schonte er auch seine eigene Partei nicht, wo er sie im Irrthum glaubte. Seitdem er Katholik ist, hat er sich nicht geändert, aber seine unerbittliche Logik ist hie und da zu subtil und verfällt leicht in Uebertreibung und Rücksichtslosigkeit. Sein Styl ist klar und kernhaft, aber es bedarf der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, um seinem Gedankengange zu folgen und darum sind denn auch seine schriftlichen Aufsätze höher geschätzt als

---

[1]) Ist hier vielleicht eine Uebersetzung der Vita St. Patricii, Hibernorum Apostoli, Auctore Joccelino, monacho de Furnesio, gemeint?

seine mündlichen Vorträge. Von den erstern ist eine Sammlung unter dem Titel: „Abhandlungen" erschienen. Dr. Spalding ist ein ausgezeichneter Kritiker. Seine Kritik der Reformationsgeschichte von d'Aubigné, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machte, ist in der That das beste seiner Werke und seither in neuer Gestalt als Reformationsgeschichte herausgegeben worden. Die Vorlesungen und Briefe des Erzbischofs Hughes zeichnen sich aus durch eine außerordentliche Kraft, Tiefe und Gediegenheit, durch lebendigen Witz und die strenge Folgerichtigkeit der Beweisführung, die ihm in frühern Jahren einen so großen Ruhm als Controversredner erworben hat. Noch mehrere Andere haben sich auf diesem Felde mehr oder weniger hervorgethan; da jedoch ihre Schriften niemals eine allgemeinere Verbreitung gefunden haben, so können wir sie nicht als einen Bestandtheil unserer Literatur betrachten.

c. Wir kommen nun zu der umfangreichsten Klasse unserer Literatur, den Erzählern, wo wir uns am allermeisten vor Mißgriffen hüten müssen; denn diese Schriftsteller stehen auf so verschiedenen Stufen, haben so gut und wieder so schlecht geschrieben, sind manchmal so ungerecht getadelt worden, wo sie in der That Lob verdient hätten und anderemal zum Himmel erhoben worden, wo einige Rüge höchst nöthig gewesen wäre, daß uns, bei unserem Streben nach Unparteilichkeit, hiebei eben nicht am besten zu Muthe ist, indem gerade dieses Streben uns jedesmal zu entgegengesetzten Fehlern verleiten kann. Im Vertrauen jedoch auf das zuvor abgelegte literarische Glaubensbekenntniß erinnern wir den Leser, daß wir keineswegs die verschiedenen Klassen von Schriftstellern mit einander vergleichen wollen, und daß sich, wo deren nur wenige sind, die entgegengesetztesten Ansichten aussprechen und rechtfertigen lassen.

Die meisten unserer Literaten sind Mitarbeiter an unserer periodischen Presse, sei es der katholischen oder auch der andern. Daneben haben sie denn auch Erzählungen, Skizzen und Romane oder doch sogenannte Erzählungen, Skizzen und Romane herausgegeben. Dr. Pise war der erste katholische Erzähler. Mit seinen beliebten: Controvers-Erzählungen: „Vater Rowland" und der Indianer Hütte" eröffnete er seine Laufbahn. Allmählig folgten Andere nach

und seit einigen Jahren kommen die Erzählungen in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen zum Vorschein; jeder katholische Buchhändler hat seine Anzahl davon herausgegeben. Doktor Pise steuerte dazu sein neues Scherflein bei; Frau Dorsey von Baltimore, Frau Sadlier von Montreal, Mc Sherry, der Historiker, Cannon, Fräulein Brownson und mehrere andere Schriftsteller in New-York haben die Zahl kurzer Erzählungen vermehren helfen. Der Hochw. Hr. Boyce in seinem „Shandy Mc Guire“, und Huntington in seinem „Alban“, „der Wald“, „Blonde und Brünette“ und „Rosemary“, Mc Leod in seinem „Pynnshurst und Bloodstone“, nahmen einen höhern Flug und lieferten uns Werke, die sich mit jedem Erzeugnisse unserer Zeit messen dürfen, während der Verfasser des Justo Ucundono“ eine neue Gattung von Lehrvorträgen einführte, in denen, wie in den bisherigen Controverserzählungen, die Dichtung als Belehrungsmittel benutzt wird.

Unter diesen Erzählern ist Huntington der erste vermöge der dramatischen Gruppirung seiner Szenen, der kunstreichen Entwicklung, der klassischen Reinheit seines Styles, der Zusammenstellung seiner Sätze und der malerischen Schönheit seiner Schilderungen; der erste an innern und äußern Vorzügen. Boyce ist ihm zwar an dramatischem Style, Feuer und Lebhaftigkeit der Handlung überlegen, steht ihm aber sicherlich nach in Sprache, feinem Geschmack und spannender Entwicklung des Ganges der Erzählung. Mc Leod ist in seinem Pynnshurst ganz in seinem Elemente, und diese Kreuz- und Querfahrten im Schweizerland sind mehr werth als ganze Dutzende von Touristen-Schilderungen. Wir finden darin Frische, Schärfe, Lebhaftigkeit und eine solche Fülle von überraschenden Wendungen und genialer Laune, sowie manchmal ein so anziehendes träumerisches Wesen, daß sich der Leser auf die angenehmste Weise mit fortgetragen fühlt. Sein „Leben Walter Scotts“ ist noch viel besser und bei weitem die beste Lebensgeschichte dieses Novellenschreibers. Das Einzige, was in seinen Erzählungen fehlt ist Leben und Handlung; es finden sich im Bloodstone Stellen tiefen Gefühles, kräftiger Schilderung, aber doch ist der Leser durch das Buch nicht

so sehr gefesselt, daß er es nicht halbgelesen bei Seite legen könnte, um es in Mußestunden zu beendigen.

Frau Sadlier hat viele Erzählungen geschrieben, und noch mehrere übersetzt, ihre eigenen spielen meist auf irischem Boden. Sie hat große Gewandtheit in der Ausführung und ihre Popularität ist nichts weniger als unverdient. Ihre „Blakes und Flanagans“; ihr „Willy Burke“ und andere amerikanische Erzählungen sind naturgetreu, mit Geschick und Gediegenheit durchgeführt.

Unter den minder fruchtbaren Erzählern des Tages haben, wie uns scheint, Cannon, Mc Sherry und Frau Dorsey mit dem besten Erfolge gearbeitet. Der „Père Jean“ des Geschichtschreibers von Maryland ist eine prächtige, einfache Skizze; den gewählten Zeiten und Persönlichkeiten vollkommen angemessen, gut durchgeführt und ansprechend, weit besser als sein „Willitoft“, Cannon's „Mora Carmody“ und andere Erzählungen zeugen ebenso sehr von seinem Geschmacke und seiner Erziehung, als von seinem hohen Talente. In Frau Dorsey finden wir mehr Anmuth und Lieblichkeit, sowie die Politur, die sie als Mitarbeiterin an unsern amerikanischen Magazinen sich erworben, ohne jedoch dem „Laura-Mathildaismus,“ zu dem diese Klasse von Schriftstellern sehr geneigt ist, anheimzufallen.

Außerdem haben wir noch einzelne Erzählungen, die der Erwähnung werth sind. Bryant's „Pauline Seward“ ist eine der besten Dichtungen, die je in diesem Lande erschienen sind; Sherlock's „Moralische Erzählungen“ bilden eine Reihe von sehr schön geschriebenen Allegorien; „das Waisenkind von Boston“, vom Hochw. J. T. Roddan ist zwar etwas schlicht und kunstlos, aber keineswegs leer an witzigen, kraftvollen und ergreifenden Stellen: indessen würde eine auch nur annähernde Würdigung aller dieser Arbeiten bei weitem mehr Raum in Anspruch nehmen, als uns in diesen Blättern vergönnt ist; zudem gibt es deren ganz gewiß auch noch sehr werthvolle, die uns noch unbekannt geblieben sind.

d. Von unseren katholischen Dichtern zu reden ist etwas selbstverständliches, denn unsere Kirche ist die Mutter der Poesie; ihre eigenen untreuen Söhne stehen an der Spitze der englischen

Barden, ein Shakspeare, ein Southwell, Crashaw, Pope und Moore, allein obwohl in jüngster Zeit Keble und Faber in England eine katholische Richtung eingeschlagen haben, so können wir doch nur Griffin und Callanan in Irland den Namen katholischer Dichter zugestehen. Wenn wir in den Sammlungen amerikanischer Dichtungen nach katholischen Namen suchen, so ist dies freilich umsonst. Der Hochw. Dr. Rufus Griswold, eine Art literarischer Hebamme, hat seit langem als Thorwächter an der Straße zum Parnassus gestanden und da er gleich einem gewissen englischen Richter zu der hochweisen Ueberzeugung gelangt ist, daß die Katholiken Ausländer seien und daß das Gesetz ihr Dasein nicht anerkenne, so will auch er von ihrer Existenz lieber nichts wissen. Dessenungeachtet ist Pise ein Dichter, und wenn er es auch in seinen größern Dichtungen nicht sonderlich weit gebracht hat, so läßt sich ganz dasselbe durchaus von jedem unserer neuern Dichter sagen; unter seinen kleinern Gedichten aber gibt es manche lyrische Stücke, die so gut als irgend eines einen Platz in unsern Mustersammlungen verdienen. Cannon, Miles und Savage, alle drei Katholiken, haben es mit dem Drama versucht, allein diese Gattung findet gegenwärtig keinen Anklang. Das Theater ist gefallen, und das Drama hat dem Melodrama, den Schaustücken, Balleten und Tänzern weichen müssen. Ein Schauspiel, das als Dichtung wirkliches Verdienst hat, hat auf der Bühne keine Aussicht auf Erfolg und zum Lesen ist die dramatische Form weniger ansprechend als die erzählende. Sogar Longfellow ist in seiner „Goldenen Legende" und seinem „Spanischen Studenten" dieser Form wegen minder anziehend. Dagegen zeigen diese Dichter große Gewandtheit in der Anlage der Verwicklungen und in der Zeichnung ihrer Charaktere; jedoch ihre Hauptansprüche auf den Dichternamen finden sich in ihrer Lyrik. Unter Cannon's Dichtungen dieser Gattung finden sich manche von großer Schönheit. Bryant's „Erlösung" ist unser bester Versuch in der epischen Dichtungsart. Johann August Shea, der lange genug im Lande gelebt hat, um als Amerikaner zu gelten, war ein Dichter von anerkannter Gediegenheit und Schönheit. Von Frau Dorsey haben wir einen Band, größtentheils elegischer Gedichte, von denen einige alle andern

an lebendiger Schilderung und melodischem Versbau, sowie an Bilderreichthum und Zartheit übertreffen. Huntington ist auch Dichter und in seinem letzten Werke bekundet ein einziger Gesang aus einem größern Gedichte auf Columbus all die dichtende Kraft, die Gabe der Schilderung und den schöpferischen Geist, den wir in seiner Prosa bewundern und daneben einen höhern Grad von Melodie und Anmuth, als seine erstern Gedichte zu versprechen schienen. Wallace, ein Geistlicher, hat ebenfalls einen Band von nicht unbedeutendem Verdienst herausgegeben.

Nebst den genannten finden wir in unsern Magazinen und Zeitblättern eine Menge lyrische Ergüsse von Ungenannten, manche von seltener Schönheit.

Noch haben wir Dr. Neligan von New-York zu erwähnen, der sich in mehrern Abtheilungen unserer Literatur versucht, uns das beste Buch über Rom, zuverlässige Arbeiten über die Vereine und Bruderschaften, sowie Abhandlungen und kleinere Stücke jeglicher Gattung geliefert hat.

d. Am Schluße unserer Uebersicht der Literaten müssen wir noch auf unsere periodische Literatur einen Blick werfen. Brownson's Vierteljahrsschrift ist bekannt genug; ihre Artikel sind meistens von Brownson selbst, dessen Namen sie trägt; dieselben bilden einen werthvollen Schatz von polemischer Literatur. Er gibt selten eigentliche Kritiken; seine Bücher-Nachrichten, gewöhnlich sehr ausgedehnt, umfassen nur eine gewisse Klasse von Werken. Am meisten Werth haben für seine Leser im Allgemeinen seine politischen Artikel und begreiflicher Weise erwarten alle von einem solchen Manne ein gesundes Urtheil über große europäische Fragen, in welchem die Mehrzahl unserer Landsleute wegen der Unzuverläßigkeit der uns zukommenden Berichte kaum zu einer entschiedenen Ansicht gelangen kann. Seine zwanzig Bände sind der reichste und werthvollste Beitrag zur amerikanischen Literatur. Nicht wenige Artikel wurden zwar lebhaft getadelt, aber die größere Zahl derselben sind von unbestritten anerkanntem Verdienste. Auch finden sich in diesem Blatte Aufsätze von vielen andern Verfassern.

Magazine haben zu verschiedenen Zeiten einen Aufschwung ge-

nommen, aber nie für lange. Das Metropolitan-, das Expositor-, das Cabinet-, das katholische Kinder-, das katholische Jünglinge- und Jungfrauen-Magazin und noch ein paar andere haben jedes in seiner Zeit gute Dienste geleistet. Das Vereinigte Staaten-katholische-Magazin erreichte sein siebentes Lebensjahr, und ungefähr ebenso lange erhielt sich das Metropolitan-Magazin. Diese Magazine wurden meist von Geistlichen herausgegeben, die nebenbei ihren Amtspflichten als Missionäre obliegen mußten und daher ihrem Blatte nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit zuwenden konnten. Dessenungeachtet waren alle gut gehalten und brachten in Poesie wie in Prosa Leistungen, die keinen andern im Lande nachstehen dürften. Unsere Zeitungen sind noch weiter verbreitet und obwohl manche ihrer Artikel wenig nach Literatur aussehen, so ist es doch bei andern einigermaßen der Fall. Früher waren die katholischen Zeitungen immer zugleich irländisch, jetzt aber nimmt dieses Mißverhältniß ein rasches Ende. Die meisten unserer Blätter werden jetzt von Amerikanern herausgegeben, obwohl natürlich Irland als ein katholisches Land, in welchem unsere Sprache geredet wird, jederzeit viel interessanten Stoff liefert.

Bevor wir diese Uebersicht unserer Literatur abschließen, müssen wir über dasjenige, was für unsere Schulen gethan worden ist, noch ein Wort beifügen. Die große Masse der Schulbücher sind gänzlich und ohne Ausnahme protestantisch, selbst solche, die in öffentlichen Schulen im Gebrauch sind und die vorschriftsgemäß weder katholisch noch protestantisch sein sollten. Indeß scheinen Schulbehörden, Schulräthe, Schulinspektoren, Schulsuperintendenten, Universitätsrektoren und überhaupt Jedermann nur dasjenige für sektirerisch zu halten, was geradezu Presbyterianische, Methodistische oder Episcopalische Tendenz hat, nicht aber was schlechtweg anti-katholisch ist. So hat man z. B. gar nichts einzuwenden gegen ein Geschichtshandbuch, das den Luther und die Reformation bis zu den Wolken erhebt und die katholische Kirche als verfolgungssüchtig hinstellt. Obgleich so etwas so entschieden protestantisch aussieht, als es nur sein kann, so finden sie doch nichts Sektirerisches in einem solchen Buche und führen es in ihre Schulen ein. Dagegen muß das arme

Buch, welches auch nur den leisesten Zweifel über die Zweckmäßigkeit der Reformation zu erheben wagen sollte, unvermeidlich als sektirerisch und katholisch zurückgewiesen werden. Bei einer solchen Lage der Dinge können die Katholiken ein Zweifaches thun und haben es zum Theil schon geleistet, einmal, indem sie Bücher schreiben, die in unsern öffentlichen (common) Schulen gebraucht werden können und dann, indem sie Bücher für unsere eigenen Schulen verfassen, in denen wir über Alles und Jedes unumwunden uns aussprechen können. Kerney von Baltimore hat ein recht gutes Handbuch der Geschichte geschrieben, in welchem die Thatsachen gegeben werden, ohne irgend welche für die eine oder andere Partei mißbeliebige Bemerkungen. Den nämlichen Plan hat auch Grace in seinem Leitfaden eingehalten. Nebst diesen hat Kerney Irvings Katechismen verbessert und einen eigenen, guten Katechismus über die Geschichte der Vereinigten Staaten verfaßt. Wir haben auch ein eigenes Lesebuch: „Musterstücke der englischen Literatur, und Frau Sadlier hat Pinnocks geographischen Katechismus verbessert und erweitert. Andere haben Anleitungen zur Buchhaltung, Arithmetik, Sternkunde u. s. w. geschrieben, in denen keine Sticheleien auf uns vorkommen, während böswillige Feinde ihren tödtlichen Haß sogar in solche Bücher hineingetragen haben. [1])

Zu den rein katholischen Schulbüchern können wir auch Fredet's Geschichte rechnen, welche für Kollegien passend ist; Shea's „Weltgeschichte für Anfänger“, seine zwei Handbücher der Geschichte der Vereinigten Staaten, sowie Sadlier's jüngst erschienene, sehr brauchbare Reihe von Lesebüchern.

So haben wir denn einen Ueberblick unserer dermaligen Lite-

---

[1]) Gewiß hat mancher Leser die beliebte Arithmetik gesehen, in welcher unter anderem die Frage vorkommt: „Wenn der Papst eine Seele aus dem Fegfeuer herausbeten kann an einem Tag, ein Kardinal in zweien u. s. w., in wie viel Tagen können alle miteinander selbe herausbeten? Wer kann sich aber wohl den Aufruhr vorstellen, der erfolgen würde, wenn folgende gewiß nicht unzartere Frage in einem katholischen Buche gefunden würde: „Wenn Luther den $\frac{1}{812}$ Theil der Christen zur Hölle sandte, Calvin den $\frac{1}{567}$ und Cramner den $\frac{1}{3807}$; wie viele haben alle drei zusammen in die Hölle geschickt?

ratur gewonnen; sie ist das Ergebniß weniger Jahre und wenn dieses auch Manchem unbedeutend erscheinen möchte, so brauchen wir doch darum keineswegs zu verzweifeln.

„Kein Schößling ist's, am Quellenrand
Blos hingepflanzt von Zufalls Hand, —
Der blühend stand am Maientag,
Doch bald dem Wintersturm erlag."

Unsere Literatur ist eine starke Pflanze, die etwas aushalten kann. Ihre Wurzel ist in tiefer und fruchtbarer Erde, sie wird Jahr für Jahr wachsen, und da des Himmels Segen auf ihr ruht, so braucht sie keinen Sturm zu fürchten und wird als kräftiger, lebensvoller Baum emporwachsen.

Wir haben an Schriftstellern und an gewandten Männern keinen Mangel; wir haben auch Buchhandlungen und Leser. So darf uns vor der Zukunft auch dann, wenn die Dinge so bleiben sollten, wie sie sich gegenwärtig gestalten, durchaus nicht bange sein, allein wenn wir die Zahl der Katholiken und das Lesebedürfniß derselben in's Auge fassen, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß etwas gethan werden muß, um der Sache einen neuen Aufschwung zu geben, um die Zahl der Werke und die Größe ihrer Auflagen zu mehren und ihnen so einen erweiterten Wirkungskreis zu verschaffen.

Es bleibt uns daher noch zu betrachten übrig, in welcher Weise das, was gethan ist, erreicht wurde und was für Mittel und Wege gewählt werden müssen, um zu neuen Fortschritten zu gelangen.

e. Förderungsmittel für die Zukunft der katholischen Literatur. Wer die Anfänge, die bisherigen Entwicklungsstufen und den gegenwärtigen Zustand der katholischen Literatur der Vereinigten Staaten betrachtet, kann wohl kaum läugnen, daß ihr Fortschritt ein rascher und sicherer gewesen, daß ihr Einfluß im Zunehmen und daß wenn keine störenden Ereignisse dazwischen kommen, der Tag nicht so ferne ist, wo die mitternächtliche und hartnäckige Unwissenheit unserer Landsleute durch ihr Licht gänzlich beseitiget sein wird. Wir wollen es nun versuchen, den Schleier dieser Zukunft ein wenig zu lüften und zu ermitteln, was uns in der Gegen-

wart zu thun obliegt, um die Macht unserer Literatur zu erhöhen und ihren Triumph zu beschleunigen.

Bei alle dem, was wir Katholiken bisher geleistet haben, unterstützte uns keine Begünstigung von Seite des Staates, keine Vergötterung Seitens der öffentlichen Meinung, kein Trompetengeblase der Presse: unsere einzigen Mäzene waren einige Buchhändler und zwar gerade diejenigen, die im Vergleiche zu andern im Lande den beschränktesten Geschäftskreis haben. Wir hatten keine „Unentgeltliche Bücher-Verbreitungs-Anstalt", keinen „Missionsausschuß", keine „Missionsgesellschaft", keine „Sonntags-Schul-Gesellschaft", keine „Traktat-Gesellschaft", keine dergleichen Einrichtungen, die von reichen alten Jungfern und großmüthigen, hypochondrischen alten Kaufherren tüchtig unterstützt werden. Was immer gethan wurde, geschah aus freiem Antriebe. Unsere Blumen sind vielleicht bisher nur wilde Feldblumen gewesen und bedürfen einiger Veredlung, aber die Stengel, auf denen sie blühen, haben eine Kraft und Frische und einen Saft von Wahrheit, der für Alles entschädigt. Ja noch mehr: Alles, was gethan worden ist, wurde vollbracht trotz starker und zahlreicher Hindernisse, von denen wir namhaft machen wollen den Mangel an Zusammenhalt zwischen den Buchhändlern, die zu große Furcht des Klerus vor der englischen Literatur in jeder Gestalt, und eine übergroße Strenge der Kritik von Seiten der katholischen Presse.

Ungeachtet aller dieser hemmenden Einflüsse, ohne Unterstützung von der Geistlichkeit oder der Geldmänner, ist unsere Literatur aus gutem, gesundem Samen emporgewachsen, hat sich gegen die Dornen und Disteln des Lebens mannhaft gewehrt und ist endlich eine Thatsache geworden, die unsere Feinde nicht in Abrede stellen können, eine Thatsache, welche als das Vorspiel zu dem gänzlichen Umsturze des Lügenreiches erscheint, und die deßhalb gewisse Leute so ängstigt und ärgert, daß letzthin in einer New-Yorker-Gesellschaft, die sich selbst eine christliche nennt, (lucus a non lucendo) ein Schmähredner seinem Verdruße nicht anders Luft zu machen wußte, als dadurch, daß er die katholische Literatur in die Mitte stellte

zwischen Voltaire, Tom Paine und die Ungläubigen auf der einen, und die gelbbroschirte, obszene Literatur auf der andern Seite.

Indem wir aber auf unsere Hoffnungen und Aussichten zu sprechen kommen, so wird wohl unsere erste Arbeit darin bestehen müssen, nachzuweisen, auf welche Art die vorhin angedeuteten Hindernisse aus dem Wege geräumt werden können. Wie schon gesagt, haben gewissermaßen die Buchhändler unsere Literatur begründet, indem sie dem katholischen Schriftsteller eine Laufbahn eröffneten; allein unglücklicher Weise hat von jeher eine so unversöhnliche und kleinliche Eifersucht unter ihnen bestanden, daß ein gleichzeitiges Erscheinen mehrerer Ausgaben desselben Werkes gar nichts ungewöhnliches ist, Ausgaben die hie und da mit großen Kosten verbunden und für jeden der wetteifernden Herausgeber wenig oder gar keinen Nutzen bringen: wäre hingegen ein solches Buch einem einzigen überlassen geblieben, so hätte es ihn reichlich gelohnt, und die andern wären dann im Stande gewesen, andere und wahrhaft nöthige Bücher zu besorgen, deren wir auf solche Weise entbehren müssen. Während so ihre Kräfte durch Herausgabe großer englischer Werke (denn diese sind es, die wir hauptsächlich meinen) in Anspruch genommen sind, so können nur wenige sich mit einheimischen Erzeugnissen abgeben, und Buchhändler, Schriftsteller und Leser leiden alle zugleich unter den Folgen einer so kurzsichtigen Eifersucht. So etwas kommt, soviel wir wissen, unter protestantischen Buchhändlern kaum in solchem Maße vor. Unter ihnen bestehen gewisse allgemein angenommene Regeln und ein stillschweigendes Einverständniß, das nie unbeachtet bleibt, auch wenn die Häuser im offenen Wettstreit einander gegenüber stehen. Sie machen die Liste der Bücher, welche sie herauszugeben Willens sind, bekannt und wenn sie dies einmal gethan haben in Bezug auf irgend ein sonst Niemanden zugehöriges Buch, so bleibt ihnen eine Art ausschließlichen Rechtes darauf gesichert, und nicht leicht wird ein Anderer dasselbe verletzen. Unter unsern Buchhändlern wird eine solche Anzeige selten gemacht; und weil eben diese Verständigung fehlt, so muß jeder, der sich an irgend ein englisches oder auch ein übersetztes Werk wagt, fortwährend eine zweite Ausgabe von irgend einem Nebenbuhler fürchten. Würde man daher

ein allgemeines Einverständniß herstellen und gewisse Geschäftsregeln festsetzen, so könnten wir fünfmal so viel herausgeben als wir jetzt thun und mit weit besserem Gewinn, der uns in den Stand setzen würde, gewisse Werke von bleibendem Werthe zu stereotypiren, während man es gegenwärtig kaum wagen kann, eine ganz kleine Auflage davon zu drucken, die schon erschöpft ist, wenn von weiter entfernten Landestheilen her Bestellungen eintreffen. Eine solche Einigung der Kräfte würde uns auch zu wohlfeilern Abdrücken größerer englischer Werke verhelfen.

Das zweite Hinderniß, mit welchem unsere aufwachsende Literatur zu kämpfen hat, ist das Mißtrauen mancher unserer Geistlichen gegen Alles, was englische Literatur heißt. Freilich ist dieses Mißtrauen nur zu natürlich. Seine Kenntniß aus einer solchen Quelle schöpfen wollen, wie die englische Literatur bisher war, hieß an einer jener Quellen des Ostens trinken, wo der lauernde Bandit verborgen liegt, bereit, dem sorglosen Wanderer die Kugel durch den Kopf zu jagen. „Trinken und sterben" ist in der That der eigentliche Wahlspruch, welchen nicht bloß der antikatholische, sondern auch der unsittliche Geist des größern Theiles der englischen Presse füglich tragen sollte. Der größte Ruhm England's sind seine zwei ungläubigen Geschichtschreiber; seine Schauspieldichter sind so schmutzig, daß in keinem christlichen Lande ihresgleichen zu finden sind; seine Epiker sind neben dem Heiden Virgil wahre Teufel; seine Novellenschreiber waren weniger graß, aber dafür Meister in Andeutungen und der beste von ihnen war ein versessener Sozialist. Einer und Alle, hoch und niedrig scheinen sie zudem überzeugt, daß kein Gericht auf den Tisch kommen darf, welches nicht reichlich mit anti-papistischer Brühe gewürzt ist. So mußte denn bis in die jüngste Zeit der „Index" des gemeinen Menschenverstandes sie alle zusammen verbieten, indem die Katholiken nur wenige oder gar keine anerkannten Schriftsteller hatten. Jetzt aber gestaltet sich die Sache anders; es gibt jetzt schon eine ordentliche Anzahl Schriftsteller, die, wenn sie auch nicht zu uns gehören, dennoch so weit sind, daß ihr Verstand, der gemeine Hausverstand und der gewöhnlichste Anstandssinn dem althergebrachten Religionshasse Meister wird; und es gibt

bereits einige Bücher, die ein Katholik, auch wenn er kein Phlegmatiker ist, lesen kann, ohne vor Zorn außer sich zu gerathen. Und nebst diesen besitzen wir auch Werke von Katholiken, gegen die sich gar nichts einwenden läßt und welche um so mehr Gutes wirken, je weiter sie verbreitet werden. So könnte denn der Bannspruch gegen die englische Literatur als solche aufgehoben werden. Obwohl sie lange nichts anders als eine Verschwörung gegen die Wahrheit gewesen, so nimmt sie doch jetzt einen andern Charakter an. Der Einfluß unseres Klerus auf die Verbreitung von Büchern ist sehr groß und in vielen Theilen des Landes holt sich das Volk sein Urtheil über ein neues Werk bei ihm. Ein gutes Buch ist gewiß ein großer Schatz und eine mächtige Hilfe für anderweitige gute Einflüsse, besonders in einem Lande, wo so viel gelesen wird, wie in dem unsrigen, und je besser die Büchersammlung eines Pfarrhauses ausgestattet ist, um so besser zeigt sich der katholische Sinn in der Ortschaft.

Bisher bestand der katholische Klerus der Vereinigten Staaten größtentheils aus Ausländern. Nirgends vielleicht wird man eine Geistlichkeit finden, die aus so vielen Ländern herstammend, mit so vielen aus verschiedenen der Nationalität, der Erziehung, dem gesellschaftlichen Kreise oder der Gewohnheit entspringenden Vorurtheilen dennoch so viele Jahre lang in vollkommner Harmonie zusammenwirkt; dies ist nur darum möglich, weil alle Katholiken, das heißt, alle von dem nämlichen Glauben beseelt und vom nämlichen Geiste geleitet sind. Ein Zehntheil dieser nationalen und sozialen Unterschiede würde in irgend einer protestantischen Gesellschaft zu einem innern Kriege führen, — können dieselben ja nicht einmal da zusammenhalten, wo sie von einem Volksstock und Stamme sind. Indeß hat in Folge jener Verschiedenheiten natürlich ein Jeder seine eigenen Ansichten über Literatur ebensowohl, als über andere Gegenstände und vielleicht sind nur wenige, die literarische Werke in dem nämlichen Lichte sehen, wie die Bürger unseres so eigenthümlichen Landes sie zu sehen gewohnt sind. Der Protestantismus einerseits und die mit dem Kolonialleben verbundene stete Selbstvertheidigung haben dem amerikanischen Charakter ein sonst nicht vorkommendes Gepräge verliehen. Wir sprechen zwar die näm-

liche Sprache wie die Irländer oder Engländer, sind aber in unserer Anlage so verschieden von ihnen, als sie beide es unter sich sind. In unsern politischen Ansichten, in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen sind Ideen und Gewohnheiten herrschend, die sich in Europa nicht finden und die, obwohl an und für sich gleichgültig, dennoch manchem, der aus der alten Welt herüberkommt, auffallend erscheinen. Da gibt sich denn manch Einer viel verlorne Mühe, indem er Dinge ändern will, die angeboren sind und die man ebensowenig ablegen kann, als die Achtung vor den Männern von 1776 und vor ihrer Unabhängigkeits-Erklärung.

Es gibt unter unserer Geistlichkeit zwei Klassen, die gleich sehr unsere einheimische katholische Literatur entmuthigen. Die einen, die im Vollgenusse englischer Literatur, wie sie ist oder war, erzogen, gegen deren vergiftenden Einfluß derselben allein durch den Einfluß ihrer katholischen Familien oder Freunde geschützt worden sind: diese denken sich dieselbe weniger gefährlich, als wir und meinen, daß andere die Feuerprobe ebenso unverletzt bestehen werden, wie sie selbst. Indem sie mit dieser Werthschätzung englischer Literatur zugleich die den Engländern angewöhnte Verachtung gegen katholische Schriftsteller zeigen, blicken sie auf die Leistungen der Katholiken mit einer Geringschätzung, die den Spruch unserer Meister und Herren nachbetet: „Kann wohl etwas Gutes aus Nazareth kommen?" Wir haben keinen Milton, keinen Gibbon, keinen Hume, keinen Shakspeare: also sind wir Nichts! Diejenigen, welche dieser Ansicht huldigen, sind, wie uns scheint, im Irthum und zwar, weil sie die englische Literatur im Allgemeinen überschätzen und unsere katholische Literatur unterschätzen, indem sie sowohl das von der ersten verursachte Uebel als das von der Letztern zu erwartende Gute zu gering anschlagen. Wir wollen gerne zugeben, daß wir Gallicisiren, Latinisiren, Italianisiren, Germanisiren und alles mögliche „isiren" noch dazu; wir geben zu, daß unsere Schriften keine Muster englischen Styles sind, allein dessenungeachtet können sie dazu dienen, einem katholischen Geiste die rechte Richtung und einem katholischen Herzen die rechte Stimmung zu geben, und so lange dies der Fall ist, brauchen wir den Muth nicht zu verlieren.

Andere (von denen wir mit besonderer Achtung sprechen möchten), sind in Ländern erzogen, wo eine Censur besteht und wo Wenige etwas lesen, ohne zuvor ihren Beichtvater oder einen andern sachkundigen Freund zu berathen, und diese sind ganz erstaunt über den Ton der englischen Literatur; mit Schrecken sehen sie Bücher in den Händen der Jugend, die sie in's Feuer werfen würden; sie glauben, daß Tugend mit einer solchen Literatur unverträglich sei, sie verdammen dieselbe in Bausch und Bogen und wenn sie gelegentlich eines der wenigen katholischen Werke zur Hand nehmen, so finden sie dieselben entweder vom gleichen Gifte angesteckt und dann zu fade und langweilig. Somit können sie auch die katholischen Werke nicht empfehlen, indem sie ihren Ansichten zufolge entweder nicht rein genug oder aber allzu kunstlos sind, und obwohl diese Männer im geraden Gegensatze zur erstern Klasse stehen, so verdammen sie doch nichts destoweniger unsere einheimische, katholische Literatur und entmuthigen sie entweder geradezu oder geben ihr wenigstens nie auch nur die geringste Ermunterung.

Dagegen haben diejenigen unserer Geistlichen, welche selbst Schriftsteller sind (und diese bilden unter den katholischen Autoren eine hübsche Anzahl), eine bessere Einsicht in das Bedürfniß einer katholischen Literatur und fühlen die Verpflichtung, jedes Bestreben dieser Art zu ermuthigen. Die Thatsache, daß so manche dieser Männer mitten unter den Sorgen und Mühen ihrer Missionsthätigkeit noch Zeit finden, unsere Literatur mit trefflichen Schriften zu bereichern, zeugt dafür, daß sie, statt gegen unser Bedürfniß unempfindlich zu sein, vielmehr sich selbst ernstlich bemühen, demselben abzuhelfen. Sie und diejenigen, welche ihre Ansicht theilen, und zu diesen gehören einige unserer hervorragendsten Kirchenfürsten, haben viel gethan und werden, wie wir hoffen, noch mehr thun, um eine einheimische, dem Lande entstammte Literatur zu befördern. Einzelne haben über diesen Gegenstand vielleicht nie ernstlich nachgedacht; sie werden sich aber für denselben auch auf das Lebhafteste interessiren, wenn sie ihn vom praktischen Standpunkte aus betrachten und ihn als eine in unsere Lage wesentliche Lebensbedingung zu betrachten anfangen. Dieses eben angedeutete Hinderniß wird gehoben werden,

sobald wir den wirklichen Zustand unseres nationalen und religiösen Bewußtseins erkennen. Wir sind keine Sekte, wir sind der Kern der eigentlichen amerikanischen Nation. Wenn unsere Geistlichkeit dieses Bewußtsein versteht und beherzigt, dann wird sie auch jedes Bestreben, eine möglichst große Anzahl gesunder, lesbarer Bücher unter dem Volke zu verbreiten bereitwillig unterstützen, und da die Erzeugnisse des eigenen Landes am besten geeignet sind, den Eingang in katholische Herzen zu finden, so müssen auch einheimische Bücher besonders begünstigt werden, obwohl sie vielleicht etwas bescheidener aussehen als die ausländischen Erzeugnisse.

Das dritte wesentliche Hinderniß, das wir angeführt haben, ist die allzu strenge Kritik der Presse und hier betreten wir nun freilich einen gefährlichen Boden und zupfen die Mähne des Löwen in seiner eigenen Höhle. Sollen wir uns der Rache der schwarzen Husaren bloßstellen? sollen wir deren Zorn, schrecklich wie der Zorn jenes alten homerischen Helden, auf uns herabziehen? sollen wir uns als ein zweiter Codrus für das allgemeine Beste opfern, oder wie Don Quixotte gegen die langarmigen Windmühl-Riesen des Flachlandes kämpfen? Wir sind hiebei in der That nicht ohne Angst. Schrieben wir unter einem falschen Namen oder ohne Namen, so möchte es angehen; wir könnten dann kühn in die Schranken treten und den Hagel von Püffen über den Herausgeber des „Metropolitan" ergehen lassen; allein wir müssen mit offenem Visir und mit dem Wappen auf dem Schilde der Presse die Stirne bieten. Zwar einige Hoffnung bleibt uns noch. Wo gute Leute eine Predigt hören, will keiner die Worte auf sich beziehen, sondern Jeder wendet sie im Sinne praktischer Frömmigkeit auf seinen Nachbar an.

Die katholische Presse der Vereinigten Staaten ist eines der kräftigsten Wirkungsmittel, die wir haben und der Sammelpunkt einer bedeutenden Anzahl unbezweifelt schöner Talente. Soviel wir wissen, sind die meisten Herausgeber Amerikaner, viele sind Convertiten; alle sind republikanische Despoten und bekennen sich zu dem gesunden Grundsatz: „Jeder Mann ist so gut als sein Nachbar und noch besser." Sie haben so ziemliche Anlagen zur Uebertreibung, zu Hartnäckigkeit und Rücksichtslosigkeit. Da sie von dem Vorur-

theile gegen die katholische Literatur nicht wenig eingenommen sind, so spenden sie ihr Lob nur zum Scheine ohne eigentliche Untersuchung und wahre Kritik, ausgenommen dann, wenn sie es irgend einem persönlichen Freunde oder einem hohen Gönner zu Gefallen thun. Wenn sie dagegen untersuchen und wenn kein äußerer Grund vorhanden ist, um sie günstig zu stimmen, so fallen sie über den armen Schriftsteller her und reißen ihn, ja sogar reißen sie, falls es eine Schriftstellerin ist, förmlich in Stücke. Zu ihrer Schande nämlich sei es gesagt, in diesem Lande, welches sich durch seine Achtung vor dem weiblichen Geschlechte jeden Standes auszeichnet, haben unsere katholischen Zeitungen und zwar gerade diejenigen, die sich ihres ritterlichen Sinnes am lautesten rühmen, mehr als einmal unsere Schriftstellerinnen mit einer solchen Schärfe des Tadels und Spottes behandelt, daß die geschlagenen Wunden lange Jahre nicht zu heilen waren.

Die Zeitungskritik wird von den Redaktoren und Mitarbeitern der Blätter nicht selten als ein Spaß angesehen; allein ihre Leser denken nicht so, sondern erwarten von ihrem Blatte eine zuverlässige Würdigung des Buches: wird es gerühmt, so kaufen sie es; wird es verdammt, so gehen sie und thun deßgleichen; wird es mit einigen hochtrabenden Zeilen abgefertigt, so kümmern auch sie sich nicht weiter darum, die Sache ist abgethan. Der Geistliche draußen auf seiner Mission, an den so manche sich wenden, kann bei seinen vielen Arbeiten die neu erscheinenden Werke nicht lesen und schöpft sein Urtheil aus dem katholischen Blatte seines Bisthums, ist aber leider manchmal getäuscht. In gar zu vielen Fällen wird die Anzeige eines neuen Buches niedergeschrieben, nachdem man nur den Titel gelesen und ein wenig darin herumgeblättert hat. Wir haben sogar sehr strenge und unbedingte Verurtheilungen von Büchern gelesen, in denen der Kritiker gestand, daß er das Buch eigentlich zu wenig kenne, um zu wissen, ob dieselbe verdient sei oder nicht. Ein Blick auf die Wirkungen solcher Anzeigen sollte, wie uns scheint, die Herren von der Presse vermögen, in ihren Aufsätzen etwas gewissenhafter zu sein, und wenn sie die Nothwendigkeit einer Aufmunterung unserer vaterländischen Literatur einsehen

könnten, so würden sie bei der Lesewelt eine ähnliche Theilnahme zu wecken suchen, und so mit Wärme und Uneigennützigkeit den katholischen Schriftsteller unterstützen, den gewiß, so wie die Dinge jetzt stehen, weder Gewinn- noch Ruhmsucht verleiden konnten, seine Feder einem katholischen Gegenstande zu widmen. Wenn er ein Mann von Talent ist, bringt er ein Opfer und es ist doch etwas hart, wenn er gerade deßwegen mit Geringschätzung behandelt, oder mit Wegwerfung beurtheilt oder gar lächerlich gemacht werden soll. Solcher Spott und Tadel sind aber um so ungerechter, als nicht selten zu gleicher Zeit irgend ein protestantischer Wisch lobhudelnd erwähnt wird, so daß der unschuldige Leser das katholische Buch liegen läßt und das andere zur Hand nimmt, um sich, während er es liest, zu wundern, daß es nicht ernste Rüge statt der Lobpreisungen gefunden hat.

Dies sind einige der Hindernisse, mit denen unsere Literatur zu kämpfen hat und von deren Beseitigung ihr Gedeihen großentheils abhängt, obwohl eine vollständige Ausgleichung aller Unebenheiten unter dem Monde allerdings nicht zu hoffen steht.

Indem wir nun von der negativen zur positiven Seite unseres Gegenstandes übergehen und zu der Frage kommen, was denn zur Erweiterung unserer Literatur eigentlich gethan werden soll, so finden wir es eben nicht leicht, in dieser Sache eine bestimmte Antwort von praktischer Tragweite zu geben. Klar ist, daß Schritte gethan werden müssen, um das Interesse an der Sache zu wecken und die katholische Leserzahl katholischer Bücher zu mehren; die hochherzige Mitwirkung der Presse und die ernstliche Empfehlung Seitens der Geistlichkeit sind hiezu unzweifelhaft die wirksamsten Mittel. Die Einrichtung von Lesebibliotheken bei jeder Kirche würde allen neuen Werken eine weite Verbreitung sichern und so könnten dieselben zu billigerem Preise und in größeren Auflagen erscheinen. Dieser Umstand war es, der in Frankreich die Buchhandlungen Gaume, Mame u. A. in den Stand setzte, so zahlreiche Erzählungen und geschichtliche Werke für die Jugend zu so außerordentlich niedrigem Preise herauszugeben. In ähnlicher Weise sollte man es versuchen, auch unseren Kirchen an gute Lesebibliotheken, in unseren

Städten aber größere Sammlungen zu allgemeinem Gebrauche einzurichten. Man hat dazu bereits Anstalten getroffen, aber in den meisten Fällen in zu großem Maßstabe; wir haben einen Fall gehört, wo die Bücher jährlich wieder verkauft wurden, um den Miethzins zu bezahlen, bis am Ende Bibliothek und Bücher miteinander verschwunden waren. Trotzdem kann Niemand begreifen, warum nicht eine gut geleitete Lesegesellschaft mit der wünschbaren Zuthat von Winter-Vorlesungen in jeder unserer größeren Städte mit ihren tausend und aber tausend Katholiken eingerichtet werden könnte. Das Bedürfniß hiezu ist um so größer, als die gewöhnlichen Leihbibliotheken nicht katholische Bücher genug enthalten, um einem katholischen Gelehrten von Nutzen zu sein, oder einen jungen Mann mit hinreichender Lektüre versehen zu können.

Was nun die Mittel zu einer ausgedehnteren Verbreitung unserer Bücher betrifft, so mögen wir (fas est ab hoste doceri) in dem in verschiedenen Sekten beliebten Verfahren lehrreiche Winke finden. Die Methodisten haben hierin das vollkommenste System. Ihre Bücherverbreitungs-Anstalt gibt nur solche Bücher heraus, die für ihr System durch und durch bewährt erfunden worden sind; diese werden dann in der ganzen Sekte gäng und gebe, sie werden in den Sonntagsschulen verwendet und auf mancherlei Weise vertheilt. Ein ziemlich ähnliches Verfahren befolgt auch die amerikanische Traktaten-Gesellschaft. Unter uns ist ein einziger Versuch dieser Art gemacht worden, von einem Vereine in Cincinnati nämlich, welcher mit dem Wiederabdruck der „Zeitalter des Glaubens" anfing. Da hievon jedoch nur zwei Bände erschienen, so liegt am Tage, daß das Unternehmen mißglückt ist. Eine Gesellschaft dieser Art hätte in der That einen schweren Stand unter uns: es wäre wohl leichter gewisse literarische und historische Vereine zu bilden ähnlich derjenigen, welche gegenwärtig in England die „Bibliothek der Uebersetzungen" herausgibt. Eine Behörde zur Besorgung der Drucklegung, bestehend aus Geistlichen und Weltlichen, müßte gebildet werden, welche die betreffenden Originalwerke, Uebersetzungen oder fremden Werke auszuwählen hätte, und so könnten jährlich recht gut sechs oder auch zwölf Bände erscheinen. Unterschriften zu einer

derartigen Sammlung ließen sich leicht in genügender Anzahl finden, so daß ein verantwortlicher Buchhändler den Druck übernehmen könnte. Wäre das Unternehmen einmal im Gange, so ließe es sich auch ohne die Hülfe der Vereinsmitglieder fortführen, so daß diese nur noch beliebige Bände anzunehmen brauchten.[1])

Dieser Vereinsplan erscheint uns als der hier zu Lande einzig ausführbare. Daß so Etwas nothwendig ist, um katholische Leser mit einer größeren Auswahl von Werken zu versehen, liest man auf allen katholischen Bücher-Verzeichnissen. Man hat die Sache zu lange liegen lassen und je früher man sich bestrebt, diesem schreienden Bedürfnisse abzuhelfen, desto besser wird es sein. Es fehlt uns an einem guten katholischen Werke über englische Literatur im Allgemeinen, welches Sammlern und Eltern in der Auswahl ihrer Bücher zum Führer dienen könnte; wir haben kein „Choix de bons livres". Sogar in einigen unserer Erziehungsanstalten wenden sich gegen Ende des Schuljahres die Oberen, weil sie wenige katholische Werke finden, der allgemeinen Literatur des Landes zu und geben manchmal Prämienbücher, die sie, wenn sie zu deren Prüfung Zeit gehabt hätten, nie einem jungen Mann in die Hände gelegt haben würden. Wir brauchen ein derartiges Buch auch als Führer für die Jugend, damit sie die guten von den schlechten Büchern unterscheiden lerne und ihre Zeit nicht mit Lesung von Büchern verderbe, die sie am Ende als unnütz, oder als noch schlimmer als unnütz erkennen muß. Für unsere katholische Literatur bedürfen wir natürlich eines solchen Bücher-Verzeichnisses nicht: denn hier sind der Schriftsteller so wenige, und sie sind alle so ungefährlich, daß eine solche Arbeit ebenso schwierig als nutzlos sein würde. Wenn wir die Verlagslisten durchgehen, so sehen wir jedoch noch manche Lücke, so z. B. daß wir noch keine allgemeine Kirchengeschichte haben, die es verdient, consultirt und in einer Bibliothek

---

[1]) Es lohnt sich der Mühe, hier zu bemerken, daß ein solches Unternehmen in England im Gange ist und sich neben der bereits zugesagten Mitwirkung aller der ausgezeichnetsten Männer im Lande auch die Gutheißung und den Segen des heiligen Vaters erworben hat.

aufgestellt zu werden. Reeve's ist zu mager, Döllinger zu theuer, Pise unvollendet. Wir haben kein Leben irgend eines der Päpste, keine Geschichte der Mönchs-Orden, der katholischen Missionen, der katholischen Charitas, keine Geschichte der katholischen Staaten Europas; und doch sind dies Werke, deren wir stets bedürfen, theils zum Nachschlagen wenn wir lesen, theils für diejenigen, die unserer Obsorge anvertraut sind. Bisher können sie sich mit Werken dieser Art nur dadurch bekannt machen, daß sie die französische Sprache soweit lernen, daß sie geläufig zu lesen im Stande sind, oder dann, indem sie sich an die gewöhnliche Methode halten, die darin besteht, das gerade Gegentheil von dem zu glauben, was ein feindseliger Schriftsteller sagt, wobei man wie bei einer algebraischen Gleichung durch Verwandlung des Negativen in das Positive und umgekehrt die unbekannten Größen ermittelt.

Reisebücher und Beschreibungen verschiedener Länder erhalten wir leichter aus dem Französischen; allein es ist dabei zu bedauern, daß wir selbst so wenige Werke dieser Art übersetzen, denn sie leiden gewöhnlich gar zu sehr, wenn dies von Andern geschieht.

Wenn wir eine Sammlung der Amerika betreffenden Lettres édifiantes besitzen, so verdanken wir sie dem gegenwärtigen Episkopalen Bischof von Californien, und sie hat nur den Fehler, daß sie durch eine die platteste Unwissenheit und Ungerechtigkeit athmende Vorrede verunstaltet ist. Die Annalen der Glaubensverbreitung, obwohl in zwei englischen Auflagen erscheinend, haben hier zu Lande noch keine regelmäßige Verbreitung, und Huc's „Reisen in der Tartarei" haben wir nur in einem Auszuge von Hazlitt. Solche Bücher würden allgemeinen Absatz finden und katholische Schriftsteller würden uns durch eine gute Uebersetzung derselben einen großen Dienst leisten.

So ist es denn klar genug, daß wir noch eine große Menge Werke in verschiedenen Fächern entbehren; und obwohl Literaten willig sind, dieselben zu besorgen und Buchhändler nicht säumig wären, sie herauszugeben und das Volk sehr begierig sein würde, sie zu lesen, so scheint doch ein gewisser Schlummer alle wirkliche Thätigkeit bisher verhindert zu haben: soll er dieselbe immer verhindern?

Wir Katholiken sind nun zahlreich genug im Lande, aber wir werden in politischer Sklaverei gehalten. Die Mehrzahl der Katholiken gehören zur demokratischen oder vielmehr ultra-republikanischen Partei und bilden manchenorts sogar die Mehrheit in derselben; allein durch Hinterlist und Kunstgriffe aller Art gelingt es jederzeit der Minderzahl dieser Partei, welche seltsam genug gerade den fanatischen Theil der anti-katholischen Fraktion bildet, die Katholiken in den Hintergrund zu drängen und sie von jeder öffentlichen Stellung, wo sie den ihnen gebührenden Einfluß ausüben könnten, ferne zu halten. Indeß naht die Zeit heran, wo die alten Parteien sich auflösen und neue, sich auf die religiösen Unterschiede gründende Parteien gebildet werden sollen. Das war längst schon unsere Meinung und wenn dieselbe auch lange Zeit als eine Unmöglichkeit angesehen worden, wird sie doch in den Staaten, wo die Parteien einander die Wage halten, sich bald als die wahre herausstellen. Wenn die kurzsichtige Bosheit unserer Feinde einmal diese Scheidung hervorruft, dann wird dieselbe auch auf unsere Literatur einen mächtigen Einfluß üben. Vielleicht wird sie sich bis dahin mühsam durchschlagen müssen, dann aber auf einmal eine neue Gestalt, ein neues Leben und eine neue Thätigkeit gewinnen: der erregte Zustand der Geister und der Kampf der Ideen wird auf beiden Seiten Talent, Genius und Geschick in die Schranken rufen und die strenge Scheidelinie ziehen zwischen den Kindern der Wahrheit und den Anhängern der Lüge.

Unterdeß müssen wir fortwirken; unsere Sache darf nicht rückwärts gehen. Ihr Wahlspruch ist das dem Staate New-York von seinem katholischen Eigenthümer (by its Catholic Proprietor)[1]) gegebene: — „Excelsior“ — ihr Wappen die auf-

[1]) Damit wird Jakob, Herzog von York gemeint sein, welchem König Karl II., sein Bruder, im Jahre 1664 eine Reihe von Landstrichen als Eigenthum verlieh, die den ganzen jetzigen Staat New-Jersey und einen großen Theil der jetzigen Staaten von New-York und Connectitut umfaßten. Die frühere holländische Niederlassung erhielt damals

gehende Sonne, vor welcher die Nacht entflieht, — eine Sonne, die nicht untergeht, bis sie das Zenith erreicht hat und die in einem Meridian nur sinkt, um an anderer Stelle der Finsterniß ein Ende zu machen.

---

den Namen New-York. Der Herzog von York war um diese Zeit katholisch geworden.

II.

Die katholische Geschichte

von

Nord-Amerika.

Von

Thomas d'Arcy Mc Gea.

Widmung.

Maria, der unbefleckt empfangenen, allzeit gebenedeieten Gottesmutter, unter deren Anrufung Amerika ist entdeckt und durchforscht worden, deren Fürbitte unsere frommen Vorvordern jederzeit angefleht, und die Kirche uns zur Schutzpatronin der Vereinigten Staaten gegeben hat,

weiht dieses Büchlein in Demuth

der Verfasser.

Die nachfolgenden, im Winter 1853 auf 1854 zuerst in New-York und später ganz oder doch theilweise auch in Boston, Cincinnati, Washington und Baltimore gehaltenen Vorträge wurden von mehreren, welche dieselben anhörten, einer größeren Veröffentlichung werth erachtet. Und wenn ich dem Leser bemerke, daß sich unter denjenigen, welche dies Urtheil gefällt haben, mehrere durch ihre Gelehrsamkeit und ihren Scharfblick ausgezeichnete Prälaten und andere mit der amerikanischen Geschichte wohl vertraute Personen befanden, so wird er mir glauben, daß diese Veröffentlichung keineswegs aus zu großem persönlichen Selbstvertrauen hervorgegangen ist.

Der Gegenstand dieser Vorträge ist ausgesprochen in den drei Sätzen, mit denen der erste Vortrag beginnt. Die Beweisquellen sind jeweilen angegeben, so oft die Thatsache als solche in Zweifel gezogen werden könnte. Als Anhang finden sich einige Aktenstücke, die in den Vorträgen nicht als Ganzes aufgenommen werden konnten. Sie sind an und für sich höchst merkwürdig und für den behandelten Gegenstand unentbehrlich.

Mit der Bitte, das Werk als Skizze, oder als Ueberblick, oder auch als Lückenbüßer in Ermangelung von etwas Besserem annehmen zu wollen, übergebe ich dasselbe der billigen Beurtheilung der amerikanischen Lesewelt.



1. Columbus und die Entdeckung.

Ich habe mich vor einiger Zeit in einem öffentlichen Blatte anheischig gemacht, in den nachfolgenden Vorträgen drei Sätze zu beweisen, nämlich: —

erstens, daß die Entdeckung Amerika's und die Erforschung des neuen Continents katholische Unternehmungen gewesen, ausgegangen von Katholiken, unternommen für katholische Zwecke und ausgeführt durch katholische Kräfte;

zweitens, daß die einzigen systematischen Versuche, aus den amerikanischen Eingebornen ein gebildetes und christliches Volk zu machen, ausschließlich von katholischen Missionären unternommen worden sind;

drittens, daß die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten großentheils durch katholisches Blut, Talent und Geld ist begründet worden.

Gelingt es mir, wie ich zuversichtlich hoffe, diese drei Sätze festzustellen, so dürfen wir dann vielleicht hoffen, daß der beleidigende Ton verschwinde, mit dem Andersgläubige uns so gerne als bloß Geduldete, denen man weit überlegen ist, behandeln, daß dem Jahrhunderte vor dem Erscheinen des Protestantismus, welches alle die großen Entdecker auf dem Weltmeere hervorgebracht, etwas mehr Verdienst zuerkannt werde, und daß, wo von Spanien und Italien, — die sich wie zwei Arme europäischer Gesittung, zuerst gegen Amerika, es zu umfangen, ausgestreckt haben, — die Rede ist, eine anständigere Sprache geführt werde.

Wenn ich, wie ich nicht zweifle, zeigen kann, daß Amerika seit seiner Entdeckung mit seinen katholischen Anfängen nie gänzlich gebrochen hat, — daß Heilige, Päpste, Cardinäle und alle religiösen Orden mit seiner Geschichte stets in unzertrennlicher Verbindung stehen, dann darf ich mir schmeicheln, Ihren Erwartungen genügt und durch Sie auch Ihre Nachkommen zu der Ueberzeugung gebracht zu haben, daß die Kirche keine Landsfremde und keine Eindringlingin, daß sie hier weder unbekannt noch unbewährt geblieben, sondern daß sie ebensogut als in Europa, auch hier in Amerika von allen Institutionen die älteste ist.

Sie erlauben, daß ich bei meinem Nachweise die Ordnung der Zeitfolge einhalte. Wir beginnen mit Columbus und dessen Nachfolgern, gehen dann über zu den Missionen unter den indianischen Stämmen und schließen mit der Schilderhebung und Gestaltung der Vereinigten Staaten.

Die Einbildungskraft in eine Zeit zu versetzen, die um vier Jahrhunderte hinter uns liegt, ist keine so leichte Sache. Können Sie sich wohl vorstellen, was Europa vor Luther war, oder wie Amerika aussah vor Columbus? Hier tiefe Wildniß und Barbarei, dort weit verbreitete, bis an Ueberbildung streifende Geisteskultur. Diesseits des Oceans befuhr kein besseres Fahrzeug als ein Birkenkahn die Gewässer und der Kühnste der eingebornen Seefahrer wagte sich nur selten über die Narrows hinaus. Nördlich von den Dörfern der Natchez gab es keine Städte, sondern durch das ganze Land wanderte ein rothhäutiges, nacktes, wildes, in kleine Stämme

zerspaltenes, der ersten Kenntnisse eines gesitteten Volkes ermangelndes Geschlecht. Raubthiere kämpften mit dem rohen Jäger um sein mit dem Feuersteinpfeile erlegtes Wildpret und die mächtigen Stämme des Urwaldes wucherten üppig auf dem Boden, den der Indianer nicht zu bebauen verstand.

Und nun, jenseits des Atlantis, betrachten wir einmal Europa, wie es war vor vierhundert Jahren: wie ganz anders als das heutige! Soeben war die Buchdruckerkunst erfunden, der Ozean war noch unbekannt, der Protestantismus noch ungeboren; vor Kurzem erst hatten die Türken Konstantinopel erobert, die Männer des Handels, in Gilden abgeschlossen, betrieben die Künste des Friedens in der Zwischenzeit der Kriege; die italienischen Städte waren der Mittelpunkt jenes Verkehrs, der seine Vorposten noch nicht nach England oder Holland vorgeschoben hatte. Zitternd in seinem unbedeckten Schiffe steuerte der Kauffahrer von einem Vorgebirge zum andern, die Anker Abends auswerfend, um sie des Morgens wieder heraufzuwinden; wohl ummauerte, mit Zinnen und Schießscharten gerüstete Städte dehnten sich den Küsten und Flüssen entlang aus und wimmelten von einer rührigen und gläubigen Bevölkerung. Sie alle überragte Roma, die Mutter und Herrin der christlichen Nationen, die Beschützerin jeglicher Wissenschaft, die Pflegerin jeder Kunst, die Erhalterin jedes lichten Ueberbleibsels des bessern Alterthums.

Unter dem schönen Himmel Italiens wurde Christoph Columbus, der Sohn eines armen genuesischen Wollkämmers, geboren im Jahre unsers Herrn 1435.[1]) Auf der berühmten, von Karl dem Großen gestifteten und von den Päpsten gepflegten Universität zu Pavia erhielt er seine gelehrte Bildung. Mit seinem vierzehnten Jahre ging er auf die See, im vierundzwanzigsten war er Kapitän einer Galeere des Renatus von Anjou, der auf die Königreiche

---

[1]) Das Geburtsjahr Christoph's Columbus, das von den amerikanischen Schriftstellern, z. B. von Washington Irwing, als 1435 oder 1436 angenommen wird, ist jetzt wohl definitiv auf das Jahr 1446 oder 1447 festgestellt.

Neapel und Jerusalem Ansprüche erhob. Im Jahre 1470 schlug er seine Heimath im Hafen von Lissabon auf[1]), wo er sich verheirathete, einen Sohn bekam und Wittwer wurde. Hier brachte er vierzehn Jahre zu (mit Ausnahme einer Seereise an die nördlichen Küsten Europa's[2]), und gewann seinen Lebensunterhalt durch Anfertigung und Verkauf von Landkarten.

Damals lebte ein unerschrockenes, weitblickendes Geschlecht. Drei Personen namentlich sind es, die wir in der geographischen Wissenschaft als Vorgänger des Columbus und der Neuzeit nennen müssen: der französische Cardinal d'Ailly, Paul Toscanelli von Florenz und Prinz Heinrich von Portugal.

Cardinal d'Ailly wird von Humboldt als der Erneuerer der geographischen Wissenschaft bezeichnet. Seine Gelehrsamkeit und Tugend hatte ihn aus niedrigem Stande in den Rath der Könige und zur Würde eines Cardinals erhoben. Mitten unter mannigfaltigen Staatsgeschäften und Amtssorgen fand er Zeit, seine Lieblingsstudien fortzusetzen, von denen das Buch Imago mundi („Bild der Welt") uns Zeugniß gibt. Man nimmt an, dies Werk habe Columbus gute Dienste geleistet.

Prinz Heinrich von Portugal leistete den Beweis, daß ein Fürst sein Land nicht bloß durch die Waffen, sondern auch durch die Wissenschaft bereichern kann. Aus Vorliebe für die Erfahrungswissenschaften erbaute er einen Palast am Cap St. Vinzenz in Algarbien, in welchem die Reize des Hoflebens mit den Beschäftigungen einer Akademie sich verbanden. Hier errichtete er ein Observatorium, stellte Lehrer für alle Fächer an und lernte unter deren Leitung ebenso eifrig, als irgend einer seiner Gäste oder Unterthanen. In früher Jugend hatte er es sich zum Wahlspruch gemacht, das Talent,

---

[1]) In einem Kampfe mit den Venetianern am Cap Vincent hatte sein Schiff eine Galeere geentert; diese fing Feuer und man konnte bald die Fahrzeuge nicht mehr trennen. Columbus sprang in's Wasser, so kam er nach Portugal im genannten Jahre.

[2]) Diese Reise soll bis nach Island gegangen sein, wo ihm isländische Geistliche Angaben über die andere Erdhälfte gemacht haben sollen.

recht zu thun, sei das beste, und theilte sein ganzes Leben zwischen Studium und Gebet. Unter seiner Führung wurden die Azoren entdeckt und zum Theil Afrika umschifft. Als er bald nach Columbus Ankunft in Lissabon starb, stand Portugal an der Spitze aller Seeunternehmungen damaliger Zeit.

Paul Toscanelli war nicht von so hohem Range im Leben, aber von um so höherem in der Wissenschaft. Während er seinen Schülern mittheilte, was die Naturlehre alter Zeiten uns hinterlassen hat, war er selbst zugleich ein leidenschaftlicher Experimentator. Die Domherren der großen Kirche Unserer Lieben Frau zu Florenz hatten ihm ihren Thurm für seine Beobachtungen eingeräumt. Dort, über die volkreiche Stadt, dem Geiste wie dem Körper nach gleicherweise erhaben, wo der duftende Weihrauch, der zum Himmel emporstieg, ihn begrüßte und der Ruf der Glocken, die den Zeitlauf verkündeten, ihn umdröhnte, schrieb er seine ermunternden Briefe an Columbus und entwarf jene muthmaßliche Karte des atlantischen Ozeans, die der Admiral auf seiner ersten Reise bei sich hatte. Der Toskaner starb zwei Jahre bevor es seinem Freunde gelang, ihren gemeinschaftlichen Plan in's Werk zu setzen.

Am Hofe zu Portugal stand für Prinz Heinrich kein Nachfolger auf. Emmanuel, „der Weise" genannt, hatte wenig Geschmack für die gelehrten Briefe und die auf Vermuthungen gebauten Karten des genuesischen Seemannes. Als Columbus hier keine Aussicht mehr übrig blieb, begab er sich von Lissabon an den spanischen Hof, wo er, freilich nicht ohne langes Harren und herbe Prüfungen, endlich die Unterstützung finden sollte, die er längst gesucht hatte.

Es war im Jahre 1485, als Columbus nach Spanien kam, wo er noch sieben Jahre in Ungewißheit und Unterhandlungen zubrachte, bevor er in den Stand gesetzt wurde, seine erste Reise anzutreten. Seit seiner Ankunft in Spanien läßt sich der katholische Charakter des Mannes wie des Unternehmens leicht nachweisen. Amerikanische und englische Werke über die Entdeckung (die treffliche Lebensbeschreibung des Columbus von W. Irving[1]) nicht ausge-

---

[1]) **Washington Irving**, Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus. Deutsch: Frankfurt 1828 in 4 Bänden.

nommen) bringen den tief religiösen Charakter des Einen wie des Andern nicht bestimmt genug zur Anschauung. Meine Aufgabe wird sein, die Punkte hervorzuheben, in denen dieser Charakter sich ausspricht und die Beweise dafür beizubringen, die in den Absichten des Admirals, in dem Charakter seiner ersten Gönner, in der Art und Weise, wie er seinen Plan ausführte und in dem Urtheile, das er selbst hernach über den Werth oder die Bedeutung des Unternehmens fällte, unschwer zu finden sind.

Der Admiral kann für seine Zeit oder eigentlich für jede Zeit ein gelehrter Laie genannt werden. Seine Briefe zeigen Belesenheit in den heiligen Vätern, besonders in den Heiligen Basilius und Ambrosius, und so auch in der heiligen Schrift, namentlich in den prophetischen Büchern und den Davidischen Psalmen. Mit Marco Polo, Cardinal d'Ailly und andern kosmographischen Schriftstellern war er ganz vertraut. Was aber seinem Charakter erst die entscheidende Färbung gibt, das ist seine begeisterte Frömmigkeit, seine unwandelbare Ueberzeugung, daß er ein Werkzeug sei in der Hand Gottes. Er sah Missionen, er hörte himmlische Stimmen, seine Träume waren prophetisch. Als er auf Hispaniola krank lag und auf der Höhe der verhängnißvollen Küste von Veragua, hörte er nächtlicher Weile eine Stimme, die zu ihm sprach: „Gott will deinen Namen wunderbar erschallen lassen in allen Landen der Erde und die Schlüssel der mit starken Ketten gebundenen Thore des Ozeans wird er dir geben." Sein Sohn und Lebensbeschreiber, der zweifelsohne vom Admiral Winke hatte, bemerkt, „daß der Name Columbus gar schön auf die Taube hinweise, welche da ausgesendet ist, den Oelzweig und das Tauföl hinüberzutragen in das Land jenseits der Gewässer (wie Noe's Taube), anzukündigen den Frieden und die Vereinigung der heidnischen Völker mit der Kirche, nachdem dieselben in der Arche der Finsterniß und des Unglaubens verschlossen gewesen. Auch fehlt es nicht an öfteren persönlichen Aussprüchen von ihm selbst, welche beweisen, daß er sich als ein besonderes Werkzeug der göttlichen Vorsehung betrachtete. In seiner Kapitulation mit dem spanischen Fürstenhause (geschlossen an der Vega von Granada (den 17. April 1492) stellte er die ausdrückliche Forderung,

daß der aus den Entdeckungen sich ergebende Gewinn zur Wiedereroberung des heiligen Grabes verwendet werden sollte. In seinem Schreiben, das er nach seiner ersten Reise an Papst Alexander richtete, bezeichnet er dies abermals als sein stetes Vorhaben. „Es war dies, sagt Hr. Irving, sein Gedanke den Rest seines Lebens hindurch und Gegenstand seiner besonderen Fürsorge noch in seinem Testamente.“ [1]) Konnte irgend ein Plan ihn mehr als Katholiken kennzeichnen, wie gerade dieser? Das Verlangen, das heilige Grab den unreinen Händen des Muhamedanismus zu entreißen, war die fromme Leidenschaft gläubiger Jahrhunderte; und Columbus nahm an derselben ebenso lebendigen Antheil als der heilige Bernhard, oder der heilige Ludwig oder Gottfried von Bouillon, oder der heilige Papst Pius V. Er gehört also von Rechtswegen zu den Nachkommen der Kreuzfahrer und ist in jeder Beziehung ihrer Gesellschaft würdig.

Ferner liegt ein starker Beweis für den religiösen Charakter des Admirals in dem Umstande, daß man seine besten Freunde im Orden des heiligen Dominikus findet. Die Börse des würdigen Bruders Diego de Deza (Erziehers des Prinzen Juan) unterstützte ihn im Mißgeschick[2]) und als er in Verzweiflung Spanien auf immer verlassen wollte, fand er im Kloster La Rabida einen Freund am Prior P. Juan Perez, der ihm neue Hoffnung gab und zum Erfolge verhalf. Den entmuthigten Supplikanten unter seinen Mönchen zurücklassend, sattelte der Prior sein Pferd um Mitternacht, eilte an den Hof und erhielt Audienz bei Isabella. Als er das Bittgesuch seines Freundes mit aller Beredsamkeit unterstützt hatte, rief die berühmte Frau aus: „Ich führe das Unternehmen aus auf meine eigene Krone von Kastilien, ich versetze meine Juwelen zur Deckung der Kosten, wenn der königliche Schatz dafür nicht ausreicht.“ Voll Freude kehrte der Dominikaner nach La Rabida heim. Columbus ging wieder an den Hof und endlich war die Expedition entschieden.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Die vorgängige Con-

---

[1]) Siehe im Anfange das Aktenstück Nr. 1.

[2]) Irving, Bd. I.

ferenz zu Salamanca wird oft lächerlich gemacht wegen Mangels an kosmographischer Kenntniß und getadelt wegen blindem Festhalten am Buchstaben der heiligen Schrift. Vielleicht würden wir minder hoch auf dieselbe herabsehen, wenn wir uns vorstellten, wie heutzutage ein fremder Schiffsherr oder Kartenfertiger aufgenommen würde, wenn er irgend einer von unseren eigenen Akademien eine neue geographische Theorie vorlegen wollte. Waren auch die Spanier ihrer Zeit nicht voraus, so waren sie wenigstens nicht ohne Kenntnisse, denn gerade in dieser Conferenz brachte ja Columbus, wie erzählt wird, „die gelehrtesten Schulmänner auf seine Seite.“ Bekanntlich waren einige höhere Beamte, wie die Schatzmeister Quintanilla von St. Angel, seine warmen Fürsprecher am Hofe. Und zugegeben, — was aber in Wirklichkeit nicht der Fall gewesen — daß seine neuen Theorien unter der Geistlichkeit die meisten Widersacher fanden, würde dies etwas Weiteres beweisen, als daß sie eben auf den Schriftbuchstaben allzu versessen waren. Ohne Zweifel lag es im Wunsche der Geistlichen, die Wissenschaft mit den heiligen Schriften in Einklang zu bringen, soll man sie wohl darum als Feinde beider verschreien? Diejenigen, welche daraus gerne ein poetisches Seitenstück zu Galiläi's Verfolgung machen möchten, werden die Thatsachen im Leben des Columbus nicht biegsam genug und auch das Tageslicht etwas zu stark finden.[1])

Im Vordergrund der Geschichte Amerika's stehen somit diese drei Figuren — eine Frau, ein Seemann und ein Mönch. Sollten nicht gerade sie die Sinnbilder sein für Glaube, Hoffnung und Liebe? Ehre gebührt vor Allem der Frau. Mehrere Jahre nach seinem ersten Erfolge schrieb der Admiral: „Mitten im allgemeinen Unglauben begabte der Allmächtige die Königin, meine Gebieterin, mit dem Geiste der Einsicht und Thatkraft. Während sonst ein Jeder in seiner Unwissenheit über Kosten und Unzeitgemäßheit des Unter-

---

[1]) Gleich stark leuchtet das Licht der Geschichte auch über die Begebenheit mit „Galiläi“, aber den blöden Augen der Finsterlinge, die um jeden Preis den Astronomen von der römischen Inquisition gemartert wissen wollen, thut das helle Licht der Geschichte weh.

nehmens sich ausließ, war ihre königliche Hoheit ganz damit einverstanden und unterstützte es mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln." Und welches waren die hervorragenden Eigenschaften dieser Pflegemutter amerikanischer Entdeckungen? Innige Frömmigkeit, aufrichtige Demuth, tiefe Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl, ein tadelloses Leben als Jungfrau, Mutter, Weib und Königin. „Sie ist, schreibt eine protestantische Feder, einer der reinsten und schönsten Charaktere in den Blättern der Geschichte." Ihr heiliges Leben brachte ihr den Titel „der Katholischen". Andere Königinnen waren gefeiert ihrer Schönheit, ihrer Prachtliebe, Gelehrsamkeit oder ihres Glückes wegen, aber die Pflegemutter Amerika's ist die Einzige unter allen historischen Frauen, welche den Ehrennamen „die Katholische" führt.

Die Ausführung des Unternehmens betreffend haben wir vorerst zu bemerken, daß die erste Ausrüstung im Hafen von Palos geschah, das unter dem benachbarten Kloster stand. Im Refektorium von La Rabida ward der Vertrag geschlossen zwischen Columbus und den Pinzons, vom Balkon der Kirche des heiligen Georg wurde der staunenden Bürgerschaft der königliche Befehl verlesen. Hülfe und Tröstungen der Religion wurden angewendet, um das von jeher starkgläubige Volk der Seeleute zu dieser geheimnißvollen Fahrt zu ermuthigen. Am Morgen ihrer Abreise ward am Strande mit Sparren und Tauen eine provisorische Kapelle errichtet und da empfingen Angesichts ihrer drei segelfertig vor Anker liegenden Schiffe alle Matrosen, insgesammt hundert und zwanzig Seelen, das heilige Sakrament. Von den Knieen sich erhebend, fuhren sie von dannen mit dem Segen der Kirche, der gleich himmlischem Hauche ihre Segel anschwellte.

Der Admiral hatte sich selbst unter den besonderen Schutz Unserer Lieben Frau gestellt. Sein eigenes Schiff hieß „Santa Maria de la Concepcion". In seiner Cajüte lagen die in der Kirche Santa Maria Maggiore zu Florenz gezeichneten Karten. Das erste und letzte bekannte Land, das sie unterwegs berührten, war Santa Maria auf den Azoren. Das zweite Eiland, das er entdeckte, nannte er La Concepcion (nachdem er das erste passend San Salvador ge-

heißen). Die ganze Flotte sang „einer unveränderlichen Sitte gemäß" jeden Abend bei Sonnenuntergang das Salve Regina. Gewiß sind diese Thatsachen schon an und für sich merkwürdig genug, aber sie werden es noch mehr, wenn wir uns erinnern, daß der römische Stuhl vor einigen Jahren, auf das einstimmige Gesuch unserer eigenen Prälaten, diesen Theil der neuen Welt in feierlicher Erklärung dem besonderen Schutze der nämlichen Gottesmutter unterstellt hat: und es ist, als sei Columbus unsern Bischöfen darin zuvorgekommen, daß schon er für Amerika diese erlauchte Beschützerin erwählte.

Am Abende vor der Entdeckung des ersten Landes hielt der Admiral, dem Zeugnisse der Lebensbeschreiber zufolge, nach Absingung des Salve Regina, eine ergreifende Rede an seine Schiffsmannschaft. Gewiß trug diese Rede einen katholischen Charakter wie seither nicht leicht eine andere Seemannsrede in der neuen Welt. Sie ist uns nicht aufbehalten worden, sie läßt sich auch nicht erfinden. Aber wir können uns einigermaßen vorstellen, mit welcher Kraft ein solcher Mann und in solcher Lage vom Vertrauen auf Gott und seine gebenedeite Mutter sprechen mochte. Es ist uns, als sähen wir ihn auf dem dämmernden Verdecke der Santa Maria stehen, seine dünnen Locken flatternd im duftigen Windhauche der nahenden Küste, seine Rechte ausgestreckt gegen Westen hin. Und wir hören ihn ausrufen: „Da drüben liegt das Land! Wo ihr nur Nacht und Oede erblicket, da liegt mir Indien und Cathay! Die Finsterniß gegenwärtiger Stunde geht vorüber und mit ihr die Nacht der Völker. Städte schöner als Sevilla, Länder fruchtbarer als Andalusien liegen da vor uns. Hier liegt das irdische Paradies von seinen vier Lebensströmen bewässert, hier liegt das goldene Ophir, von welchem Salomon, David's Sohn, das Erz bezog, welches den Tempel des lebendigen Gottes schmückte: Hier werden wir ganze Nationen finden, die Christum nicht kennen und denen ihr, theure Reisegefährten, zuerst die große Freudenbotschaft bringen werdet, die in alter Zeit den Hirten von Judäa durch Engelslippen ist verkündet worden." Allein wer darf es wagen, einem solchen Manne und in solchem Augenblicke die Worte

in den Mund zu legen, die er gesprochen in der letzten Nacht der Erwartung und Ungewißheit — am Vorabende des Geburtstages einer neuen Welt?

Columbus und seine Gefährten landeten am Morgen des 12. October 1492, auf der kleinen Insel, welche sie San Salvador nannten. Drei Boote brachten sie an die Küste, und über jedem derselben flatterte ein breites, „mit einem grünen Kreuze" prangendes Banner. Der Admiral warf sich, als er das Land erreichte, auf die Kniee, küßte die neue Erde und vergoß Thränen der Freude. Dann seine Stimme erhebend, sprach er das kurze, aber innige Gebet, welches nach ihm alle katholischen Eroberer zu beten pflegten: „O Herr, ewiger und allmächtiger Gott, du hast durch dein göttliches Wort den Himmel, die Erde und das Meer geschaffen; gebenedeit und verherrlichet werde dein Name und gepriesen deine Majestät, weil du mich, deinen demüthigen Diener, gewürdiget hast, zu bewirken, daß dieser heilige Name in diesem andern Welttheile erkannt und verkündigt werde." [1])

Die Namen, welche der große Entdecker wählte, sind wie jede seiner Handlungen durch und durch katholisch. Weder sein eigener Name noch derjenige seines Patrons sind an irgend ein Vorgebirge, einen Fluß oder ein Eiland geheftet. San Salvador, Santa Trinidad, San Domingo, San Nikolas, San Jago, Santa Maria, Santa Marta — das sind die Denkzeichen von seinen ersten Erfolgen. Alles Eigenlob und alle Selbstsucht verschwanden völlig im überwältigenden Gefühle, daß er nur ein Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung sei.

Nachdem er ein paar Monate in den Gewässern der Bahama gekreuzt und viele neue Inseln entdeckt hatte, kehrte er nach

---

[1]) Das von Irving aus den Tablas chronologicas des heiligen Clemente mitgetheilte ursprüngliche Gebet lautet wie folgt: „Domine Deus aeterne et omnipotens, sacro tuo verbo coelum et terram et mare creasti: benedicatur et glorificetur nomen tuum, laudetur tua majestas, quae dignata est per humilem servum tuum, ut ejus sacrum nomen agnoscatur et praedicetur in hac altera mundi parte."

Spanien zurück. Zwei Stürme drohten auf der Heimfahrt sein einsames Schiff zu verschlingen. In der größten Gefahr betet er zur allerseligsten Jungfrau, seiner theuren Beschützerin. Er gelobt eine Wallfahrt baarfuß zu ihrem nächsten Heiligthume, wo er immer an's Land komme — und das Gelübde ward gehalten. Unversehrt erreicht er die Azoren, den Tajo und den Hafen von Palos. Sein Erstes ist eine feierliche Prozession in die Kirche des heiligen Georg, wo der königliche Befehl zuerst bekannt gemacht worden war; und im nämlichen Sinne schreibt er auch an den Schatzmeister Sanchez: „Lasset Prozessionen halten, Feste feiern, die Kirche mit Zweigen und Blumen schmücken, denn Christus freut sich auf der Erde wie im Himmel im Anblicke der nahenden Rettung der Seelen.“ Der Hof war damals gerade zu Barcelona und dahin verfügte er sich mit den lebendigen Zeugen seines Erfolges. Unter dem königlichen Thronhimmel sitzend mit den Eingebornen, den Früchten, Blumen, Vögeln und Metallen der neuen Welt, erzählte er dem königlichen Herrscherpaare seine wundersamen Erlebnisse. Kaum hatte er geendet, so warfen sich der König und die Königin mit allen Anwesenden auf die Kniee, Gott zu danken, während die königliche Kapelle wie beim Erinnerungsfeste irgend eines großen Sieges die feierlichen Strophen des Te Deum laudamus erschallen ließ.[1])

Um die Katholizität dieses außerordentlichen Ereignisses außer allen Zweifel zu stellen, ist nur noch ein Beweis erforderlich, nämlich die amtliche Betheiligung des päpstlichen Stuhles dabei; und diese finden wir denn auch schon im ersten Beginne.

Am 15. März 1493 erreichte Columbus Palos und am 9. Mai darauf erließ Papst Alexander die berühmte Bulle Inter cetera.[2]) In dieser Bulle spricht der Papst vorerst von den Beziehungen des spanischen Thrones zum päpstlichen Stuhle und fährt dann in Betreff der neuen Entdeckung also fort: —

„Zu unserer großen Freude haben wir gehört, daß ihr Euch

---

[1]) **Prescott**, Ferdinand und Isabella.

[2]) Siehe im Anhang Nr. 2. Als die erste Amerika betreffende päpstliche Bulle verdient sie wohl, gelesen zu werden.

„vorgenommen, mit aller Thätigkeit darauf hinzuarbeiten, daß die „Einwohner gewisser Inseln und Festländer, die sehr ferne und „bisher unbekannt gewesen, oder noch nicht entdeckt sind, zum Dienste „unseres Erlösers und zum Bekenntnisse des katholischen Glaubens „bekehrt werden. Bis jetzt waret ihr vollständig in Anspruch ge„nommen von der Eroberung Granada's und konntet daher weder „Eure heiligen und preiswürdigen Wünsche ausführen, noch auch zu „dem gewünschten Erfolge gelangen. Nicht ohne sehr große An„strengungen, Gefahren und Kosten sandtet ihr Christoph Colomb, „einen sehr schätzens- und empfehlenswerthen Mann aus, mit „Schiffen und Mannschaft versehen, zu einem solchen Unternehmen, „um mit aller Sorgfalt in bisher nie befahrenen Meeren ein neues „Festland, ferne und unbekannte Inseln aufzusuchen. Dieser durch„schiffte unter göttlichem Beistande und mit großer Umsicht den „weiten Ocean und entdeckte gewisse sehr ferne Inseln und See„küsten, die bisher nicht bekannt gewesen, in denen mehrere Na„tionen friedlich leben" u. s. w.

Auf diese Darstellung folgte die verlangte bedingungsweise Bestätigung unter dem Vorbehalte, daß die Spanier keine Eingriffe thun sollten in Gebiete, die bereits von Portugal oder einer andern christlichen Macht entdeckt seien, daß sie kein Land suchen dürfen innerhalb eines Umkreises von hundert Stunden südlich und westlich dem schon in Portugals Besitze befindlichen grünen Vorgebirges; und daß sie „in die genannten Inseln und Küstenländer erfahrene Männer senden, die gottesfürchtig, gelehrt, geschickt und tüchtig sind, die Einwohner im katholischen Glauben zu unterrichten und zu einem sittlichen Wandel heranzubilden.

Gemäß dieser Forderungen des Papstes schiffte sich bei der zweiten Fahrt des Columbus der Hochw. Herr Bernardo Buyl oder Boyle, der apostolische Vikar der neuen Welt, von zwölf Priestern begleitet, mit ein. Das Leben dieses Prälaten ist nicht so bekannt, als man erwarten sollte; aber wir wissen, daß er sich noch kaum erst ein Jahr auf der Insel Hayti in eine Verschwörung gegen den Admiral einließ, nach Spanien zurückkehrte und dort starb. Er scheint einer von denen gewesen zu sein, welche den Aposteln der

Völker vorausgehen, selbst aber nicht bestimmt sind, Apostel zu werden. Dessenungeachtet verdient es Erwähnung, daß er am heiligen Dreikönigsfeste 1494 die erste christliche Kirche der neuen Welt einweihte, daß er die Mission auf Hayti gründete, daß er in diesem Erdtheile der erste Stellvertreter des heiligen Stuhles war. Sein Name und seine Verrichtungen, obschon uns Zeit und Vergessenheit wenig davon übrig gelassen, bilden dennoch den Schlußring an der Kette von Beweisen für die Katholizität der Entdeckung von Amerika.

Hiemit nehmen wir nun Abschied von dem berühmten Seefahrer, der uns bis jetzt ausschließlich beschäftigte; sein Charakter ist über jedes Lob ebenso erhaben, als seine Erfolge über jede Beschreibung. Er kommt einem vor, wie Adam, der allein da steht in der neuen Schöpfung, oder wie Noe, wenn er auf die emportauchenden Gipfel des Ararat zusteuert. So steht er da im Laufe der Zeiten als Patriarch der atlantischen Inseln und Küsten, und alle, die ihn genauer betrachten, mögen bemerken, daß die Dankgebete der Kirche seine Lippen bewegen, während er überall nur unter dem Schatten des Kreuzes wandelt. Welche Lehre liegt nicht im Leben dieses ersten europäischen Amerikaner's! Wie schön waren in ihm Glauben und Wissen, Frömmigkeit und sittliche Tugend vereinigt! Columbus gegenüber kann kein Neuerer einer größeren Liebe zum Fortschritte sich rühmen; aber sein Fortschritt war nicht von der Art, welche alle Religion bei Seite setzt.

„— Mühsal und Beschwerde,
Hunger, feindliche Elemente und
feindliche Heerschaaren wollten
ihn aufhalten in seinem Laufe. —
Er wurde nicht müde, nicht erschreckt,
nicht besiegt."

So war seine Laufbahn. Allein mit all der Thatkraft und dem Muthe des jetzigen amerikanischen Charakters verband er die schlichte Einfalt des Katholiken und die Geduld des Apostels. Mit einem Worte, wir dürfen wohl behaupten, daß er von allen Laien, die in der neuen Welt gelebt haben oder begraben liegen, wahr-

scheinlich der beste gewesen, wie er denn jedenfalls vermöge der einzigen und außerordentlichen Natur seiner Heldenthaten vor Allen der berühmteste ist.[1])

2. Die Nachfolger des Columbus.

Man könnte mit einigem Rechte einwenden, daß der Charakter eines einzigen, wenn auch noch so hervorragenden Mannes, nicht berechtige, daß man seine persönliche religiöse Richtung auf ein Unternehmen übertrage, das so vielumfassend ist, als die Entdeckung von Amerika. Ich gebe zu, daß an dieser Einwendung etwas anscheinend Wahres sei; und weil dieses oft für Wirklichkeit genommen wird, so ist es nöthig, unseren soeben bewiesenen Satz gegen eine derartige Sophistik sicher zu stellen.

Der Erfolg des Columbus regte nicht blos Spanien, sondern ganz Europa zu Seeunternehmungen an. Auf dieser neuen Laufbahn mag Frankreich mit Portugal um den zweiten Platz werben, nach ihnen kommt England und zuletzt Holland und Schweden. Die Schiffskapitäne aller dieser Mächte waren Katholiken; Haltung

[1]) Vielleicht ist es nöthig, hier zu bemerken, daß die sterblichen Ueberreste des Admirals in der Cathedrale des heiligen Christophorus auf Havannah begraben liegen. — Im Jahre 1536 war sein Leib von Spanien nach St. Domingo gebracht worden. Als diese Insel aber 1795 an Frankreich kam, übertrug man ihn nach Havannah auf Cuba. Auf sein Grab war gleich anfänglich die von König Ferdinand auch in das Wappen der Familie Columbus gesetzte Inschrift gekommen:

Por Castilia y por Leon
Nuevo mundo hallò Colon. —
Für Castilien und Leon
Fand eine neue Welt Colon.

Colon ist eine früher manchmal gebräuchlich gewesene Form des Namens Columbus.

und Geist jeder einzelnen Expedition waren katholisch; die Formen, in denen andere Nationen von irgend einem neuen Gebiete Besitz ergriffen oder Colonien gründeten, waren Spanien entlehnt, also gewiß auch katholisch. Ein Blick auf die Hauptereignisse in jedem einzelnen dieser Fälle wird die genaue Richtigkeit dieser Behauptung für die ganze Reihe der Entdeckungen herausstellen.

Die Spanier waren die Ersten bei der Fortsetzung ihres eigenen Werkes. Alonzo de Ojeda und Vasco Nunez de Balboa sind die vornehmsten spanischen Seefahrer nach Columbus; freilich gab es damals noch viele andere ausgezeichnete Fachmänner, aber die genannten vertreten die ganze Gattung. Ojeda ist ein Charakter, den die Geschichte mit Vorliebe zeichnet. Unerschrocken bis zur Tollkühnheit wußte er eben so gut die Diplomatie anzuwenden, wo die Gewalt nicht hinreichte. Er ist ein in jeder Beziehung vollendeter Cavalier, ein alle andern überstrahlender Hofmann und so spendet ihm denn auch jeder Geschichtschreiber der amerikanischen Unternehmungen gerne sein verdientes Lob. Er war der Entdecker eines großen Theils der Küste von Terra Firma und der Gründer der Colonie San Sebastian. Von seinem Muthe, seinen Unglücks- und politischen Wechselfällen wäre Vieles zu erzählen. Auf seiner ersten Reise begleitete ihn der Florentiner Americus Vespucci, der einen Bericht über die Expedition verfaßte und dessen vergessenes Buch den Namen seines Verfassers der neuen Welt aufdrängte. Zehn Jahre lang setzte Don Alonzo seine Abenteuer in Amerika fort und starb endlich als ein getäuschter Mann mit gebrochenem Herzen, mehr durch Elend, als durch die Last der Jahre gebeugt, zu San Domingo. Der Charakter dieses Seemannes war vor Allem merkwürdig durch seine begeisterte Verehrung der Gottesmutter. Bischof Las Casas erzählt, daß er immer ein kleines flämisches Gemälde Unserer Lieben Frau mit sich führte: litt er dann Schiffbruch an einer feindlichen Küste oder verirrte er sich in pfadloser Wildniß, so befestigte er dasselbe am ersten besten Baume, warf sich davor auf die Kniee und verrichtete andächtig seine Gebete. Als er eines Tages auf einer gefahrvollen Wanderung in den Morästen an der Küste von Cuba dem Tode nahe war, machte er das Gelübde,

im ersten Dorfe, das er antreffen würde, eine Marienkapelle zu bauen und sein Gemälde zur Verehrung für alle kommenden Pilger darin aufzustellen. Er hielt sein Gelübde und Ojeda's Madonna ward von den Indianern in Curybas lange heilig gehalten.[1]) Als

---

[1]) Was sich mit Ojeda's Gemälde später zugetragen, erzählt Hr. Irving in folgender Weise: „Als Alonzo de Ojeda sich von seinen Leiden wieder erholt hatte, traf er Anstalten, sein Gelübde wegen des Bildes Unserer Lieben Frau zu erfüllen: obwohl es ihm gewiß in der Seele wehe that, eine Reliquie zu missen, die ihn aus so mancherlei Gefahren gerettet hatte. Er baute eine kleine Kapelle in dem Dorfe und versah dieselbe mit einem Altare, über welchem er sein Gemälde anbrachte. Dann ließ er den guten Kaziken vor sich kommen und erklärte ihm, so gut es bei seiner geringen Kenntniß der Sprache und mit Hülfe von Dollmetschern anging, die Hauptpunkte des katholischen Glaubens und insbesondere das Leben der seligsten Jungfrau, welche er ihm als die Mutter des Gottes bezeichnete, der in den Himmeln thront und als die große Fürsprecherin der sterblichen Menschen.

„Der gute Kazike hörte ihm mit aufmerksamem Schweigen zu und obwohl er vielleicht die Lehre nicht ganz verstehen mochte, so schöpfte er daraus jedenfalls eine tiefe Verehrung für das Bildniß. Seine Unterthanen theilten seine Gesinnung. Sie erhielten fortan die kleine Kapelle in bestem Zustande und schmückten sie mit selbst verfertigten Baumwollentapeten und mit verschiedenen anderen Opfergaben. Auch machten sie Lieder oder Areptos zu Ehren der Jungfrau, welche sie unter Begleitung ihrer einfachen musikalischen Instrumente absangen und dazu in der die Kapelle umgebenden Waldung ihre Tänze aufführten.

„Noch ein anderer diese Reliquie betreffende Vorfall wird vielleicht nicht unwillkommen sein. Der ehrwürdige Las Casas, der uns diese Begebnisse erzählt, berichtet auch, daß er einige Zeit nach Ojeda's Abreise in dieses Dorf der Curyba kam. Er fand, daß sie die Kapelle als ein Heiligthum in hohen Ehren hielten und das Bild der Jungfrau mit inniger Verehrung betrachteten. Dichtgedrängt wohnten die Indianer der heiligen Messe bei, welche er am Altare las, und hörten aufmerksam der väterlichen Ermahnung zu, die er an sie richtete, und brachten ihm auf sein Verlangen auch die Kinder, damit er sie taufe. Der gute Las Casas, der von der berühmten Reliquie Ojeda's viel gehört hatte, wünschte nun sehr, in deren Besitz zu kommen und bot dem Kaziken dafür ein anderes Bild der Jungfrau an, welches er mitgebracht hatte. Der Häuptling gab eine ausweichende Antwort und schien sehr bestürzt. Am andern Morgen ließ er sich gar nicht sehen.

„Las Casas ging zur Kapelle, um da Messe zu lesen, fand aber den

endlich der Tod ihn ereilte, so wünschte der christliche Ritter, daß sein Leib vor der Thüre der nächsten Kirche beigesetzt werde, „damit jeder Kirchenbesucher sein Grab mit Füßen trete."

Vasco Nunez, ein verschuldeter Edelmann aus Bailbao, hatte anfänglich einige untergeordnete Stellen in den Colonien bekleidet und fand sich nun im Jahre 1512 als Gouverneur einer Niederlassung Namens Santa Maria, diesseits der Landenge von Darien. Da er von einem Indianer aus dem Innern des Landes Kunde vom Dasein einer großen See im Westen erhielt, so faßte er den Entschluß, mit einer Handvoll Leute dieselbe aufzusuchen. Zu Fuß, durch dichte Wälder und verpestete Sümpfe, über felsige Pfade und durch feindliche Stämme erzwang er sich einen Weg von fünfundzwanzig Tagreisen. Endlich gelangte er an einen hohen Berg, von dessen Gipfel aus der Ozean, wie ihm gesagt ward, zu sehen sein sollte. Seine Mannschaft am Fuße des Berges zurücklassend, bestieg er allein die Spitze und als er da selbst die unabsehbare, stunden- und stundenweit südwärts sich hindehnende Fläche des stillen Ozeans erblickte, da fiel er auf die Kniee, außer sich vor Freude und die volle Gluth seines katholischen Herzens ausgießend vor Gott. Welch ein herrliches Bild, die Größe und die Demuth Vasco's in dieser Stunde! So sehr wir auch in der Entdeckung seinen Eifer und seinen Muth bewundern, so verdient doch sein tiefes Gefühl der Andacht, welches ihn ergriff, als er zum ersten Male und allein, eines der wundervollsten Werke des Herrn erblickte, noch mehr unsere Anerkennung. Der Isthmus, über den er gesetzt war, ist heute keine Wildniß mehr und der stille Ozean ist nicht mehr eine öde Wasserwüste. Da sind

---

Altar seiner kostbaren Reliquie beraubt. Als er sich näher erkundigte, erfuhr er, der Kazike habe sich vorige Nacht in die Wälder geflüchtet und sein theures Bild der Jungfrau mit fortgenommen. Umsonst sandte Las Casas ihm Boten nach, ihn zu versichern, er sollte sein Bild nicht verlieren, sondern vielmehr das andere noch dazu erhalten. Der Kazike wollte sich aus seinem Waldversteck nicht mehr herauswagen und kehrte nicht eher in's Dorf zurück und brachte auch das Bild nicht wieder in die Kapelle, bis die Spanier abgereist waren." — **Las Casas** Hist. Ind. Cap. 6: manuscript. **Herrera** Hist. Ind. decad. I. lib. II. cap. 15.

Städte, da ist Handel, da ist Reichthum; Columbus Traum ist beinahe schon Wirklichkeit geworden; und der indische Handel wird bald diese Straße nach Europa einschlagen. Schaaren von gierigen Abenteurern spannen ein Netz von neuen Straßen über das Land hin und beide Weltmeere sind von Schiffen belebt; aber wenige von Allen, welche an der Küste des stillen Ozeans ihrem Gott Heimath und Vermögen zu danken haben, besitzen den sittlichen Muth, sich mit Vasco Nunez auf die Kniee zu werfen und ihre erste Huldigung Demjenigen darzubringen, der da ist der Herr von Land und Meer, der Geber des Reichthums und der Eroberungen.

Tiefer nach Süden hin setzten die Portugiesen Cabral und Orellana das Entdeckungswerk fort. Am äußersten Südcap aber pflanzte der fromme Magellan das Kreuz auf. Auch in den portugiesischen Unternehmungen zeigt sich durchweg der nämliche religiöse Geist vorwaltend wie bei den spanischen.

Im Norden begegnen wir abermals dem italischen Genius in Verazzana und den Cabot. Von der Chesapeake Bay bis Massachusets segelten sie längs der Küste des Festlandes hin, ruderten deren Ströme hinauf und errichteten das Kreuz auf einem Vorgebirge nach dem andern. Die Cabot standen im Dienste Englands; aber so lange England noch katholisch war, bildete das Glaubensbekenntniß des Italieners kein unübersteigliches Hinderniß gegen seine Anstellung. Dieser Theil des Festlandes, der sich nun vor allen andern seiner protestantischen Vergangenheit rühmt, ward so von unsern Glaubensvorfahren entdeckt und beschrieben ein volles Jahrhundert bevor irgend ein Puritaner oder Quäker von einer Niederlassung in der neuen Welt träumte.

Weiter nördlich finden wir wiederum andere Beweise katholischer Thatkraft und Frömmigkeit — die französischen Entdeckungen. Verazzano war in Frankreichs Diensten, aber er fand bei der zweiten Reise auf der See seinen Tod und sein Ruhm ist weit überstrahlt durch denjenigen Jakob Cartier's, des Entdeckers des St. Lorenzstromes und des Gründers von Quebeck. Er ist der Anführer einer glorreichen Schaar — der Champlain und La Salle. Es wird nicht unpassend sein, über jede dieser Persönlichkeiten hier etwas

Näheres anzudeuten. Cartier ging auf seiner ersten Reise zu St. Malo in See am 20. April 1534; und am 24. Juli darauf errichtete er ein vierzig Fuß hohes Kreuz an den Küsten der Gaspebay. Er war gleich all diesen alten Seefahrern ein Mann von werkthätiger Frömmigkeit. In der Kathedrale von St. Malo empfing er die heilige Kommunion und den Segen der Kirche bei der Abfahrt und so auch wieder bei seiner Heimkunft von jeder seiner Reisen. Seinen Entdeckungen gab er in der Regel den Namen des Heiligen vom Tage, an welchem er sie machte. St. Lorenz, die Himmelfahrtsinsel (jetzt Anticosti), Heiligen Kreuz, St. Karlsfluß, St. Rochus bezeichnen die Reihe seiner Erfolge und den Geist des Mannes. Für ein besonderes Glück sah er es an, „daß er am Vorabende eines Festes Unserer Lieben Frau, die auch er seinen Meeresstern nannte, das erste Stück von Canada entdeckte.

Champlain, unter Chartier's Nachfolgern der ausgezeichnetste, segelte im Jahre 1603 nach dem St. Lorenzflusse. Zweiunddreißig Jahre lang arbeitete er unermüdlich an den Entdeckungen des Nordwestens. „Ihm, sagt Hr. Warburton, gebührt der Ruhm, in diese schneeigen Wälder des Nordwestens Christenthum und Gesittung verpflanzt zu haben.“[1]) „Champlain, sagt Hr. Bancroft, betrachtete die Rettung einer einzigen Seele als wichtiger, als die Eroberung eines Reiches.“ Er war es, der zuerst den oberen St. Lorenz besuchte, den See, der seinen Namen trägt, und den Sakramentosee[2]) entdeckte.. Er war der Gründer vieler Städte, der Beschützer aller Missionen, der Freund der Indianer, der erste und der beste Gouverneur von Neu-Frankreich.

Robert, Ritter von La Salle, als der erste, welcher den Ontario-, Erie-, Michigan- und Huronsee besuchte, darf wohl auch unter die großen Seefahrer gerechnet werden. Gebürtig von Rouen, frühzeitig in den Colonien verwendet, ward er durch die Berichte der Missionäre angetrieben, aus den nördlichen Seen eine Straße in den Golf von Mexiko zu suchen. Er baute sonach am Cayuga-

---

[1]) **Warburton**, Canada's Eroberung.

[2]) Jetzt Georgsee.

Flusse einen Schooner und ruderte 1679 das Te Deum laudamus singend den Seen zu. Als er dann seine Boote über Land aus dem Miami in einen Arm des Illinois trug, erzwang oder entdeckte er den Weg zum obern Mississippi. Viele Jahre lang war diese wie Feuersflamme glühende und wie Stahl harte Seele in heldenmüthiger Ausdauer mit der Aufgabe beschäftigt, neue Wege aus dem St. Lorenzgolf in denjenigen von Mexiko zu eröffnen, bis er 1687 auf einer dieser Reisen von zweien seiner eigenen unwürdigen Gefährten in Texas erschlagen wurde. Der katholische Charakter La Salle's zeigt sich in jeder Handlung seines Lebens. Er unternahm nie Etwas, ohne sich zuvor durch die kirchlichen Gnadenmittel darauf vorzubereiten und zu stärken und er vollendete Nichts, ohne die ersten Früchte der Ehre Gott zu weihen. Ueberall, wo er auch nur auf eine Stunde landete, errichtete er das Kreuz und die ganze große Wasserwüste ertönte von seinen Gesängen, seinen Dank- und Anbetungshymnen. Er steht einem de Soto und Marquette würdig zur Seite; das Schwert in der Hand reiht er sich unter das Banner des Kreuzes als der Schutzgeist der Staaten zwischen dem Ontariosee und dem Rio Grande. Jede Meile Landes dieser Gegend hat er betreten und jede Meile ihrer Gewässer auf gebrechlichen Kähnen oder elenden Schoonern befahren. Sein Grab sollte die nordische Fichte krönen und rings um dasselbe sollten die Rose Michigan's und die Myrte Mexiko's ihre Farbenpracht und ihren Wohlgeruch mit einander vereinigen.

Zu La Salle's Laufbahn das vollkommenste Seitenstück bildet diejenige des berühmten de Soto, welcher Cuba, dessen Generalkapitän er war, hinter sich lassend, 1539 in der Tampabay landete, um das Festland zu erforschen. Drei Jahre lang verfolgte er ohne Hülfsmittel seinen Plan, vordringend durch giftige Sümpfe und brennenden Sand, Buchten übersetzend und Flüsse durchwatend, wohl seine Kraft, nie aber seinen Muth erschöpfend. Jeden Monat sa er einige seiner Begleiter um ihn her niedersinken; ohne Unterlaß sah er sich von den tapfern Eingebornen des Landes befehdet, er wußte, daß Ruhe und Reichthum in Cuba oder in Spanien seiner warteten, aber er hielt es unter seiner Würde, umzukehren, oder zu

gestehen, daß er sich verrechnet habe. Endlich am großen Flusse, den er entdeckt, im Schatten des Kreuzes, das er aufgepflanzt hatte, ereilte ihn der Tod, und die von seiner einst so stolzen Schaar noch übrigen Getreuen verbrannten seinen Leichnam nächtlicher Weile mitten im Strome, damit nicht die Wilden ihn verzehrten. So starb Don Hernando de Soto, in allen großen Eigenschaften keinem der berühmtesten Entdecker nachstehend; so sank er nieder in der Wildniß und der trauernde Mississippi schloß ihn mitleidig an seine Brust.

Britische Geschichtswerke stellen gewöhnlich nur zwei Figuren — Cortez und Pizarro als Nachfolger des Columbus dar und malen dann ihre Thaten in's Pechschwarze. Die amerikanische Geschichte verfährt billiger. Irving, Bancroft und insbesondere Prescott haben der edeln spanischen Nation und gerade auch Francisco Pizarro Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hr. Prescott gibt als Einleitung zur Eroberung von Peru eine Untersuchung über die Gesittung der Inca. Diese vom Heiden Marmontel dichterisch gemalte Gesittung findet sich in wesentlichen Punkten im Widerspruch mit dem christlichen Sittengesetze. Ihr Gottesdienst waren beständige Menschenopfer; ihr Volk ward stets in der tiefsten Unwissenheit gehalten; das Gesetz, welches dem Inca vorschrieb, jederzeit seine Schwester zu heirathen, machte die Blutschande zur Bedingung rechtmäßiger Geburt. So war das System, und der Inca, den Pizarro stürzte, war ohne Zweifel einer der blutdürstigsten Menschen, die je auf Manco Capac's Throne gesessen. Allerdings kann die Verwerflichkeit solcher Zustände die Grausamkeit der Eroberer nicht rechtfertigen; sie würden nur eine starke und strenge, nicht aber eine blutige und treulose Politik rechtfertigen, wie Pizarro sie durchgängig verfolgte. Dagegen aber ist es nicht ehrlich, Cortez mit Pizarro zusammenzustellen. In seiner Geschichte der Eroberung von Mexiko hat der vortreffliche amerikanische Geschichtschreiber gezeigt, daß die angeblichen maßlosen Grausamkeiten des Cortez gar sehr übertrieben worden sind; und man kann unmöglich die gegenwärtige Bevölkerung Mexiko's ansehen und zugleich glauben, daß je die Ausrottung der Eingebornen im Plane der Eroberer gelegen. Noch jetzt lebt

das Geschlecht der Eingebornen und gibt in seiner überwiegenden Zahl Zeugniß für die allgemeine Menschlichkeit der spanischen Einwanderer. Jedenfalls kann ich, was man über diesen Punkt auch immer sagen mag, sehr wenige Aehnlichkeit finden zwischen den Charakteren eines Cortez und Pizarro.

Cortez, seinem Stande nach ein Edelmann, seiner Erziehung nach ein Rechtsgelehrter, landete an der mexikanischen Küste im Frühling 1519 und im Herbste 1521 saß er unangefochten als Eroberer in den vielbesungenen „Hallen Montezuma's". Die glänzendsten Feldzüge, welche die neue Welt je gesehen, wurden von ihm binnen drei kurzen Sommern vollendet. Cortez war nicht bloß, wie die Uebrigen, ein tapferer Castilianer, sondern er war ein geschickter und in der That origineller Staatsmann; er war überdies ein spanischer Redner im vollen Sinne des Wortes und schrieb mit anmuthiger und kraftvoller Feder. Das Verbrennen der Schiffe sogleich nach der Landung, um jede Möglichkeit der Umkehr abzuschneiden; sein Staatsstreich bei Gefangennehmung des Kaisers der Azteken; die Art, wie er seinen Nebenbuhler Narvaez besiegte und die Leute, welche ihn gefangen nehmen sollten, unter seine Soldaten einreihte, — bezeichnen ihn als einen kräftigen, hochbegabten Geist. In Bezug auf mehrere seiner Eigenschaften ist er vielleicht der größte Charakter, der je auf amerikanischem Boden, sei es im Süden, im Norden oder in der Mitte, gelebt hat.

Von dem Eroberer Peru's kann man freilich unmöglich im Tone der Nachsicht sprechen. Niedrig von Geburt, unglücklich in allen seinen früheren Unternehmungen landete er 1532 mit etwa zweihundert Mann am Gestade des stillen Ozeans, zur Eroberung von Peru. Es gelang ihm und zwar nicht durch eine Reihe von gewaltigen Schlachten oder weisen Maßregeln, sondern durch den Handstreich von Caxamarca. Binnen Jahresfrist war der Inca in seiner Gewalt, er ließ ihn hinrichten und vertheilte fünfzehn und eine halbe Million erbeuteten Goldes und Silbers an die Krone und an seine Gefährten. Er starb 1541 durch die Hand eines Mörders in seinem Palaste zu Lima, nachdem er den lange ersehnten Rang eines Vizekönigs von Peru endlich erlangt hatte. Zwischen

ihm und Cortez finden sich mehr Unterscheidungs- als Aehnlichkeitsmerkmale. Der Hauptpunkt der letztern besteht darin, daß beide zur nämlichen Zeit und im nämlichen Welttheile mit geringen Kräften ein volkreiches Land eroberten. Aber Hernando Cortez that es zuerst, war ein origineller Geist und hatte mancherlei besondere Hindernisse zu überwinden. Die Staatskunst und das Götzenthum der Azteken bildeten einen festeren Bau als diejenigen von Peru, und Mexiko's Widerstand war furchtbarer als der von Cuzco oder Quito. Cortez war ein gebildeter Mann, ein Ritter der alten spanischen Schule; er war von Natur aus großmüthig und milde, wenn wir ihn nach seiner Handlungsweise beurtheilen und nicht nach den vom Vorurtheil entworfenen Schilderungen englischer Geschichtschreiber, die Spanien seine Armada nie vergessen, oder französischer Heiden, die ihm seine Rechtgläubigkeit nie verzeihen konnten.

Uebrigens ist Pizarro eine Ausnahme unter allen diesen spanischen Eroberern. Als Bastard geboren, als Findling erzogen, ohne Lesen und Schreiben gelernt zu haben, die beständige Zielscheibe von Verschwörungen, ohne andern Freund als seinen Mutterwitz und Muth, siegte er durch Grausamkeit und fiel durch Meuchelmord. Somit behaupte ich, daß er keineswegs als Muster der Klasse von Männern, von denen hier die Rede ist, gelten kann; er steht allein und dankt seine traurige Berühmtheit theilweise gerade dem Umstande, daß er allein steht. Nunez unähnlich in Menschlichkeit, Cortez unähnlich in staatsmännischer Tüchtigkeit, de Soto unähnlich in ritterlichem Sinn, kann er eigentlich dem Geiste und der Gesinnung nach gar nicht zu den ersten Entdeckern gerechnet werden; und es läßt sich auch nicht nachweisen, daß er eine Schule seiner Gattung gebildet hätte. Im Interesse historischer Wahrheit würde ich es gerne sehen, daß diese Unterscheidung deutlich aufgefaßt würde.

Wenn ich mich aber nicht für berechtigt halte, das ganze spanische Volk für die Sünden einiger seiner ersten Anführer und Ansiedler verantwortlich zu machen, so darf man dies auch nicht so verstehen, als wollte ich alle ihre Handlungen rechtfertigen. Ohne Zweifel war sein Colonisationssystem viel zu wenig vor Mißbräuchen

gesichert und ich werde dies nachweisen, wenn ich in der Periode der Missionäre dasselbe dem französischen gegenüberstellen werde. Für jetzt spreche ich bloß von den ersten Eroberern und verwahre mich feierlich dagegen, daß man einen Pizarro oder Ovando zum Repräsentanten der Katholiken mache, welche die Entdeckungen Amerika's geleitet haben. Ojeda, Vasco Nunez, Cortez, de Soto, Cabot, Cartier, Champlain, La Salle — warum will man sie vergessen oder unberücksichtigt lassen? In Allem, was die Menschennatur adelt — Muth, Thatkraft, Ausdauer — waren sie groß; in Hinsicht auf Frömmigkeit, Tugend, Rechtschaffenheit halten sie mit jeder gleichen Zahl von großen Männern den Vergleich aus. Pizarro gehört nicht zu ihnen — und Ovando auch nicht. Sie waren keineswegs frei von Fehlern, aber deren Zahl überwog nie diejenige ihrer Tugenden. Sie waren eine Adlerart, die weiter und weiter hineinzog in die Wildniß, weit hinweg vom Lärm der nachdringenden Bevölkerung. Die meisten derselben starben in dem Gebiete, das sie sich zur Heimath gewählt. Keinem ging es besser als Columbus, keiner vererbte seine Macht auf die Nachkommen. Auf Inseln oder auf dem Festlande liegen ihre Gräber, unbekannt da und dort, an einsamer Stätte, und ihre Namen, welche der Unsterblichkeit würdig waren, sind jetzt beinahe vergessen. „Die Letzten sind die Ersten und die Ersten die Letzten geworden." Sie waren Alle Katholiken, sie gingen an jede ihrer Unternehmungen mit katholischen Beweggründen und gelangten durch katholische Mitwirkung zum Ziele.

---

3. Die Eingeborenen und die Missionäre.

Im Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts machten Spanien, Frankreich und England Anspruch auf einen Theil von Nordamerika — auf welches wir von jetzt an unsere Darstellung beschränken wollen. Genaue Grenzen für das Besitzthum einer jeden dieser Mächte zur genannten Zeit lassen sich nicht angeben, sowohl wegen des steten Wechsels derselben, als auch wegen der öfteren Zwistig-

keiten zwischen den betreffenden Mutterländern. In diesem Abschnitte aber wollen wir die verschiedenen Religionen in ihrem Verhältnisse zu den Eingeborenen betrachten. Der Zeitfolge nach kommen die katholischen Colonien zuerst. Die erste Frage möchte wohl sein, ob das Colonialsystem Spaniens oder Frankreichs den Unternehmungen der Missionäre günstiger gewesen? Ich trage kein Bedenken, zu gestehen, daß das spanische System ungünstig war, und daß der größte Theil des Guten, was in religiöser Hinsicht in Neuspanien gethan worden ist, nicht bloß ohne, sondern entgegen dem Einflusse der spanischen Krone gethan werden mußte. Ferdinand von Arragonien war in seinem politischen Verfahren wie in philosophischen Ansichten ein völliger Weltmann; er erzwang nach dem Tode Isabella's „der Katholischen“ von Rom mittelst Concordats das Ernennungsrecht für alle Bischöfe und durch diese für die gesammte Pfarrgeistlichkeit Neuspaniens. Bereits hatte er den ganzen Boden als Kronlehen erklärt, und förderte und erhielt nun auch noch unter gewissen Bedingungen das Recht, alle kirchlichen Besitzungen desselben zu überwachen und zu verwalten. In der Praxis machten ihn diese Zugeständnisse zum Oberhaupte der spanisch-amerikanischen Kirche und begründeten einen traurigen Zustand, von dessen Folgen diese Kirche sich nie wieder erholt hat. Ferner war die Verfügung, daß der Boden für immer ein Kronlehen bleiben sollte, ungünstig für europäische Einwanderung und beförderte nur die Auswanderung von Beamten und die Ausfuhr von Sträflingen. „Man hielt, wie Dr. Robertson bemerkt, die Colonien unter ewiger Vormundschaft, leerte aber die Gefängnisse Spaniens, um die Colonien zu bevölkern. Und wir erfahren wohl nicht ohne Erstaunen, daß sechzig Jahre nach Entdeckung der neuen Welt die Zahl der in alle ihre Provinzen ausgewanderten Spanier sich nicht höher belief als Fünfzehntausend.“ So schadete die königliche Habsucht sich selbst und bereitete der Religion zahllose Hindernisse.

Das französische Colonialsystem dagegen war den Missionen bei weitem günstiger als das spanische. Anfänglich hatte der König das Vizekönigthum von Neu-Frankreich dem Prinzen von Condé

verliehen, der es 1620 dem Marschall von Montmorency verkaufte, von welchem es wieder Heinrich de Levi, Herzog von Ventadour, damals Noviz der Gesellschaft Jesu, käuflich an sich brachte. Richelieu übertrug dasselbe einer Gesellschaft, genannt die Gesellschaft der Hundert, unter denen beide Acadien und Canada emporzublühen anfingen. Durchgängig jedoch ging das Streben der französischen Krone, obschon auch sie den Boden als Lehen erklärte, dahin, große Gebietstheile an Herren vom hohen Adel zu verleihen, eine Politik, welche der Ansiedelung neuer Colonien keineswegs ungünstig war. Auch die Bischöfe hatten herrschaftliche Rechte, standen aber namentlich während der langen Regierung Ludwig's XIV. unmittelbar unter der Krone. Einige religiöse Anstalten, wie die Sulpizianer zu Montreal, hatten ähnliche Rechte und waren dadurch in den Stand gesetzt, sich in weiter aussehende Unternehmungen einzulassen und größere Erziehungsanstalten zu gründen. Dessenungeachtet ist es ebenso wahr von Neu-Frankreich als von Neu-Spanien, daß die religiösen Orden ohne Hülfe und ohne Unterstützung seitens der Mutterländer mehr ausgerichtet haben als die Weltgeistlichkeit und alle ihre reich ausgestatteten Anstalten zusammen genommen.

Wir haben bereits gesehen, daß schon innerhalb der ersten zwei Monate nach der Rückkehr des Columbus der Papst die spaniche Regierung durch die Bulle Inter cetera beauftragt hatte, „in diese neuentdeckten Länder gottesfürchtige, erfahrene Männer auszusenden, welche geschickt und tüchtig wären, um deren Einwohner im katholischen Glauben zu unterrichten und für ächte Gesittung zu erziehen.“ Ebenso eifrig besorgt für das Heil dieser Menschenstämme waren auch Julius II. und alle die folgenden Päpste, wovon die denkwürdige, im Jahre 1537 erlassene Bulle Papst Paul's III., in welcher er dieselben als mit Vernunft begabt und zu allen Sakramenten der Kirche berechtigt erklärt, der beste Beweis ist.[1]) Columbus selbst wünschte sehr die Bekehrung der Indianer, ein Wunsch, in welchem die Königin Isabella ihn von Herzen unterstützte. „Ein frommer Eifer erfüllte sie, sagt Hr. Irving, beim Gedanken an ein

[1]) Siehe den Anhang Nr. III.

derartiges Heilswerk." An den sechs am Hofe zuerst aufgeführten Indianern vertrat sie selbst Pathenstelle. „Isabella, sagt Irving weiter, nahm von Anfang an den wärmsten herzlichsten Antheil an der Wohlfahrt der Indianer. Sie verordnete, daß auf ihren religiösen Unterricht große Sorgfalt verwendet werden sollte; daß sie mit der größten Freundlichkeit behandelt würden, und schärfte Columbus noch besonders ein, daß diejenigen Spanier, welche sich irgend welcher Unbild oder Ungerechtigkeit gegen dieselben schuldig machten, exemplarisch bestraft werden sollten." Auf der zweiten Reise begannen zwölf eifrige und tüchtige Priester, unter dem Hochw. Hrn. Bernardo Boyle als apostolischer Vicar, ihr Glaubenswerk mit der Einweihung einer Kapelle zu Isabella auf Hayti am Dreikönigsfeste des Jahres unseres Herrn 1494. Das ist das geschichtliche Datum der katholischen Religion in der neuen Welt. Nicht lange blieb der apostolische Vicar, wie schon gesagt, auf Hayti; nach Jahresfrist segelte er nach Spanien zurück und kam nicht wieder. Die sieben folgenden Jahre blieben die Inseln ohne ein eigentliches kirchliches Oberhaupt, bis 1501 der Bischof de Espinal mit zwölf Vätern aus dem Orden des hl. Franziskus ausgesandt wurde, um die Missionen zu leiten. Im nächsten Jahre darauf widmete sich Pater Bartholomäus Las Casas, ein Dominikaner, der amerikanischen Mission. „Sein ganzes Leben war von jetzt an durch einen Zeitraum von mehr als sechzig Jahren der Aufgabe gewidmet, die Sache der Landeseingeborenen zu vertheidigen und deren Leiden zu lindern. Als Missionär durchzog er die Wüsteneien der neuen Welt nach verschiedenen Richtungen, um sie zu bekehren und zu sittigen, als Beschützer und Sachwalter machte er wiederholt Reisen nach Spanien, vertheidigte ihre Rechte vor Gerichtshöfen und Monarchen, schrieb ganze Bände zu ihren Gunsten und legte einen Eifer, eine Standhaftigkeit und Unerschrockenheit an den Tag, wie sie eines Apostels würdig sind. Er starb in dem hohen Alter von zweiundneunzig Jahren und ward begraben zu Madrid in der Kirche des Dominikanerklosters von Atocha, welchem er als Mitglied angehörte." [1])

---

[1]) Irving Columbus, III. Bd., im Anhange.

Auf eine von Las Casas über die ungerechte Behandlung der Indianer geführte Klage ward im Jahre 1516 eine aus Hieronymiter Mönchen bestehende Commission vom Regenten Cardinal Ximenes abgesendet, um die Beschwerden der Eingeborenen zu untersuchen. Diese Commission ist ein merkwürdiger Ring in der Kette unserer Beweisführung. Sämmtliche Geschichtschreiber sprechen in den beifälligsten Ausdrücken von der Umsicht und der Gerechtigkeit der Hieronymiter. „Die Ausführung ihrer Vollmachten auf San Domingo machte großes Aufsehen in der neuen Welt und übte auf eine Zeit lang den wohlthätigsten Einfluß, indem sie den Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen der Colonisten Einhalt that." [1]) Der nämliche berühmte Cardinal wies, wie Robertson erzählt, ein für allemal den Vorschlag von der Hand, die Einfuhr afrikanischer Sklaven in die Colonie zu erlauben — und knüpfte durch dieses doppelte Verdienst seinen Namen in ehrenvoller Weise an die ersten Anfänge unserer Gesittung.

Wir müssen hier noch eines andern bedeutenden Dominikaners, des Pater Olmedo erwähnen. Er war Kaplan des Cortez. Hr. Prescott schildert ihn „als den guten Genius der Expedition, der durch seinen Wandel die Gebote erläuterte, welche er lehrte; als einen, der, wenn er den Bannern eines Kriegers folgte, es nur hat, um die Wildheit des Krieges zu mildern und den Triumph des Kreuzes durch die geistigen Arbeiten der Bekehrung in eine Wohlthat für die überwundenen Eingeborenen umzuwandeln." „Nach der Eroberung der Stadt, fügt der nämliche Schriftsteller bei, verloren die Missionäre keine Zeit zum guten Werke der Bekehrung. Sie begannen ihre Predigten mit Dolmetschern so lange, bis sie selbst die gehörige Sprachkenntniß erlangt hatten. Sie eröffneten Schulen und gründeten Collegien, in denen die eingeborene Jugend in weltlicher und religiöser Wissenschaft unterrichtet wurde." Zwanzig Jahre nach der Eroberung durfte Pater Toribio rühmen, „daß neun Millionen Neubekehrter in die Heerde Christi seien aufgenommen worden." In dem gegenwärtig stark verminderten Gebiete von

---

[1]) Irving, III. Band.

Mexiko zählte man im Jahre 1850 vier Millionen wirklich oder doch dem Namen nach christliche Indianer, zwei Millionen gemischten Blutes und eine Million dreimalhunderttausend europäischer Abstammung. Ist, wie Lord Bacon sagt, eine starke Bevölkerung ein Zeichen eines geordneten bürgerlichen Zustandes, so mag man die Erhaltung der Eingeborenen als einen solchen gelten lassen und als einen Beweis für die spanische Duldsamkeit in Rechnung bringen. Noch jetzt leben die Eingeborenen daselbst, sie sind nicht ausgerottet; sie sind Christen, die mehr oder weniger ihres hohen und heiligen Banners würdig leben; und sie bilden zur Stunde in Mexiko ein lebendiges Denkmal des erhaltenden Geistes katholischer Gesittung.[1])

Mit den mexikanischen Missionen in nächster Verbindung kann ich die der Jesuiten in Californien erwähnen, die zum Glücke heute noch bestehen und die vor Entdeckung der Goldminen die einzigen Vorposten der Gesittung in diesem Lande bildeten. In älteren Zeiten war Californien unter der Benennung Mexiko mit einbegriffen und ist darum auch in den allgemeinen Bemerkungen, die ich eben gemacht,

---

[1]) In einer Vorlesung über Mexiko, gehalten in der St. Patrikskirche zu Buffalo am 25. September 1853 vom ehrwürdigen Bischof Timon, der eben einige Monate in diesem Lande zugebracht hatte, bemerkt derselbe:

„Es besteht gegenwärtig, und zwar von früher her, eine Gefahr in Mexiko, welcher die Erschlaffung kirchlicher Zucht großentheils zuzuschreiben ist. Es sind zu wenig Bischöfe und es ist denselben moralisch und physisch unmöglich gemacht, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen. Frankreich hat siebenundsechzig Bischöfe und vierzehn Erzbischöfe, Irland mit sieben Millionen Katholiken und einem Gebiete, das nicht größer ist, als eine einzige Diöcese Mexiko's, hat vier Erzbischöfe und vierundzwanzig Bischöfe; und Mexiko mit sieben bis acht Millionen Katholiken und mit so weitschichtigen Grenzen, hat nur ein Erzbisthum und neun Bisthümer, von denen gegenwärtig nur sechs besetzt sind, weil die Inhaber dreier Stühle gestorben sind. Von den vier letzten Bischöfen von Guadalajara war nur einer während einer sehr langen Amtsdauer im Stande, nur ein einziges Mal seine ganze Diözese zu visitiren; die andern drei besuchten nur einen kleinen Theil; alle vier starben auf der Visitationsreise, der eine als er sie beendigt hatte, die anderen während sie noch damit beschäftigt waren.“

schon besprochen; dessenungeachtet will ich eine auf dasselbe bezügliche Thatsache noch besonders erwähnen. Pater Picola, der vor anderthalb hundert Jahren dort lebte, war nicht ganz ohne Kenntniß betreffs der Schätze, die das Land enthielt. „Ich zweifle gar nicht daran, schreibt derselbe 1702 an die mexikanische Regierung, daß man an verschiedenen Orten werthvolle Minen finden müßte, wenn man sie nur aufsuchte, indem das Land den nämlichen physischen Einflüssen unterliegt wie Cinaloa und Sonora, welche von Adern kostbaren Metalles so reichhaltig durchzogen sind.“ Er zweifelte also gar nicht am Vorhandensein des Goldes, hatte aber seinerseits Besseres zu thun, als demselben nachzuforschen; ganz verschieden hierin von jenen Episkopal-Ministern unserer Tage, deren Eifer im Minengraben und deren Saumseligkeit im Missionswerke in der letzten zu Newyork gehaltenen Sitzung der Sekte mit so beredten Worten bedauert worden ist.[1])

---

[1]) In der protestantischen Episkopal-Convention vom Jahre 1853. In dieser Convention ward Dr. Kip, der Verfasser des Buches: „Die Jesuiten in Amerika“, zu ihrem Bischof in Californien bestellt. Bei diesem Anlasse wollen wir auch noch erinnern, daß nach dem Provincialconcil von 1852 San Franzisko vom heiligen Stuhle zu einer Metropolitankirche erhoben und der erste Bischof von Monterey, der Hochw. Hr. Joseph Allemany dahin versetzt wurde. Auch wird es nicht ohne Nutzen sein, folgende Stelle über die Anfänge San Franzisko's aus einem der heutigen Tagesblätter dieser Stadt (aus dem „Goldenen Zeitalter“) hier beizubringen: — „Wie groß, ruft dasselbe aus, sind nicht die Veränderungen im Schooße der Zeit. Am 27. Juni 1776 vor siebenundsiebenzig Jahren wurde San Franzisko zum ersten Male in der Geschichte genannt. Pater Junipero de Laru, dessen Name und Thaten in Ober-California eines der schönsten Blätter in unserer Geschichte bilden — und dessen Standbild zum Beweise unserer Verehrung am vornehmsten Platze unserer Stadt aufgestellt sein sollte, landete damals, von wenigen Ansiedlern aus Sonora begleitet, an dieser Stelle. War es der Golddurst, der ihn hieherzog? Sicherlich nicht. War es das Verlangen nach ausgedehntem Besitzthum? Ebensowenig. War es der Wunsch, von Mexiko unabhängig zu sein? Nein, nichts von alle dem. Es war, um Seelen zu erobern — um die Wilden unter das Joch Christi zu bringen, um die Lehren und Gebote des wahren Gottes durch sein eigenes Beispiel und seine Worte zu verkünden. Und diese seine Aufgabe löste er vollständig. Betrachte dir

Man hat sich gegen die civilisirende Kraft spanischer Missionen hie und da auf das bei den Reiterstämmen in Texas (den Comanchen und Apachen) übrig gebliebene wilde Leben berufen wollen. Und wer ist es denn, der als Ankläger gegen sie auftritt? Gewiß sind die Weißen in Texas nicht unschuldig am gegenwärtigen Stande der Dinge. Der Ausgezeichnetste unter ihnen -- General Hudson — hat mich versichert, „daß die Indianer die Verträge niemals zuerst gebrochen haben." Er ist ein unverwerflicher Zeuge, denn er war Häuptling unter den Wilden und Gesetzgeber der Weißen. Ueberdieß wissen wir, daß die „Indianer-Missionen" mit ihren Schulen und Kapellen vorlängst von den in Texas niedergelassenen nordamerikanischen Ansiedlern sind zerstört worden. In der Nachbarschaft von San Antonio de Baxar zeigt sich der traurige Beweis hievon noch jetzt für jeden Vorübergehenden in der Verödung und Zerstörung der einst so blühenden Schulen „Maria Empfängniß" und „St. Joseph". Der Nopal und der Pfirsich reifen nun auf den Trümmern dieser Anstalten, italienische Säulen liegen auf dem Boden umher und an den spanischen Glocken rüttelt der Wind in den dachlosen Thürmen. Es steht aber denjenigen, die diese Ruinen gemacht haben, nicht wohl an, als Kläger gegen die Comanchen aufzutreten.

Einer besonderen Erwähnung sind auch die ersten Dominikaner- und Jesuiten-Missionäre in Florida würdig. Die zwei Patres, von denen wir zuerst hören, verließen Spanien 1547 mit einer Ordonnanz versehen, daß alle seit de Sotes Expedition als

einmal den alten Presidio und die ehrwürdige Mission von Dolores und das erste hier erbaute Haus. Siehe, das sind die Werke seiner Hand. San Franzisko kann wenigstens damit sich rühmen, daß das erste seiner Gebäude dem Dienste Gottes unter dem Schutze des heiligen Franziskus geweiht wurde." Die Mission Dolores wurde am 8. Oktober 1776 gegründet. Sie bestand aus einigen Soldaten am Presidio. Im Jahre 1836 ward das erste Haus innerhalb des Stadtgebietes errichtet durch einen Amerikaner S. P. Bery an der Dupont-Straße. Damals bildeten fünfzehn Mann unter Befehl von Gamazonila Flores die hiesige Besatzung, während die Seelenzahl der Mission Dolores (Eingewanderte oder deren Kinder), die Indianer nicht gerechnet, sich auf vierundsechzig belief.

Sklaven auf den Inseln befindlichen Eingeborenen in Freiheit gesetzt werden sollten. Bald nach ihrer Ankunft in Florida wurden sie von den Wilden skalpirt und aufgefressen. Den Pater Martinez, den ersten Jesuiten, welcher 1605 das nämliche Land betrat, traf das gleiche Schicksal. Im Jahre 1678 fanden wieder drei andere des gleichen Ordens den gleichen Tod. Allein nach einem langen, grausamen, bis zum Anfange des folgenden Jahrhunderts fortdauernden Widerstande war es den Franziskanern der Reform gelungen, Florida zu bekehren. Nun herrschte das Christenthum eine Zeitlang über die grasreichen Tiefebenen Florida's und seine feierlichen Hymnen ertönten auch noch von vielen anderen Thürmen außer dem von St. Augustin. Aber endlich verdarben die Fehden mit den Colonisten, unmenschlicher Handel und protestantische Verfolgungssucht die aufkeimende Saat wieder und zerstörten das in allen Provinzen Neu-Spaniens so muthig begonnene und so unerschrocken fortgeführte ruhmwürdige Unternehmen.[1])

Die durch die erste Einnahme Quebeck's im Jahre 1629 unterbrochenen nördlichen Missionen wurden bei dessen Zurückgabe von den Jesuiten wiederum aufgenommen. Von diesem Ereignisse an bis zum Irokesen-Kriege herrschte zehn Jahre lang Friede, und die Missionäre hatten glorreiche Erfolge. „Binnen zehn Jahren, sagt Dr. O'Callaghan, hatten sie die Untersuchung des Landes vom Obern See (Lake superior) bis zum Golfstrom vollendet und

[1]) „Die von mir mitgetheilten Berichte über den edeln und unermüdlichen Eifer, mit welchem die spanischen Missionäre die hülflosen, ihnen anvertrauten Heerden beschützten, zeigen uns dieselben in einem Lichte, in welchem auch ihr Amt verklärt erscheint. Sie waren Männer des Friedens, stets bemüht, den Unterdrückern die Ruthe aus der Hand zu winden. Ihrer kräftigen Vermittlung verdankten die Amerikaner jedes Gesetz, welches die Härte ihrer Lage milderte. Noch jetzt werden in den spanischen Niederlassungen Ordens- wie Weltgeistlichkeit von den Indianern als die natürlichen Beschützer der Bevölkerung betrachtet, zu denen sie gegen Mißhandlung und Ungerechtigkeit, denen sie allzu oft ausgesetzt sind, ihre Zuflucht nehmen." — **Robertson,** Amerika. Buch VIII., S. 249. Londoner Ausgabe Jones und Comp. 1826.

mehrere Dörfer christlicher Neubekehrter an den Ufern der oberen Seen gegründet. Während der Verkehr der Holländer mit den Indianern sich noch auf die Umgebung des Forts Orange beschränkte, und fünf Jahre bevor Elliot von Neu-England ein einziges Wort zu den über sechs Meilen vom Boston's Hafen lebenden Indianern sprach, hatten französische Missionäre das Kreuz zu Sault St. Marie aufgepflanzt, von wo sie in das Land der Sioux und in das Mississippithal schauten." [1])

Während dieser Erfolge brach „der Irokesen-Krieg" aus — ein Krieg, in welchem „das durch den Protestantismus aufgestachelte und bewaffnete Heidenthum wüthend über die einzigen Missionäre herfiel, die es je gewagt hatten, in das Dickicht der Wälder einzudringen." „Der Krieg, sagt Hr. Shea, fiel unglücklich für die Verbündeten der Franzosen aus. Ober-Canada war im Jahre 1650 eine Wüste; keine Mission, kein einziger Indianer war da zu finden, wo noch vor wenigen Jahren das Kreuz in jedem ihrer zahlreichen Dörfer aufgerichtet war, und Hunderte von eifrigen Christen sich um ihre fünfzehn Missionen gesammelt hatten." [2]) Sechs Väter hatten die Martyrerkrone gewonnen; einer war für Lebenszeit verstümmelt; und für einige von denen, die entkamen, war ihr Martyrium bloß auf einige Jahre verschoben. In diesem Blutbade wurden die Missionen im westlichen Theile Neu-Yorks zerstört und Pater Garnier getödtet. Pater Isaak Jogues, durch seinen Muth und seine Leiden berühmt, entkam nur verstümmelt und kehrte nach Frankreich zurück, kam jedoch einige Jahre später glühend von einem Eifer, dem die Krone schon bestimmt war, wieder hieher und fand den Heldentod im Mohawk-Thale. Trotzdem wurde diese Mission mehrere Male wieder angefangen, bis der Staat in englische Hände kam, gerade zur Zeit wo die Strafgesetze auf's strengste gehandhabt wurden.

Das Marterthum der Patres Lallemand und Brebeuf am Huron-See verdient erwähnt zu werden. Im Winter 1649 wurde

---

[1]) **O'Callaghan**, Geschichte Neu-Yorks. Bd. I.

[2]) **Shea**, Erforschung des Mississippi.

ihr Missionsdorf von einer feindlichen Schaar heidnischer Irokesen, die mit holländischen Feuergewehren bewaffnet waren, eingenommen. Die Patres wurden ergriffen. Man marterte sie, machte Einschnitte in ihr Fleisch und stieß mit glühendem Eisen hinein; dem Pater Lallemand wurden die Augen ausgerissen und in die leeren Augenhöhlen glühende Kohlen hineingesteckt. Die christlichen Indianer erlitten bei dem Versuche, ihre Apostel zu retten, eine Niederlage. Einer der Häuptlinge rieth zum Rückzuge; ein anderer gab jedoch die edle Antwort: „Wie! wir sollen diese guten Lehrer verlassen, die ihr Leben um unsertwillen der Gefahr ausgesetzt haben? Ihr Verlangen nach unserer Rettung wird die Ursache ihres Todes sein. Jetzt, durch den Schnee können sie sich nicht flüchten. So laßt uns denn mit denselben sterben und sie in den Himmel begleiten.“ So sprach ein Huronen-Häuptling vor Jahrhunderten Angesicht's eines siegreichen, überlegenen Feindes, ein Wort, das ihn in wahrem Heldenmuthe weit über die Schein-Katholiken unserer Tage erhebt, welche durch Preisgebung der anerkannten Wahrheit vermitteln wollen. O daß doch, wenn je wieder über Leben oder Tod entscheidende Prüfungen über die Kirche in Amerika hereinbrechen sollten, ein Volk gefunden würde, daß daselbst von seinen Priestern mit dem Huronen-Häuptling spräche: „Laßt uns sterben mit ihnen, und sie in den Himmel begleiten.“ [1])

Auf das Marterthum Anderer, das uns die Geschichte des Nordens und Westens aus den frühesten Indianer-Kriegen aufbewahrt hat, können wir hier nicht näher eingehen.

Das Morden der christlichen Neubekehrten, einschließlich der Väter du Poisson und Sorel, durch den Stamm der Natchez im Jahre 1729 stand an Grausamkeit dem Martyrium der Irokesen nicht nach. Das Andenken an diese berühmten Martyrer lebt am Mississippi fort, wie dasjenige Lallemand's am Sault, des Pater Jogues in dem Mohawk-Thale, und des Pater Rasles am Penobscot-Flusse. Kein amerikanischer Katholik kann ohne Bewunderung auf

---

[1]) Ueber die Wirkungen der Missionen bei dem indianischen Frauengeschlechte, siehe Anhang Nr. VII.

diese Scenen wahren Ruhmes blicken, oder ohne Rührung von diesen Namen hören.

Soll ich die vorzüglichsten Apostel der indianischen Nationen namhaft machen — Jogues und Le Bloyne unter den Irokesen; die eben erst erwähnten Martyrer unter den Huronen; Allouez, der Apostel des Oberen Sees; Garnier unter den Illinois; Marquette in Michigan; Granier unter den Miamis; Guignas in Wisconsin; Bullanger unter den Choctaws; de Guyenne unter den Alabama; White unter den Susquehanna; Rasles unter den Abuaki; und Marest in Labrador? Noch andere, diesen an Verdiensten und Leiden ebenbürtig, könnte ich anführen; doch mögen die Genannten als Vertreter der Jesuiten in Amerika genügen. Es hat diese berühmte Gesellschaft vom Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts an bis zu seiner Aufhebung Amerika die gelehrteste, unerschrockenste, frömmste und eifrigste Schaar von allen Pionieren und Lehrern gegeben, die je den Boden dieses Continents betreten haben. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß die ganze Geschichte der christlichen Missionen keine Genossenschaft von Glaubensboten aufzuweisen hat, welche, im Ganzen genommen, die ersten amerikanischen Jesuiten übertrifft.

In Unter-Canada waren ihre Missionen sehr zahlreich; in Ober-Canada hatten sie fünfzehn Patres; im Lande der Illinois drei; in Arkansas, Wisconsin, Alabama und Carolina je einen; in Louisiana zwischen sechs und zehn; in allem, bis vor ihrer Aufhebung, wahrscheinlich fünfzig wohl geordnete Missionen mit den Mittelpunkten Acadia, Quebeck, Drei Flüßen (Three Rivers), Detroit, Mackinac, Kaskaskia, St. Louis, Natchez und New-Orleans. Ueberall auf diesem ungeheuern Gebiete, von einem Golfstrome zum andern, bot sich den Nationen der eingeborenen Rothhäute die Gelegenheit zur Bekehrung lange vorher dar, ehe ein protestantischer Prediger sich hundert Meilen über eine holländische oder englische Festung hinausgewagt hatte. Als endlich die Ungläubigen Frankreichs im Jahre 1763 über die Jesuiten triumphirten, verloren die Missionen Nord-Amerika's ihre besten Stützen. Wohl ist es wahr, daß es an Anderen nicht fehlte, um sie zu ersetzen; doch hatten diese

nicht denselben Erfolg. Nach der glücklichen Wiederherstellung des Ordens durch Papst Pius VII. erschienen die Jesuiten wiederum in Canada, am Penobscot, am Sault St. Marie und jenseits der Felsengebirge (Rocky mountains). In diesen so fernen Gegenden haben sich die Väter de Smet, Accolti und Baraga, unsere Zeitgenossen, den Ueberlieferungen ihres Ordens würdig bewiesen.

Unter den Bemühungen unserer Missionäre für die Sittigung der Indianer habe ich deren Verdienste um die Religion voran gestellt, weil diese für den Einzelnen, wie die Familie und die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen gleich ersprießlich sind. Um ihren wahren Werth zu erkennen, müssen wir uns den Aberglauben vorstellen, den sie verdrängen mußten. Der Glaube an die Manitu, an diese den Thieren innewohnenden, den Menschen wohl- und übelwollenden Geister, herrschte durch ganz Nord-Amerika; Menschenopfer waren an der Tagesordnung; die Aerzte (medicine men) hatten Gewalt über Leben und Tod; Vielweiberei war unter den Illinois und rücksichtsloser Verkehr der Geschlechter mehr oder weniger unter allen Stämmen herrschend. Es war ein Aberglaube ohne Mitleid, ohne Sittlichkeit, ohne Gewissensbisse; unter seinem Scepter war geistige wie gesellschaftliche Bildung unmöglich. Gegen diese schreckliche Barbarei sandten Frankreich und Spanien, im Norden und im Süden, ihre Macht und ihre Missionäre; und es war alle Aussicht vorhanden, daß in dem kurzen Zeitraume eines Jahrhunderts die Thäler des Mississippi und des St. Lorenzo, die Ebenen von Illinois und die Ufer der großen Seen bereits Zeugen einer dauernden Gesittung der Indianer werden konnten.

Die Behauptung, alle Versuche zur Sittigung müssen mit einer Religion, sei diese wahr oder falsch, beginnen, heißt ungefähr soviel als sagen, das Gehirn und das Herz sind der Sitz des Lebens und des Gefühls. Unsere katholischen Missionäre begannen ohne Ausnahme mit dem Kopfe und Herzen des Indianers. Katechetische Unterweisung durch Worte, Zeichen, Schriften und Bilder war jedesmal das erste Unternehmen des „Schwarzrockes“. Die Taufe wurde mit großer Vorsicht und nach langer Prüfung ertheilt; Erwachsenen wurde sie unter Bedingungen gespendet, worunter auch

die war, daß das heilige Sakrament der Ehe unmittelbar darauf empfangen werden müsse, um damit zugleich die Grundlage des Familienlebens zu heiligen. Durch den regelmäßigen Empfang des heiligen Bußsakramentes wurde der sittliche Fortschritt der Getauften überwacht und geleitet. Ohne dieses Sakrament der Erneuerung und Sammlung wäre es so gut wie unmöglich, ein neubekehrtes heidnisches Volk in seinem Christenthume zu bestärken und im Geiste desselben zu erziehen, woraus sich vor Allem ergibt, daß zur Bekehrung der indianischen Völkerstämme nichts geeigneter sein konnte, als das katholische System und die katholische Zucht.

Nicht bloß der Geist, sondern auch die Formen unserer kirchlichen Einrichtung scheinen mir zu dem Ende unumgänglich nothwendig. Glühende, frei dem Herzen entquellende Anreden vom Altare aus mußten ein Volk von Rednern eher ansprechen, als die kalten, schülerhaften Reden der Sektenprediger. Was das Wort beim Indianer nicht erreichte, konnte durch das Auge bewirkt werden, zu welchem Alles, die Bilder der Heiligen, die Lichter auf dem Altare, die wie Sterne in der dunkeln Kapelle schimmerten, und die heiligen Gefäße sprachen. Das Auge ist von jeher der mächtigste Sinn bei den Wilden. Viele Stämme, obgleich nicht alle, liebten die Musik außerordentlich. Die Huronen waren eingenommen für dieselbe, die Ottowa's dagegen nicht; dasselbe war bei den Algonkin und den Irokesen der Fall. Die für Musik empfänglichsten Volksstämme waren auch am schnellsten zu bekehren und am leichtesten im Glauben zu erhalten. Ganze indianische Gemeinden sangen laut die Antworten zur heiligen Messe; und ihre Hymnen und Tänze zu Ehren der allerseligsten Jungfrau hat kein Missionär unerwähnt gelassen. Das Klopfen an die Brust, das Läuten der Glocke, der himmelaufsteigende Weihrauch, Alles dieses hatte seinen Reiz und seine Anziehungskraft für diese gutmüthigen Neubekehrten. Uebrigens weiß ich wohl, daß manche Schriftsteller diese äußeren Formen verdammen, als seien sie unvereinbar mit der Einfachheit, in welcher das Geschöpf seinem Schöpfer dienen soll, und es gewinnt bei ihnen beinahe den Anschein, als ob sie wähnten, der Weihrauch, den der Allmächtige geschaffen, sei zu kostbar für seinen Schöpfer, und das

Gold, das er in der Erde Tiefen gelegt, zu glänzend, um damit seine Tempel zu schmücken!

Allein derselbe Vorwurf wurde vor alten Zeiten Magdalena, ihrer kostbaren Salbe wegen, auch gemacht, und könnte in noch höherem Grade gegen den Plan des göttlichen Baumeisters vorgebracht werden, dessen Ausführung David begann und Salomon vollendete.

Im Innern der Mission, wie im Innern eines jeden Gläubigen nahm das neue Leben der Gesittung seinen Anfang, endete aber hier nicht. In jeder Zelt-Kapelle sammelte sich eine Gemeinde; die katholische Lebensanschauung gab der Ungebundenheit des nomadischen Lebens den Todesstoß; aus der Mission wurde mit der Zeit jedesmal ein Dorf. Der Fortschritt war Anfangs langsam, wie es bei jedem Fortschritte, wo es von der Barbarei aufwärts geht, der Fall ist, und wie es auch beim römischen, gothischen, celtischen und normannischen Fortschritte der Fall war. Allein der während der Blüthezeit der katholischen Mission gemachte Fortschritt berechtigt uns zu dem Schlusse, daß der Einzelne sowohl wie die Familie sich hätte gewinnen lassen, und daß der neue indianische gesellschaftliche Zustand sich stufenweise entwickelt haben würde, wäre hiezu nur mehr Zeit gelassen worden. Einer unserer Staatsmänner kann, von den Ueberbleibseln dieser Missionen sprechend, nicht umhin zuzugestehen, daß man Vieles der französischen Höflichkeit und Nüchternheit verdanke, „und vielleicht noch mehr einer Religion, die, wenn auch oft verläumdet, einen bei weitem mächtigeren und heilsameren Einfluß auf die ungebildeten Wilden ausübte, als irgend eine andere, mit der man es bis jetzt versuchte.“ [1])

Jeder katholische Missionär ging mit dem Entschlusse an sein Werk, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen. In Quebeck und New-Orleans waren Schulen, worin die indianischen Sprachen für Europäer gelehrt wurden. Pater Chamount verfaßte ein Wörterbuch der Huronen- und Pater Bruyas eines der Irokesen-Sprache;

---

[1]) Der ehrenwerthe J. K. **Paulding**, atlantische Erinnerungen für 1831. (Souvenir.)

dasselbe thaten Pater Gravier für die Illinois, Pater White für die Susquehanna und Pater Rasles für die Abuaki. Diese und andere Väter übersetzten verschiedene Katechismen, Theile der heiligen Schrift, das Leben Christi und andere Volksschriften in die Sprachen der verschiedenen Indianerstämme, unter welchen sie lebten. Sie waren somit die Gründer einer lebendigen indianischen Literatur, welche mit der Zeit ein sehr schätzbares Element in dem Werke der Erziehung der Eingeborenen werden mußte. Diese Völker hatten, symbolische Zeichen ausgenommen, keine Schriftzeichen; die Missionäre allein suchten diese Lücke auszufüllen in einer Weise, welche dem Nationalstolze des Indianers die natürlichste und angenehmste war. Mit der Uebersetzung der katholischen Literatur in die indianischen Sprachen beschäftigt, sammelten dieselben nicht bloß eine Sprachlehre der indianischen Mundarten, sondern auch unzählige Ueberlieferungen der Eingeborenen: Sammlungen, welche noch heutigen Tages das Werthvollste sind, was wir über die rothe Race Amerika's besitzen. Wäre die Sittigung der Indianer im ungestörten Fortschritte vollendet worden, um wie viel werthvoller würde es nicht für dieselben gewesen sein, die Ueberlieferungen ihrer Väter in der Sprache ihrer Väter zu haben, als sich genöthigt zu sehen, ihre Begriffe in eine fremde Sprache zu übersetzen?

Auch als Reisende und Forscher haben sich unsere Missionäre anerkennungswerthe Verdienste erworben. Sie waren die ersten, welche die nördlichen Seen und Flüsse erforschten und den Mississippi hinauf und den Missouri hinab fuhren. Ihre Arbeiten in diesen Gegenden kann ich nur andeutend berühren.

Ohne sich durch das Geschick Brebeuf's und Lallemand's abschrecken zu lassen, zogen andere Missionäre nach dem Huronen-See; und im Jahre 1665 erforschte einer derselben, Pater Allouez, den Oberen See (Lake superior) in einem Birkenkahne und gründete die Mission vom heiligen Geiste an seinen Ufern. Auch entstand eine Mission zu Sault St. Marie, von wo aus Entdeckungs-Reisen nach allen Richtungen hin unternommen wurden. Im Jahre 1673 begaben sich die Väter Marquette und Dablon, Mitglieder der Mission am Oberen See, welche von einem großen Flusse im

Westen gehört hatten, nach Greenbay, fuhren den Fuchs-Fluß (Fox river) hinauf, reisten zu Land bis zum Wiskonsin und entdeckten, seinen Lauf verfolgend, am 17. Juni den oberen Mississippi, wie de Soto hundert und dreißig Jahre früher den unteren Mississippi entdeckt hatte. Ebenso wurde der Missouri, Ohio, der Arkansas und der Illinois vom Pater Marquette, welcher, und zwar mit Recht, der Vater des Westens genannt wurde, erforscht. Die letzte Szene in dem Leben dieses vortrefflichen Mannes stimmte mit allen übrigen überein. Als er fühlte, daß seine Stunde gekommen, errichtete er einen Altar von Torfstücken an den Ufern des Michigan-Sees, und nach Darbringung des heiligen Meßopfers sagte er zu seiner indianischen Gemeinde: „Lasset mich eine halbe Stunde allein." Wie gehorsame Kinder gingen sie weg, und als sie nach Verlauf einer halben Stunde zurückkehrten, fanden sie ihn todt vor dem Altare, eine heilige Freude auf seinem Antlitze, die Arme über die Brust gekreuzt. So ging Pater Marquette zu Gott aus dem Innern einer Wildniß, welche er zur Verherrlichung und Verbreitung des Christenthums zuerst durchwandert und beschrieben hatte. „Der Westen, sagt Bancroft, wird ihm ein Denkmal errichten." Zu Ehren des Westens hoffen wir es.

Einer jeden solchen Erforschung wie diejenige Marquette's, (und es gab deren mehrere von fast gleicher Bedeutung), folgte eine Landkarte und eine Beschreibung (mémoire) der physischen Geographie des Landes. Nebstdem machten die Missionäre, die Männer von wissenschaftlicher Bildung und scharfe Beobachter waren, mehrere nützliche Entdeckungen und führten manche Verbesserungen ein. Sie preßten zum ersten Male Wein aus den wilden Trauben des Landes, bereiteten Wachs (für Kerzen) aus dem wilden Lorbeer und Weihrauch aus dem Gummibaume.[1]) Sie machten auf die Baumwollenpflanze und den Maulbeerbaum des Mississippi-Thales aufmerksam; sie führten das Zuckerrohr aus ihren Gärten in New-Orleans ein, pflanzten den ersten Pfirsichbaum in Illinois und führten zuerst den Weizen und den Pflug in den Prairien ein. Die Eingeborenen hatten ihren Mais

---

[1]) Kipp's Jesuiten in Amerika.

gewöhnlich in Löcher gesteckt, die sie mit einem Stocke gemacht hatten; die Jesuiten belehrten sie eines Bessern. Wenn, wie man sagt, „ein Pflug in einem Ackerfelde" das edelste Wappen ist, so ist es das ihrige; wenn

„In alten Zeiten der geheiligte Pflug Königen Beschäftigung gab,
Wie den ehrfurchtgebietenden Vätern der Menschheit,"

so gebührt gewiß ein Theil derselben Ehrfurcht und Würde unseren frommen Vätern der Indianer, den frühesten Missionären. Sie entdeckten die Lager vieler Mineralien; sie richteten zuerst die Kupferminen am Oberen See ein, um mit deren Ausbeute ihre Altäre am Sault zu schmücken, und sie waren es, die New-York zuerst mit dem Dasein seiner Salzquellen bekannt machten.[1])

Bezüglich dieser letzten Entdeckung war eine Anekdote in Umlauf, deren Wiedererzählung der Mühe werth scheint. Als Pater Simon Le Moyne jene Entdeckung der Salzquellen seinem holländischen Correspondenten, dem Dominikus Megapolensis mittheilte, eröffnete es der vorsichtige Mann der „Classis von Neu-Amsterdam", wobei er jedoch seinen großen Zweifel aussprach, „ob diese Mittheilung wahr sei" oder eine „Jesuitische Lüge". Daß es sich damit wirklich so verhielt, wie der Jesuit gesagt hatte, können noch heutigen Tages die jährlichen Einkünfte des Staates New-York bezeugen. — Wir dürfen getrost behaupten, daß es sich mit noch gar manchen Entdeckungen der Jesuiten ebenso verhält, als mit dem Syracus-Salz.

In seiner Veröffentlichung der Briefe der Jesuiten scheint Dr. Kipp der Ansicht zu sein, als wären die guten Erfolge ihrer Missionen, die er zugibt, nicht von Dauer gewesen. Sie waren es wirklich nicht da, wo die Engländer ihnen durch Gewaltthat entgegenwirken konnten; etwa so wie sie hier in diesem Staate vor etwas mehr als einem Jahrhunderte den Pater Johann Ury auf die erdichtete Anklage, er habe mit den Negern eine Verschwörung angezettelt, hinrichteten. Wo jedoch diese Gewalt nicht unumschränkt war, wie in Unter-Canada wegen eines Vertrages, oder weiter im

---

[1]) Shea, Entdeckung des Mississippi-Thales. S. 227.

Westen wegen seiner Entfernung, da verfielen auch die Missionen niemals gänzlich. Nach einer Parlamentar-Zeitung der Sitzung von 1834 gab es zehntausend christliche Indianer in Unter-Canada; in der oberen Provinz mögen ungefähr halb so viel gewesen sein; an dem Penobscot und in den östlichen britischen Provinzen lebten fünftausend christliche Indianer; für den Oberen See gibt Bischof Baraga fünftausend an; in Californien fand Bacholot im Jahre 1833 zwanzigtausend unter den Franziskaner-Vätern. Pater de Smet und seine Mitarbeiter geben im fernen Westen mehrere Tausende an. In Mexiko gibt es vier Millionen Vollblut-Indianer und zwei Millionen Mischlinge; in Allem mag es nördlich vom Isthmus gegen sieben Millionen Vollblut- und gemischte Abkömmlinge der Eingeborenen geben die katholische Christen sind und vom Katholizismus die erste Erziehung und Bildung erhalten haben. Es ist nur schade, daß es nicht mehr Millionen sind; doch ist es nach Allem noch immerhin gut, daß sich noch so viele hier finden.[1])

Ich gehe nun zu den protestantischen Versuchen über, die, weil ihrer nur wenige und auch diese unbedeutend sind, leicht beschrieben werden können. Der bemerkenswertheste Versuch, der protestantischerseits gemacht wurde, war der des sogenannten „Apostels Eliot" unter den Massachusetts-Indianern um das Jahr 1640 und von da an bis zu seinem Tode. Ich will weder seinen Eifer, noch seine Gelehrsamkeit und Aufrichtigkeit bestreiten. Bloß die von seinem früheſten Lebensbeschreiber erwähnte Thatsache, daß sein Wirkungskreis von Boston „bis zum Vorgebirge Cod" sich erstreckte, will ich hier erwähnen. Er sammelte mehrere Neubekehrte zu Natick und übersetzte die Bibel in die Sprache der Narranganſett; als er aber diese Uebersetzung beendigt hatte, waren keine Narrangansett's mehr da, um dieselbe zu lesen. Der Erfolg Brainerd's zu Stockbridge war von längerer Dauer, ist jedoch jetzt auch zu Grabe gegangen. Zur Zeit, als Pater Rasles am Kennebec war, ließ

[1]) Im Gebiete der Vereinigten Staaten gab es im Jahre 1853 bloß einhundert und achtzig Tausend östlich vom Mississippi, und zweihundert und zwanzig Tausend westlich vom großen Strome.

sich der Missionär Richard Baxter in seiner Nachbarschaft nieder und eröffnete eine freie Schule für die Indianer daselbst. Auf eine an denselben ergangene Einladung zu einer Besprechung der beiderseitigen Lehrer ging er weg und kehrte nicht wieder in seine Mission zurück. Der erfahrene Jesuit, welcher sieben und dreißig Jahre seines Lebens in der Wildniß zubrachte und seine Mission nur mit seinem Leben aufgab, erzählt dessen Abzug in einer Stimmung von guter Laune, die ihm leicht zu verzeihen ist. Als im Jahre 1703 der Gouverneur Dudley von Boston den Abnakis das Anerbieten machte, ihre von den Puritanern niedergebrannte Kirche wieder aufbauen zu lassen, falls er ihnen einen Prediger schicken dürfe, antwortete der indianische Abgesandte mit einer Vergleichung, in welcher er sagte: „Als du zuerst hieher kamst, sahst du mich lange vor den französischen Gouverneuren; aber weder die, welche dir vorhergingen, noch deren Prediger haben zu mir vom Gebete oder dem großen Geiste gesprochen. Du hast auf meine Pelze, meine Biber- und Elenn-Felle geschaut; darauf und auf dergleichen allein warst du bedacht. Der französische Schwarzrock dagegen würdigte meine Pelze keines Blickes, sondern sprach zu mir sogleich von dem großen Geiste, von dem Paradiese, von der Hölle und dem Gebete." Ebenso scharfsinnig antwortete Red Jacket einem Missionäre, der den Seneca's sagte, daß seine ganze Religion in der Bibel enthalten sei: „Bruder, sagte er, du sagst, daß alles Gute in dem Buche enthalten sei; ganz gut. Kehre du zu deinem eigenen Volke nach Buffalo Creek zurück; diese haben das gute Buch; sobald diese Alle gut geworden sind, kannst du wieder zu uns kommen, und wir wollen dich dann mehr von der Bibel sprechen hören." Einen theilweisen Erfolg unter den Ueberbleibseln der Aneidas ausgenommen, weiß ich von keiner methodistischen Mission in den älteren Staaten, die gegenwärtig irgend eine bedeutende Gemeinde aufzuweisen hätte.

Im Jahre des Heiles 1728 befürwortete der berühmte Berkeley, Dekan von Derry, die Sache der indianischen Race bei Tafel bei dem Dichter Pope so kräftig, daß Swift und Andere sich erhoben und ausriefen: „Laßt uns gehen! Laßt uns gehen!" Sie gingen jedoch nicht, aber Berkeley ging. Im Jahre 1729 schiffte

er sich nach den Colonien ein, auf eine Verwilligung von zwanzigtausend Pfund, mit welchen er ein indianisches Collegium in Bermuda gründen sollte. Das Geld wurde jedoch nie ausbezahlt und die hohe Schule unterblieb; Dr. Berkeley aber kehrte nach einem dreijährigen Aufenthalte in Newport zu seinen gelehrten Freunden mit einem irländischen Bischofshute zurück und überließ die Rothhäute der Vorsehung. Dieses war, wie wir glauben, das einzige Unterstützungs-Projekt zur Bekehrung der Indianer, das je der britischen Regierung vorgelegt wurde. Die Handlungsweise der britischen Regierung gegen den Dekan Berkeley gereicht derselben im Vergleich mit der durchgängigen Aufmerksamkeit der spanischen Regierung für Las Casas oder mit der den canadischen Missionären von der französischen Regierung zu Theil gewordenen Unterstützung zur großen Schande. Ein Tag wird kommen, wo die Geschichte es England fühlen lassen wird.

In neuerer Zeit haben die Protestanten, besonders die Sekte der Methodisten, Missionäre unter die Indianer gesandt und zwar gelegentlich mit Erfolgen; doch konnte keine dieser Sekten zu irgend einer Zeit Erfolge erlangen, wie die Caugnawauga-, St. Riges-, die Sault- oder die Oregon-Mission sie aufweisen. Wenige oder keiner — ich weiß von keinem — der Sekten-Missionäre starben in den amerikanischen Urwäldern. Hierin ist ein augenscheinlicher Unterschied zwischen ihnen und den katholischen, die fast alle in voller Rüstung starben. Es ist nichts Seltenes, in Jesuiten-Nekrologen Männern zu begegnen, die dreißig bis vierzig Jahre in der Wildniß gelebt haben und in patriarchalischem Alter in Mitte ihrer Neubekehrten gestorben sind. Pater Chamount, dessen wir bereits erwähnt haben, lebte über fünfzig Jahre unter den Huronen; Bischof Las Casas über sechzig Jahre unter den verschiedenen Stämmen Central-Amerika's und Neu-Spaniens; Williamson erwähnt in seiner Geschichte von Maine eines „Herrn Manach, eines französischen Priesters, der vierzig oder noch mehr Jahre unter den Micmacs vor dem Jahre 1763 gelebt hatte"; Pater Rasles hatte einige fünf und dreißig Jahre unter seinen geliebten Abuaki's verweilt.[1]) Manchmal hatten

[1]) Es wäre zu wünschen, daß sich Jemand mit der nähern Untersuchung

Glieder derselben religiösen Familie oder leibliche Brüder Jahre lang zugebracht, ohne auch nur ein einziges Mal zusammenzutreffen, wie die drei Lallemand, die zwei Mambres, die zwei Bigot und die zwei Le Moyne. Manches edle Haus in Europa hatte schon fast vergessen, daß es solche Söhne hatte, als einige der für unsere Geschichte so kostbaren und erbaulichen Briefe im väterlichen Hause ankamen. Sogar die Namen der Schreiber hatten dann einen fremden Klang in der Heimath ihrer Väter, und ein neues Geschlecht fragte verwundert nach dem Tage ihrer Abreise von Frankreich oder Spanien.

Man glaube ja nicht, daß ich die Erfolge der katholischen Missionäre unter den Rothhäuten überschätze. Ich beweise bloß, daß systematische Versuche gemacht wurden. Ich weiß auch recht gut, daß ein barbarisches Volk seine Gewohnheiten nicht im ersten und auch nicht im zweiten oder dritten Geschlechte aufgeben wird. Eben so sind mir die vielen besonderen Hindernisse, die den ersten Aposteln der Amerikaner hemmend in den Weg traten, nicht unbekannt. Frankreich und Spanien bekriegten sich unglücklicher Weise während des größten Theiles des Zeitabschnittes, den ich beschrieben. Sie bekriegten sich nicht nur einander, sondern waren auch in Zerwürfniß mit Rom. Während der ganzen Regierung Ludwig's des XIV. erschien kein französischer Bischof am Stuhle Petri. Unter dem bald anziehenden, bald abstoßenden Einflusse des Protestantismus wurden die katholischen Staaten bis zur französischen Revolution immer weniger katholisch. Ueberdieß trugen auf diesem Continente die Häupter dieser Mächte und England's kein Bedenken, den Indianer auf beliebige Bedingnisse hin im Kriege zu verwenden. Die Vertreibung der Franzosen aus Canada im Jahre 1760, die Unterdrückung der Jesuiten in Frankreich im Jahre 1663 und die Auf-

---

der so anziehenden Missionen von Maine, sowohl der eben erwähnten Väter, wie auch der Väter Vincent und Jakob Bigot und M. Thury befaßte. —

Nachdem wir die obige Anmerkung geschrieben, erfahren wir zu unserer großen Freude, daß Herr **John G. Shea** ein Werk unter der Presse hat, in welchem die amerikanischen Missionen — und also auch natürlich die von Maine — ausführlich behandelt werden.

hebung der Gesellschaft zehn Jahre später waren eben so viele Hindernisse eines systematischen und dauernden Erfolges im Norden.[1]) Ein großer und edelmüthiger Anfang war jedoch überall von Canada bis Mexiko gemacht worden. Ein protestantischer Reisender in Canada drückt sich über die Jesuiten, wie sie vor ihrer Aufhebung gewesen, also aus: „Dieselben kümmern sich nicht um Pfarrstellen in Stadt- oder Landgemeinden, sondern überlassen dieselben mit den damit verbundenen Einkünften den Weltpriestern. Ihr ganzes Augenmerk ist auf die Bekehrung der Heiden gerichtet und in dieser Absicht sind ihre Missionäre über alle Theile des Landes hin zerstreut. In der Nähe jedes von bekehrten Indianern bewohnten Städtchens oder Dorfes ist einer oder zwei Jesuiten, die große Sorge tragen, daß sie nicht wieder zum Heidenthum umkehren, sondern der Christenpflicht gemäß leben."[2]) „Wollte man dieses Volk bloß religiös nennen, sagt Hr. Irving von gewissen Indianern am Felsengebirge, so würde man nur einen schwachen Begriff von ihrer tiefen Frömmigkeit und Andacht, die ihren ganzen Wandel durchdringt, bekommen. Sie sind mehr ein Volk von Heiligen, als eine Horde von Wilden."[3]) Baron von Humboldt äußert sich über die Indianer von Neu-Spanien: „Die Indianer der Missionen haben die Manieren unserer Landleute."[4]) Selbst als die Missionen nicht mehr mit Priestern versehen wurden, wurden die Ueberbleibsel und die Ueberlieferungen des Christenthums lieb und werth gehalten. Johann Wesley fand die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit bei den Chicasaw's, und drei Stämme von Oregon sandten zu drei verschiedenen Malen Boten nach St. Louis, um ihren amerikanischen Vater zu bitten, „Schwarzröcke" zu ihnen zu senden. Bei einigen

---

[1]) Der Bischof von Quebeck stellte Missionspriester an, um die Jesuiten zu ersetzen, durch welche das helle Licht noch immer zu Tadousac, Lorette, Becancourt, St. Franz, Sault St. Ludwig u. s. w. brennend erhalten wurde. Die Rückkehr der Schwarzröcke war jedoch eine Fügung Gottes für die armen Eingebornen, die seither größtentheils ausschließlich von denselben geleitet wurden.

[2]) Sieh Anhang Nr. V. für weitere ähnliche Zeugnisse.

[3]) Bonneville's Abenteuer von **Irving**.

[4]) **Humboldt's** mündliche Erzählung, Bd. III., S. 235.

Stämmen scheint dieser Geist unverwüstlich zu sein; andere kehrten, als die Priester sie verlassen hatten, wieder zu ihren Götzen zurück, — worüber man sich nicht sehr zu wundern hat.

Ich habe somit meinen zweiten Satz bewiesen; ich habe gezeigt, daß die größten Namen des modernen Katholizismus enge mit der Geschichte der indianischen Race verknüpft sind. Ich habe die Missionen der Jesuiten, Dominikaner, Karthäuser, Franziskaner, Recollecten und der Söhne des heiligen Vincenz erwähnt. Fast könnte ich behaupten, daß jeder Orden der Kirche in der Geschichte dieses Erdtheiles vertreten ist. Warum sollten wir der Geschichte widersprechen? Die Jesuiten sind einmal da in der Vorhalle aller unserer Chroniken. Benehmet euch mit Anstand gegen sie, wenn ihr vorbeigeht. Wir aber lassen es bei kalten Complimenten nicht bewenden. Unser Blut erwärmt sich, wenn wir Zeugen ihrer heldenmüthigen Tugend werden, und wir müssen zum Zeichen unserer Verehrung unsere Stimme erheben. Sie waren es, die zuerst das Dorngestrüppe der Wälder auf die Seite geräumt, sie waren es, die zuerst die Grenzen der Territorien eines jeden einzelnen Stammes der Eingeborenen überschritten haben; sie waren es, die zuerst das Kreuz in der Wildniß aufgepflanzt und ihr Blut freudig am Fuße desselben vergossen. Sollten wir nicht ihre Lebensschicksale gerne lesen und uns ihrer Worte erinnern? Sollten wir ihre Bildnisse nicht auf Leinwand malen und in Marmor darstellen? Sollten wir nicht singen den Gesang ihres Triumphes, und denselben unseren Kindes-Kindern bis zum entferntesten Geschlechte überliefern? Nie hatten wir Ursache, uns ihrer zu schämen; und, wollte Gott, auch sie hätten keine, sich unserer zu schämen. Nochmals frage ich die, welche nicht mit uns sind: Weßhalb widerspricht man der Geschichte in's Angesicht? Der Jesuit steht an der Eingangspforte derselben und ihr könnt eben so wenig zum ersten Capitel euerer eigenen Chroniken gelangen, ohne ihn dort zu finden, als ihr in Kriegszeiten nach Quebeck hinein kommt, ohne der Schildwache das Paßwort zu geben.

---

4. Die Katholiken und der Freiheitskampf.

Wir gehen nun zu der Revolution in Britisch-Amerika über, und wollen sehen, in wie weit katholisches Blut, Talent und Vermögen zur Gründung der Republik beigetragen haben. Nothwendiger Weise ergibt sich hier zunächst die Frage über den Zustand der Colonien, aus welchen hernach die Republik sich herausgebildet hat.

Französische Ansiedelungen waren zu Quebeck im Jahre 1608, am Penobscot im Jahre 1631, am Sault und zu Kaskaskir um das Jahr 1670, und zu New-Orleans nicht früher als im Jahre 1717 gegründet worden. Die spanische Ansiedelung zu St. Augustin in Florida datirt sich vom Jahre 1565 und ist somit die älteste Stadt der Republik. Im Jahre 1605 ließen sich Glieder der englischen Hochkirche in Jamestown nieder; die Puritaner landeten in Plymouth im Jahre 1620; die Quäker gründeten Philadelphia im Jahre 1682; die Hugenotten siedelten sich in Carolina an im Jahre 1661, und die irländischen Presbyterianer am Merimac im Jahre 1729; und im Jahre 1732 wanderte Oglethorpe nach Georgia aus. Die „holländischen Reformirten" hatten sich im Jahre 1610 am Hudson, und die englischen und irländischen Katholiken an der Chesapeak im Jahre 1634 niedergelassen.

So finden wir denn hier mit und neben einander nicht bloß Neu-Frankreich und Neu-England, die neuen Niederlande und Neu-Spanien, sondern auch die protestantische und katholische Religion in gleichzeitigen Ansiedelungen, drei tausend Meilen von den ersten Sitzen und Schulen beider Religionen entfernt. Das gegenseitige Machtverhältniß dieser Ansiedelungen und die allmählige Ausbreitung britischer Oberhoheit über all' das Gebiet, welches die ersten Vereinigten Staaten bilden sollte, veranlaßt uns zu der so eben erwähnten Vorfrage.

Die nordamerikanischen Ansiedelungen Frankreichs und Spaniens wurden aus dem Heimathlande nie reichlich mit Auswanderern versorgt. Bei der ersten Uebergabe Quebecks, ein Jahrhundert nach

seiner Ansiedelung, hielt man „zwei Schiffe" für genügend, um seine Einwohner aus Canada fortzuschaffen. Die Amerikaner spanischer Abkunft nördlich vom Isthmus, mit Einschluß von Cuba, zählen heutiges Tages nicht mehr als vier Millionen. In Louisiana überstiegen die Abkömmlinge der ersten Ansiedeler am Anfange des jetzigen Jahrhunderts nicht die Zahl von dreißig Tausend. Maryland hatte bis zur englischen Revolution von 1688 eine Mehrheit von Katholiken, weil jedoch die Gesammtzahl der Einwohner damals fünf und zwanzig Tausend nicht überstieg [1]), so konnte diese Mehrheit nicht sehr bedeutend sein. Die protestantischen Niederlassungen nahmen an Einwohnern rascher zu. Beim Tode Cromwell's hatten die Colonien Neu-England's fünfzig Tausend Einwohner, und Virginien eben so viele. Wie läßt sich dieser Unterschied erklären? War etwa England im siebenzehnten Jahrhunderte bevölkerter oder unternehmender, als Frankreich und Spanien? Oder liegt es vielleicht eben so sehr im Wesen der Sekten, unstät zu sein und auszuwandern, eine neue Heimath zu suchen, als es im Wesen der Kirche ist, die Seelen zu befriedigen, den Ehrgeiz niederzuhalten, dem Armen zum Ertragen seines Looses Geduld zu verleihen? — Erkläre man dies, wie man will, immerhin bleibt es eine ausgemachte Sache, daß es die Katholiken Europa's nie so sehr gelüstete, nach Amerika auszuwandern, als die Nichtkatholiken.

Die Katholiken, welche sich in Maryland ansiedelten, waren großentheils von der besseren Klasse der Bevölkerung in England und Irland, wohl erzogene junge Männer die Beschäftigung, Familienväter, die einen billigen Lebensunterhalt suchten; Männer, die stolz auf ihren altehrwürdigen Glauben waren, die einen Altar in der Wildniß einer Stelle bei Hofe vorzogen; Handwerker und Kaufleute, welche der Vortheil ihrer Geschäfte oder das Gemeinsame ihrer Gesinnungen an jenen vornehmeren Theil der Gesellschaft sich

[1]) Im Jahre 1671 betrug die Bevölkerung sechzehn Tausend Seelen. Gouverneur Sharpe gibt in einem an den damaligen Lord Baltimore im Jahre 1758 geschriebenen Briefe an, daß die Katholiken bis zum Jahre 1688 in der Mehrheit waren.

anschließen hieß. Alle zusammen genommen bildeten eine aufgeklärte und auserlesene, ihrer reichen Erbschaft würdige Gemeinde. Eine ihrer ersten gesetzlichen Bestimmungen war die „Duldungs-Akte von 1649" (Toleration act of 1649), die erste in Amerika bekannte Verordnung dieser Art, welche „Allen, die an Christum glaubten", Religions-Freiheit gewährte. Sie führten keine Vernichtungskriege mit den Indianern; sie hatten keine befestigten Städte; sondern den Küsten und den Flußwindungen entlang zerstreut, bebauten sie ihre Landgüter, verschifften ihren Ueberfluß, kauften und verkauften, und bauten, bis sich nach einem halben Jahrhundert ihre Anzahl in's Tausendfache vermehrt hatte.

Noch gab es eine andere, gleich Anfangs über alle diese Ansiedelungen zerstreute Klasse von Katholiken — die politischen Verbrecher aus Irland nämlich, die nach dem unglücklichen Aufstande von 1641 und während der darauf folgenden protestantischen Revolution verbannt worden waren. Die Statistik dieser Klasse aufsuchen zu wollen, wäre verlorene Mühe. Nach den Staatspapieren aus der Zeit Cromwell's zu urtheilen, können wir die Zahl der nach den Inseln und dem Festlande von Westindien Eingewanderten auf hundert tausend Seelen anschlagen. Barbadoes und Jamaica erhielten wohl den größeren Theil davon. Zwei Dritttheile der ganzen Anzahl müssen Weiber und Kinder gewesen sein, da die waffenfähigen Männer entweder in die Flotte des Protektor's gepreßt, oder nach Oesterreich in die Reihen des Heeres gerufen, oder von den Rekrutirungs-Agenten anderer europäischer Staaten aufgefangen worden waren.

Indem wir jedoch diese Klasse von Verbannten als einen Bestandtheil unserer ursprünglichen Bevölkerung in Rechnung bringen, müssen wir immerhin auch die außerordentliche Sterblichkeit, welche unter denselben herrschte, berücksichtigen. So hören wir, daß im Jahre 1625 von den während der sechs vorhergehenden Jahre mit einem Kostenaufwande von fünfzehn tausend Pfund Sterling nach Virginien gesandten achtzehnhundert Sträflingen nur noch die Hälfte am Leben war. [1])

[1]) **Smith**, Geschichte Virginiens, S. 167.

Auf Barbadoes und Jamaica starben die verbannten Irländer rasch hinweg und ließen auf beiden Inseln bloß eine spärliche Nachkommenschaft zurück.[1]) Von den unglücklichen, nach Neu-England übergeschifften Frauen müssen noch viele Nachkommen vorhanden sein; viele vielleicht, die ihren Kopf sehr hoch tragen, und gar nicht wissen, daß sie ihre erste Nahrung dem so hart verfolgten Volke der celtischen Insel zu verdanken haben.

Die englische Revolution vom Jahre 1688 war ein höchst unglückliches Ereigniß für die wenigen Katholiken in Britisch-Amerika. Maryland hatte sich ein halbes Jahrhundert lang der Religionsfreiheit erfreut; New-York und die britische Ansiedelung in Maine — die sogenannte „herzogliche Provinz Sagadasock" — waren durch die Weisheit des Gouverneurs Dongan, der selbst Katholik war, erst kürzlich den Katholiken eröffnet worden. Wilhelm Penn, welcher Jakob II. so viel verdankte, konnte nicht anders, als den Glauben seines Gönners in Pennsylvanien dulden. Allein dieser heitere Himmel überzog sich bald wieder mit Wolken. Der Prinz von Oranien landete in England, bemächtigte sich der Krone, schlug die Truppen seines Schwiegervaters in Irland, und bewirkte die sogenannte „glorreiche Revolution von 1688". Die Ansiedelungen fühlten alle den Rückschlag dieser Ereignisse. Leslie bemächtigte sich New-Yorks unter dem Losungsworte: „Kein Papstthum" und „Nieder mit den Jesuiten". Die Ansiedelungen, welche, wie Massachusetts und Virginien, ihr Strafgesetz gemildert hatten, verschärften nun dasselbe auf ein Neues. Die nunmehr erscheinenden Gnadenbriefe Wilhelm's und Maria's gewährten Gewissensfreiheit „allen Christen, mit Ausnahme der Papisten"[2]); und wie grausam diese Gesetze in

---

[1]) Unter den Rathsherren des Gouverneurs von Barbadoes im Jahre 1767 finde ich Patrizius Lynch, Benjamin Malony und noch einen oder zwei andere irländischen Ursprungs.

[2]) Acadia, das französische Neu-Schottland, war fast ein Jahrhundert lang von einem einfachen, frommen Hirtenvolke bewohnt, als im Jahre 1713 Ludwig der XIV. durch den Vertrag von Utrecht deren Land der Königin Anna abtrat.

Vollzug gebracht werden konnten, zeigt die traurige Geschichte der Vertreibung der Acadier.

Ein nicht weniger grausames Geschick traf die Katholiken Marylands. Der Gründer dieser Ansiedelung, auf welchen Jakob der I., obgleich er wußte, daß er ein Katholik war, das volle, unbedingte Eigenthumsrecht übertragen hatte, öffnete dieselbe freiwillig für „Alle, die an Jesum Christum glaubten". Seine Stellvertreter und Räthe mußten sogar den Eid ablegen, die Gewissensfreiheit nirgends zu beeinträchtigen. Der von Neu-England ausgeschlossene Episkopale fand eine Heimath in Maryland, und einen Sitz in dessen gesetzgebendem Körper; der aus Virginien vertriebene Puritaner saß daselbst an demselben Rathstische mit dem Episkopalen.[1])

Dieses Gesetz hatte den besten Erfolg bis zu dem Zeitpunkte, wo man die Verfolgungssucht der englischen Revolution auch in

---

[1]) „Es spricht gewiß sehr für die Freigebigkeit und den Gemeinsinn des Grundbesitzers, daß er in seine Fundamental-Politik die Lehre allgemeiner Duldung und gesetzlicher Gleichberechtigung aller christlichen Bekenntnisse einführte (denn weiter scheint er nicht gegangen zu sein), und so das erste Beispiel eines Gesetzgebers gab, der seine Unterthanen zur freien Ausübung ihrer religiösen Ueberzeugung einlud. Diese That ging der Ansiedelung von Rhode-Island voraus, und verdient somit den beneidenswerthen Ruhm, daß sie die erste Anerkennung der glorreichen und unvergänglichen Gewissensrechte der Colonisten gewesen." — **Story**, Comment. zur Constitution, I. Buch, IX. Cap., 106 Sekt.

„Calvert verdient es, unter die weisesten und wohlwollendsten Gesetzgeber aller Zeiten gezählt zu werden. Er war der Erste in der Geschichte der christlichen Welt, welcher die Sicherheit der Religion und den Frieden in der Ausübung der Gerechtigkeit und nicht in der Gewalt suchte, die Einführung einer volksthümlichen Verfassung mit dem Genuß der Gewissensfreiheit verband, und die Sittigung durch die Anerkennung der Gleichberechtigung aller christlichen Bekenntnisse beförderte. Gerade dieser Zufluchtsort der Papisten war auch die Stätte, wo in einem entlegenen Winkel der Erde, am Ufer bis jetzt noch kaum bekannter Flüsse, die milde Schonung eines Grundeigenthümers die Religionsfreiheit zur Grundlage des Staates machte." — **Bancroft**, I. Bd., S. 241. — Ein ausführlicher Bericht über den Beginn und Fortschritt religiöser Duldung in den Colonien und Staaten wäre eine sehr wünschbare Sache!

allen Provinzen nachäffte. Schon bevor der Befehl Lord Baltimore's in England zur Anerkennung der neuen Herrscher eintraf, war ihm darin ein Aufstand der Protestanten in der Colonie zuvorgekommen. Die Urheber des Aufstandes beriefen eine Versammlung von Volksabgeordneten, und richteten ein Schreiben an König Wilhelm, das von Anklagen gegen Lord Baltimore strotzte, und worin sie ihn baten, ihnen einen königlichen Statthalter senden zu wollen. Ein königlicher Statthalter wurde gesandt; und der im Jahre 1692 von demselben zusammenberufene Senat erklärte die Hochkirche von England als die Staatsreligion der Provinz, brandschatzte die Grafschaften für Kirchen- und Prediger-Steuer, und bezeichnete die Katholiken als unfähig zu jedem Amte. Unter dieser und der folgenden Regierung wurden schärfere Strafgesetze erlassen, und um die Vermehrung der Katholiken in der Colonie zu verhindern, wurden von Zeit zu Zeit gegen ihre Einwanderung erschwerende Gesetze erlassen.[1])

---

[1]) Im Jahre 1704 wurde ein Gesetz angenommen, betitelt: „Gesetz zur Verhütung des Wachsthums des Papstthums in dieser Provinz", und im Jahre 1707 ein anderes, das einige von den Bestimmungen des ersteren bis zur Einholung der Genehmigung der Königin außer Kraft setzte. Im Jahre 1718, im eilften und zwölften Jahre der Regierung Wilhelm's III. wurde das vom Parlamente von Groß-Britanien erlassene Gesetz, betitelt: „Ein Gesetz zu weiterer Verhütung des Wachsthums des Papstthums" durch einen Beschluß des Senates der Provinz, mit allen seinen Bestimmungen für die Provinz geltend erklärt.

Sekt. 1. bestimmte eine Belohnung von hundert Pfund für Jeden, der einen papistischen Bischof, Priester oder Jesuiten „ergreift und fängt" und ihn vor Gericht zieht, „und ihn des Messelesens oder der Ausübung irgend eines Theiles oder einer Verrichtung seines Amtes als papistischer Bischof oder Priester" überweisen kann.

Sekt. 2. bestraft mit lebenslänglicher Einkerkerung jeden papistischen Bischof, Priester oder Jesuiten, welcher Messe liest oder irgend eine andere, einem solchen Bischof, Priester oder Jesuiten zukommende Verrichtung vornimmt, oder irgend eine, den katholischen Glauben bekennende Person, welche Schule hält, oder irgend welche Kinder erzieht, in Unterricht oder in Kost hält.

Sekt. 4. Jeder papistische junge Mann, welcher nicht binnen sechs Monaten, nachdem er zur Volljährigkeit gelangt ist, gewisse vorgeschriebene

Nirgends in Britisch-Amerika finden wir, so lange es britisch war, eine bessere Behandlung der Katholiken. So waren denn die Uebriggebliebenen wohl auch von geringer Bedeutung in dem großen Kampfe Frankreichs und Englands, von welchem das amerikanische Festland theilweise der Preis und zugleich von der Regierung Wilhelm's III. bis zu derjenigen Georg's III. öfters der Schauplatz war. Beinahe unausgesetzt während dieses Zeitraumes bekriegten die beiden Mächte einander zu Land und zur See, und die Namen Louisburg, Quebeck, Ticanderoga, Fort Wilhelm Heinrich und Fort du Quesne leben im Munde des Volkes als Erinnerung an deren berühmten Kampf um den Besitz Amerika's. Als durch den Frieden von Paris die Franzosen Canada an England abtraten, kann man sich wohl denken, daß damit die Hoffnungen der Katholiken in Nord-Amerika vernichtet waren. Die alten Colonien blieben unveränderlich bei ihrer Ausschließlichkeit. Der Statthalter und der Rath von Pennsylvanien hatten im Jahre 1734 und 1736 den katholischen Gottesdienst verboten; im Jahre 1740 hatte Georgia den Katholiken verboten, sich innerhalb seiner Grenzen anzusiedeln; im Jahre 1746 wurde Vater Ury in New-York hingerichtet wegen einer angeblichen „Neger-Verschwörung", um die Stadt in Brand zu stecken, womit die wichtige Anklage, daß er ein katholischer Priester war, verbunden war. Unter solchen Schlag auf Schlag erfolgenden Unglücksfällen schien alle Hoffnung für die amerikanische Kirche verschwunden; doch waren gerade damals der Stifter und einige Glieder ihrer ersten Hierarchie bereits geboren. Die Zeit nahte, wo mitten in dieser so tiefen Finsterniß die Dämmerung anbrechen, und der Feind, der sich gegen Gott und seine Gesalbten verschworen hatte, vertrieben werden sollte.

(mit dem Glauben der römischen Kirche unvereinbare) Eide schwört, wird der Uebernahme von Grundbesitz durch Erbschaft unfähig erklärt, und sein nächster protestantischer Verwandter soll an seine Stelle treten, und jedwede den römischen katholischen Glauben bekennende Person soll kein Land kaufen können.

Sekt. 6. Wer immer seine Kinder in's Ausland schickt, um im römischen Glauben erzogen zu werden, soll mit einer Geldbuße von hundert Pfund bestraft werden.

Ehe wir jedoch zur Betrachtung dieser besseren Aussichten schreiten, wollen wir einen Rückblick auf den voraussichtlichen Erfolg dieser eben beschriebenen langen Verfolgungszeit werfen. In einem alten katholischen Lande, wie Irland, möchte dieselbe die Gläubigen eher bestärkt als abtrünnig gemacht haben; hier aber war Alles noch neu und unerprobt. Die Colonien waren bloß ein Vikariat des apostolischen Vikars von London, der selbst eine geächtete Persönlichkeit war. Kirchen gab es keine, Missionäre fast keine. Kann man sich da noch wundern, wenn im Jahre 1758 selbst in Maryland die Katholiken bloß ein Zehntel der ganzen Bevölkerung ausmachten, oder wenn im Jahre 1785 unser erster Bischof alle in den dreizehn Staaten bekannten Katholiken auf bloß dreißig Tausend anschlug? [1]) Was war aus den Abkömmlingen der alten katholischen Einwanderer geworden? Was konnte aus ganzen Geschlechtern ohne Taufe, ohne christlichen Unterricht und ohne die Sakramente werden? Wenn wir im Osten Namen wie Farley und Sullivan, am Delaware den Mc Kean und Mc Donongh, im Süden den Lynch, Rutledge und Moore begegnen, — so muß einer wahrlich kein Prophet sein, um sagen zu können, daß da irgendwann unter denselben ein Abfall stattgefunden.

Der Meinungskampf unter dem Volke, welcher die Revolution vorbereitete, war auch für die katholische Sache gelegentlich von Nutzen. Seitdem die religiöse Verfolgungssucht an Georg III. ihr Muster hatte, schämte man sich derselben. So wie der Plan zum Widerstande gegen seine Gewalt mehr bestimmt hervortrat, so wuchs auch und vermehrte sich diese veränderte Gesinnung. Auch jetzt noch gab es einige Katholiken von Bedeutung in den Colonien; man wünschte Canada in den Staatenverband zu bringen, und ein Bündniß mit Frankreich wäre sehr erwünscht gewesen. Bei Einzelnen herrschten edlere Gesinnungen vor, aber bei der Masse der amerikanischen Protestanten war Duldung nur das Kind der Staats-Politik. Im Jahre 1763 wurde das Kreuz auf der St. Marien-

---

[1]) Nach Bischof Carroll's Berechnung; wir glauben jedoch, daß die Zahl fünfzig Tausend die richtigere ist.

kirche in Philadelphia aufgerichtet, und im Jahre 1770 die St. Peterskirche in Baltimore eröffnet.[1]) Als der continentale Congreß im Jahre 1775 zusammenkam, erklärte er sich für Duldung auf der breitesten Grundlage, obgleich es nicht an einer Partei fehlte, welche von dem schlimmsten Geiste der Strafgesetz-Zeiten beseelt war.

Die katholischen Ansiedler lassen sich für diesen Zeitraum in drei Klassen eintheilen — die Landbesitzer, wie die Familie Carroll, die Kaufleute, wie die Moylan und Fitzsimmon von Philadelphia[2]); und die „Redemptioner" oder armen Einwanderer, die für die Abzahlung ihrer Ueberfahrtskosten sich verbindlich gemacht hatten, eine gewisse Zahl von Jahren zu arbeiten.

Nach den Eigennamen zu urtheilen, wurden die Reihen und Glieder der continentalen Armee großentheils aus den Redemptioners gebildet.[3]) Da viele derselben an den Seehäfen wohnten, so war auch die Marine denselben verpflichtet, um so mehr, als einige der ersten Befehlshaber selbst irländische Katholiken waren. Die erste Seeschlacht des Krieges (welche Hr. Fennimore Cooper „das Lexington der Seen" nennt) fand unter einem katholischen Befehlshaber statt; jenes Treffen nämlich vom 11. Mai 1775 in der Machias-Bay, wo Jeremias O'Brien und sein Bruder die britischen Transportschiffe „Margantha" und „Tapnaquisch" kaperten. Besser bekannt ist der erste Commodore der Vereinigten Staaten, welcher im Jahre 1803, wo er starb, „die erste Stelle in der Marine" bekleidete. Er war an der Meeresküste von Wexford-County in Ir-

---

[1]) Im Jahre 1774, beim Anbruche der Revolution, gab es bloß sechzehn Missionäre in Maryland und Pennsylvanien, alle Jesuiten. Die Kapellen waren alle in Privathäusern, wie in England, bis zu der im Text erwähnten, amtlich geduldeten Eröffnung der Kirchen.

[2]) Auf der berühmten Liste von Beiträgen, um das Lager von Valley Forge zu versorgen, finde ich die Namen Delany und Shea mit je tausend Pfund, Johann Mease mit vier tausend Pfund und Jakob Mease mit fünf tausend Pfund. Diese waren katholische Kaufleute.

[3]) Zum Beispiel in der Musterrolle der Bedford- (N. H.) Companie zu Bunker's Hill finden wir die Namen O'Neil, O'Fling, Murphy, Moore, Sullivan, Callaghan u. s. w.

land im Jahre 1745 geboren, und erhielt im April 1776 seine Ernennung vom Congresse. Durch seine Boote im Delaware, wie durch die Eroberung der Schiffe „Eduard“, „Atalanta“ und „Trespassa“ zur See, und seine Bemühungen in Bezug auf die Gestaltung des Seewesens, erwarb er sich den stolzen Titel des „Vaters der amerikanischen Marine“. Unter ihm dienten Dale, Decatur, Murray und Stewart ihre Lehrlingsjahre des Ruhmes. Die Ueberlieferung nennt eine große Anzahl unter seiner Mannschaft, die auf derselben Insel, wie ihr Befehlshaber, geboren waren.

In den Kriegs-Annalen können bloß die Anführer namhaft gemacht werden. Von den Offizieren der Land-Armee will ich bloß einen erwähnen — den General Stephan Moylan von Pennsylvanien. Stephan Moylan war aus Cork gebürtig, und ein Bruder des römisch-katholischen Bischofs dieser Diöcese. Zu Cambridge war er General-Commissär und Adjutant Washington's; später wurde ihm das Commando der Dragoner übertragen, in welcher Stellung er in allen bedeutenden Schlachten des Befreiungskrieges mitkämpfte. Wo immer man Anton Wayne findet, da findet man auch Stephan Moylan — zu Stony Point, zu Bergen Neck, am Delaware und zu Savannah. Nach der Uebergabe von Yorktown „kehrte der Ueberrest der Moylan's Dragoner“ nach Hause zurück.

Von der im ersten Congresse gegen die Forderungen der Katholiken erhobenen Opposition sprechend, bemerkt der Lebensbeschreiber des Generals Reed: „Und dies geschah zu einer Zeit, wo Oberst Moylan und andere der verdientesten Offiziere der Armee römische Katholiken waren;“ zu einer Zeit also, kann man beifügen, wo der reichste Grundbesitzer, Karl Carroll von Carrollton, in demselben Kampfe für die Unabhängigkeits-Erklärung Gut und Blut verpfändet hatte, und sein College, Wilhelm Pacca, ein italienischer Katholik der Abstammung nach, nicht minder eifrig in der gemeinschaftlichen Sache erfunden wurde. Die bedeutende in der Carroll'schen Familie im Freiheitskampfe gespielte Rolle beschränkte sich nicht bloß auf den Unterzeichner der Freiheitsurkunde. Daniel Carroll, sein Neffe, war einer der wackersten Vertheidiger der Unabhängigkeit. Sein Name steht als einer der Verfasser der Constitution der Ver-

einigten Staaten unter der Urkunde, und wo einst sein Landgut gewesen, am Potomak, erhebt sich nun das nationale Capitol. Der Bruder dieses Herren, der Hochw. Johann Carroll, aus der Gesellschaft Jesu, später erster Bischof von Baltimore, wurde von dem ersten Congresse mit einer sehr delikaten diplomatischen Sendung betraut. Auf den Rath Washington's, einen Einfall in Canada zu machen, marschirte die Armee im Winter des Jahres 1755 in zwei Divisionen in diese Provinz, gewann einige Vortheile, wurde aber bei Quebeck zurückgeschlagen und überwinterte zu Montreal. Im Frühling darauf beschloß der Congreß, eine diplomatische Gesandtschaft, bestehend aus Dr. Franklin, Hrn. Chase, Karl Carroll und dem Hochw. Johann Carroll, an die Canadier zu senden. Sie kamen am 1. Mai nach Montreal, richteten jedoch wenig aus, weil ihre Sendung meistentheils durch das unchristliche Betragen gewisser amerikanischer Offiziere und die bereits erwähnte Partei im Congresse vereitelt wurde.

General Washington hatte sehr weise in seinen Instruktionen an Schuyler darauf hingewiesen, „daß die Provinz nur gewonnen werden könne, wenn man sich die Zuneigung des Volkes verschaffe und es mit ganzem Herzen für die gemeinschaftliche Sache einnehme." [1]) Von demselben Geiste beseelt nahm Montgommery, der Schuyler ersetzt hatte, bei seinem im November 1775 erfolgten Einmarsche in Canada Montreal ohne Schwertstreich in Besitz, „nachdem er sich verbindlich gemacht hatte, den Canadiern ihre eigenen Gesetze, die freie Ausübung ihrer Religion und das Vorrecht der Selbstregierung zu belassen." Oberrichter Marschall bemerkt, daß nach dem Tode Montgommery's „die Priester höchst unkluger Weise auf die Seite gesetzt wurden", und daß selbst General Arnold sich des Gedankens, als befinde er sich unter Feinden, kaum erwehren konnte." [2]) „Vor dieser Aenderung, bemerkt derselbe Zeuge, leisteten die Canadier den Amerikanern wesentliche Hilfe und erleich-

---

[1]) „Marschalls Leben Washingtons", 1. Bd., Seite 49.
[2]) Daselbst, S. 60.

terten ihren Marsch durch diese Provinz." [1]) Einen noch schlimmeren Fehler beging der Congreß durch sein „Sendschreiben an das Volk von Großbritannien", „worin er Lord North brandmarkte, weil er in Canada eine Religion eingeführt habe, welche die britannische Insel selbst mit Blut überschwemmt und Gottlosigkeit, Haß, Verfolgung, Mord und Aufruhr durch die ganze Welt verbreitet hätte." Dieses köstliche rhetorische Probestück wurde sogleich übersetzt und durch britische Agenten unter die Canadier vertheilt, was sie eben so sehr als der zu ungelegener Zeit erfolgte Tod Montgommery's von dem Eintritte in den allgemeinen Staatenbund der Colonien abschreckte.

Nicht weniger wünschenswerth war der freundschaftliche Einfluß der canadischen Katholiken auf einem anderen gefahrdrohenden Punkte. Wer die Kriegs-Operationen längs der atlantischen Küste studiert, mag wohl hie und da sein Auge westlich der Grenzlinie der Seen und dem Lande der Indianer am Wabasch und am Mississippi zuwenden. Und da nehmen es die alten canadischen Posten Vincennes und Kaskaskia einen Augenblick in Anspruch. Daselbst finden wir Pater Gibault, den Generalvikar des Bischofs von Quebeck, wie er die Waffen der französischen Freiwilligen für die amerikanische Sache segnet, den Eid der Treue für den Congreß in seiner eigenen Kirche abnimmt und die christlichen Indianer für eben diese Sache gewinnt. Ohne Zweifel, sagt der Bischof von Louisville, haben die Bemühungen dieses vortrefflichen Priesters viel Blutvergießen verhindert, und unsere Eroberungen im Nordwesten erleichtert. [2]) Die unveränderliche Freundschaft, welche zwischen den ersten amerikanischen Gouverneuren dieser Gegend von Georg Rogers Clarke bis auf Ludwig Caß einerseits, und unseren Missionären andererseits bestanden hat, ist ein Beweis, daß die Dienste, welche sie dem Gemeinwesen leisteten, einer anerkennenden Zuvorkommen-

---

[1]) „Marschalls Leben Washingtons'", 1. Bd., S. 50.

[2]) Dr. Spalding's Leben des Bischofs Flaget, S. 43, in welchem Dillon's Geschichte Indiana's als Zeugniß für die patriotischen Bemühungen des Pater Gibault angeführt ist.

heit — der einzigen Belohnung, die sie je annahmen — würdig erachtet wurden.

Trotzdem ist es gewiß, daß in den ersten Jahren des Unabhängigkeits-Kampfes der alte Religionshaß der Colonien beinahe in seiner ganzen Stärke vorherrschend war. Als im März des Jahres 1777 die Colonie von New-York zu Kingston, am Hudson, eine Versammlung hielt, um eine neue Constitution zu entwerfen, brachte Johann Jay als Verbesserung der Sektion, welche „freie Duldung jeden religiösen Glaubens und Gottesdienstes" gewährte, den Beisatz in Vorschlag, „die Anhänger der römischen Kirche ausgenommen", und erging sich dabei in den landläufigen Kraftsprüchen über „die gefährlichen und verdammungswürdigen Lehren" von der Lossprechung nicht bloß von Sünden, sondern auch vom Eide der Treue gegen den Staat. Es entspann sich eine langwierige Verhandlung über den Antrag, der endlich mit neunzehn „Nein" gegen eilf „Ja" auf den Tisch gelegt wurde. Ein von Hrn. Morris statt dessen empfohlener Vorschlag, welcher lautet: „Vorausgesetzt, daß die hiemit gestattete Gewissensfreiheit nicht so ausgelegt werde, als entschuldige dieselbe gesetzwidrige Handlungen, oder als rechtfertige sie Uebungen, die mit dem Frieden und der Sicherheit des Staates unverträglich sind," ging mit der gleichen Anzahl Stimmen durch.[1]) Doch war schon früher zur Vorsicht eine Bestimmung in die Verfassung des Staates eingeschmuggelt worden, vermöge welcher von allen, die sich um das Bürgerrecht meldeten, gefordert wurde, daß sie aller Treue und Unterwürfigkeit gegen jeden auswärtigen König, Priester, Potentaten und Staat in allen kirchlichen und bürgerlichen Dingen absagen sollten. Diese Bestimmung blieb auch wirklich darin stehen, bis sie durch das im Jahre 1801 angenommene Gesetz „über die Eide" aufgehoben wurde. Der erste wichtige Schritt zur Duldung folgte in der That unmittelbar auf das Bündniß mit Frankreich, im Jahre 1778. Als d'Estaing's Flotte in den Hafen von Newport einlief, hob Rhode-Island seine Strafgesetze auf. Jedes französische Schiff und Re-

---

[1]) Bischof Bailey's Geschichte der Kirche in New-York. Anhang Nr. III.

giment hatte seinen Feldgeistlichen und diese waren in vielen Staaten seit den Zeiten der indianischen Missionäre die ersten, welche das heilige Meßopfer wieder darbrachten. Die ersten katholischen Priester, welche das Geschlecht der Unabhängigkeitskriege sah, waren Abbe La Motte in New-York, Abbe Robin in Newport und Abbe La Poitre in Boston. Mit dem Fortbestehen des guten Einverständnisses zwischen beiden Ländern wuchs auch der Geist der Duldung. Während der letzten Jahre des Krieges erlaubte man den Katholiken zu Boston ein Schulhaus in der Schulstraße, während die Katholiken New-Yorks sich über einer Zimmermanns-Werkstätte in Barclay Straße versammelten. Nach dem Kriege ließ sich der Hochw. Karl Whelan, ein irländischer Franziskaner, und vorher Kaplan auf der französischen Flotte, in New-York nieder, und sammelte die erste ständige Gemeinde in dieser Stadt.

Es wäre wohl kaum verzeihlich, wenn wir, nach Erwähnung derjenigen Katholiken der Colonien, welche eine hervorragende Stellung während des Freiheitskampfes einnahmen, der im Auslande geborenen Glaubensbrüder, die auf derselben Seite fochten, nicht gedenken würden.

Was wir auch immer von den sittlichen Zuständen Frankreichs in diesem Zeitalter halten mögen, so gehörten doch alle Franzosen einer katholischen Nation an, und trugen die Uniform eines Fürsten, der stolz darauf war, der „älteste Sohn der Kirche" zu heißen. Wir können nicht vergessen, daß die stolzen Namen de Montmorency, de Lauzun, de Chastelleaux, de Lafayette nicht allein die Musterrolle des Freiheitskrieges, sondern auch das Kirchenregister zierten, und ebenso müssen wir deren Waffengefährten, der Grafen Dillon, Mc Mahon und Roche-Fernoy, Abkömmlinge von irländischen Katholiken erwähnen, die flüchtig um ihres Gewissens willen, sich schon lange in Frankreich niedergelassen hatten [1]); sowie des or-

---

[1]) Ich weiß von einem Freunde, der hierin gut bewandert ist, daß die ganze im Dienste Frankreichs befindliche irländische Brigade sich freiwillig für den amerikanischen Dienst anbot, aber, weil der Krieg noch nicht erklärt war, nicht abgesandt wurde.

thodoxen Königreichs Polen, das durch seinen berühmten Helden, Thaddäus Koszinskó, hier vertreten war. Was sehen wir dagegen auf der anderen Seite? Die Hauptmacht des Protestantismus, wie sie eine Armee nach der anderen aussendet, um unsere im Entstehen begriffene Freiheit zu unterdrücken. Aber dieser Freiheitskampf war ja doch eine Frucht des Protestantismus? Allerdings, insofern als protestantische Unterdrückung und protestantische Feindseligkeit ihn nothwendig gemacht hatten.

Das katholische Frankreich lieferte für die Sache der Unabhängigkeit zehntausend Mann und dreihundert Millionen Dollars. Alle militärischen Operationen der letzten drei Jahre des Krieges waren eben so sehr von dieser Hülfe als von unseren eigenen Armeen abhängig. Wir können uns wohl denken, was für eine schwere Last diese Hülfeleistung für Frankreich und von welch hohem Werthe sie für Amerika gewesen. In den Feldzügen von Rhode-Island, Long-Island und am Delaware wirkte die französische Flotte mit der amerikanischen Armee zusammen. Nachdem Cornwallis einmal zwischen den beiden Armeen eingeschlossen war, mußte er sich ergeben. Die doppelte Reihe von Offizieren, die eine Franzosen und die andere Amerikaner, durch welche er bei seinem Auszuge aus Yorktown hindurch zu marschiren hatte, ist das treueste Lebensbild der letzten Feldzüge dieses Krieges. Dem französischen Bündnisse verdankte man vorzüglich eine Waffengattung, die in einer Armee von der größten Bedeutung ist, nämlich die Ingenieure und die Artillerie. Wer immer den Feldzug nach Canada, der aus Mangel an Ingenieuren fehlschlug, mit den Jersey-Feldzügen, in welchen die französischen Offiziere so große Dienste leisteten, vergleichen will, wird den Werth dieser Unterstützung wohl erkennen. Die Krone jedoch von diesem Allem war der Einfluß, welchen Frankreich als Großmacht zu Gunsten der damals noch unentschiedenen amerikanischen Sache ausübte, indem der vornehmste der europäischen Fürsten als Verbündeter von einigen Colonien auftrat, die zuvor in der politischen Welt auch nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen waren. Das war hoher Gewinn aus katholischer Quelle!

Man verstehe mich aber recht. Ich sage nicht, daß die Katho-

liken, weder eingeborene noch fremde, den Freiheitskrieg in's Dasein gerufen haben. Es liegt gar nicht in meiner Absicht, einen solchen Beweis zu führen; sondern ich behaupte bloß, daß die Katholiken mit einem großen Theile ihres Blutes, Talentes und Reichthums zu unserer Unabhängigkeit beigetragen haben. Soviel ist bewiesen und noch mehr; denn es ist aus den angeführten Thatsachen einleuchtend, daß die in den Colonien ansäßigen Katholiken vor dem Jahre 1775 denselben zu keinerlei Dank verpflichtet waren, sondern daß sie im Gegentheile von der Regierungszeit Wilhelm's III. an bis zu derjenigen Georg's III. fortwährend von den Sekten verfolgt wurden und daß endlich das Bündniß mit Frankreich und der Gerechtigkeitssinn der leitenden Männer, unseren katholischen Vorfahren Gleichberechtigung im Gemeinwesen erwerben halfen. Wie großmüthig war nicht unter solchen Umständen das Betragen der katholischen Ansiedler! Wie erhaben über alle Selbstsucht! Sie waren nur auf die allgemeine Sache bedacht und wandten ihre Augen von ihren eigenen Klagen weg, und hefteten dieselben nur auf diejenigen ihres Vaterlandes. Der Patriotismus war bei ihnen vielleicht nicht ganz so lebhaft wie bei der Mehrheit der Revolutionsmänner, aber jedenfalls war er eben so uneigennützig als derjenige der puritanischen und der virginischen Helden. Soll ich das Zeugniß der höchsten Autorität über diesen Gegenstand beifügen? Washington während seiner ersten Präsidentschaft antwortete auf die „Adresse der römischen Katholiken der Vereinigten Staaten“ in folgenden Worten: „Ich hoffe, daß euere Mitbürger nie vergessen werden, welch patriotischen Antheil ihr an der Vollendung ihres Freiheitskampfes und an der Begründung ihrer Regierung genommen habt, noch auch welch entscheidende Hülfe sie an einer Nation erhielten, welche den römisch-katholischen Glauben bekennt.“ [1])

Wer kann diesem Zeugnisse widersprechen? Es sind dies die Worte eines Mannes, der nie eine Unwahrheit geäußert hat, eines Patrioten, der strenge auf jeden Unterschied zwischen Bürgern hielt;

---

[1]) Die Adresse und Antwort siehe im Anhang Nr. VI.

eines Zeugen, der die beste Gelegenheit zur Beobachtung hatte und der das richtige Urtheil besaß. Ich könnte andere Zeugen anführen; Washington's Zeugniß wird jedoch als hinreichend angenommen werden und so mag es allein hier stehen.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß laut dem Zeugnisse des Oberrichters Marshall, Canada wohl wahrscheinlich einer der ersten Staaten der Union geworden wäre, wären nicht Arnold's kurzsichtige Politik und die fanatische Beschränktheit einer Partei im damaligen Congresse dazwischen getreten. Ob und wie viel wir durch solchen Mißgriff verloren oder gewonnen haben, ist nun bloß noch ein Gegenstand spekulativer Erörterung, und wir sprechen hier nicht von Meinungen, sondern von Thatsachen. Marshall's Zeugniß in Betreff der günstigen Stimmung der Canadier für die gemeinschaftliche Sache ist bemerkenswerth und gibt Aufschluß über den Grund, weßhalb eine so durchaus katholische Provinz nicht in den Staatenbund gebracht werden konnte. Die Wahrheit ist, daß es den „alten Dreizehn" nicht gerade sehr um die Einverleibung derselben zu thun war und daß die Canadier diese ihre Abneigung bald bemerkten.

Hinsichtlich des soeben bewiesenen Satzes habe ich nur noch beizufügen, daß die katholischen Ansiedler sich an der Einführung der Bundesverfassung mit dem nämlichen Eifer wie an der Vertreibung der Engländer betheiligten. Sie wünschten Einheit nicht weniger als Freiheit, und je mehr sie darnach verlangten, um so unermüdlicher bethätigten sie sich in dieser Richtung. Unter den Namen, mit welchen die Verfassung veröffentlicht wurde, hatten wenige einen ehrenvolleren Antheil an der Bearbeitung als Thomas Fitzsimon von Pensylvanien und Daniel Carroll von Maryland, ein Eingeborener und ein eingewanderter Katholik. Hr. Fitzsimon, wie die meisten seiner Glaubensgenossen zu Washington's Zeiten, war ein Föderalist, und Allem, was man „französische Grundsätze" nannte, so abgeneigt, daß er sich mit einigen der irländischen Demokraten, welche nach dem Jahre 1798 in dieses Land eingewandert waren, in keine Bekanntschaft einlassen wollte. Er war ein Kaufmann von Philadelphia, ein gewandter Geldmann, und einer der bedeutendsten Begründer unserer Handels-Gesetzgebung. Die Be-

deutsamkeit seiner öffentlichen Dienste sichert seinem Namen denselben Rang mit Robert Morris und Jonathan Goodhaw, und er ist es wohl werth, daß auch unsere Zeit noch mit Achtung seiner erwähne.

Wir haben somit unseren Beweis geführt von der Entdeckung Amerika's durch Columbus herab bis zu der Präsidentschaft Washington's. Hiebei könnte ich es füglich bewenden lassen, da ich Alles bewiesen habe, was ich zu beweisen mir vornahm, nämlich: —

erstens, daß Amerika's Entdeckung und Erforschung katholische Unternehmungen gewesen, ausgehend von Katholiken, für katholische Zwecke und ausgeführt durch katholische Kräfte;

zweitens, daß die einzigen systematischen Versuche, aus den amerikanischen Eingebornen ein gebildetes und christliches Volk zu machen, ausschließlich von katholischen Missionären sind unternommen worden;

drittens, daß die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten großentheils durch katholisches Blut, Talent und Geld ist begründet worden.

Um den behandelten Gegenstand jedoch zu vervollständigen, müssen wir, wenn auch nicht um diese Sätze weiter zu beweisen, das Wachsthum der Kirche in der Republik verfolgen. Ein Ueberblick der Geschichte von siebzig Jahren wird uns hinreichende Ursachen zur Ermuthigung geben, und wenn wir die Aussichten, die unser heiliger Glaube gegenwärtig hat, mit denjenigen, die er vor einem Jahrhunderte hatte, vergleichen wollen, so werden wir, wie mir scheint, neue Gründe finden, für den unparteiischen Schutz dankbar zu sein, welchen die bewunderungswürdige Verfassung, unter welcher wir zu leben das Glück haben, uns allen gewährt.

---

5. Die katholische Kirche in der Republik.

Wie Einer, der aus der Fremde in sein Heimathland zurückkehrt, frei über jede Gegend des Landes seine Beobachtung macht, bis er, seiner Geburtsstätte sich nähernd, plötzlich stille wird, so möchten wir, hätten wir nicht bereits eine Verbindlichkeit dazu übernommen, eine Besprechung des Wachsthums der Kirche in dieser Republik lieber vermeiden. Doch auch ein kurzer Abriß wie der gegenwärtige, der bei der Zeitrechnung unserer nationalen Verfassung abbricht, muß Manches zu wünschen, und somit auch Manches zu tadeln übrig lassen. Ich habe, wie ich zuversichtlich glaube, eine große Ehrfurcht vor den frommen Todten, mögen dieselben nun gestern oder vor tausend Jahren gestorben sein, — ein Gefühl, das mich lehrt, ihren Tugenden mehr Ehre zu erweisen, als ich es ihren Personen, wären sie noch am Leben, thun würde; indessen ist es gerade auch dieses Gefühl, welches mir verbietet, die Mohnköpfe der Lobhudelei auf ihren Gräbern zu opfern.

Von nichts wissen Amerikaner gewöhnlich beredter zu sprechen, als von dem Wachsthume ihres Landes. Dasselbe ist in der That geeignet, zu derartigen Ausbrüchen der Beredtsamkeit zu begeistern und man wird darüber eher zu wenig als zu viel sagen. Wir sind außer Stande, den binnen weniger als einem Jahrhunderte gemachten materiellen Fortschritt in Worten darzustellen. Aus dreizehn unabhängigen Staaten sind (bis 1855) zweiunddreißig geworden; Frankreich und Spanien haben unser Festland aufgeben müssen; England ist nur noch geduldet; die wilden Stämme sind vernichtet oder über die Grenze der Civilisation hinaus versetzt; ein Handel wurde geschaffen, der sich auf allen Meeren um den ersten Rang bewirbt; statt drei Millionen Einwohner zählen wir (im Jahre 1855) vierundzwanzig Millionen; Eisenbahnen erstrecken sich von Meer zu Meer; das sind die staunenswerthen materiellen Errungenschaften dieser Republik. Man kann unmöglich deren Größe übertreiben,

ausgenommen, wenn man denselben moralische Ursachen beilegt, die zu ihrem Erfolge nichts beigetragen haben.

Vor alten Zeiten hieß es, die Herrschaft kommt vom Norden. Auf unserem Festlande konnte es nicht anders sein. Gerade als Europa im Begriffe war, die großen Kriege der französischen Revolution zu beginnen, trat dieses Land in das nationale Leben ein, mit einer kühnen, unerschrockenen, und, für Colonien, dichten Bevölkerung von drei Millionen, während die Zahl aller anderen weißen Einwohner nördlich vom Isthmus zusammengenommen nicht die Hälfte davon betrug. Mit verdoppelter Einwohnerzahl, mit der Schwungkraft revolutionären Erfolges, mit einheimischen Gesetzen, mit dem zeitigen Wachsthum des Bodens und des Klimas, mit den zur Thätigkeit nöthigenden Bedürfnissen, mit Washington an der Spitze ihrer Regierung, begannen die Vereinigten Staaten ihre politische Laufbahn. Es ist keineswegs meine Absicht, die Geschichte dieser nationalen Eroberungen weitläufig zu erzählen. Ich verweise bloß auf die von Osten nach Westen und von Norden nach Süden laufenden Reihen großartiger Erfolge und möchte hernach das Auge gerne ersuchen, sich ein wenig zu senken und längs den bewohnbaren Bergeshöhen und in den tiefen Thälern und auf den dazwischen liegenden Ebenen eine andere Anstalt zu bemerken, die überall ist und überall siegreich ist, nämlich die Katholische Kirche.

Diese Kirche war in diesem Lande ebenso wie die Grundsätze der amerikanischen Regierung Jahrhunderte älter als die Unabhängigkeit des Landes. Doch entwickelte sich dieselbe erst mit der Republik, und ihr Wachsthum hielt anfänglich gleichen Schritt mit demjenigen des Staates. Das einzige Seitenstück, menschlicher Weise gesprochen, zum Wachsthume des amerikanischen Staatenbundes ist das noch größere Wachsthum der amerikanischen Kirche. Und wenn wir in der Geschichte des ersteren über die vielen, in einem Zeitraume von wenigen Jahren sich drängenden, weisen, begabten und berühmten Männer erstaunen, so finden wir in der Geschichte des letzteren keinen Mangel an Heiligkeit oder Tüchtigkeit, oder an Namen, die für die Unsterblichkeit geboren.

Im Charakter des ersten Erzbischofes und des ersten Präsi-

denten finden wir viele Züge persönlicher Aehnlichkeit, die wir weder für unbedeutend, noch für eingebildet halten können. Beide um dieselbe Zeit in angrenzenden Staaten geboren von Eltern, welche unter die Aristokratie der Provinzen gezählt wurden, beide mit entschiedenen Talenten zur Selbstregierung wie zur Regierung Anderer begabt, wurden beide beim Beginne des neuen gesellschaftlichen Zustandes zu einer hohen, wenn auch unähnlichen Würde berufen. Zwischen dem klugen Vorbedacht, dem uneigennützigen Handeln, der ernsten Freundlichkeit und der glühenden Vaterlandsliebe des Erzbischofs Carroll und des General Washington besteht eine auffallende Aehnlichkeit. Den Katholiken Amerika's kann der Charakter ihres Oberhirten eben so wenig als Washington's Charakter den Bürgern aller Bekenntnisse jemals veraltet, jemals ihrer Aufmerksamkeit und Liebe unwerth erscheinen.

Johann Carroll, der dritte Sohn Daniel Carroll's, eines irländischen Auswanderers, wurde zu Ober-Marlborough in Maryland am 8. Januar 1735 geboren. Zur Erziehung nach Europa gesandt, studierte er bei den Jesuiten zu St. Omer und Lüttich, wurde im Jahre 1771 zum Priester geweiht und war Professor zu Lüttich, als sein Orden in Frankreich im Jahre 1773 unterdrückt wurde, hielt sich sodann zwei Jahre bei den Familien der ihrer Freiheit beraubten katholischen Parlamentsmitglieder Stourton und Arundel in England auf und kehrte gerade beim Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges nach Maryland zurück. Er war damals in seinem vierzigsten Jahre. Seine Bekanntschaft mit den ersten katholischen Familien Maryland's und Virginien's, seine französische Leutseligkeit und seine englische Erfahrung verschafften ihm einen Einfluß in der Gesellschaft, welchen kein Missionär vor ihm hätte üben können. Er nahm sich, wie alle seine Verwandten, gleich Anfangs der Sache der Colonien gegen Georg III. mit Wärme an; und in seinen Privatbriefen an seine Freunde in England vertheidigte er öfters in eifriger, doch liebreicher Weise die Partei, welcher er sich angeschlossen hatte.[1])

---

[1]) „Notizen aus dem Leben des Erzbischofs Carroll" von Johann Carroll Brent. S. 44—46.

Von seiner Sendung nach Canada habe ich bereits bei der Darstellung des Freiheitskampfes gesprochen, weßhalb ich eine Wiederholung desselben hier für unnöthig erachte.[1])

Was uns nun zunächst angeht, ist die Handlungsweise der katholischen Geistlichkeit in Amerika nach der Revolution. Bis jetzt hatte dieselbe unter der Oberaufsicht „des apostolischen Vicars vom Londoner Distrikt", welcher sie durch seine Vikarien regierte, gestanden. Kaum war die Revolution vorüber, als sie im Jahre 1783 den heiligen Stuhl ersuchte, ihr einen neuen Oberen geben zu wollen, zu welcher Würde sie den Dr. Carroll in Vorschlag brachte. Im folgenden Jahre beantwortete Papst Pius VI. ihr einstimmiges Gesuch, und bestätigte ihre Wahl. Wie die gesonderte Organisation des Landes vom Jahre 1776, so muß diejenige der amerikanischen Kirche vom Jahre 1784 datirt werden. Vom Jahre 1790 an jedoch, wo Dr. Carroll zu ihrem ersten Bischof geweiht wurde, begann ihr geordneter Bestand wie derjenige des Landes selbst im Jahre 1789 mit der Annahme der Constitution der Vereinigten Staaten. Unter den vielen Gründen, weßhalb der Freiheitskrieg für die Begründung der Religion günstig war, hat Dr. Carroll die folgenden vier schriftlich hinterlassen:

„I. Die leitenden Männer der ersten Versammlung oder des Congresses waren grundsätzlich jedweder Einmischung in das religiöse Gebiet abhold; und da sie mit den Grundsätzen der Katholiken wohl bekannt waren, so sahen sie wohl ein, daß eine Verfolgung derselben wegen Anhänglichkeit an ihre Lehren eine Ungerechtigkeit wäre.

„II. Die Katholiken bestrebten sich nicht minder als die Protestanten, die Provinzen von dem Mutterlande unabhängig zu machen; und es wahr nicht mehr als billig, daß, nachdem sie der gemeinschaftlichen Sache sich angeschlossen und von der gemeinschaftlichen Gefahr nun befreit waren, nun auch zu einer Theilnahme an den Segnungen, welche ihre Anstrengungen krönten, zugelassen wurden.

„III. Frankreich unterhandelte wegen eines Bündnisses mit

---

[1]) „Notizen aus dem Leben des Erzbischofs Carroll" von Johann Carroll Brent. S. 80.

den Vereinigten Staaten; und nichts hätte den Abschluß dieses Bündnisses mehr verzögert, als die Kundgebung irgend einer feindseligen Gesinnung gegen die Religion, welche Frankreich bekennt.

„IV. Die Hülfe oder wenigstens die Neutralität Canada's für den Erfolg des Unternehmens der Provinzen ward als nothwendig erachtet; und durch die Gleichheit der Katholiken mit den anderen christlichen Bekenntnissen konnten die Canadier, wie man glaubte, nicht anders als günstig für unsere Schilderhebung gestimmt werden."

Er fügt hinzu, daß „erst nach Beendigung des Krieges die guten Folgen der Gewissensfreiheit sich zu zeigen anfingen". Und in einem Briefe an einen seiner Freunde in England, vom Jahre 1783, sagt er: „Ein ungeheueres Feld ist dem Eifer apostolischer Männer geöffnet — allgemeine Duldung durch das ganze ungeheure Land, und unzählige römische Katholiken, welche die neuen, an den Mississippi gränzenden Landstriche, vielleicht die schönsten in der Welt, bewohnen, und mit Ungeduld auf Priester warten." [1])

Bald wurden die von dem ersten Bischofe so sehnlichst gewünschten apostolischen Männer denselben gesandt. Wenn wir mit denselben bekannt werden, so finden wir zu unserem Erstaunen, daß dieselben großentheils Franzosen sind. Es war diesem berühmten Volke gegeben, unserem Festlande eine zweite Ernte von Missionären zu liefern. Die Revolution, welche so manche adelige Häuser zerstörte und so vieles Heilige in Frankreich verschlang, sandte die auserwähltesten Geister der französischen Kirche nach England und Amerika. Staunenswerth und wunderbar sind die Rathschlüsse der Vorsehung, denn wer konnte es für möglich halten, daß der Ohio und der Penobscot jemals einem Mirabeau oder Danton ihre christlichen Apostel zu verdanken hätten? Wir wollen je einen Vertreter der letzten französischen Missionäre aus dem Westen und Osten Amerika's auswählen, und dieselben mit gebührender Aufmerksamkeit studieren.

Benedikt Joseph Flaget wurde in der Gemeinde St. Julien

[1]) Brent's „Notizen über Erzbischof Carroll." S. 57.

in der Auvergne, in Frankreich, am 7. November 1763 geboren. Nach Vollendung seiner Studien und Empfang der heiligen Priesterweihe schiffte er sich im Jahre 1792 mit den Herren Chicoisneau, David und Badin in Bordeaux nach Philadelphia ein. Bei seiner Ankunft in Baltimore wurde er nach der fernen Mission von Vincennes geschickt, welche seit der Revolution nicht mehr von Quebeck versehen wurde. Er reiste über das Alleghany-Gebirge in einem Wagen, hielt sich einige Zeit in Pittsburg auf, fuhr in einem flachen Boote den Ohio hinunter und begann so sein Wirken. Sieben und fünfzig Jahre lang (von 1792 bis 1849) setzte dieser apostolische Mann sein Wirken im Südwesten als Priester, Generalvicar und Bischof fort. Seine frühesten Stationen waren gewöhnlich hunderte von Meilen von einander entfernt, und die Wege, die er manchmal dahin einschlagen mußte, waren Niemanden bekannt als ihm. Da, wo er anfangs keinen Beichtvater finden konnte, zu welchem die Reise nicht eine ganze Woche in Anspruch nahm, hatte er die Freude, noch zu seinen Lebzeiten zwei Erzbischöfe und acht Bischöfe zu sehen, deren Obhut eine zahlreiche Geistlichkeit und unzählige Gläubigen anvertraut wären. Gar oft war seine Kanzel die Laubkrone irgend eines schlanken Baumes, und sein Altar ein Felsblock am Wege. Seine ersten Gemeinden waren einige halb verlorene Indianer, oder ebenso vernachlässigte Franzosen, oder einige irländische Soldaten eines Grenzpostens unter Clarke oder Wayne. Sein Loos war es, zwei Zeitalter der amerikanischen Kirche zu erleben. In einem halben Jahrhunderte sah er viele Veränderungen im Westen, doch keine so tief gehend und so bedeutend, wie diejenigen, die er selbst als Gottes Werkzeug bewirkte.[1])

Einen ebenso liebenswürdigen Vertreter der französischen Geistlichkeit finden wir zur selben Zeit im Osten in der Person des Abbe Cheverus, des ersten Bischofs von Boston, und später Car-

---

[1]) Das Leben dieses bewunderungswürdigen Mannes — des ersten Bischofs des Westens — hat sein dritter Coadjutor und würdiger Nachfolger, Bischof Spalding, sehr schön beschrieben. Louisville, veröffentlicht von Webb und Levering 1853.

dinals von Bordeaux. Dieser ausgezeichnete Mann wurde am 28. Januar 1768 zu Mayenne geboren und flüchtete sich wegen der gottlosen Revolution nach England. Hier erhielt er eine Einladung von dem Abbe Matignon, Pfarrer zu Boston; er nahm dieselbe an und langte an seinem zukünftigen Bischofssitze am 3. October 1796 an. Im Jahre 1803 hatte er das Glück, die Einweihung der ersten Kirche in Boston zu sehen, und im Jahre 1808 erhob ihn Pius der VII. zur bischöflichen Würde. Fünfzehn Jahre lang war er der Oberhirte aller Katholiken Neu-Englands, bis er zu noch höheren Würden in sein Heimathland zurückberufen wurde. Eine vollständige Geschichte dieser Jahre läßt sich noch nicht schreiben. Mit einem nie erschlaffenden Eifer vereinte dieser Bischof eine stets wachsame Demuth. Er haßte es, von sich selbst zu reden und that das Gute stets im Geheimen. Manchmal wurde er entdeckt durch den süßen Wohlgeruch seiner guten Werke. Seine jährlichen Besuche bei den lange hirtenlosen Wilden von Maine, seine Liebeswerke während der Pestzeit in den Winkeln der Stadt, sein himmlisch sanftmüthiges Benehmen bei allen Gelegenheiten — waren, so lange in Neu-England einer seiner Zeitgenossen am Leben war, in treuem Andenken.[1])

Während Frankreich der Ruhm gebührt, die Mehrzahl der vorzüglichsten Prälaten und eifrigen Missionäre für die heranwachsende Kirche in dieser Republik geliefert zu haben, so hat dessen Grenzland Belgien nicht weniger ehrenwerthe Ansprüche auf unsere Dankbarkeit. Ihm verdanken wir unseren Badin, de Heckeré und Herinxk unter den Todten, und deren würdige Nachfolger unter den Lebenden. Auch Italien sandte sein Vorbild eines Bischofs in Dr. Rosati, Spanien seinen heiligmäßigen Varella, während wir von Rußland den Pater Demetrius Gallitzin, Fürst und Priester, erhielten. Die eingeborenen Katholiken haben im Verhältniß ihrer

---

[1]) Er kehrte, nachdem er sieben und zwanzig Jahre in der amerikanischen Mission verweilt hatte, im Jahre 1823 nach Frankreich zurück und wurde Bischof zu Montauban; im Jahre 1826 Erzbischof von Bordeau und im Jahre 1836 Cardinal. Am 19. Juli desselben Jahres starb er und wurde am 26. desselben Monats in der Cathedrale beerdigt.

Anzahl stets ihre stellvertretende Zahl unter den Würdenträgern der Kirche geliefert, wie z. B. die Doktoren Heale und Eccleston, Erzbischöfe von Baltimore, und die zwei Bischöfe Fenwick, welche unzerstörbare Denkmale ihrer Frömmigkeit und ihres Wissens in Ohio und Massachusets hinterlassen haben.

Die irländische Kirche zeigte nach ihrer durch den Staat im Jahre 1793 erfolgten theilweisen Freigebung den größten Eifer für die Wiederherstellung ihrer eigenen Zucht, und begann dann in der nächsten Generation, ihre Missionäre auszusenden. Ihre neuen Seminarien waren mit Candidaten für die heiligen Weihen überfüllt und erzogen trotz ihrer mangelhaften Einrichtung Priester im Ueberflusse. Es ist unmöglich, die Namen aller derjenigen, die ihren Weg nach Amerika fanden, zu nennen. Als Papst Pius VII. im Jahre 1808 Boston, Bardstown,[1]) New-York und Philadelphia zu Bisthümern erhob, wurden zwei irländische Priester, die Doktoren Egan und Concanen, zu Bischöfen der letztgenannten Städte ernannt. Mit einer einzigen Ausnahme auf beide Plätze waren beide bischöfliche Sitze seither von Geistlichen irländischer Abkunft besetzt.

Der ausgezeichnetste irländische Name unter unseren ehrwürdigen Todten ist der des ersten Bischofs von Charleston. Johann England wurde den 23. September 1786 zu Cork geboren, im Seminar zu Carlow erzogen und im Jahre 1820 zum Bischofe von Charleston geweiht. Nach zwei und zwanzigjährigen der verschiedensten und ausgezeichnetsten der Religion in Amerika geleisteten Diensten starb er am 11. April 1842 an seinem bischöflichen Sitze. Die Natur hatte diesen ausgezeichneten Prälaten mit einer vielseitigen Fassungskraft und unersättlicher Arbeitslust begabt. Seine Feder war eben so vertraut mit Geschichte, Politik und Critik, wie mit Theologie und Philosophie. Nicht minder glücklich war er als Redner und Schriftsteller; und obgleich die von Zeit zu Zeit für die Presse geschriebenen Fragmente äußerst gedrängt sind, bekunden dieselben doch einen mit einer großen Seele begabten mächtigen Geist. Er war der erste unserer Prälaten, welcher den Lorbeer der

[1]) Durch päpstliches Rescript vom Jahre 1841 nach Louisville verlegt.

Literatur um die Stirne der jungen amerikanischen Kirche zu winden wünschte. Alle müßigen Stunden, welche er gewissenhaft von den Rundreisen in seiner ungeheueren Diöcese erübrigen konnte, verwandte er auf Studium und schriftstellerische Arbeiten. Es war ein fruchtbarer Boden und der Sektengeist war damals noch nicht zur Wuth entflammt. Sein Ruf verbreitete sich von Stadt zu Stadt, so daß, wo immer er predigte, alle Klassen sich einfanden, um ihn zu hören. In New-Orleans verließ man das Theater und eilte in die Kirche; in Boston füllten die Kinder der Puritaner die Cathedrale allein an; in Kentucky begleiteten ihn die Hinterwäldler in Bewunderung von Ort zu Ort; in Washington lud ihn der Congreß ein, die im Capitol versammelten Vertreter der Nation anzureden. Wer ihn hörte, wurde erbaut; die Armen verstanden ihn, die Gelehrten wurden unterrichtet. Mit der, Männern von seinem Geiste eigenen, großmüthigen Sorglosigkeit um sein leibliches Befinden hatte er seine kräftige Gesundheit im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters zu Grunde gerichtet, aber dafür sicherlich unsterbliches Andenken hinterlassen.

Wir haben mit einem Vergleiche zwischen dem Staate und der Kirche in Amerika begonnen. Im Jahre 1790 zählte der Staat weniger als drei Millionen Einwohner; die Kirche etliche fünfzig Tausend Mitglieder; im Jahre 1820 war die Zahl der Einwohner des Staates auf beinahe zehn Millionen, die der Mitglieder der Kirche auf vielleicht ein und eine halbe Million gestiegen; im Jahre 1840 war die Bevölkerungszahl des Staates siebzehn Millionen, die Anzahl der Mitglieder der Kirche (nach Bischof England) ungefähr drei Millionen. Während in einem halben Jahrhunderte der Staat sich verfünffacht, hatte die Kirche sich vertausendfacht! Der Staat hatte Louisiana, Florida und das nordwestliche Territorium seinem Länderbereich einverleibt und die Kirche sie zu gleicher Zeit in ihre Jurisdiktion aufgenommen. Der Congreß, von Meer zu Meer regierend, gab Gesetze für die Stämme jenseits der Felsengebirge. Die Beziehungen und Obsorge der Provinzial-Conzilien waren ebenso ausgebreitet und ausgedehnt; der Congreß hatte seine ursprüngliche Anzahl um das Vierfache vergrößert, die Conzilien

hatten ihre Zahl ebenfalls um das Vierfache und zwar binnen der Hälfte der Zeit vermehrt. Wir wollen diesen Vergleich nicht bis auf den gegenwärtigen Augenblick fortführen, sondern was wichtiger ist, die Ursachen eines so erstaunlichen Wachsthums erörtern.

Jede Quadratmeile des neuen Gebietes, welches seit Beginn dieses Jahrhunderts für die Union gewonnen ward, gehörte einer katholischen Macht an und trug ein katholisches Gepräge. Jedwede Frage über den Altersvorzug der Katholiken in Maine, Vermont, dem westlichen New-York, Michigan und Marylland wollen wir gänzlich bei Seite lassen und ich spreche jetzt nur von dem ehemaligen sogenannten „Illinois-Lande“ von Louisiana, Florida und Texas, nebst New-Mexico und Californien — Länderstriche, welche jetzt mehr als die Hälfte des ganzen Flächenraumes des Staatenbundes ausmachen. Von wem wurden dieselben losgetrennt? Von Frankreich, Spanien und Mexiko. Welches war deren Charakter, als sie friedlich neuen Gesetzen sich unterwarfen? Zweifelsohne ein katholischer. Ihr ursprünglicher Beitrag an indianischer und weißer Bevölkerung, sowie an Mischlingen konnte nicht unter einer Million betragen; und die natürliche Vermehrung dieser Million mag wohl seit ihrer Erwerbung dreißig Prozent betragen. Ich wünsche nicht solche muthmaßliche statistische Angaben zu übertreiben, sondern gebe dieselben bloß als eine der noch unermittelten statistischen Wahrheit nahe kommende Wahrscheinlichkeit.

Katholischen Regierungen verdanken wir die Erweiterung unseres Gebietes, und katholische Einwanderung war die Hauptquelle unseres Wachsthums. Wenn die Bevölkerung, welche Washington regierte, während zwei Zeitaltern sich vervierfacht hätte, so hätten im Jahre 1850 doch nur zwölf Millionen sich vorgefunden, während es vier und zwanzig Millionen sind. Wir wären dann nach Preußen und Spanien und vor Brasilien und der Türkei gekommen, anstatt den Rang einzunehmen, welchen wir wirklich einnehmen. Woher kamen die anderen zwölf Millionen? Von außen her; durch Einwanderung; durch Gebietserweiterung; durch die Vermehrung der Einwanderer seit Washingtons Präsidentschaft.

Diese Einwanderung war der Gattung wie der Zahl nach

materiell mehr werth, als irgend welche frühere zur Zeit der alten Colonien. Ihre allgemeine Armuth war ihre nützliche Eigenschaft. Es sollte ein unermeßliches Werk physischer Entwicklung in Kürze gethan werden, wozu eine Auswanderung von Arbeitern das erste Erforderniß war. Eine Auswanderung von Landbesitzern oder einer Gesellschaft, wie die von Plymouth oder Baltimore konnte dieses bewegliche und wohlfeile Element nicht ersetzen. Es mußte nothwendiger Weise eine nicht organisirte Auswanderung sein, um dieselbe desto eher zu gewinnen und nach den entfernten Stationen versenden zu können. Die deutschen Bauern, die in dicht geschlossenen Reihen vom Schiffe weg nach dem fernen Westen ziehen, thun besser für sich selbst, aber nicht für das Land. Ein steter Zuschuß wohlfeiler Arbeitskräfte, welche man ohne Beschwerde von einem Punkt nationaler Entwicklung zum andern schaffen konnte, die sich mit einer Bretterhütte begnügten und ihre Hände zu Allem gebrauchen ließen, war, was wir immer von der Lebensweisheit des Einzelnen in dieser Masse denken mögen, während der letzten fünfzig Jahre das dringendste Bedürfniß unseres Gemeinwesens und das katholische Irland hat dieses Bedürfniß befriedigt. Unser irländisches Kapital und unsere irländischen Schulen lieferten die Hauptleute und Zahlmeister; die Irländer aber bildeten Reihe und Glied und thaten die Arbeit.

Ich habe von dem materiellen Werthe der irländischen Auswanderung für den Staat gesprochen; sehen wir uns nun denselben einen Augenblick von dem religiösen Standpunkte an.

Den ersten irländischen Auswanderern oder vielmehr Verbannten war es nicht geglückt, dem Katholizismus im britischen Nord-Amerika einen Boden zu gewinnen. An einzelnen abgelegenen Orten auf Barbadoes und Jamaica, in Maryland und Pennsylvanien hatten einzelne, diesem Stamme entsprossene, begünstigte Familien die Ueberlieferungen ihrer Väter bewahrt; nur wenige waren so glücklich, nie gänzlich der Sakramente beraubt zu sein; die große Mehrheit, ohne Priester und Kirche, ging unmerklich verloren. Dieses ist die schmerzliche Geschichte dreier Menschenalter, von der englischen bis zur amerikanischen Revolution. Eine bessere Zeit war mit unserer

jetzigen Verfassung gekommen und die zweite Auswanderung sollte in religiöser Beziehung nicht wieder unfruchtbar sein. Dieselben Eigenthümlichkeiten, welche die armen Irländer für das Wachsthum des neuen Staates unentbehrlich machten, machten sie auch am dienlichsten für die Ausbreitung der neuen Kirche. Ihre Armuth kleidete sie in ein Gewand, das reicher als das der Königin war. Denn das Christenthum hat unter allen seinen Titeln denjenigen am meisten geliebt, welcher es „die Religion der Armen" nennt. Waren unser Herr und seine Apostel nicht arm? Haben sich die Heiligen und Diener Gottes aller Zeiten nicht der Armuth gerühmt? Wer kann die eindringlichen Worte vergessen, „die Armen habt ihr immer bei euch"? Nach Amerika, welches bestimmt war, das glücklichste Volk, das die Erde je gesehen, zu werden; wo Reichthum die Regel und Armuth die Ausnahme, wo das Gold in allen Klassen gäng und gäbe werden sollte, statt wie ein Götze in Tempeln, wo Kaufleute angebeten, eingeschlossen, oder mit assyrischer Verschwendung auf Paläste verweichlichter Fürsten verwendet zu werden, — unter diese reiche Demokratie sollten unansehnliche Abkömmlinge von Fremdlingen, — arm, unwissend, verachtet, aber an Gott glaubend und Gott gehorsam — den in ihre Lumpen gehüllten oder in ihrem Busen verborgenen übernatürlichen Samen bringen, dessen reiche Saat vorherbestimmt war, die Stätte des Urwaldes einzunehmen. Staune die wunderbaren Dinge an, welche Gott durch die niedrigsten Werkzeuge ausführt. Der Puritaner besaß ganz Neu-England — seine Kornfelder und Dörfer, seine Wasserfälle und Flüsse, seinen Boden und seine Mineralien. Er legte Fabriken an, baute Schiffe und entwarf neue Verkehrsstraßen. Verbannte Katholiken kamen an seine Pforte, Arbeit und Lohn suchend. Sie sind willkommen; sie kamen zur rechten Zeit. Der eine wird auf die Schiffswerfte gesendet, ein anderer in die Mühle und ein dritter an die Eisenbahn. Während ihre Herren ihre Arbeit billigend betrachteten, ließen sie es sich nicht träumen, daß jeder Mann daselbst einem doppelten Zwecke diente — „dem Kaiser gebend, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist". — Es fiel ihnen im Traume nicht ein, daß des Zimmermanns Beil nicht bloß Schiffsrippen, sondern auch Altäre und

Kreuze formte; daß der gewöhnliche Feldarbeiter, mit dem Säetuch umgürtet, das geheimnißvolle Senfkorn auf den Boden Neu-Englands streute. Wenn der Mühlenverwalter den Arbeitern den hartverdienten Lohn auszahlte, fiel es ihm wohl kaum bei, daß des anderen Tages ein Theil des puritanischen Kapitals ausgegeben würde zum Bau einer papistischen Kirche, zur Besoldung eines Priesters, oder zur Errichtung einer katholischen Schule, eines Waisenhauses oder eines Collegiums. Allein so war es verordnet. Der Puritaner sollte reich werden; und der Katholik sollte in seiner Armuth zu ihm kommen, und durch Fleiß Lohn von ihm ernten, und um in dem Lande des Puritaners mit dem Gelde des Puritaners selbst das Kreuz, das er so lange verworfen, aufzurichten.

Außerhalb Neu-England gibt sich dieselbe Vorsehung kund. Die Kaufleute New-Yorks wünschten zu ihrem eigenen Vortheile den Erie-See mit dem Hudson zu verbinden. Eine Armee katholischer Arbeiter wird längs der Linie aufgestellt. Dieselben dringen von einem Ende des großen Staates bis zum anderen. Ihre Hütten erheben sich wie Pilze in der Nacht, und verschwinden oft wie Nebel am Morgen. Sie graben, nach allen menschlichen Anzeichen, bloß einen Kanal. Stumpf-Redner loben sie als nützliche Spaten und Schaufeln, die beim großen Werke des — Geldmachens helfen. Wenn wir aber heut zu Tage die Erlebnisse eines Drittel Jahrhunderts überschauen, so erscheint es handgreiflich, daß diese armen, rohen und heimathlosen Leute das Fundament zu drei bischöflichen Sitzen ausgruben, Plätze für fünfhundert Kirchen auswühlten, und das Innere des Staates dem Reiche der Kirche, und des Handels, eröffneten.

Dasselbe kann von den Minen Pennsylvaniens, von Illinois und vom Oberen See (Lake superior) gesagt werden. Dieselben sind die Katakomben der Kirche. In ungesunder Nässe, in der Höhlen-Finsterniß, in das Leben verkürzender schwerer Arbeit, weder der Luft, noch der Sonne sich erfreuend, hat der irländische und der deutsche Bergmann nicht bloß für sich, sondern auch für die Kirche gearbeitet. Wohl mag er manchmal sorglos, ruhelos und unmäßig sein, doch niemals wird er ein Almosen verweigern. Frage

den Missionär eines Minen=Districtes, ob er je diese Arbeiter in Blei und Eisen hart und karg erfunden? Haben dieselben die natürliche Finsterniß dem himmlischen Lichte vorgezogen? Hat ihr unbeneidenswerthes Loos sie hartherzig für den Ruf der Mildthätigkeit und unempfindlich für die Liebe zu Gott gemacht? Er wird dir sagen, daß er unter diesen Söhnen der Erde, diesen Bewohnern der Finsterniß, oft die zarteste Frömmigkeit, den glühendsten Glauben und die großmüthigste Freigebigkeit für die Sache der Religion gefunden hat.

In den Holzgegenden, im Kornlande, in den Flußstädten des Südwestens, unter „den Männern des langen Gestades" („longshore men") am atlantischen Ocean hat unsere Religion ihre unversiegbaren Hülfsquellen gefunden. Nie gab es eine Kirche, die mit so viel Recht die Kirche der Armen und des Volkes genannt werden konnte. Hier war kein Constantin, kein Clodwig, kein königlicher Apostel wie der heilige Olaf oder der heilige Erich. Die Almosen der Armen haben das große Fundament gelegt, die Handwerker haben die Mauern aufgeführt, die Dienstboten das Heiligthum geschmückt. Das ist der wahre Ruhm und die wahre Geschichte der Kirche in Amerika — ein Ruhm und eine Geschichte, an welchen ihre irländischen Kinder den größten Theil haben. Große materielle Werke werden sie hinterlassen, aber noch bei weitem größere moralische Folgen; Cathedralen, nicht Kanäle, werden ihre Zeugen bei der Nachkommenschaft, — die Kirche der neuen Welt wird ihr bleibendes Denkmal sein.

Die jüngste vollständige Darstellung der Ausdehnung der Kirche in dieser Republik war das in Baltimore am 9. Mai 1852 gehaltene National=Conzilium. Den Vorsitz dabei hatte der erlauchte und Hochw. Franz Patrik Kenrick, Legat (?) des heiligen Stuhles. Acht Erzbischöfe, sechs und zwanzig Bischöfe und ein infulirter Abt mit ihren Caplänen und Theologen waren anwesend, einschließlich der Prälaten von Oregon, Californien, Neu=Mexiko und dem Indianer=Territorium. Die Jurisdiktion dieser erhabenen Versammlung erstreckte sich überall hin, wo unsere National=Fahne wehte. Der unparteiische Beobachter muß anerkennen, daß dieselben alle von christlichen Oberhirten erforderliche Eigenschaften, als Frömmig=

keit, Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Thatkraft, Beredsamkeit und Leutseligkeit in sich vereinigten. Wer in diese erhabene, aus den vier Welttheilen zusammengesetzte Versammlung, in welcher die indianischen, spanischen, französischen, amerikanischen, deutschen und irländischen Völker unseres Festlandes vertreten waren, einen tieferen Einblick hatte, mußte empfunden haben, mit wie viel Wahrheit dieselbe eine katholische genannt wurde. Sechzig Jahre früher hatte Bischof Carroll seine Synode in derselben Stadt zusammenberufen. Er war damals der einzige Bischof in dieser Republik. Seine drei Vicarien, der Direktor seines Seminars und sechzehn Priester fanden sich auf seine Einladung hin dabei ein. Die älteren Missionäre dankten Gott, daß er sie diese wundervollen Dinge, diesen Anblick erleben ließ. Wäre es möglich gewesen, die Spanne menschlichen Lebens zu verlängern, und hätte der ehrwürdige Bischof Carroll dieses Alles noch erleben können, so hätte er wahrscheinlich die Wirklichkeit dessen, was sich seinen Blicken dargeboten hätte, fast in Zweifel gezogen. Frohlockend schon in seinen Tagen hätte er alsdann den Sang des Triumpfes gesungen, wenn er lange genug gelebt hätte, um Zeuge des Conziliums unter Erzbischof Kenrick zu sein!

Bewandert, wie er es war in der Geschichte unserer heiligen Religion in Amerika, würde er ausgerufen haben: „Nicht umsonst haben die ersten Einwanderer sich an die allerseligste Jungfrau gewendet; nicht umsonst haben die heiligen Martyrer ihr Blut am Penobscot, am Mohawk, am Sault St. Marie, bei den Natchez und in Florida vergossen. Nicht umsonst sind die Söhne des heiligen Ignatius und des heiligen Dominikus vor zehn Generationen über das Weltmeer geschifft, um eine amerikanische Kirche zu stiften. Sie ist gestiftet; sie steht und wird stehen!" Fürwahr, sie wird stehen, —

„Geankert in der Felsen Spalt',
„Trotzt sie des Sturmes Gewalt,
„Tiefer nur greifend, je wilder er tobt!"

Sie wird stehen, und die kommenden, unter dem Schutze ihrer Riesenfittiche sich sammelnden Geschlechter mögen sich wohl wundern, weßhalb man sie je gehaßt, gefürchtet oder mißverstanden hat. Sie

bedürfen dann keiner Vorlesungen, um ihnen die katholischen Geschichten Nord-Amerika's zu erzählen; sie werden dieselben lernen aus den Liedern ihrer Mütter, aus den Erzählungen ihrer Väter, von den Gemälden an ihren Wänden, von den Statuen in ihren Straßen, aus ihren frühesten Schulbüchern und von ihren Mitschülern. Es ist dies kein beunruhigender Traum. Wenn ein halbes Jahrhundert so viel für die Kirche in unserem Gemeinwesen gethan hat, weßhalb sollte nicht ein anderes halbes Jahrhundert eben so viel thun können, wenn wir es nicht an uns fehlen lassen!

Eine Lehre müssen wir daraus ziehen und sie unseren Kindern einprägen. Es ist die Lehre, daß wir mit unseren Vorfahren bekannt werden, daß wir stolz sein müssen auf unsere Väter im Glauben und stets bereit, ihren Glauben zu erklären, nie aber, ihn zu entschuldigen. Wohl gehören unsere amerikanischen Vorgänger weder eurer, noch unserer Nation an; es waren Italiener, Spanier und Franzosen. Wohl mag keiner von uns durch die Bande des Blutes mit der katholischen Königin oder dem frommen Admiral verwandt sein; aber dessenungeachtet gehören sie uns und wir ihnen an. Der Katholizismus erkennt nur Nationalitäten an, um sie zu vereinen. Wir sind gleich Gliedern einer Körperschaft, die nicht sterben kann. Sie sind mit dem Alterthum vereint, wie wir mit ihnen; der Erstgeborene unserer Familie sah Christus, und unser Letztgeborener wird den Antichrist sehen. Geheimnißvolle Bande verbinden uns, die weit über das Grab der Vergangenheit und die Wiege der Zukunft hinausreichen. Als Einig in Glauben und Opfer wird die Zeit uns erkennen und in die Ewigkeit geleiten.

In ihrer vollen Reife hat die katholische Kirche Amerika gezeugt, ehe der Protestantismus an einem Winkel Deutschlands geboren wurde. Das Herz unserer heiligen Mutter hat immer für diesen Benjamin ihrer großen Familie besonders warm geschlagen. Die hervorragendsten Katholiken haben für die amerikanischen Angelegenheiten die größte Theilnahme gezeigt; es genügt schon, nur den heiligen Franz Borgia und den heiligen Franz Regis, den Cardinal Ximenes, den Bischof Las Casas, die Königin Isabella, Columbus, de Soto und Champlain zu erwähnen. Viele Andere sind ebenfalls

der Erwähnung werth; allein deren Aufzählung würde zu lang werden, und Gott allein kann ihre Dienste vergelten.

Amerika verdankt Alles, von den Ersten seines civilisirten Bestandes an, dem Katholizismus, dem altsächsischen England, dem rechtgläubigen Frankreich, dem frommen Spanien; zumeist aber Rom. Jede Rangstufe in der Kirche vom Bettelmönche bis zum Papste auf seinem Throne, hat zu unserer nationalen Entwicklung das ihrige beigetragen. In der Kirche, durch die Kinder der Kirche wurden die Wissenschaften und Künste gepflegt, durch welche Amerika entdeckt und erforscht wurde. Die durch Mönche aus den Händen der Vandalen gerettete Länderkunde; die in den Klöstern und Cathedralen des Mittelalters gepflegte Sternkunde; die Missions-Denkwürdigkeiten ferner Länder, welche dem furchtsamen Handel die lebendige Thatkraft des über alle Furcht erhabenen Christenthums einflößen halfen; die Entdeckung des Compasses durch einen Neapolitaner; der geheiligte, über friedliche Reisende und alle Männer der Wissenschaft, die Gott nicht der Lüge zu zeihen suchten, gehaltene Schild der Kirche; — dies Alles verdankt Amerika der katholischen Kirche. Hat wohl jemals ein Seefahrer um den Segen der Kirche, welche alle Völker zu lehren beauftragt ist, sich umsonst beworben? Fragen wir Portugal und Spanien: Hat der rechtmäßige Handel je einen Feind an Rom gefunden? Blicken wir in das Gesetzbuch von Amalfi, auf den gegen Solche, welche den Kaufleuten auflauerten, geschleuderten Bannfluch, auf die dem Hansabunde, Pisa und Venedig gewährte Begünstigungen; vor Allem blicken wir auf das Leben des Columbus.

Wer waren, nach Entdeckung dieses Festlandes, seine unerschrockensten Pioniere — waren es die Männer des Handels oder die Männer des Glaubens? Was ist das für ein Licht, das wir mitten im Urwalde schimmern sehen, und welchem das Auge des Forschers so gerne folgen mag? Noch ehe der Blitz aus des Jägers Geschoß sein Wild erlegt, noch ehe ein Sonnenstrahl vom Westen her auf die Schneide der Axt des Verbannten gefallen, erscheint im Urwalde ein mildes und ruhig schimmerndes Licht; und von demselben freundlich geleitet entdecken wir den Indianer vor dem fichtenen

Kreuze knieend, während „der Schwarzrock“ auf sein gebeugtes Haupt das Wasser der Wiedergeburt gießt.

Die Ansiedelung beginnt, und die Kirche tritt als Schiedsrichterin zwischen die christlichen Fürsten, als Beschützerin der mißhandelten Wilden, als Verkünderin der sittlichen Verpflichtungen der Herrschermacht, als Verkünderin des Friedens, der Gerechtigkeit und des Erbarmens in den Heeresreihen, im Lager der Eroberer, im Rathe ehrsüchtiger Ansiedeler und europäischer Spekulanten. Geh' und lerne von den Katholiken, die sich vor zwei Jahrhunderten am St. Lorenzo, am Wabasch, am Potomak und am Apalachicola angesiedelt haben, die Einheit des menschlichen Geschlechtes, die wahre Bruderliebe, die wichtige Grundlage der Gleichberechtigung.

Und als unsere Republik sich zu einem eigenen Staate ausbildete, und ihren unabhängigen Willen erklärte, wie bereitwillig war nicht Rom, uns unsere eigenen Bischöfe zu geben! Wie zärtlich nahm es sich ihrer an und mit welch ehrenvollen Beweisen der Liebe überhäufte es dieselben!

Unsere Geschichte in Amerika, meine lieben Freunde, ist groß und erhebend. Je mehr wir uns mit ihr bekannt machen, um so mehr werden wir unser Vaterland und unsere Kirche lieben. Das Studium dieser Geschichte wird uns jenen freundlichen und durch Gewohnheit natürlichen Sinn für sociale Rechte einflößen, ohne den wir nie befähigt würden, den Verpflichtungen, die gute Bürger einer guten Regierung schuldig sind, mit Freudigkeit nachzukommen.

Die Beziehungen Irlands zu Amerika.

Erste Vorlesung.

Beziehungen in der Vergangenheit.[1])

Wenn, meine Damen und Herren, die gegenwärtige aufregende Erörterung einer politischen Frage über Recht und Stellung der Ausländer in den Vereinigten Staaten zu beklagen ist, so ist es mehr wegen des Tones und der Stimmung als wegen des Gegenstandes der Erörterung. Keine politische Frage ist der Beachtung eines großen und rasch sich mehrenden Volkes würdiger, als die Frage nach den Bestandtheilen, aus welchen es zusammengesetzt ist und denen es seine Stärke verdankt, der ausländische Zufluß, welchen es erhält und die Einflüsse, welche von innen und außen auf dasselbe einwirken. Nur wenn die Untersuchung in eine bittere Zänkerei ausartet und wenn Männer es an jener Höflichkeit und Selbstbeherrschung fehlen lassen, welche denjenigen, denen es nicht um den Triumph, sondern um die Wahrheit zu thun ist, so wohl ansteht,

---

[1]) Man wird in dieser und der folgenden Vorlesung eine Wiederholung von Ideen finden, die bereits in der vorausgehenden Vorlesung über die katholische Kirche vorkamen; weil jedoch der Gegenstand von einem anderen Gesichtspunkte und mehr in's Einzelne behandelt ist, als in den früheren Reden, so wird der freundliche Leser einige Wiederholungen, die nicht gut vermieden werden konnten, uns zu Gute halten.

dann erst werden solche Erörterungen eine verderbliche Pest, der man mit einer guten Quaratäne-Ordnung zu Leibe gehen sollte.

Ich mag heute Nacht einige Ansichten vorzubringen haben, die nicht allgemein angenehm sind; ich werde einige gewöhnlich übergangene Thatsachen betonen, doch hoffe ich, daß meine Worte keinen ehrenwerthen Mann beleidigen werden; und was die Beweise betrifft, so werden dieselben für sich selbst sprechen. Ich habe nicht im Sinne, Behauptungen aufzustellen, welche nicht durch Thatsachen begründet sind, und das Volk möge Richter sein zwischen den Thatsachen und den Schlußfolgerungen, welche ich daraus ziehen werde.

Die Vereinigten Staaten, wie sie gegenwärtig sind, hatten zwei Haupt-Bevölkerungsquellen — die Bevölkerung der Colonien, wie sie war zur Zeit der Unabhängigkeits-Erklärung, und die Einwanderung seit dieser Zeit. Um über die erstere Quelle in's Reine zu kommen, müssen wir die Staatsschriften der Colonien und England's, die örtlichen Berichte und Jahrbücher neuer Ansiedelungen, so wie die Reihe von geschichtlichen Urkunden, in denen ein jeder der alten dreizehn Staaten seinen Ursprung mit ziemlicher Genauigkeit nachweisen kann, uns zu Führern nehmen.

In den Jahrbüchern aller unserer Colonien finden wir den Hauptfehler der europäischen Geschichtschreibung wieder; sie sind eben nichts anderes als die Geschichte einiger Weniger, erzählt von den Anhängern dieser einigen Wenigen; sie gehen darauf aus, einige große Namen zu erheben, nicht aber darauf, den gesellschaftlichen Zustand der Vielen in's Klare zu setzen. Das System, welches einzelne Männer zu Besitzern unermeßlicher Länderstrecken machte und unter welchen das große Werk der Ansiedelung der neuen Welt seinen Anfang nahm, gab allen diesen Berichten aus dieser ersten Zeit den Ton der Lobrede, denn man hatte den Familienstolz auf der Reise keineswegs über Bord geworfen. In jeder Geschichte Virginiens läßt sich gar leicht entdecken, wer Regimentsoberst oder Rathsherr beim Gouverneur gewesen, und in jeder Geschichte von Massachusetts läßt sich leicht finden, wer einer von den begüterten Herren gewesen, die mit Gouverneur Vinthrop herüber kamen; dagegen ist nicht so leicht zu ermitteln, wer der Sohn jenes unbe-

kannten Handwerksmannes oder gewöhnlichen Ackerbauers gewesen, ohne welche es kein Massachusetts und kein Virginien je gegeben hätte.

Es ist so zu sagen geradezu unmöglich, über zwei Klassen unserer ursprünglichen Bevölkerung irgend welchen Bericht zu finden; ich meine die Verbrecher (convicts) und die Redemptioner. Hinterließen diese Klassen keine Nachkommen? Oder läßt sich das moderne Stillschweigen über dieselben durch den Grundsatz des mißverstandenen Ahnenstolzes erklären, in welchem sogar der Spanier und der Magyar von einigen unserer Republikaner übertroffen werden? Wenn Familienstolz den wahren Ursprung verheimlicht oder einen falschen für seinen amerikanischen Stammbaum auffindet, so zeugt dieses von Unwissenheit wie von Charakterlosigkeit. Man sollte es sich nicht zur Schande machen, von Männern abzustammen, welche unter dem barbarischen englischen Strafgesetze des siebzehnten Jahrhunderts Verbrecher waren, einem Gesetze, das über vier hundert verschiedene Vergehen mit dem Tode bestrafte; einem Gesetze, welches während Cromwell's Regierung drei tausend unglückliche Geschöpfe wegen Hexerei hinrichtete; einem Gesetze, nach welchem zur Zeit der Willkührherrschaft der Stuarts, und noch heut zu Tage, ein Rebhuhn zu schießen als todeswürdiges Verbrechen gilt. Diejenigen unter uns, welche beanspruchen, von den besten Familien zu sein, rühmen sich, daß ihre Ahnen Flüchtlinge (fugitive) vor dem britischen Gesetze, wie es früher bestand, gewesen seien. Welchen Vorzug kann der Flüchtling vor dem Verurtheilten (convict) beanspruchen, ausgenommen den, daß er vor der Ueberführung entkommen ist? Somit kann es sich hier nur um Zeit und Benennung, keineswegs aber um einen Unterschied in der Sache selbst oder um einen wirklichen, in der Frage wesentlichen Unterschiedes des Vorranges handeln.

Die Klasse der sogenannten Verbrecher war im siebzehnten Jahrhunderte in der Bevölkerung der Colonien eine sehr bedeutende, und obgleich die Sterblichkeit unter ihnen groß war, so hatte doch die Vermehrung derselben keineswegs ganz aufgehört. Im Jahre 1619, soviel ich weiß, schaffte König Jakob I. die erste Landung von Verbrechern — hundert Seelen — nach Virginien her-

über. Aehnliches geschah jährlich bis zur Regierung Georg's III., trotz der häufigen Vorstellungen und des manchmal erfolgreichen Widerstandes der freien Ansiedler. Sechs Jahre nach der ersten Sendung waren bereits neun Tausend Verbrecher in Virginien angelangt; so groß aber waren die Strapazen, die sie durchzumachen hatten, daß von Allen bloß achtzehnhundert, — also zwanzig von hundert, — in der Colonie übrig blieben. Man darf nicht, ich wiederhole es, annehmen, daß diese unglückliche Klasse aus wirklichen Verbrechern bestand; die englischen Galgen waren dafür viel zu thätig. Die gewöhnlich für Lebenszeit „auf Sr. Majestät Tabak-Pflanzungen in Amerika" Verurtheilten waren aufständische Bauern, welche sich der Einziehung von gemeinsamen Ländereien widersetzt, oder solche, die geringere Vergehen begangen hatten; und zu gewissen Zeiten waren auch politische Verbrecher darunter.

Die Politik des „Lord Protektors" in Irland war Entvölkerung, und unter seinem zehnjährigen eisernen Szepter wurde eine große Anzahl Irländer über See geschafft. Die von ihm bestellten republikanischen Commissäre, welche über die Zustände Irlands Bericht erstatten sollten, empfehlen unter anderen Maßregeln im Jahre 1652, „die irländischen Frauen, weil sie zahlreich und deßhalb der Prostitution ausgesetzt (die Heuchler!), an Kaufleute zu verkaufen, und nach Virginien, Neu-England, Jamaica und anderen Ländern zu transportiren," wo sie natürlich solcher Versuchung nicht ausgesetzt wären. Sir Wilhelm Petty gibt an, daß sechstausend Knaben und Frauen allein nach Westindien geschifft wurden; Bruodin, ein anderer Zeitgenosse, setzte die Zahl aller unter Cromwell's zehnjähriger Regierung Transportirten auf hunderttausend Seelen, und eine im Besitze des verstorbenen Dr. Lingard befindliche Handschrift setzt sie auf sechzigtausend an. Die ganze weiße Bevölkerung in Britisch-Amerika betrug damals kaum mehr als diese Zahl.

Die vorgegebenen papistischen Verschwörungen unter Karl's II. Regierung, die Revolution vom Jahre 1688, welche Irland so hart betraf, die Gesetze Wilhelm's, welche die irländischen Fabriken beschränkten, und die den katholischen Gottesdienst vernichtenden Ge-

setze Anna's, — bewirkten unmittelbar, daß ein Theil von jeder katholischen Generation Irland verlassen mußte. Der jetzige Graf Fitz William (der im Besitze einer besseren Sammlung irländischer Statistiken ist, als irgend ein anderer englischer Staatsmann) gab die Zahl der verbannten „irländischen Arbeiter" unter der Regierung des Königs Wilhelm auf hundert Tausend an. Ein großer Theil derselben nahm Kriegsdienste bei den katholischen Mächten auf dem alten Festlande, wo Frankreich, Spanien, Oesterreich und selbst Rußland jetzt noch mit Liebe Ueberlieferungen ihrer irländischen Soldaten bewahren. Ich kann nicht ausmitteln, wie viele von der Gesammtzahl nach Amerika kamen. Daß es eine große Anzahl war, können wir aus den allgemeinen Darstellungen unserer besten örtlichen Geschichtschreiber schließen. Bozman erwähnt, daß die Bewegung des irländ'schen Aufstandes von 1641 „der Bevölkerung der maryland'schen Provinz sich mitgetheilt habe". „Kein anderes Land, sagt Dr. Ramsay in seiner Geschichte von Süd-Carolina, hat der Colonie mehr Einwohner geliefert, als Irland. Fast jedes Schiff, das aus seinen Häfen nach Carleston fuhr, war mit Männern, Weibern und Kindern überfüllt." In Nord-Carolina spielten die Abkömmlinge der frühesten irländischen Einwanderer eine Hauptrolle während des letzten Jahrhunderts. In Pensylvanien kamen, wenn die Statistiken von Holmes für das Jahr 1729 nicht eine Ausnahme zulassen, auf die Zahl der Ankommenden fast zehn aus Irland auf einen von dem ganzen übrigen Europa, fünf Tausend sechs hundert und fünf und fünfzig Irländer zu sechs hundert und sechs und fünfzig aus allen anderen Ländern. Unter diesen Einwanderern waren einige aus den höheren Ständen und mit guter Erziehung. Die Moore, Lynche, Burke und Rutledge, welche in der Geschichte der beiden Carolina eine so bedeutende Rolle einnehmen, waren vom besten Blute des katholischen Irland. Eine andere Klasse von Einwanderern lieferte bedeutend gewordene Kaufleute, wie die Moylan, Shea, Mease und Delaney am Seehafen von Philadelphia. Andere wiederum zeichneten sich als Lehrer aus, wie Thomas Heil, erwähnt in der Geschichte von Wyoming, und der Vater der Sullivan — eine der ehrenwerthesten Familien, die sich während des Freiheitskampfes

in Neu-England auszeichneten. — Ein großer Theil der frühesten irländischen Auswanderer gehörte wahrscheinlich der, nach dem in den Colonien gebräuchlichen Ausdrucke, Redemptioner genannten Klasse an. Wir können die Statistik der nördlichen Redemptioner eben so wenig sammeln, als die der „Verbrecher" auf den Tabaks-Pflanzungen. Sekretär Thomson war einer; Matthäus Thornton war einer; die Eltern des General-Majors und Gouverneurs Sullivan waren Redemptioner.[1])

Es gibt noch eine andere bemerkenswerthe Klasse irländischer Auswanderer vor der Revolution, ich meine „die schottischen Irländer". Diese Klasse wurde beim Beginne des letzten Jahrhunderts ziemlich zahlreich. Hr. Dobbs, Parlamentsmitglied für Armagh zu dieser Zeit, gibt die Durchschnittszahl auf jährlich drei Tausend an. Sie siedelten sich besonders in der Grafschaft Hillsboro, in Neu-Hampshire, in der Grafschaft Ulster in New-York, im westlichen Pennsylvanien und in Virginien an. Sie haben diesem Lande viele

[1]) In dem Berichte der Commissäre der britischen Auswanderung für das Jahr 1854 finden wir dieselbe Praxis, die sie irrthümlich ein „neues Princip" nennen, in der Wirthschaft der australischen Auswanderung. Sie berichten: —

„In Neu-Süd-Wales wurde ein neues Princip von großer Wichtigkeit eingeführt, das, wenn erfolgreich, eine bedeutende Aenderung in der Lage der von dieser Behörde ausgewählten und versendeten Auswanderer hervorbringen wird. Der Zweck dieser Aenderung ist, die Auswanderung so einzurichten, daß sie großentheils ihre eigenen Kosten trägt. Deßhalb ist der Preis der Ueberführung für die erste Klasse der Auswanderer auf dreizehn Pfund, für die der zweiten Klasse auf fünfzehn Pfund festgesetzt, und dieser Betrag muß von jedem Auswanderer entweder in diesem Lande, oder in der Colonie bezahlt werden.

„Zur Ausführung dieses Planes wurde ein Gesetz angenommen, welches bestimmt, daß alle auf Staats-Kosten versendeten Auswanderer vor ihrer Einschiffung einen Vertrag mit uns abschließen, den noch schuldigen Betrag vierzehn Tage nach ihrer Ankunft in der Colonie zu bezahlen, oder zwei Jahre bei einem Arbeitgeber in Dienst zu treten, der den Betrag von ihrem erwachsenden Lohne bezahlen soll. Doch ist der Auswanderer befugt, solche Verträge nach den ersten zwölf Monaten aufzuheben, nach vorheriger dreimonatlicher Aufkündigung, und nach Bezahlung der Ueberfahrts-Kosten." —

berühmte Namen geliefert. Montgommery, Stark, Reed, Muxwell, Mc Dowell und Jackson stammten alle von den untersetzten schottischen Irländern ab. Man findet sie in unserer Geschichte leichter als ihre katholischen und eigentlich irländischen Zeitgenossen, weil sie immer in Gruppen erscheinen, weil ihre Kirche (kirk) begünstigt und die unserige dagegen bis zur Zeit der Lostrennung von England geächtet war; weil sie häufig Landbesitzer, die Leute unserer Klasse aber gewöhnlich Arbeiter waren, ohne festen Wohnsitz oder organisirte Kirchengemeinden. Ich ehre und bewundere den sparsamen und ehrgeizigen schottischen Irländer, glaube jedoch nicht, daß sie zu irgend einer Zeit die Mehrheit, ja nicht einmal die Hälfte der Irländer in Amerika gebildet haben.

Mein erster Satz ist der — daß von der Regierung König Jakob's I. an bis zur Unabhängigkeitserklärung, also während eines Zeitraumes von hundert und fünfzig Jahren, stets Irländer in Amerika waren; daß besonders zu Cromwell's Zeiten eine unberechenbare Zahl von Einwanderern irländischer Abstammung herüber kamen; daß dieselben, weil ohne kirchliche Leitung und ohne den eigentlichen Grundeigenthums-Besitz, in der ursprünglichen Bevölkerung der alten Colonien gänzlich aufgingen, und daß der Freiheitskampf von einer damals noch keineswegs zahlreichen Bevölkerung unternommen wurde, in deren Adern beinahe so viel, wenn nicht eben so viel irländisches, als anderes Blut floß. Um dies noch deutlicher zu machen, will ich mit Hrn. Conrad von Philadelphia sagen, daß Irland in der Geschichte, wenn auch nicht, wie er behauptete, als „das Mutterland", doch als eine der Hauptquellen unserer dermaligen eingeborenen Bevölkerung erscheint. Ich überlasse es den Rechenmeistern, das genaue Contingent Irland's anzugeben. Ich bin zufrieden, zu zeigen, daß dasselbe von Anfang an, wie jetzt noch, seinen Theil zur Bevölkerung lieferte, und daß die herrschende Theorie, welche unser nationales Leben, und somit auch unsere nationalen Verpflichtungen der Vergangenheit gegenüber, einzig und allein von dem angelsächsischen Stamme herleitet, geschichtlich nicht begründet und zugleich für die wahre Größe Amerika's höchst nachtheilig ist.

Man mag mir den Einwurf machen, als sei gerade der Umstand, daß man so spät erst die Frage unseres Ursprunges zu erörtern habe, ein Beweis gegen meine erste Schlußfolgerung. Ich stelle dieses in Abrede. Vor fünfzig Jahren bedurfte man in den meisten Staaten keines Beweises hiefür; es kam unseren Vorfahren nicht in den Sinn, daß ihre Landsleute später als Eindringlinge würden behandelt werden können, und daß man je Undankbarkeit gegen die Todten zum Deckmantel der Ungerechtigkeit gegen die Lebenden benutzen würde. Sie machten keine Bücher aus ihren Thaten; sie machten keine Ansprüche bei ihren Nachkommen auf nationale Erinnerung. Die Namen eines Hand, Moylan, Barry, Fitz James, der wackeren O'Brien und eines Machias waren fast vergessen, als ich selbst sie aus dem Schutt und Moder und der geflissentlichen Vernachlässigung sectirerischer Bücherschreiber rettete. Das Werk historischer Vergeltung hat erst begonnen; mit der Hülfe Gottes wird dasselbe jedoch fortgesetzt werden, bis wir unseren prahlerischen angelsächsischen Theoretikern gezeigt haben, daß das Volk, welches sie für politisch todt in Europa hielten, in Amerika wieder auferstanden ist, und daß es aus Amerika noch immer seine starke Stimme über die Wogen hinübersenden kann, um unserem Mutterlande zu sagen, es möge nur guten Muthes sein, denn der Tag seiner Befreiung werde sicher einmal anbrechen.

Ich gehe nun von der Periode des Coloniallebens zu derjenigen des Unabhängigkeitskrieges über — zu dieser ereignißreichen, herrlichen Zeit, welche mit dem Einverständnisse über Zurückweisung englischer Einfuhr ihren Anfang nahm und mit der Annahme unserer Bundesverfassung ihren Abschluß erreichte. Es ist unnöthig, auf Einzelnheiten hier einzugehen, da wir mit diesem Gegenstande Alle hinlänglich vertraut sind. Dessenungeachtet wird man mir erlauben, neuerdings an die Beziehungen Irland's zu Amerika während dieser Zeit der Noth zu erinnern. Ich hoffe, man werde mich, wenn ich von Thatsachen spreche, die für das Volk, dem ich angehöre, so ruhmreich sind, nicht mißverstehen. Wir verlangen keine Dankbarkeit für das Vergangene, sondern wir rufen nur das Vergangene in's Gedächtniß zurück, um der Ungerechtigkeit der Gegenwart zu begegnen.

Wir führen die Todten an, nicht zum Schutze, sondern nur zum Beweise; und wir wünschten nur — und Besseres können wir für unsere Sache nicht wünschen — daß die erhabene Gestalt, die im Leben an der Spitze dieser Todten gestanden, auch jetzt bei dieser ernsten Erörterung als erster Zeuge erscheinen und ihrer Rechtfertigung das Siegel des besten Gewährsmannes, Washington's nämlich, aufprägen möchte.

Zur Zeit des ersten Bruches zwischen den Colonien und Großbritannien hatte Irland vier Millionen und die Colonien weniger als drei Millionen Einwohner. Irland hatte eine Landes-Gesetzgebung, deren Gesetzesentwürfe zuerst dem geheimen Rathe des Königs vorgelegt werden mußten; im Jahre 1782 wurde diese Beschränkung aufgehoben. Im Auslande gab es noch, nebst den Irländern in den Colonien, zwei bemerkenswerthe Klassen Irländer: Offiziere in französischen Diensten, und Schriftsteller und Redner in England. In welcher Beziehung standen diese Klassen zu der amerikanischen Sache? In derjenigen unwandelbarer Freundschaft, begeisterter Bewunderung und thatsächlicher, erfolgreicher Mitwirkung.

Wir wollen zuerst von dem Haupt-Stamme sprechen. Zu einer und derselben Zeit entschlossen sich Irland und Amerika, vermöge eines seltsamen Zusammentreffens, an der hohen Pforte britischer Herrlichkeit Abhülfe zu fordern. Beide begannen mit dem Schifffahrts-, Besteuerungs- und Freihandels-Gesetz; beide schritten stufenweise fort bis zur Erklärung politischer Unabhängigkeit — Amerika im Jahre 1776, Irland im Jahre 1780; beide erhielten die Anerkennung ihrer Forderungen in demselben Jahre, von demselben Ministerium und demselben Monarchen. Diese Uebereinstimmung der Ursachen erzeugte eine Uebereinstimmung der Gefühle. Die Uebereinstimmung der Gefühle führte zu öffentlichen Beweisen der Theilnahme und des guten Einvernehmens; und daß in solcher Weise jedes Volk den gemeinsamen Feind im Schach hielt, war für beide vortheilhaft. Amerika's Widerstand gab Irland eine Gelegenheit, sein Ultimatum zu stellen; und Irland's Ultimatum trug bei, die Anerkennung der amerikanischen Unabhängigkeit zu beschleunigen.

Man wolle mir erlauben, einige Zeugnisse für meine Darle-

gung anzuführen. Im Jahre 1771 besuchte Dr. Franklin Dublin, über welchen Besuch er an Thomas Cushing von Boston schreibt: „Vor meiner Abreise aus Irland, muß ich erwähnen, daß ich die vorzüglichsten Patrioten daselbst zu sehen wünschte, und somit bis zur Eröffnung ihres Parlamentes blieb. Ich fand dieselben geneigt, sich mit Amerika zu befreunden und suchte sie in dieser Gesinnung zu bestärken, in der Erwartung, daß unser wachsender Einfluß seiner Zeit auf ihre Wagschale geworfen, und durch Vereinbarung unserer Interessen mit den ihrigen, eine billige Behandlungsweise von dieser Nation (England) für sie wie für uns erhalten werden könne."

Als im Jahre 1775 der Congreß des amerikanischen Festlandes offen beschloß, das Joch abzuwerfen, sandte derselbe, unter anderen, auch Adressen „an das irländische Volk". Seine Sprache bei dieser Gelegenheit ist besonders brüderlich und theilnehmend. Hier einige Sätze: —

„Und hier, (schreiben sie) erlaubet uns, euch zu versichern, daß wir nur mit dem größten Widerwillen es über uns bringen konnten, unsere Handelsverbindung mit eurer Insel aufzugeben. Euer Parlament hatte uns nicht beleidiget, ihr waret immer für Menschenrechte freundlich gestimmt, und wir erkennen mit Freude und Dankbarkeit an, daß euer Volk Patrioten hervorgebracht hat, die sich auf edle Weise in der Sache der Menschheit und Amerika's ausgezeichnet haben."

Dieses Sendschreiben, das sich unter den Schriften dieses Congresses befindet, ist vom 28. Juli 1775 datirt und unterzeichnet von Johann Hancock, Präsident.

Während der Congreß, welcher dieses Sendschreiben erließ, noch in Philadelphia tagte, war das Parlament zu Dublin und zu London nicht weniger mit den amerikanischen Angelegenheiten beschäftigt. In Dublin waren die Patrioten, obgleich ihre Reihen täglich sich mehrten, noch in der Minderzahl. In der Sitzung von 1775 nahm Heinrich Grattan, damals neun und zwanzig Jahre alt, zum ersten Male seinen Sitz im Parlamente ein. In dieser Sitzung kam die Frage vor, für Truppensendungen nach Amerika

zu stimmen, da der König viertausend Mann verlangt hatte. Die Patrioten widersetzten sich der Absendung heftig, erlagen aber der Castle-Partei. Jede Sitzung erneuerten sie ihren Widerstand gegen diese Truppensendungen, bis sie im Jahre 1779 endlich die Mehrheit erlangten. Lord Buckingham, damals Vice-König, spricht in seinen officiellen Depeschen an die Regierung in London von den damaligen Patrioten als „der amerikanischen und der durch französische und amerikanische Einflüsse geleiteten Partei". In dem britischen Herrenhause erklärte der Graf von Chatham in seiner ihm eigenthümlichen, kräftigen Ausdrucksweise „Irland für amerikanisch", und in Burke's Rede zu Bristol wird dieselbe bekannte Sympathie zwischen beiden Ländern zugestanden.

Im Londoner Parlamente, und während des Krieges, war die berühmte Schaar der Whigs von irländischer Abkunft — Sheridan, Barre, Tierney, Fitzpatrik und vor allen Edmund Burke — eine mächtige moralische Hülfe für die Sache der Colonien. Burke's erstes Werk handelte über die europäischen Ansiedelungen in Amerika. Er war Agent der Provinz New-York in den ersten Zeiten des Kampfes und bis zu dessen Ende fuhr er fort, der Freund Franklin's und Laurens', und der Feind von Lord Herth's Maßregeln zu sein.

Wer kann das moralische Gewicht solcher Reden ermessen, wie Burke, von einer so erhabenen Stellung, wie die im großen Rathe des britischen Reiches es war, damals hielt. Sein hoher Geist überschaute die Erde mit der Forschungskraft und der Erhabenheit eines reinen Geistes. Unter ihm, ihm zur Hand, lag Hindostan mit allen seinen Flüssen und Städten; sein Auge drang in die dichtesten Winkel Afrika's; mit Europa war er ganz vertraut, und in seiner mildesten Laune brachte er es wieder in sein altes Geleis; auf Amerika hatte er lange sein Forscherauge gerichtet, denn durch alle Zeiten und Länder suchte es würdige Gegenstände, an welchen er seine Kräfte verwenden könnte. Die an und für sich schon wundervolle Stellung der Colonien wurde noch würdiger in seiner Beschreibung; denn die Schilderung der Tugend war das Lieblingsgeschäft seines Geistes. Wie großartig auch immer der Anlaß für diesen Redner sein mochte, so war er doch immer größer als seine Aufgabe; er verbreitete sich

über einen ungeheuren Gegenstand wie die Sonne über unsere Erde, beleuchtete jede Seite desselben mit unparteiischer Wärme, so daß seinen Zuhörern nichts anderes zu thun blieb, als sich der Quelle seiner Begeisterung zu freuen und zu wünschen, daß ihr Strom sich ohne Ende ergießen möchte.

Bedarf ich der Beweise zur Unterstützung dieser Lobrede? Jedes Schulkind im Lande kann uns Burke's Reden über amerikanische Besteuerung und Wiederversöhnung vortragen. Der größte Redner, der je die Zunge als sein Schwert gebraucht, hat in zwei vom Alterthume nicht übertroffenen und bis jetzt noch unerreichten Reden das unabhängige Amerika in die Geschichte eingeführt.

Die irländische Brigade in französischen Diensten im Jahre 1775 war eines der berühmtesten militärischen Corps in Europa. Laut Angaben des Herzogs von Feltre starben während des letzten Jahrhunderts vierhundert Tausend irländische Soldaten im Dienste Frankreichs — eine Thatsache, welche für diese militärische Auswanderung von nationaler Bedeutung ist. Als der Gedanke an ein französisch-amerikanisches Bündniß zuerst auftauchte, erbot sich die ganze Brigade freiwillig zum Dienste in Amerika; Frankreich war jedoch noch nicht zum Kriege entschlossen. Eine Anzahl ihrer Offiziere wurde jedoch mit dem Admiral de Ternay (der selbst zu diesem Volke gehörte) und dem Grafen de Rochambeau, welcher über sechstausend französische Truppen mitbrachte, hieher gesandt. Ich darf nur der Namen der Dillon erwähnen — die später so heldenmüthig in der Vertheidigung der Königin Maria Antoinette gefallen, — des Grafen Philipp Roche-Fermoy, des unklugen, aber großherzigen General-Inspektors Thomas Conway, des Marquis Mc Mahon und anderer ausgezeichneter französisch-irländischer Offiziere, welche in den letzten Feldzügen unseres Unabhängigkeitskrieges dienten, und wovon die Ueberlebenden in einer der zwei Reihen standen, durch welche Cornwallis mit leerer Degenscheide aus Yorktown abzog.

An die Rolle, welche die Irländer in den Colonien spielten, darf ich kaum erinnern. Sie waren unter Stark und Reed bei Bunker's Hill; bei Quebeck mit Montgommery; bei Saratoga mit Gates; bei Flatbusch mit Sullivan und Hand; bei Stony-Point

mit Wayne und Moylan; bei Trenton und Brandywine mit Washington; bei den Eutaw Springs mit Greene; bei Savannah und Yorktown. „Sie haben (um mich der Worte des ehrwürdigen Georg Washington Parke Custis zu bedienen) in jeder Schlacht dieses Krieges sich ausgezeichnet.“

Die Seeschlacht bei der Machias Bay, von Fennimore Cooper „das Lexington zur See“ genannt, wurde unter den Brüdern O'Brien geschlagen; einige Matrosen und Offiziere des Paul Jones waren Irländer; daß der Commodore Johann Barry bei der Organisation der ersten Marine der Vereinigten Staaten die Hauptleitung hatte, ist Allen bekannt. Dieser irländische Katholik gewann sich den stolzen Titel des Vaters der Vereinigten Staaten-Marine. Bei der Wiederherstellung des Friedens, vor 1801, finden wir die Capitäne Barry, Mc Neil, Barron, Mullowney und Jakob Barron; die Lieutenants Roß, Mc Elroy, Mc Rea, O'Driscoll, Byrne, Somers, Mc Cutchen und Mc Clelland; die Seekadetten Mc Donough, Roach, Carroll, Magrath, Fleming, Hartigan, Hennessey, Dunn, O'Brien, Walsh, Blakely, T. Mc Donough, T. Moore, C. Moore, Rossitter, Mc Connell, Blake, Kearney und Casey — alle Irländer, von Geburt oder Abstammung.

Im Civildienste der Republik während des Freiheitskampfes finden wir Karl Thompson, die Clinton, Thomas Fitzsimons von Philadelphia, die drei Carroll, die Lynch, Vater und Sohn, und die Gebrüder Rudledge — Männer, die sich an jeder Staats-Arbeit während des Kampfes, von den ersten freiwilligen Vereinigungen an bis zur Errichtung der Bundes-Verfassung im Jahre 1789, betheiligt haben.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß alles in Europa und Amerika vorhandene irländische Talent, militärisches wie parlamentarisches, freudigst im Dienste Amerika's während des Unabhängigkeits-Krieges verwendet wurde. Laßt mich hier wiederholen, was ich von der Colonial-Periode schon gesagt, daß ich diese Thatsache nicht beigebracht habe, um darauf irgend welchen Anspruch auf nationale Dankbarkeit heut zu Tage zu begründen. Die Irländer in Amerika wollen von dem jetzt lebenden Geschlechte keine nationale

Dankbarkeit; wir fordern bloß Aufrichtigkeit, bloß die geschichtliche Wahrheit zur Ehre unseres Volkes und zur Belehrung unserer Kinder.

Wir sind nun mit dieser Untersuchung bis zur Periode von Washington's Präsidentschaft im Jahre 1790 gediehen. Eine andere Generation führt uns auf unsere Zeiten, auf 1820 herab. Das Wachsthum Amerika's während dieser dreißig Jahre war beispiellos; der Nordwesten begann sich zu bevölkern, Florida und Louisiana kamen zu unserem Gebiete hinzu, acht neue Staaten wurden aufgenommen, und die Bevölkerung wuchs von drei Millionen auf zehn Millionen. Die Erwerbungs- und Ausdehnungs-Politik wurde durch Präsident Jefferson und seine Partei eingeführt, und zu dieser hat die Mehrzahl der Bürger irländischer Abkunft sich von jeher bekannt und sind daher zu jener Anerkennung berechtigt, die denen gebührt, welche diese Politik stets gegen den mächtigen Widerstand der alten föderalen Partei aufrecht erhalten haben. Jefferson und Madison haben ihnen diese in ihrer Correspondenz bereitwillig zuerkannt, und der erstere stellte in einem Briefe an den letzteren schon im Jahre 1794 das irländische Element als eine der Hauptquellen der antibritischen und anti-aristokratischen Partei dar. Ich will natürlich keineswegs die Verdienste weder der einen noch der anderen Partei hier erörtern, sondern sage bloß, daß das Land unter der demokratischen Leitung gedieh, und daß die Anerkennung dafür denen gebührt, welche ihre Reihen füllten und fest ihre Führer unterstützten, zu einer Zeit, wo ihre Politik noch weiter nichts als ein Versuch war.

Die Irländer haben von 1790 bis 1820 in zweifacher Weise Amerika wichtige Dienste geleistet — bei seinen öffentlichen Bauten und im Kriege mit England. Dieser wurde England vom Congresse erklärt auf die Empfehlung eines Ausschusses hin, von dessen Mitgliedern vier von irländischen Eltern oder von ursprünglich irischen Familien stammten; und Calhoun war ihr Vorsitzender. Es wäre unnöthig, über die bekannten Begebenheiten des Krieges viel zu sagen: wir alle wissen, woher die im Nordwesten so berühmten Crogan, Brady, Mc Comb, Rilry und Mc Donough waren; wir alle haben von Jackson und Carroll, Coffre und Butler in der entscheidenden Schlacht von New-Orleans gehört. Ich will mich bei

diesen bekannten Namen nicht aufhalten, sondern bloß ersuchen, man möge von ihnen Notiz nehmen in dem Berichte, welchen ich zu erstatten unternommen habe.

Wir dürfen hiebei die Thatsache nicht übersehen, daß die unter britischer Herrschaft geborenen Adoptivbürger in diesem Kriege weit mehr als andere zu wagen hatten, indem die vom Prinzregenten erlassene Proclamation vom October 1812 alle solche Personen gewarnt hatte, daß sie, wenn gefangen genommen, als „Rebellen" behandelt würden. Präsident Madison und die Offiziere der amerikanischen Armee konnten nur das Wiedervergeltungsrecht zu ihren Gunsten anwenden, was sich in der wohlbekannten Angelegenheit des Generals Scott und der irländischen Gefangenen in Canada als wirksam erwies. Wer immer mit Sorgfalt die Annalen des zweiten englischen Krieges durchlesen will, wird finden, daß die Drohungen des Prinzregenten den irländischen Theil der Bürgersoldaten von der Pflichterfüllung gegen ihr Adoptiv-Vaterland nicht abschreckten. Der Krieg von 1812 war in der That der Krieg der Adoptivbürger; ein Krieg zur Vertheidigung der Rechte der Einwanderer, zu See und zu Land; ein Krieg gegen Neu-Englands Vorurtheile sowohl, wie gegen Alt-Englands Macht; und ein Krieg, dessen ruhmreiche Beendigung man vorzüglich den Hauptleuten und Soldaten irländischer Abkunft verdankt. Es ist mir unmöglich, mag auch der Fleck noch so wund sein, über das Verhalten des vorzüglich mit angelsächsischer Abstammung sich brüstenden Theiles der Vereinigten Staaten — Connecticuts, Rhode-Islands und Massachusetts — in diesem Kampfe zu schweigen. Ihre berüchtigte „Versammlung zu Hartford" (Hartford convention) ist noch nicht gänzlich dem Gedächtnisse des Volkes entschwunden; sie bildeten eine den Feind unterstützende „Friedens-Partei"; sie läuteten ihre Glocken zu Boston bei britischen Siegen und schwiegen bei ihren eigenen; sie behaupteten, daß der Präsident seine Gewalt über die Lokal-Miliz von ihm angestellten Offizieren übertragen könne; sie setzten unseren Truppen alle nur möglichen Hindernisse in den Weg, und leisteten dem Feinde jede mögliche Hülfe, offenen Verrath allein ausgenommen. Der Krieg von 1812 wurde gegen alle anglikanischen Einflüsse auf

diesem Boden von den wahren Amerikanern, eingeborenen wie eingewanderten, geführt; keine seiner Lorbeeren, keine seiner bleibenden Erfolge gehört der anglikanischen Fraktion, die immer hier, und hauptsächlich in Neu-England, bestanden hat.

Die öffentlichen Werke der Vereinigten Staaten gingen in einem riesenhaften Maßstabe voran, und in so kurzer Zeit, daß sie zu den historischen Ereignissen gerechnet zu werden verdienen. Im Jahre 1790 bildeten die blauen Berge noch die westliche Grenze der mittleren Staaten. Noch wußte man nichts von der Cumberland-Straße, den Erie-, Chesapeake- und Delaware-Canälen. Diese großen Werke wurden großentheils durch irländische Hände vollführt; und es ist jetzt anerkannt, daß der Eine Canal von Christopher Colles aus Dublin, lange bevor ihn de Witt Clinton zu seiner Lebensaufgabe machte, ausgelegt und abgemessen worden war. Wir verdanken den Middlesex-Canal in Massachusetts eben so sehr dem Gouverneur Sullivan, wie den Erie-Canal dem Gouverneur Clinton; und die erste Eisenbahn in Neu-England war hauptsächlich das Werk Patrik Teacey Jackson's von Boston, eines ehrwürdigen Bürgers irländischer Abkunft, den ich selbst noch gesehen zu haben mich erinnere.

Ich beanspruche das Verdienst der Kopfarbeit wie der Handarbeit bei diesen Unternehmungen; den ersten Anspruch mag man, undankbar genug, vergessen; bestritten werden kann er jedoch nicht. Den zweiten Anspruch wird Niemand in Frage stellen. Ich behaupte ferner, daß die erste Hauptstraße über die Blue Ridge- und die Alleghanny-Berge das Werk des irländischen Einwanderers, dieses Herkules, des Fichten-Biegers und des Pfad-Bereiters der neuen Welt gewesen.

Irland allein hätte von 1790 bis 1820 die zur Erschließung unseres Welttheiles nothwendigen Arbeitskräfte liefern können. Wenn die eingeborene Bevölkerung sich in dieser Generation um dreißig Procent vermehrt hätte — in anderen Worten: wenn jede Familie im Durchschnitte zu drei Kindern gerechnet würde, so würde die ganze eingeborene Bevölkerung kaum sechs Millionen, anstatt beinahe zehn Millionen betragen haben! Wie viel aber Irland nach 1798 und nach „der Union" zu den anderen vier Millionen ge-

liefert, kann ich nicht bestimmen, da vor 1819 weder in britischen, noch in amerikanischen Seehäfen Auswanderungs-Statistiken geführt wurden. Daß Irland die Hände geliefert, welche den Erie-See in das Meer leiteten, den stürmischen Chesepeake dem sanften Delaware antrauten, und die Straßen des Ostens bis zu den entferntesten Vorposten des Westens führten, das ersehen wir aus jedem Berichte über unsere öffentlichen Werke. Ich habe gesagt, daß Irland allein das unumgänglich nothwendige Arbeits-Element liefern konnte und auch lieferte. Die eingeborene Bevölkerung von sechs Millionen hätte lieber innerhalb der alten Grenzen gelebt, als daß sie zur Schaufel und zum Spaten gegriffen, in Hütten gewohnt und einem Boß [1]) gehorcht hätte. Fremde Arbeit war nothwendig; und diese Arbeitskraft mußte zu Hause disorganisirt werden, um desto besser hier wieder organisirt werden zu können. Sie mußte wohlfeil, beweglich und unerschrocken sein; sie mußte befähigt sein, sich neue Arbeitsfertigkeiten anzueignen, und mündliche Weisungen schnell auszuführen; sie mußte der englischen Sprache hinreichend mächtig sein, um ihre Führer zu verstehen. Nur im irländischen Auswanderer waren diese verschiedenen Erfordernisse vereinigt. Es war das Loos des irländischen Arbeiters, dem Deutschen den Weg zu bahnen, die Börse der Eingeborenen zu füllen und eines jeden Anderen Glück mehr zu fördern als sein eigenes.

Beklage ich mich darüber? Schäme ich mich dessen? Gott bewahre; anständige Handarbeit ist die ehrenwertheste Beschäftigung des Mannes. Jedes andere Geschäft gründet sich mehr oder weniger auf Schein, rechnet auf Kunstgriffe oder Täuschung und auf die Leichtgläubigkeit seiner Clienten. Vom Advokaten, Arzte, Schriftsteller und selbst vom Handwerker ist dieses wahr; der ehrenwerthe Arbeiter aber, der sein Gewissen in seine Arbeit legt, und auf das Ergebniß derselben weisen und sagen kann: „Hier ist mein Vertrag; untersuche ihn, und sieh' nach, ob ich Alles gethan habe, was ich unternommen habe," — er kann stolzer sein, und einen höheren moralischen Standpunkt einnehmen, als so zu sagen jedes Mitglied

[1]) So nennen die hiesigen Arbeiter ihren Meister.

eines gelehrten Standes. Wenn die Auswanderung der Arbeiter seit zweihundert Jahren für Irland und Amerika eine Thatsache ist, so ist sie doch keineswegs der amerikanischen Geschichte oder dem irländischen Volke eigenthümlich; und obgleich sie ihre traurige Seite hat, so hat sie doch auch ihre Klänge des Ruhmes. Und wer sind denn diejenigen, die uns den Ausdruck Ausländer (foreigner) an den Kopf werfen? Kinder und Enkel von Ausländern. Und wir, wer sind wir? Die Nachkommen eines eingeborenen Geschlechtes, bestimmt, diesen Welttheil mit den Kindeskindern der Angelsachsen zu regieren. Wir sind in einem Sinne Alle Fremdlinge in Amerika; europäische Civilisation ist ihm fremd; die weiße Gesichtsfarbe ist ihm fremd; die christliche Religion ist ihm fremd; und dieser Ausdruck ist in den Augen des wohlunterrichteten Mannes keineswegs ein Brandmal. Der belesene und denkende Mann weiß, daß das Nämliche zu einer oder der anderen Zeit von der ganzen Menschheit galt — galt von dem ersten Menschen, wie es von dem letzten gelten mag. Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte der Auswanderung. In Asien war das Paradies; aber außerhalb des Paradieses war die Welt. Jenes unglückliche Paar, welches in die äußere Finsterniß zog, die erleuchtet ward durch den Glanz des ihre Rücken bedrohenden flammenden Schwertes, waren die ersten Auswanderer. Als ihre Ohren nicht länger mehr das Rauschen der Bäume des Paradieses hörten, oder das Geriesel seiner lebenden Gewässer, da fühlten sie, daß sie in der That Auswanderer waren:

„Zähren, vom Drange des Herzens erpreßt, entquollen den Augen.
Bald aber trockneten sie — denn die weite Welt lag vor ihnen;
Daß die Verbannten sich da die Stätte der Ruhe erwählten,
Und ihre Führerin war des Himmels schützende Vorsicht!" —

Welchen Trost hatten unsere ersten Eltern? Den Trost der Arbeit und der Hoffnung. „Gehet und erfüllet die Erde, und macht sie euch unterwürfig," und den andern Trost des verheißenen Messias. Die Geschichte ihrer Nachkommen war seither dieselbe. Vom Anfange an zogen sie westlich mit der Sonne, auf der Erde eine scheinbare Parallele mit ihrem scheinbaren Laufe beschreibend. Die Städte Enochs, Babylon, Ninive, Tyrus, Theben, Carthago, Rom — was sind

sie? Marksteine und Meilenzeiger dieser Auswanderung. In der vorgeschichtlichen Zeit, in den Nebelthälern der Ueberlieferung, sehen wir die dunkeln Gestalten von Pionieren und Führern; ihre Stämme aus den alten Heimathsstätten zu neuen führend, über Berge und Meerengen, und durch das Labyrinth der Urwildniß. Jede Mythologie ist eine Erzählung von Auswanderern, und die Erzählung war noch nicht zu Ende, als Herkules seine Säulen an der Meerenge am Gades aufrichtete, und seinen Nachkommen verbot, das äußere Meer zu versuchen. In dem Dämmerlichte der klassischen Welt sehen wir die Menschheit mit düsteren und traurigen Stirnen, wie sie, gegen diese Säulen lehnend, nach dem verbotenen Westen schauen. Es kam der furchtlose Phönizier, und flog vorüber, ohne seine Segel einzuziehen, oder auf Herkules zu achten; er ging und kam, und ging wieder, die Menschheit vom Zauber der Furcht befreiend. Die Römer sprachen davon, als wären sie an der Erde Ende (ultima) gekommen; und so blieb Europa Jahrhunderte lang im vollen Glauben an die römische Geographie. Endlich erstand Columbus, dieser erleuchtete Seefahrer, der sein Schiff und sich selbst unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau stellend, furchtlos in das unentdeckte Meer hinaus steuerte, und die neue Welt mit der alten bekannt machte. Nach Columbus kamen wir, vorwärts getragen durch der Menschheit Geschick, gehorsam dem Urgesetze unseres Geschlechtes nach — „Gehet und erfüllet die Erde und machet sie euch unterwürfig, und im Schweiße eueres Angesichtes sollt ihr euer Brod verdienen.“ —

Der irländische Auswanderer steht auf dieser hohen Grundlage, und so stehend, kann er der Vergangenheit furchtlos in's Angesicht blicken. Er hat keine Ursache, sich seiner Vorgänger hier zu schämen. Wenn sie auch kein ausschließliches Neu-Irland gründeten, so erhebt sich doch kein Blut des ausgerotteten Indianers zu ihrer Verurtheilung; wenn sie keine alleinigen Besitzer einer Provinz waren, so hatten sie auch nicht die Sklaverei des Amerikaners zu verantworten. Sie waren hier untergeordnet in Macht, aber hervorragend durch ihre Arbeit. Sie konnten sagen, und wir sagen es für sie, daß in jedem Theile amerikanischer Entwicklung der irlän-

dische Geist und der irländische Arm sich fühlbar machten. Wir haben der Union ihre größten spekulativen und ihre größten praktischen Staatsmänner gegeben — Johann C. Calhoun und Andreas Jackson; wir haben der Union zwei Vice-Präsidenten, neun Unterzeichner der Unabhängigkeits-Erklärung, sechs Mitbegründer der Verfassung, zehn General-Majore seiner Land-Armee und sechs Commodore seiner Marine gegeben. In der Wissenschaft, unter den Schriftstellern und Rednern haben wir eben so wohl unsere Vertreter, als beim Graben, beim Miniren und beim Tragen der Kalkmulde. Wir können der Geschichte in's Antlitz schauen; und unsere Hände auf irgend einen Theil des Staatsgebäudes legend, können wir als ein Volk sagen, das war zum guten Theile unser Werk.

Solches sind, insoweit ich in den Urkunden lese, die geschichtlichen Beziehungen Irland's zu Amerika. Und weil sie so sind, so können wir mit Gott als unserem Führer und unserer eigenen Arbeit als Quelle unseres Unterhaltes, den Partei-Plänen trotzen, und eben so furchtlos in die Zukunft, wie stolz auf die Vergangenheit blicken.

Zweite Vorlesung.

Beziehungen der Gegenwart.

Gestern Abend habe ich von dieser Stätte aus, wie ich glaube, entschieden nachgewiesen, daß die irländische Auswanderung keine neue Thatsache in der amerikanischen Geschichte war; daß dieselbe so alt war, als die weiße Bevölkerung in diesem Lande; daß auf der historischen Rechnung zwischen Irland und Amerika, bis zum Jahre 1820, eine sichtliche — und, wie ich glaube, eine wirkliche — Bilanz stand, die diese neue Nation der alten Insel schuldete. Zu

gleicher Zeit habe ich mich auch ausgesprochen, daß ich um dieser geschichtlichen Beziehungen willen keinerlei Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nation zu machen beabsichtige; es handelt sich hier bloß um eine Lehre für euere Kinder und die meinigen.

Heute Abend will ich, meine Damen und Herren, mit Ihrer gütigen Erlaubniß die gegenwärtigen zwischen unserem Geburtslande (dem meinen wenigstens) und diesem Ihrem neuen Adoptivlande bestehenden Beziehungen betrachten. Ich fürchte, der Gegenstand möchte meinen Zuhörern etwas trocken erscheinen, hoffe jedoch zuversichtlich, daß das natürliche Interesse, welches wir alle für unsere Zeit und unser Wohl fühlen, mir es ermöglichen wird, mir bis zum Schlusse meiner Darstellung Ihre Aufmerksamkeit zu erhalten.

Diese Beziehungen lassen sich unter vier Gesichtspunkte zusammenstellen: 1. Die Beziehungen zur Statistik der Bevölkerung; 2. die Beziehungen zu Amerika's Handel und Entwicklung; 3. die politischen, und 4. die kirchlichen Beziehungen zwischen Amerika und Irland.

Auf die Frage nach der Bewegung der Bevölkerung zwischen beiden Ländern finden wir Antwort in der seit 1820 alle zehn Jahre wiederholten amerikanischen und irländischen Volkszählung, so wie in den neuen britischen und amerikanischen Auswanderungs-Berichten. Im Jahre 1821 hatte Irland eine Bevölkerung von sechs Millionen sechshundert sieben und achtzig tausend dreihundert und sechs Seelen, im Jahre 1841 acht Millionen einhundert fünf und siebzig tausend einhundert und vier und fünfzig Seelen, oder eine Zunahme von weniger als fünf und zwanzig Prozent; das heißt, durchschnittlich weniger als fünf Kinder auf zwei Familien. Im Jahre 1851 war die Bevölkerung desselben Landes auf sechs Millionen fünfhundert ein und fünfzig tausend neun hundert und siebzig Seelen, also auf weniger als es vor dreißig Jahren hatte, herabgekommen. Die Zunahme eines ganzen Menschenalters ging somit für dieses gedrückte Land verloren. Wie viel mag wohl diese Zunahme betragen? Wenn dieselbe im Verhältniß steht zu derjenigen in den dreißig Jahren vor 1820, welche einen blutigen Bürgerkrieg und zwei Jahre Hungersnoth in sich begriffen, — so

sollte sie wenigstens dreiunddreißig per Hundert betragen, also im Jahre 1850 eine Gesammtzahl von zehn Millionen anstatt sechs und einer halben Million ausmachen.

Wo sind nun die drei und eine halbe Millionen des irländischen Volkes von 1820 bis 1850 geblieben? Auch zugegeben, die Cholera von 1832 und die Hungersnoth von 1847 hätte eine Million durch Tod hinweggerafft (und eine Million ist ein starkes Zugeständniß), so sind immerhin noch zwei Millionen fünfhundert tausend Seelen zu verrechnen, von denen allem Anschein nach die meisten in Amerika leben.

In dem Jahrzehnt von 1820 bis 1830 war die britische Regierung äußerst thätig, die irländische Bevölkerung zu verringern. Man suchte auf alle mögliche Weise, selbst durch Handgeld, die Auswanderung nach seinen eigenen Colonien — dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Sydney und Canada — zu befördern. Die ganze Auswanderung von Staatswegen aus dem mit dem größten Unrecht so genannten „Vereinigten Königreiche" betrug in diesen zehn Jahren einhundert vier und fünfzigtausend zweihundert und einundneunzig Seelen; in den darauf folgenden zehn Jahren, bis zum Jahre 1840, betrug dieselbe zweihundert sieben und siebzig tausend sechshundert und sechs und zwanzig Seelen, und im letzten Jahrzehnt verdoppelte sich mit Australien die Zunahme. Rechnen wir diese Zahlen zusammen, so erhalten wir zwei Dritttheile einer Million Auswanderer, welche unter der Oberleitung der britischen Regierung, zwischen den Jahren 1830 und 1850 britische Häfen verließen, um sich in britischen Besitzungen anzusiedeln. Wenn auch von dieser Gesammtzahl die Hälfte Irländer waren, so würden wir immer noch zwei Millionen zweihundert tausend ihrer Landsleute irgend wo anders auf der Erde unterzubringen haben, und diese Zahl ist, wie ich denke, nicht sehr ferne von der direkten Beisteuer Irland's zu der amerikanischen Bevölkerung während des gegenwärtigen Menschenalters.[1])

---

[1]) Die britischen Auswanderungs-Agenten gaben in ihrem Berichte von 1854 die Gesammtzahl aller in neun und dreißig Jahren, zwischen 1815 und

Von Bevölkerung sprechend, müssen wir deren Charakter eben so wohl wie deren Zahl in's Auge fassen. Auf Befragen haben mir schon lange mit der Beförderung der Einwanderer beschäftigte Personen stets gesagt, daß vier Fünftel aller aus Irland Auswandernden Erwachsene seien. Dieser Umstand bewirkt einen wesentlichen Unterschied in allen unseren nachfolgenden, diese Klasse von Auswanderern betreffenden Berechnungen. Das Verhältniß der Erwachsenen zu den Minderjährigen ist bei unserer eingeborenen Bevölkerung bei der durchschnittlich kurzen Lebenszeit nicht mehr als ein Dritttheil. Somit stellen zwei und eine halbe Millionen Auswanderer, insofern als Arbeit und Nutzen in Betracht kommen, eben so viele Hände als sechs Millionen der eingeborenen Bevölkerung. Diese Thatsache ist von Wichtigkeit, und ich bitte, sich derselben später erinnern zu wollen.

Diese Einwanderer sind meist Erwachsene, von welchen ein jeder und eine jede, wenn hier geboren, tausend Thaler an Nahrung, Kleidung und anderen Bedürfnissen verwendet hätte, ehe er oder sie hätte Geld machen können. Die Erziehungskosten für eine Million Volkes zwischen der Kindheit und dem Jünglingsalter betragen für die Staats-Gesellschaft jedenfalls volle tausend Millionen; und um so viel, und um noch bei weitem mehr hat unsere Auswanderung von Erwachsenen die Vereinigten Staaten bereichert. Für die fünf mit 1853 endenden Jahre sind allein eine Million irländischer Einwanderer in dieses Land verzeichnet, von welchen nach der Angabe der mit der Einwanderung beschäftigten Personen, mit denen wir Rücksprache genommen, vier Fünftel oder achthundert tausend Erwachsene waren. Wir sind an eine Klage von gewissen Seiten gewöhnt, als

---

1853, Ausgewanderten auf drei Millionen siebenhundert drei und neunzig tausend fünfhundert und neun und zwanzig an; daß aber von diesen, zwei Millionen ein hundert ein und zwanzig tausend dreihundert und drei und siebzig, also mehr als eilf Zwölftel, während der sieben mit dem 31. Decbr. 1853 endenden Jahre auswanderten. Von dieser Gesammtzahl waren nun wenigstens zwei Dritttheile, über zwei Millionen fünfhundert tausend Irländer, von welchen die meisten nach den Vereinigten Staaten kamen — ein starker Beweis für die Richtigkeit der Berechnung im Texte.

sei diese Einwanderung eine Armen-Einwanderung — als werde dieses Land von fremden Armen überlaufen. Was sind aber die Thatsachen? Die Commutations-Taxe, welche auf jeden Fremden, ob erwachsen oder nicht, für Jung und Alt bezahlt werden muß, ist zwei Dollar, und betrug letztes Jahr über siebenhundert und fünfzig tausend Dollar allein für Auswanderer aus britischen Häfen, und die deutsche Auswanderung muß eben so viel eingetragen haben. Nun war aber die Gesammtzahl aller im Auslande geborenen Personen, — von allen Nationalitäten — welche Almosen in irgend einem oder allen unseren Staaten im letzten Jahre erhalten haben, acht und sechzig Tausend, weniger als zehn per hundert von der ganzen Zahl der Angekommenen; auf jeden also — da die Communal-Taxe so durch das Gesetz festgesetzt ist — eine Einnahme von nicht weniger als zwei und zwanzig Dollar per Kopf abwerfend, eine Summe, die, wie wir kaum zu bemerken brauchen, mehr als ausreichend ist, die eingeborene Bevölkerung irgend einer für die Armentaxe speciell zu erhebenden Beisteuerung zu überheben.[1])

Auch ist der Unterschied in Betracht zu ziehen, daß die europäischen Auswanderer, welche hierher kommen, gewöhnlich stark, an physische Arbeit gewöhnt und mit derselben zufrieden sind. Nur wenige derselben leiden an Unverdaulichkeit, Schwäche oder Zeugungs-Unfähigheit. Sie sind nicht gewöhnt, nach einem Arzte zu rufen, wenn ihr kleiner Finger sie schmerzt, oder vor Kälte und Hitze, vor dick und dünn zurückzuschrecken. Ob sie nun auf neuem Lande sich

[1]) Ich stelle jedoch in Abrede, daß die acht und sechzig tausend „Ausländer", welche im Jahre 1853 bei unseren Armenhäusern um Unterstützung einkamen, alle in Wahrheit Auswanderer genannt werden können. Eine große Anzahl derselben haben Jahre lang hier gelebt, sind naturalisirt und haben sich im Dienste unseres Gemeinwesens ausgearbeitet. Es ist über diese und ähnliche Punkte eine sehr feine Aenderung der Benennungen gäng und gäbe. Der brave Soldat ist ein Amerikaner; derselbe Soldat, wenn er desertirt, ist „ein Ausländer"; der tapfere Feuermann oder Seeman ist ein Mitbürger; sein Bruder aber wird, wenn man etwas Entehrendes an ihm bemerkt, plötzlich „ein Ausländer". Gegen dieses unendliche Wechseln der Bezeichnungen protestirt aber die allgemeine Ehrlichkeit.

ansiedeln, oder bei öffentlichen Bauten ihre Zelte aufschlagen, immerhin müssen sie ihre Reise von Anfang an bezahlen. Es kommt kein Bankerott unter ihnen vor; der Auswanderer kann nicht falliren, so lange seine Gesundheit aushält; er gibt aus, wie er einnimmt; sein Geld hat die lebhafteste Circulation, — denn kaum hat er es erhalten, als es auch schon unter die, welche vom Handel mit den Lebensbedürfnissen leben, vertheilt wird.

In der Zeit, von welcher wir gerade sprechen, während welcher Irland ein Dritttheil seiner Bevölkerung verlor, hat Amerika von weniger als zehn Millionen bis auf drei und zwanzig zugenommen. Gesetzt eine eingeborene Familie habe durchschnittlich drei Kinder, so würde die natürliche Zunahme doch bloß bis auf fünfzehn Millionen gekommen und somit noch für acht Millionen auf andere Weise Rechnung zu tragen sein. Die Zählung von 1850 löst dieses Problem nicht; indessen ist diese Zählung von 1850 eben keine Autorität. Sie möchte die Welt gerne glauben machen, als gebe es gegenwärtig bloß zwei Millionen Ausländer in dieser Republik, während die Statistiken der Auswanderung nachweisen, daß mehr als so viel Irländer allein während der letzten zehn Jahren an unseren Küsten landeten. Gab es keine Ausländer hier vor 1840? Gibt es keine Franzosen, keine Italiener? Gibt es keine Deutschen und Schweden und Norweger, die zusammengenommen noch zahlreicher als die Irländer sind? Und doch will dieser Census die Welt glauben machen, es seien bloß zwei Millionen Ausländer in Allem in den Vereinigten Staaten! Hätte er sechs Millionen derselben von allen Nationalitäten angegeben, so würde er es eher getroffen haben.

Was die Wirkungen der Auswanderung auf amerikanischen Handel und innere Entwicklung betrifft, so bedarf dieses keines Beweises, obschon hinreichender Stoff zur Beleuchtung vorhanden ist. Niemand stellt in Abrede, daß die Vereinigten Staaten den während der letzten dreißig Jahre ihnen zuströmenden wohlfeilen Arbeitskräften ihre vier tausend Meilen Canäle und vierzehn tausend Meilen Eisenbahnen verdanken. Niemand leugnet, daß die Staaten, welche der Einwanderung Vorschub leisteten, und öffentliche Werke beförderten,

es sind, welche das Land jetzt nähren und kleiden. Ohio, Indiana und Illinois waren vor dreißig Jahren nur Staaten zweiten oder dritten Ranges, und jetzt stehen sie zunächst zu New-York und Pennsylvanien, vor Maryland und Massachusetts und an der Seite Alt-Virginiens. Der Werth der fremden Arbeit während der letzten dreißig Jahre für den Nord-Westen läßt sich nicht berechnen. Chicago-Zeitungen haben letztes Jahr nachgewiesen, daß die Beschäftigung von zehntausend Mann während eines Jahres an der Illinois Central-Eisenbahn den Werth der öffentlichen Ländereien in diesem Staate um siebzehn Millionen Dollar erhöht habe — eine Thatsache, von welcher Neugierige den Werth einer dreißig Jahre lang für den Staat und sich selbst arbeitenden Million Menschen berechnen mögen.

„Dieses Land," sagte schon Benjamin Franklin vor beinahe einem Jahrhundert, „ist ein Land der Arbeit;" und „ein solches ist es," sagt Matthäus Cury vor vierzig Jahren, „noch heut zu Tage." Eine andere hohe Autorität in National-Oekonomie, Adam Smith, definirt „die jährliche Arbeit eines Volkes" als „den Fond, welcher es ursprünglich mit allen Annehmlichkeiten und Bedürfnissen des Lebens versieht." Diese Grundsätze auf unseren Gegenstand angewendet, verhelfen uns zu einigen gesunden Schlüssen. Man kann bis auf die letzten Jahre unser ganzes Festland in der That als als den Rohstoff betrachten, aus welchem die Nation geschaffen werden sollte: die Arbeiter bei diesem Werke waren sowohl Eingeborene wie Einwanderer; und wie Straßen, Brücken, Canäle und Ernten dem vollständigen Triumph der Gesittung über Unfruchtbarkeit vorhergehen müssen, so war auch hier, wie überall seit dem Entstehen der Welt, der Ausländer der Sittiger. Vergleichen wir den jetzigen Werth eines einzigen Ackers Weizenlandes in Ohio für die Gesellschaft und die Welt, mit der vollständigen Nutzlosigkeit desselben Ackers, als der Mianer Indianer noch sein Zelt darauf stehen hatte, und wir werden einsehen lernen, mit welcher Wahrheit und Allgemeinheit der ausländische Arbeiter ein Wohlthäter seines Geschlechtes genannt werden kann. In jener erfreulichen Uebereinstimmung der Interessen, welche noch immer, wenn auch öfters durch

menschliche Verkehrtheit gestört, durch die Welt hinzieht, hat die Sittigung eines neuen Gebietes in irgend einer Lage der Erde ihren Einfluß auf jedes andere bewohnte Land. Der Regen, der auf die Alleghany-Gebirge strömt, erfreut die Herzen der Männer am Clyde; und der Bauer in Indiana wird der Ernährer des Handwerkers in Manchester.

Ich kann nicht bestimmt angeben, wie viele von den Käufern öffentlicher Ländereien, während der letzten wenigen Jahre, Ausländer waren; doch will ich beispielsweise annehmen, es sei ein Viertheil gewesen. Von 1833 bis 1850 wurden etliche sieben und siebzig Millionen Acker für ungefähr ein hundert Millionen Dollar verkauft. Wenn nun Ausländer den vierten Theil ankauften, so hatten sie in sechzehn Jahren fünf und zwanzig Millionen Dollar oder über eine und eine halbe Million jährlich in den Vereinigten Staaten-Schatz bezahlt. Sie waren Eigenthümer von einigen zwanzig Millionen Acker Landes geworden, für welche sie die von den einzelnen Staaten darauf gelegte Steuern bezahlt hatten, welche, zusammen genommen, einige Millionen jährlich betragen müssen. Sie haben der Schifffahrt auf den Seen und auf dem Meere Fracht bis zu einem unberechenbaren Betrage geliefert, besonders seit der Aufhebuug der britischen Korngesetze; sie haben einen stärkeren Tonnengehalt auf den Seen verschifft, als der des ganzen auswärtigen Handels noch heute beträgt.

Das Fabrikwesen hatte durch die Auswanderung nicht weniger gewonnen als die Landwirthschaft. Dem Merimac und Connecticut entlang könnt ihr den irländischen Accent hören; in den Eingeweiden der Erde, in Pennsylvanien, Illinois und Michigan, überall begegnet ihr demselben. Wir haben die Statistiken unserer Fabriken für 1850, aus welchen wir ersehen, daß das angelegte Capital auf fünfhundert und dreißig Millionen Dollar geschätzt wurde; daß der verbrauchte Rohstoff auf fünfhundert und fünfzig Millionen, und die jährliche Produktion auf eintausend und zwanzig Millionen veranschlagt wurden. Die Zahl der beschäftigten Hände überstieg eine Million, und ihr gesammter Lohn belief sich auf zweihundert und vierzig Millionen Dollar. Laßt mich nun wiederum, des Beweises

halber, annehmen, daß nur ein Viertel dieser Hände Ausländer waren, so lieferten sie ein Viertel zu der ähnlichen Produktion, oder über zweihundert und fünfzig Millionen Dollar jährlich; zu derselben Zeit erhalten und geben sie ein Viertel des Gesammtlohnes, oder sechzig Millionen aus: dem Gemeinwesen somit in dieser einen Abtheilung der Arbeit nicht weniger als dreihundert Millionen jährlich einbringend.

Es ist klar, daß kein amerikanisches Interesse so direkt durch die Auswanderung gewinnt, wie die Schifffahrt auf dem Weltmeere. Ich behaupte, daß die Einwanderung mehr als irgend ein anderer Handelszweig die Handelsflotte von New-York gebaut hat: Der Einwanderung verdanken eure Marshall, Minturn, Grinnell, Collinse und Thompson ihre Flotten von Postschiffen. Nehmen wir an, die Einwanderung hätte nicht existirt, dann möchte ich gerne hören, ob irgend Jemand, der auch nur irgendwie diesen Gegenstand kennt, glaubt, daß auch nur eine einzige unserer großen Liverpool-Linien sich bezahlt hätte? Wenn unsere Schiffe, wie die, welche britische Unterthanen nach Australien tragen, mit Ballast oder mit einer viertel Fracht, nach Ausladung ihrer Baumwolle oder ihres Mehles, zurückzukehren hätten, würde ihre Ausrüstung sich bezahlen? Meiner Ueberzeugung nach läßt sich leicht beweisen, daß unsere Kauffahrteischiffe seit 1836 ihren Tonnengehalt verdoppelt haben, und zwar vorzüglich deßhalb, weil sie stets einer schnellen Heimfahrt auf der anderen Seite des atlantischen Oceans gewiß waren.

Nehmen wir die durchschnittliche Zahl der auf einem Postschiffe herüberkommenden Reisenden zu vierhundert und fünfzig an. Die Preise betrugen in der letzten Zeit von fünfzehn bis fünf und zwanzig Dollar per Kopf. Ein solches Schiff wird drei Mal jährlich hin und her fahren, und nach Abzug von etwa zehn per hundert geht das ganze Passagegeld auf die Eigenthümer über. Nach dieser Berechnung wird ein solches Schiff für Passagiere allein in zwölf Monaten seinen Eigenthümern durchschnittlich zwanzig tausend Dollar eintragen — mehr als die Interessen seines ersten Kostenpreises und die Kosten der ganzen Fahrt zusammengenommen. Wir hören manchmal unsere Freunde im Verschiffungsgeschäfte klagen, und er-

klären, daß das Passagiergeschäft „nicht zahle". „In Zukunft mögen sie," um ein Seemannssprichwort anzuführen, „dieses den Seeleuten erzählen." Wenn heut zu Tage die Vereinigten Staaten die zweite Handelsmacht der Welt sind, so verdanken sie gewiß diese Stellung eben so sehr der ungeheuren Auswanderung der Irländer, die alle in ihren Schiffen sich eingeschifft, als irgend einer anderen Ursache.

Laßt mich nun das Bild umkehren und untersuchen, ob Irland in Bezug auf seinen Handel eben so gewonnen habe, wie Amerika. Ach! nein. Diese Flotten, welche auf dem atlantischen Oceane sich drängen, fahren an der irländischen Küste vorüber, als wäre sie verpestet. Sie laufen nur in einen irländischen Hafen ein, wenn sie von tobenden Stürmen dahin verschlagen werden. Sie nöthigen das irländische Landvolk, sie auf britischem Boden zu suchen, auf der Mersey sich überzuschiffen. Irland hat beim Scheiden von seinen Kindern den Trost nicht gehabt, dieselben unter ihre neue Flagge zu stellen. Ihr werdet euch der vor einigen Jahren in dieser Stadt gemachten unzeitigen Anstrengungen zur Errichtung einer Dampfschifffahrtslinie zwischen New-York und Galway erinnern; ihr werdet euch wohl der uns von Wagstaff und Barnum gespielten Kniffe erinnern, so wie des Schicksals des an die Küste von Neu-Schottland geworfenen Viceroy. Erkläre man es, wie man will, durch britische Intrigue der Macht der Gewohnheit oder Kurzsichtigkeit, jedenfalls hat Amerika auf seinen Handelskarten Irland als Land weggelassen, während Irland beinahe erschöpft wurde, um die Produktion in Amerika zu vermehren. Erwartet ja nicht, daß ich mich darüber beklage. Keineswegs. Ich tadle bloß die Irländer in Irland und die Irländer in Amerika, welche nicht genug praktischen Patriotismus hatten, um seit ihrer Trennung einen direkten Verkehr unter einander herzustellen.

Obgleich diese Abtretung seiner Bevölkerung an Amerika für Irland in commercieller Hinsicht kein Vortheil war, sondern gerade das Gegentheil, so bin ich doch versichert, daß dieses von keiner Partei in dieser Republik je beabsichtigt wurde. Dieses Volk hat in politischer Hinsicht stets mit dem Lande Burke's und O'Connell's sympathisirt, und thut es noch, wie ich glaube, trotz der neueren Zeichen einer nationalen Veränderung. In dem mit dem Jahre 1829 endenden Emancipations-Kampfe, in der Repeal-Bewegung von

1843, in der beabsichtigten Erhebung von 1848 war das Herz Amerika's immer auf der Seite Irland's. Ein augenscheinlicher Beweis davon wurde geliefert, als während der Hungersnoth von 1846 auf 1847 der „Jamestown" und „Macedonien", durch Nächstenliebe befrachtet und durch Mildthätigkeit bemannt, das Sternenbanner in die Finsterniß und Trostlosigkeit der irländischen Nacht trugen. Diese Begebenheit wird dem irländischen Herzen unvergeßlich bleiben.

Nebst dieser National-Sympathie, welche bloß bei großen Gelegenheiten sich offenbaren kann, gab es noch ein anderes Band der Verbrüderung — die fortwährende Fürsorge der Auswanderer selbst für die Zurückgelassenen. Wie Leute, die sich auf einen Felsen gerettet, denen, welche noch auf dem Wracke sind, Seile zuwerfen, so haben die Irländer, besonders seit der Hungersnoth, nicht bloß für sich allein gearbeitet, sondern auch für ihre zurückgelassenen Verwandten. Wir haben die jüngsten Berichte der britischen Parlamentar-Bevollmächtigten für die Geldsendungen dieser Klasse, welche im Jahre 1848 vierhundert und sechzig tausend Pfund, im Jahre 1849 fünfhundert und vierzig tausend Pfund, im Jahre 1850 neunhundert und sieben und fünfzig tausend Pfund, im Jahre 1851 neunhundert und neunzig tausend Pfund, im Jahre 1852 eine Million vierhundert und vier tausend Pfund, und im Jahre 1853 eine Million vierhundert und neun und dreißig tausend Pfund betrugen; also in Allem während diesen letzten fünf Jahren eine Gesammtsumme von mehr als acht und zwanzig Millionen Dollar. Hierin sind bloß die in Irland und England zu erhebenden Wechsel begriffen, nicht aber die in New-York für Auswanderer bezahlten Ueberfahrts-Kosten, oder die durch Personen oder in Briefen gesandten Geldbeträge. Wenn wir diese anderen Zuschüsse auf ein Drittel des Betrages der Wechsel anschlagen, so ergibt sich eine Summe von sieben und dreißig Millionen Dollar, welche Irland von seinen Auswanderern während der letzten fünf Jahre erhielt — eine Thatsache, beispiellos in den Beziehungen der Colonien zum Mutterlande.

War aber die Privat-Freigebigkeit der Irländer hier über allen Vergleich erhaben, so war eben so ihre Freigebigkeit für kirchliche und Bildungs-Anstalten in ihrem Heimathlande für alles Lob

unerreichbar. Es wurde in Irland während der letzten Jahre kaum eine Kirche gebaut, zu welcher nicht von Amerika aus beigesteuert wurde. Die neue, am Feste des heiligen Malachias in Dublin zu eröffnende Universität hat ihre bedeutendste Mitgift von den Kindern der Auswanderung erhalten; und die neue Cathedralkirche von Armagh — von Armagh, der Stadt des heiligen Patrick — war, oder wird in gleicher Weise ihr Schuldner sein. Obgleich Irland weder commerciell, noch politisch durch seine Beziehungen zu Amerika gewonnen hat, so ist doch aller Grund vorhanden, zu hoffen, daß dasselbe später in socialer Hinsicht viel durch die erweiterten Mittel und bessere Stellung seiner freigebigen und treuen Kinder in der neuen Welt gewinnen wird.

Ich habe gezeigt, daß die Bilanz des materiellen Gewinnes in Zahlen in unserer Entwicklung und im Handel bis auf den heutigen Tag zu Gunsten dieses Landes steht. Laßt mich nur noch beifügen, daß der moralische und religiöse Gewinn für diese Republik ebenfalls groß war. Nach dem Census von 1850 übersteigt die Gesammtzahl aller sogenannten „Communicanten" aller Kirchen keine sechs Millionen, wovon zwei Millionen mit einem Bruchtheile als römische Katholiken angegeben sind. Wenn diese Statistik nur einigermaßen richtig ist, so sind in diesem Lande ein Drittel aller sich zum Christenthume Bekennenden Katholiken. Selbst wenn man diese Thatsache nicht mit katholischen Augen betrachtet, so kann man doch vernünftiger Weise nicht leugnen, daß Religion für uns Alle nothwendig ist; daß besonders, wo die Civilgewalt so schwach ist, die sittliche Kraft stark sein muß; daß die Stärke dieser Kraft auf genauen Glaubensartikeln und positiven Grundsätzen beruht; daß somit ein Zuwachs von zwei Millionen positiver Gläubigen für die Bevölkerung dieser Republik eine Wohlthat und ein Segen, „besser denn Gold — ja, denn feines Gold" sein mußte. Betrachten wir die Kirche bloß in ihrem Wirken für das Wohl der Gesellschaft, so ist dieselbe von der größten Bedeutung in Amerika. Ihr gehört die Wissenschaft der Theologie an — die Seele, welche die Formen unserer Civilisation gebildet und belebt hat. Ihre Lehre ist ein System, in welchem die größten Geister einen weiten Spielraum fanden; ihr Geist ist ein Geist wahren

Fortschritts und des wirklichen Conservatismus; ein Geist, der nur die Wahrheit und nicht die Popularität sucht, der auf alle Zeiten und nicht auf die Leidenschaft oder die Mode einer Stunde hinschaut. Als Meisterin der Philosophie, als Bollwerk der Ordnung, als Stütze des Gesetzes ist die katholische Kirche in gesellschaftlicher Hinsicht die bedeutendste unter allen kirchlichen Anstalten für den Frieden und die Harmonie dieses Staatenbundes. Ihre geheime Gewalt zieht jeden forschenden Geist an sich, und ihre Gegenwart wird, durch Anziehung oder Abstoßung, in jedem Pulse und in jeder Pore der amerikanischen Gesellschaft gefühlt.

Uns Katholiken ist dieselbe mehr als eine große gesellschaftliche Anstalt. Sie ist die Säule und das Fundament der Wahrheit. Sie ist das Werk Gottes, und nimmt Theil an den Eigenschaften ihres Stifters. Ihre Urtheile sind die Gerechtigkeit selbst, ihre Barmherzigkeit ist unerschöpflich, ihre Liebe unaussprechlich, ihre Glorie unbegreiflich. Alle anderen auf der Erde bestehenden Anstalten kann die Seele des Menschen ohne Furcht ergründen, ihr göttliches Fundament aber ist in der Ewigkeit gewurzelt, und wer sie mit seinem armseligen Senkblei zu ergründen sucht, sucht nur Verwirrung und seine eigene Schande. Sie nimmt selbst im Raume an der Größe ihres Stifters Theil. Die Morgensonne grüßt sie, beim Aufsteigen aus ihrem Gemache im Osten, zuerst vor allen irdischen Dingen; und die Mittagssonne blickt nieder und ruft: „Siehe, auch da ist sie!" und die Abendsonne, wenn sie in dem fernsten Westen niedersteigt, verweilt noch einen Augenblick auf ihren Thürmen, und sendet ein letztes Lebewohl ihren Altären.

Uns ist sie die Kirche unserer Väter, die Kirche unserer Verbannung, die Kirche unserer Kinder. Sie ist Poesie, sie ist Geschichte, sie ist Kunst, sie ist Gesellschaft, sie ist die Wahrheit selbst. Kein Wunder denn, daß jeder Angriff auf sie in unseren Ohren wie eine Entheiligung klingt; kein Wunder, daß wir eher jede Unbild hören, welche die Leidenschaften des Pöbels erdenken oder ausführen können, als auch nur einen Augenblick an dieser heiligen Kirche zu zweifeln oder sie zu verleugnen.

Anderen unserer Mitbürger ist, was wir so hoch verehren, in dessen Betrachtung wir uns in Liebe versenken, ein Dorn im

Auge und ein Krebsgeschwür; was wir als unbefleckt verehren, brandmarken sie als unrein. Es ist ganz gewiß, daß solche einander entgegengesetzte Glaubensbekenntnisse nicht ohne Zusammenstoß neben einander bestehen können. Es muß und es wird Zerwürfnisse geben. Es gibt nur einen Weg, sie zu vermeiden — wenn nämlich beide Theile eine unehrliche Gleichgültigkeit für den Glauben, eine schuldbare Parteilosigkeit zwischen Wahrheit und Lüge heucheln wollten. Dieses, hoffe ich, wird keiner von uns thun wollen. Wie können wir dann aber verhüten, daß wir mit unseren Mitbürgern nicht in Zerwürfniß gerathen? Ich wiederhole es, wir können es nicht immer vermeiden. Kein Mann, der seines Namens werth ist, ich will nicht sagen ein aufrichtiger Christ, kann ohne Meinungs- und Glaubenskämpfe durch die Welt gehen. Von unserer Kindheit bis in's Greisenalter hinauf werden wir alle solche Kämpfe zu bestehen haben; aber es ist durchaus nicht nothwendig unter Männern und Gliedern desselben Staatenverbandes, daß es physische Schlachten seien. Wer hat, so lange wir unsere Pflichten gegen den Staat erfüllen, ein Recht, uns im Namen des Staates anzuklagen? Eben so wenig hat der Staat selbst ein Recht, uns im Namen der Religion vorzufordern, denn der amerikanische Staat hat mit keiner Religion etwas zu thun. Was unseren öffentlichen Wandel betrifft, so dürfen wir Untersuchung und Vergleichung herausfordern; über unser Privat-Gewissen erlauben wir keiner menschlichen Macht, Schiedsrichter zu sein. Wir werden Gottesdienst halten und beten, und unsere Kinder lehren, und unsere Uebersetzung der heiligen Schrift wählen, und unserer Kirche geben so, wie das Gewissen es uns vorschreibt; und alle vereinigten Mächte der Erde und der Hölle können uns nicht zum Gegentheile zwingen.

Zu jenen Anderen, welche gegenwärtig geneigt scheinen, den Versuch mit einer Pöbelverfolgung gegen die Katholiken anzustellen, möchte ich, wenn anders die Stimme der Vernunft sie noch erreichen kann, sagen: Gehet die Chatham-Straße hinunter.[1]) Gehe die Chatam-

---

[1]) Einige örtliche Anspielungen in dieser und in den früheren Reden rufen uns wieder in die Erinnerung, daß dieselben in New-York gehalten wurden.

Straße hinunter und beobachte ihre jüdischen Bewohner. Das ist ein Volk, welches die Verfolgungen von achtzehn Jahrhunderten bestanden hat, und doch soll seine Anzahl heut zu Tage noch eben so groß sein, als zur Zeit der Zerstörung, und die Hälfte der Throne der Welt sind ihr verpfändetes Eigenthum. Hat Verfolgung die Juden bekehrt? Und wird da wohl der Christ, mit so vielen Quellen geistiger Stärkung — wird er vor ihr sich beugen?

Oder betrachtet ein Beispiel aus neuerer Zeit. Dreihundert Jahre lang hat die ausschließlich protestantische Regierung von Großbritannien die irländischen, schottischen und englischen Katholiken verfolgt. Man hat sie aller ihrer Rechte beraubt, ihre Güter eingezogen, ihre Kirchen weggenommen, ihre Schulen geschlossen und sie wie Auswürflinge in ihrem eigenen Lande behandelt. Mit welchem Erfolg? Nach einem dreihundertjährigen, mit teuflischer Hartnäckigkeit und Kunst durchgeführten Versuche brachen die rostigen Ketten. Ihr größter Krieger erklärte, daß das Schwert nicht helfen könne; ihr gewandtester Staatsmann gestand, daß mit Intrigue und Einschüchterung nichts zu machen sei. So öffnete denn im Jahre 1829 ein starker Mann aus dem Westen, Namens O'Connell, die Thore des britischen Senates, und führte die Katholiken dieses Reiches in ihre so lange unbesetzt gebliebenen Sitze wieder ein.

Was hoffen die jetzigen Verschwörer gegen ihre katholischen Mitbürger durch Verfolgung zu gewinnen? Hat die Verbrennung der Kirchen in Philadelphia dem Katholizismus in dieser Stadt geschadet? Wird die Plünderung und der Kirchenraub von Newark denen mehr schaden, welche dieselben begingen, oder denen, welche die Unbill erlitten? Wird jenes schreckliche, in der Nacht in Ellsworth aufgeführte Schauspiel den Glauben irgend eines Katholiken ändern? Es war ein Schauspiel, geeignet, selbst das kälteste Blut in Wallung zu bringen, als einhundert bewaffnete Mörder in dem Dunkel der Nacht sich in die Behausung eines armen Schweizer-Priesters schlichen, ihn unter dem nördlichen Himmel nakt auszogen und ihre namenlosen Schandthaten an seiner wehrlosen Person ausübten. Ich sage, Niemand, weß Glaubens er auch sei, kann an solche Schandthaten denken, ohne daß er sein Blut aufwallen, und seinen Arm sich erheben fühlt, um die wüthende nächtliche Rotte nieder zu schmettern.

Die irländischen Katholiken in Amerika waren die Hauptwerkzeuge, die diese unpopuläre Religion in das Land gebracht, und dieselben müssen auf die Folgen gefaßt sein. Sie stehen hier, in ihrer höchsten Beziehung zu dem Geschicke Amerika's, als Kirchenerbauer da. Sie haben das Geld des Puritaners zurückbezahlt, um das Kreuz in dem Vaterlande des Puritaners heimisch zu machen. Sie haben bekannt gemacht, daß der 25. December der Christtag ist, und daß Gott in seinen Heiligen zu ehren sei. Sie haben dem amerikanischen Geiste praktisch begreiflich gemacht, daß die Ehe ein Sakrament und kein bürgerlicher Vertrag ist. In ihrem kleinen Katechismus haben sie das tiefste System christlicher Philosophie mitgebracht; dieses Alles haben sie mit ihrer Armuth gethan, jedoch nicht ohne Verspottung, Neid, Eifersucht, Verachtung und Furcht — den ganzen Schwarm der niederen Leidenschaften der menschlichen Natur hervorzurufen. Ein Baum von solcher Größe kann nicht emporsteigen, ohne dem Sturmwind zu trotzen, oder seine starken Wurzeln in die Erde schlagen, ohne dieselbe aufzurütteln.

Zugleich mit ihrer religiösen Thätigkeit haben sie ihre persönlichen Glücksumstände verbessert, indem sie Bürger wurden und ihre bürgerlichen Rechte behaupteten. Dieses zu Hause so lange unterdrückte Volk zeigt hier eine gewisse Kühnheit, indem es die ihm gebührende Stellung im Staate beansprucht. Einige Amerikaner nehmen ihnen diesen ihren Anspruch übel — „sie waren, sagen sie, eine unterthänige Klasse in Großbritannien und sollten es auch hier sein;" es ist schon gut genug, sie ihren Pudding in Frieden essen zu lassen; auf Gleichheit Anspruch machen ist eine Frechheit. Sagt uns, ihr Professoren der Gleichheit, ihr Apostel des Fortschritts, ist dieses euer Fortschritt, ist dieses euere Gleichheit? Wenn dem also ist, so ziehe ich den offen auftretenden Tyrannen, welcher handelt, wie er spricht, aber spricht, ehe er schlägt, solchen Pöbelrotten vor, die sich so gerne zu unseren Herren machen möchten.

Hier kann ich schließen. Wer bis zum Ende dieses Jahrhunderts lebt, wird in der Lage sein, diesen Gegenstand erschöpfender zu behandeln.

III.

Amerikanisches Martyrologium

oder

Lebensbeschreibungen der katholischen Missionäre,

die

auf den Indianermissionen in den Vereinigten Staaten und in Canada ihr Blut vergossen haben.

Von

John Gilmari Shea.

Patria martyris est etiam locus passionis,
cives item sunt et fratres et cognati, qui et habent
eum et tuentur et ornant atque honorant.

St. Greg. Nyss. de martyre Theodoro.

In Gemäßheit der Dekrete Seiner Heiligkeit Papst Urban VIII. vom 13. März 1625 und 5. Juni 1631, erklärt der Verfasser hiemit, daß er die Ausdrücke „heilig, selig, Martyrer" nur in ihrem gewöhnlichen und keineswegs in ihrem absoluten Sinne anwendet und daß er für die übernatürlichen Thatsachen, Wunder und Offenbarungen keine andere, als die auf hinreichenden Zeugnissen beruhende geschichtliche Glaubwürdigkeit beansprucht. So ist auch der Verfasser gewillt, sich jederzeit und in allen Stücken dem Urtheile des heiligen Stuhles zu unterwerfen.

Vorrede,

zusammengestellt aus verschiedenen protestantischen Schriftstellern.

„Es giebt in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechtes wenige Beispiele, die unserer Bewunderung und Verehrung so würdig sind wie diejenigen der katholischen Missionäre Amerikas; und die Geschichte unseres Vaterlandes hat kein Blatt, das rührender oder romantischer wäre, als diejenigen Blätter, auf denen ihre Arbeiten und Leiden für die Nachwelt verzeichnet stehen.

„In der Wildniß des Westens waren sie die ersten Pioniere der Civilisation und des Glaubens, die Geschichte ihrer Arbeiten ist unzertrennlich von dem Namen und den Anfängen jedes merkwürdigen in den Jahrbüchern der spanischen oder französischen Eroberung verzeichneten Ortes, denn keine Landzunge wurde je umschifft und in keine Flußmündung je eingelenkt, ohne daß ein Missionär die Fahrt leitete.

„Söhne des milden und seraphischen Franziskus, Söhne des feurigen und doch liebevollen Dominikus, Söhne des hochherzigen und tiefblickenden Loyola, alle betheiligten sich am Kampfe. Von Padilla an, der in den Prairien Neu-Mexiko's starb, bevor noch ein europäischer Ansiedler sein Bretterhaus an unsern Küsten aufgerichtet hatte, bis auf Rale, der unter den Letzten eines Stammes fiel, welchen unsere Nation einer Insel gleich rings eingeschlossen hatte — welch eine herrliche Reihe von Glaubenshelden und Männern von That und Tugend! Alle Ueberlieferungen über sie zeugen von ihrer Größe. Mit einer Reinheit der Absicht, einer Selbstaufopferung und Ausdauer, wie man sie wohl kaum sonst findet, entsagten sie allen

Vortheilen des gesitteten Lebens, beraubten sich des Trostes, den wir in der Gesellschaft und dem Mitgefühl unserer Freunde finden, und auf allen Seiten von Gefahren und entmuthigenden Umständen umringt, erschöpften sie den letzten Rest ihrer Kraft in einem Unternehmen, von welchem sie keinen andern Lohn erwarten konnten als das Bewußtsein, eine große, in den Augen Gottes wohlgefällige Pflicht erfüllt zu haben, indem sie dem Berufe folgten, die geistigen und sittlichen Finsternisse eines verkommenen, so großen Theiles des menschlichen Geschlechtes zu erleuchten.

„Der spanische Missionär betrat unser Gebiet zuerst; kaum war Mexiko in der Hand eines katholischen Fürsten, als auch schon der erste Sendbote des Glaubens, tausend Meilen weit von seinen Landsleuten, auf den Hochebenen Neu-Mexikos als ein Opfer seines Eifers fiel: Florida ward dann zunächst benetzt vom Schweiße und Blute dieser heldenkühnen Männer; dann drangen sie an den Küsten des Stillen Ozeans in den Urwald ein und waren die Ersten, welche dieses jetzt so wohl bekannte Gebiet von Californien und Oregon erforschten.

„Nun begann eine andere katholische Nation sich an Amerika's Besiedelung zu betheiligen. Neu-Frankreich erstand und bestand beinahe einzig durch die Missionäre und deren Anstrengungen, während der Hof es vernachlässigte. Im Laufe weniger Jahre hatten ihre Missionäre jeden Stamm daselbst besucht und unterrichtet, vom Kennebec bis an die Mündung des St. Lorenzstromes und diesem gewaltigen Fluße und den riesigen Seen entlang bis wo der Obere See seine kalte Spiegelfläche vor ihnen ausbreitet. Dort setzten sie die eine Grenze ihrer Eroberung, dehnten sie aber nach einer andern Richtung hin weiter aus: ein Jesuit krönt die Arbeiten seines Ordens und seiner Zeit durch die Entdeckung und Erforschung des Mississippi. Das Thal des großen Stromes des Westens und seine mächtigen Verzweigungen bildeten ein neues, noch unbetretenes Arbeitsfeld, und seine zahlreichen Stämme werden besucht und bekehrt, oder die Herolde des Glaubens opfern bei dem Versuche ihr Leben.

„Auch die Katholiken Englands, in Mitte ihrer Unterdrückung, waren nicht taub für den Hilferuf des unglücklichen Wilden. Maryland

zählte vier eifrige Jesuiten unter den Pilgern, die zuerst an der Chesapeakbai landeten. Sie machten sich unmittelbar an die Eroberung der Seelen und erlagen bald ihren übermäßigen Anstrengungen, und andere traten an ihre Stelle; allein der herrliche Ausblick auf ein christliches Indianerreich schwand dahin, gleich dem Luftgebilde, das den Wüstenwanderer täuscht. Arglos, aber unweise hatten Marylands Söhne ihre Thore Männern geöffnet, in denen jedes edlere Gefühl erstorben war. Die Schlange, die sie an ihren Busen gedrückt hatten, stellte ihnen nach und verwundete und schwächte immer und immer wieder ihren freundlichen Wohlthäter mit ihrem Gift und Geifer. Die katholische Kirche wurde zur Sklavin gemacht, ihre Diener verfolgt, ihre Kinder allen den Plackereien unterworfen, zu denen die Strafgesetze Anlaß boten. Dessenungeachtet waren die Indianermissionen nicht ganz ohne Erfolg geblieben; sie fügen sich dem großen Ganzen harmonisch ein und vervollständigen die Ausbreitung unseres Gebietes.

„Innerhalb der ungeheuren Länderstrecken, welche die Missionäre durchzogen, wurden ganze Völkerschaften zum Christenthum bekehrt; so die Montagnesen, die Algonquin, die Attikameguen, die Huronen und Petunen in Kanada, welche alle von Krankheiten oder durch den Krieg mit den Irokesen hinweggerafft wurden. Auch die im Felde glücklichern Abenaken wurden eifrige Katholiken, während die französischen Jesuiten, um ihre Triumphe in Kanada zu krönen, sogar in den Höhlen der Irokesen, der bittersten Feinde des Glaubens, Tausende von Neubekehrten zählten.

„Auch die Franziskaner in Florida und die Jesuiten in Maryland waren auf ihrem Felde keineswegs müßig; während im Nordwesten die Ottawa, Winnebago und Sac sich alle um die Altäre ihres neuen Glaubens schaarten, hatten die Patuxent und Piscataway an ihren heimischen Flüssen sich vor dem Kreuze beugen gelernt und die christlichen Stämme der Illinois, Chazoo und Arkansas konnten wohl mit den eifrigen Apalachen und Chamassen in Florida wetteifern, nicht aber sie im Glaubenseifer übertreffen.

„Indeß ward es diesen ersten Arbeitern nur durch unendlich viele Leiden und Prüfungen möglich, ihre Erfolge zu erreichen; die mäch-

tigen Urwälder mußten sie zu Fuß durchwandern, über gewaltige Ströme und gefährliche Seen in gebrechlichen Kähnen setzen oder auf dem krachenden Eise. Mit Hunger, Kälte und Krankheit hatten sie den Kampf zu bestehen, wobei der Missionär auf seinem Wege stets in Gefahr stand, von den lauernden Feinden seiner wandernden Neubekehrten getödtet, gemartert oder in die Gefangenschaft geschleppt zu werden. Jeder Missionsposten war ein bestimmtes Angriffsziel für feindliche Stämme und daher stets alle den Schrecken eines indianischen Blutbades ausgesetzt. Diejenigen aber, welche dem Stamme auf seiner Winterjagd folgten, mußten die Härte des kanadischen Winters, die Nahrung, den Schmutz, den marternden Rauch einer Indianerhütte sich gefallen lassen.

„Nur wenige von ihnen starben eines natürlichen Todes oder fanden ihre Ruhestätte in einem Boden, den die Kirche gesegnet hatte: die einen, wie der jugendliche Marquette, „der Entdecker einer Welt“, unter ihren Mühsalen zusammensinkend, entschliefen draußen in der Wildniß und ihre trauernden Gefährten gruben ihr Grab im grünenden Rasen, und noch lange Jahre blieb der Jäger des Waldes daselbst stehen, um ihre Namen anzurufen und sich im Gebete vor dem Kreuze zu neigen, das die Stätte bezeichnete. Die andern schleppten ihre sterbliche von Beschwerden, Entbehrung und Krankheit zerrüttete Hülle den Ansiedelungen ihrer Landsleute zu, um an deren Schwelle zu sterben oder in dem Schiffe, welches sie zurück nach Europa tragen sollte. Wieder andere fanden ihren Tod am Lager ihrer Kranken als Opfer der Liebe, wie Turgis und Dablon. Viele erwarben sich die noch herrlichere Martyrkrone. Manche, wie Jogues, Corpo und Souel fielen unter den Streichen der rasenden Wilden, andere wurden meuchlerisch umgebracht, wie Chabanel, Ribourde und Segura; einige starben in der Wildniß, allein, ungesehen von sterblichen Augen, ohne daß Jemand ihren letzten Seufzer vernahm und ihre Leichen blieben liegen zur Speise für die Geier, deren Gekrächze und Flügelschlag als einziges Requiem über ihnen ertönte. Noch andere endlich, wie Brebeuf, Lalemant und Renat starben am Feuerpfahl und ihre Asche ward vom Winde verweht und kein Marmor sagt uns wohin; nur die rothen Söhne der

Wildniß hatten sie in der schweren Todesstunde umstanden und mit ihrem wilden Triumphgeschrei das Gebet des sterbenden Martyrers übertönt."

„Hat aber wohl dieses Alles den Fortschritt der Missionäre gehemmt? Nicht im Mindesten, nie sind sie zurückgewichen; ihr ganzes Leben war nur ein Schauspiel furchtloser Begeisterung und heldenmüthiger Selbstaufopferung, und wie in einer tapfern Armee neue Truppen vorrücken, um die Plätze der Gefallenen einzunehmen, so mangelte es nie an Heldenmuth und Thatkraft für die Sache des Kreuzes. Jeder fühlte, „daß er zum Tode getauft war" und daß sein in den hochragenden Wäldern des Westens vergossenes Blut auf diejenigen, für welche er starb, vielleicht größere Segnungen herabrufen würde, als er für dieselben durch ein Leben der Arbeit hätte gewinnen mögen. „Wir können nicht hoffen," sagt einer derselben, „daß unser Plan gegen Satans Reich Frucht bringe, bis er vom Blute noch mehrerer Martyrer getränkt ist."

Aber wie wenig weiß die Welt von diesen Männern! Wie wenige Katholiken kennen auch nur dem Namen nach diese Zierden der amerikanischen Kirche, diese heiligen Blutzeugen unseres Glaubens, die das Kreuz aufgepflanzt haben von einem Ende des Festlandes zum andern, vom Schnee der Hudsonsbai, bis zur schneeweißen Magnolie unserer südlichsten Küsten, — vom stattlichen Potomac bis an den reißenden Columbia, an Stätten, wo jetzt menschenreiche Städte prangen, wo die Geschäftigkeit von Tausenden Ohr und Auge betäubt, aber auch an Stätten, die noch keinen andern Einwohner gesehen, als den rothen Mann und das Wild, welches er verfolgt. Wie wenige sind bekannt mit der Geschichte von Männern, deren Lob wir soeben aus den Aeußerungen protestantischer Zeugen zusammengestellt haben, von Männern, welche dem leidenschaftslosen und unparteiischen Sparks das Geständniß abnöthigten:

„Eine größere Ehre für die Menschheit giebt es nicht, als die Thatsache, daß solche Männer gelebt haben."

Für mich war es eine Arbeit der Liebe, aber auch eine Arbeit von Jahren, die Quellen zu sammeln, denen die nachfolgenden

Lebensbeschreibungen entnommen sind. Innige Verehrung für diese Männer und das Verlangen, Andere mit ihnen bekannt zu machen, trieben mich zu dem Werke. Trotz seiner Mängel aber weihe ich es ihnen und dem Engel der amerikanischen Kirche. Meinen katholischen Landsleuten biete ich es mit Zuversicht in der Ueberzeugung, daß sie meinem Bemühen ihre Billigung nicht versagen werden, indem ich, wenn auch unvollkommen, einem Bedürfnisse zu entsprechen suche, das viele von ihnen gewiß schon recht oft gefühlt haben.

P. Johann de Padilla
und
Bruder Johann vom Kreuz,
getödtet zu Quivira in Neu-Mexiko im Jahre 1543. [1])

So frühe schon beginnt unser Verzeichniß; noch waren nicht fünfzig Jahre verflossen seit dem Tage, an welchem der neue Welten suchende Genuese im Hafen von Palos die Anker gelichtet, und schon war der Boden unserer Republik geröthet vom Blute der Glaubensboten, opferwilliger Männer, die ebenso freudig ihr Leben hingaben, als sie dasselbe verwendet hatten, um ihren Mördern Segnungen zu bringen, welche zu empfangen oder zu genießen dieselben unwürdig waren.

Der Schauplatz ihres Todes, Quivira, erinnert uns unwillkührlich an die Menge von Träumen und Mährchen früherer Schriftsteller und fordert einige Worte der Erklärung. Aus allen den Gebieten, welche heut zu Tage unsere Republik bilden, war Florida das erste Feld der Eroberung für Staat und Kirche, welches des Spaniers Auge fesselte. Florida war aber damals nicht, wie jetzt, die sandige Halbinsel, die mit ihren Klippen den Eingang in den mexikanischen Meerbusen verschließt; der Name Florida bezeichnete damals ein großes Land, das im Norden von dem St. Lorenzstrome und im Westen von dem unbekannten Weltmeere begrenzt war, so daß wir eher sagen können, unser ganzes jetziges Gebiet, vorzüglich

[1]) Die Quellen sind: **Castanneda de Nagera** Relation du Voyage de Cibola. Paris, Bertrand 1838, p. 57—213. (Collection de Ternaux Compan) **Torquemada**, Monarquia Indiana, Vol. 3, p. 310. **Herrera**, Vol. 3, p. 207. La quatrième partie des Chroniques des Frères mineurs, 1500—1609. Paris 1609, p. 356. Ensayo Cronologico, p. 21. **Venegas** Hist. Naturelle et Carte de la Californie. Paris 1766, p. 191.

aber der südliche Theil desselben war darunter verstanden. Man vermuthete, dieses Florida stehe Peru und Mexiko an Mineralien-Reichthum nicht nach, und in der That hat das Land sich in unsern Tagen reicher erwiesen als schimmernde Schätze es je hätten machen können; damals aber war alles Suchen nach Gold erfolglos. In diesen ihren Hoffnungen getäuscht, verachteten die spanischen Abenteurer einen weit bessern Reichthum, den fruchtbaren und ergiebigen Boden, welcher sich in Anderer Händen als eine sicherere und bessere Quelle des Nationalreichthums erwies, als Potosi oder Zacatecas. Keine andere Spur ist von den Entdeckungsreisen der verschiedenen Führer, von Ponce bis zu Melendez herab, geblieben, als die gesteigerte Erbitterung der Eingeborenen, und bei der von jedem neuen Wanderer vermehrten Namensverwirrung bieten ihre Erzählungen geringe Belehrung.

Die Entdeckungsreise des Narvaez ist, wie alle übrigen, nicht ohne romantisches Interesse. Von dem Florida unserer Tage westlich in's Binnenland vordringend, sah er bald seine Begleitung auf eine Handvoll Leute herabgeschmolzen, und erlag selbst den Strapazen; die Ueberlebenden gingen weiter nach Sonnenuntergang, und drangen muthig vorwärts, bis nach mondelangen Beschwerden und Leiden und Gefahren zu Land und zur See, von Hunger und Krankheit, Cabeza de Vaca, später in Spanien berühmt, nebst einem andern Spanier und einem Neger, nachdem sie das Festland durchkreuzt, den stillen Ocean erreichten, und südlich sich wendend in die Niederlassungen ihrer Landsleute am californischen Meerbusen, dem damaligen Mar Vermejo, (so genannt wegen seiner Aehnlichkeit an Gestalt mit dem rothen Meer,) gelangten.

Cabeza de Vaca fand keine Ruhe; bald trieb es ihn wieder zu neuen Abenteuern. Der Neger Estevanico (der kleine Stephan) trat bei den Franziskanern in Dienste und erzählte denselben, wahrscheinlich mit allen einem Vielgereisten so geläufigen Uebertreibungen, seine wunderliche Geschichte. Am liebsten aber sprach er, und zwar in allem Ernste, von dem reichen und dicht bevölkerten Lande Cibola, vor dessen Herrscher manch abhängiger Fürst im Staube krieche, und dessen Baumwollenfelder und angebaute Ländereien dasselbe zu

einer Wohnung des Friedens und des Ueberflusses machten. Diese Erzählungen vermochten den Pater Marcus von Nizza zu dem Entschlusse, Cibola zu besuchen und es für das Kreuz zu erobern. Er verließ St. Michael in Culiacan im März 1539 von Estevanico geleitet.

Nachdem er zwei Wüsten durchschnitten, hielt er, als er endlich Cibola sich näherte, stille und sandte Estevanico sammt einer, mit Geschenken für den König beladenen Anzahl Indianer voraus; der König jedoch schlug die Geschenke aus, machte einen Angriff auf die Abgeordneten und verwundete und tödtete mehrere derselben, unter ihnen Estevanico selbst. Obwohl seines Führers beraubt, ließ sich Marcus von Nizza doch nicht abschrecken, und wagte sich bis zu einer Anhöhe vor, von welcher er Cibola übersehen konnte, kehrte aber, der Unmöglichkeit, weiter vorzudringen, weichend, mit der Auskunft, wie er sie von Indianern erhalten hatte, wieder zurück. [1]) So wunderlich klingend und unbestimmt seine Erzählungen auch waren, erregten sie doch den abenteuerlichen Geist des Vizekönigs Mendoza, der eine Heerfahrt nach Cibola und dem im Osten liegenden Reiche Quivira, von dem so viel erst erzählt worden, ausrüstete. [2])

Vasquez de Coronado befehligte den Zug, der bald Cibola erreichte, daselbst jedoch keinen Lohn für seine Strapazen fand und somit weiter vordrang. Fünf Franziskaner waren im Gefolge. P. Padilla, der in seiner Jugend weltliche Waffen getragen, wurde nun als der beherzteste mit einer Abtheilung abgesandt, um Tusayan auszuspähen, während die Hauptarmee nach Tiguex, einer vierzig Stunden nördlich von Cibola gelegenen Stadt, vorrückte. Wohl wurde P. Padillas kleine Schaar angegriffen, schlug sich aber von ihrem Führer mit Muth beseelt zur Hauptarmee durch.

Im Jahre 1542 langte Coronado vor Tiguex an, das er, als ihm Einlaß und Durchgang verweigert wurde, mit Sturm

---

[1]) S. Sein Tagebuch in der „Expedition nach Cibola von Castanneda."

[2]) Mendoza sagt, die Eingeborenen nennen Cibola, Zunni (De Laet) Zunni liegt heut zu Tage an den Quellen des Gila — 80 Meilen westlich von Acoma (Lieut. Abert 471.)

nahm, aber, weil keine Schätze zu finden waren, wieder verließ und weiter zog. Nach fünf Tagen erreichten die Spanier eine dreißig Meilen nordöstlich gelegene Stadt, Cicuye, wo sie gut aufgenommen wurden. Cicuye lag in einem engen von Bergen umgebenen, und von zahlreichen von Fischen wimmelnden Flüssen bewässerten Thale. Die Häuser in der Stadt waren von Stein, mehrere Stockwerke hoch, und gut befestigt.

Auch diesen Ort verließen sie bald und erreichten vier Tage darauf einen breiten und tiefen Fluß, der sie aufhielt, und augenscheinlich kein anderer als der Rio Grande war. Nachdem Coronado hier vier Tage angehalten und eine Brücke über den Fluß geschlagen hatte, zog er mit seinen Truppen nordöstlich weiter durch die Wildniß, und stieß nach zehn Tagen auf einen neuen Völkerstamm. Die Indianer, mit welchen er bisher zusammengetroffen, lebten in Häusern; jetzt aber befand er sich unter den Querechos [1]), die Castanneda die Araber Amerikas nennt, welche auf den weitschichtigen, vor ihnen ausgebreiteten Ebenen wohnten, von der Jagd des Bisonthieres lebten und ihre Zelte von Thierfellen, wo es ihnen gefiel, aufschlugen; dann an die an dem Flusse gelegenen Städte herabkamen, um ihr Pelzwerk für Waaren, welche ihre weniger unstäten Nachbarn besaßen, auszutauschen. Jetzt war Quivira der Gegenstand aller Hoffnung, und nach einem langen und beschwerlichen Marsche von acht und vierzig Tagen erreichten sie die große Stadt und ihre Salzsümpfe. [2]) Hier wurde Coronado von dem nackten Könige Tartadax empfangen, dessen ganzer Reichthum in einer um seinen Nacken hängenden kupfernen Platte bestand. Nun war Coronado mit einem Male enttäuscht; da vor ihm lag die gleich einem See wogende Prairie, da waren unermeßliche Heerden von Bisonthieren, da war der wilde Bewohner der Wildniß, da waren die wirr gruppirten Zelte; allein vergebens suchte sein Blick

---

[1]) Die Apages Naqueros späterer Geschichtschreiber.

[2]) Das Quivira des Coronado scheint ein und dasselbe mit Gran Quivira zu sein, obgleich letzteres als unter dem 40° nördl. B. liegend, angegeben wird.

nach Gold oder nach Anzeichen von Reichthum. Entmuthigt und niedergeschlagen pflanzte er ein Kreuz auf und lenkte seine Schritte zur Hauptarmee zurück, die er unweit Cicuye gelassen. Ein Sturz vom Pferde und eine abergläubische, auf die Weissagung eines Sterndeuters gegründete Furcht brachten ihn nun zu dem Entschlusse, den fruchtlosen Heerzug, der jetzt schon zwei Jahre gewährt, zu beendigen. P. Padilla jedoch beschloß zu bleiben, und die Bekehrung der Indianer, die geneigt schienen, der Wahrheit Gehör zu geben, zu versuchen. Er war ein Mann voll Eifers, der dem Heerzuge sich angeschlossen, weil er nach Amerika gekommen war, um an der Bekehrung der Indianer zu arbeiten. Er war der erste Guardian des Klosters zu Tulantzenco gewesen und war eben Guardian in Tzapoclan, als er seine Wünsche erfüllt sah, und von seinem Provinzial den fünf Franziskaner-Patres, welche den Heerzug begleiten sollten, beigesellt wurde. Er faßte diesen Entschluß nicht allein; gleiche Entschlossenheit bewiesen ein Laienbruder, der, nebst einem Portugiesen, Namens Ocampo, zweien von den Franziskaner „Oblaten" und einigen christlichen Indianern von Mechoacan sich ihm anschloß. Der Name dieses Laienbruders wird verschieden angegeben; Castañeda, wie die Geschichtschreiber von Florida, nennen ihn Ludwig Escalona, während er bei den Geschichtschreibern seines Ordens Johann vom Kreuze heißt; der erstere Name scheint sein Familien-, und der letztere der bei seiner Einkleidung als Franziskaner angenommene Name zu sein. Da er in Cicuye zu arbeiten wünschte, gab ihm Coronado Führer, um ihn dahin zu geleiten, während P. Padilla und seine Begleitung mit Schafen, Mauleseln und Zuchtvieh nach Quivira zogen, um da eine kleine Niederlassung zu beginnen. Nach Einigen beabsichtigte der eifrige Pater zu einem einen Marsch von drei Monaten entfernten Volke vorzudringen, das ihm als friedlich und menschenfreundlich geschildert worden; er erreichte aber Quivira nicht. Als er nicht mehr ferne von demselben war, wurden er und seine Begleiter plötzlich von einem starken Trupp auf Raub ausgehender Indianer angegriffen. Sich der Gefahr wohl bewußt, drang er in seine Gefährten, schleunigst zu fliehen, kniete nieder und sammelte sich zum Gebete. Alle entkamen; Ocampo

erreichte nach vielen Abenteuern Tampico, und die zwei „Oblaten“ Sebastian und Lukas nebst den Indianern Mechoacan. So blieb Padilla allein der Wuth der Wilden preisgegeben: -- bald fiel er von einem Hagel von Pfeilen durchbohrt und verschied Gott dankend für die große Gunst, die Er ihm erwiesen.

So endete glorreich P. Johann de Padilla, ein Andalusier, der sich in der Provinz Granada unter die Söhne des heiligen Franziskus eingereiht hatte. Er zeichnete sich durch Frömmigkeit und Seeleneifer aus, und trug während des Heerzuges viel dazu bei, die Soldaten auf dem Wege der Pflicht zu erhalten, und die vielen in einem Feldlager so leicht erwachsenden Mißstände zu verhüten.

Ueber das Loos seines Gefährten, den er in Cicuye zurückgelassen, hat man niemals sichere Kunde erhalten. Seine Geduld, Demuth und Nächstenliebe hatten ihm die Achtung des Befehlshabers erworben, welcher dieselbe durch die ihm gezollte Ehre kund gab. Dieselben Eigenschaften hatten ihm auch in gleichem Grade die Achtung der Indianer verschafft, die sich vor ihm und seiner glühenden Beredsamkeit beugten. So ist denn kaum anzunehmen, daß er von den Bewohnern Cicuye's getödtet worden; wenn er aber doch getödtet worden ist, so geschah es wohl, indem er, wie sein Gefährte, P. Padilla, in die Hände herumschweifender Wilden gefallen sein mag, die ihn umbrachten.

P. Johann de Santa Maria, P. Franz Lopez und Augustin Rodriguez, Franziskaner,

getödtet in Neu-Mexiko im Jahre 1580.[1])

Obgleich die im Titel genannten Männer unter den in den Vereinigten Staaten gefallenen Glaubenszeugen der Zeitfolge nach nicht die nächsten sind, so ziehen wir doch vor, der Zeitordnung vorzugreifen, um örtliche Einheit zu bewahren, indem sie dem P. Padilla auf dem Pfade folgten, den er in's Flußgebiet des Rio Grande eröffnet hatte.

Den Plan zu dem nunmehrigen Heerzuge hatte Rodriguez, ein Laienbruder, entworfen. Er war zu Niebla, unweit Sevilla geboren und war, wie viele andere, in die neue Welt gekommen, um sein Glück zu suchen. Als aber Fortuna ihm nicht lächeln wollte und er zuletzt sich von der Nichtigkeit des Tandes überzeugt, den er gesucht, beschloß er der Welt zu entsagen und trat in Mexiko in ein Franziskanerkloster. Von diesem Augenblicke an war er nur auf seine eigene Vollkommenheit und das Heil seines Nächsten bedacht. Seine Bußübungen, die er selbst in seinem hohen Alter fortsetzte, waren ungewöhnlicher Art, sein Leben war ein beständiges Gebet und obgleich er nie sein härenes Hemd ablegte, geißelte er sich noch täglich mit eisernen Ketten.

---

[1]) Quellen: **Torquemada**, Monarquia Indiana, III. 624. Chronique des Frères mineurs, II. 595. **Mendoza**, Relacion de la Sina, Madrid 1589 von **de Laet** S. 266 angeführt.

In seinem heiligen Eifer fühlte er gar oft den Drang, unter die Wilden zu gehen, und nichts war ihm erwünschter, als der Auftrag, die Indianer zu Zakateca und die Chichimeca in der christlichen Lehre zu unterweisen, ein Auftrag, dessen er sich mit Erfolg entledigte. Als er aber endlich in ein im Thale von St. Bartholomäus liegendes Kloster versetzt wurde, und da von Provinzen und Städten hörte, die jenseits der Passagaten lägen, und die noch kein spanischer Fuß betreten, da entbrannte er von dem Verlangen zu diesen Stämmen zu gehen, die Gott nicht kannten. Jetzt fanden seine Vorstellungen Gehör; zwei Patres wurden zur Leitung der neuen Mission ausgewählt und der Vicekönig von Mexiko gab ihnen eine kleine Abtheilung Soldaten als Bedeckung auf dem Wege mit. Es waren die Patres Johann de Santa Maria, ein Catalonier, der in der Blüthe seiner Jugend Mönch geworden und gerade seine Studien vollendet hatte, durch Tugend wie durch Wissenschaft ausgezeichnet, und Franz Lopez, ein anderer junger Priester aus einer adeligen Familie von Sevilla, der in seinem siebzehnten Jahre zu Xeres de la Frontera in das Franziskanerkloster getreten, und ob auch noch so jung, durch seine Abtödtung ein des Rodriguez würdiger Genosse war.

Jetzt, dem Ziele seiner Hoffnungen näher als je, machte sich Bruder Rodriguez mit den Patres, zehn Soldaten und sechs mexikanischen Indianern auf den Weg, und kam, nachdem er hundert und fünfzig Stunden zurückgelegt, zu den Tiguas in Neu-Mexiko, nördlich von St. Barbara, — wahrscheinlich die Tiguex des Coronado, deren Stadt dieser vor vierzig Jahren mit Sturm genommen. Hier trat man ihnen nicht feindselig in den Weg, und von jenem Ueberfall der Spanier waren keine Spuren mehr zu finden. Die Patres trieb es nun, weiter auf dem Wege, den sie eingeschlagen, vorzubringen, allein die Soldaten, ob auch Spanier, verloren den Muth und erklärten denselben, daß wenn sie entschlossen wären, weiter vorzubringen, sie dieses allein thun müßten, sie verständen sich einmal nicht mehr zum Weiter-, sondern zum Heimmarsch. Von den Gefahren, welchen sie sich aussetzten, nicht abgeschreckt, hießen die edelmüthigen Mönche sie heimkehren, wenn ihr Muth sie verlassen,

und setzten ihren Marsch, nachdem diese abgezogen, hundert und fünfzig Stunden weiter fort. Die Einwohner der verschiedenen Städte, durch welche sie kamen, zeigten große Anhänglichkeit und Willigkeit gegen die Missionäre; und als diese von grausamen Stämmen, die weiter nach Nordwesten wohnten, hörten, so beschlossen sie, Halt zu machen, das Kreuz aufzupflanzen und eine Mission zu beginnen. Das Feld schien so weitschichtig und ihre ersten Erfolge steigerten ihre Hoffnungen zu einer solchen Höhe, daß sie sich nicht für zahlreich genug hielten, um die reiche Ernte einzuheimsen; und so kamen sie zu dem Beschluß, Einen aus ihnen heimzusenden, um den friedlichen Zustand des Landes zu melden, und bei ihren Mitbrüdern um weitere Hilfsmannschaft anzuhalten. Die Wahl fiel auf den P. Johann de Santa Maria; denn er war stark und furchtlos und so bewandert in der Sternkunde, daß er sich den Namen „Sterndeuter" erworben. Den Sternen, als Führern vertrauend, schlug er einen in gerader Richtung in das Thal von St. Bartholomäus führenden Weg ein, in der Hoffnung, dasselbe in viel kürzerer Zeit, als sie auf der Herreise gebraucht, zu erreichen. Am dritten Tage seiner Wanderung legte er sich ermüdet unter einem schattigen Baume nieder und schlief ein. Da zogen wandernde feindselige Indianer vorüber, die, als sie ihn so schutzlos sahen, leise heranschlichen, und einen mächtigen Stein auf sein Haupt warfen, das augenblicklich zerschmettert wurde, so daß er auf der Stelle verschied.

Die Andern, welche zurückgeblieben waren, setzten indeß ihr gutes Werk fort, bis eines Tages, als sie gerade den Kindern christlichen Unterricht ertheilten, die Stadt von einem benachbarten Stamme angegriffen wurde. P. Franz eilte auf den Kampfplatz und suchte sie zu beruhigen, aber vergebens: taub für seine Worte, wendeten die Angreifer ihre Wuth gegen ihn, und als sich diese immer mehr steigerte, kniete er nieder und fiel bald von einem Hagel von Pfeilen durchbohrt zum Tode getroffen.

Nun war dem Bruder Rodriguez die Führung der Mission allein überlassen; sein hohes Alter und sein gewinnendes Benehmen schützten ihn eine Zeit lang, bis die Indianer in ihm einen strengen Tadler ihrer schrecklichen Laster findend nicht lange säumten,

und ihn aus dem Wege zu räumen und ihm das Stillschweigen des Todes aufzuerlegen beschlossen. Welchen Widerstand konnte der schwache Greis ihnen entgegensetzen? er wurde ohne Mühe abgeschlachtet, und seine Mörder hielten ihr Werk nur für halb gethan, bis sie auch die christlichen Indianer, welche die Missionäre begleitet, getödtet.

Mittlerweile hatten die rückkehrenden Soldaten durch ihren Bericht die Angst des Provinzials der Franziskaner erregt, der um die Sicherheit seiner drei Religiosen besorgt, alle möglichen Anstrengungen machte, um eine Schaar zu ihrer Rettung aufzubieten. Das war nicht so leicht, da die feigherzigen Soldaten eine so schreckenerregende Beschreibung des Landes gemacht hatten, daß Niemand sich fand, der muthig genug gewesen wäre, ihnen nachzugehen. Erst zwei Jahre nachher bot Antonio de Espejo von Cordova, ein muthiger und thatkräftiger Mann, von Frömmigkeit getrieben, sich und Alles an, was er besaß, um die Missionäre aufzusuchen. Im November des Jahres 1582 brach er dahin auf, zog durch das Gebiet der Conchos, Passuagaten, Tobosen, Yumamen oder Patarabuya, die in vierstöckigen, steinernen Häusern wohnten, und erreichte endlich die Tigues. Als sie in eine von den sechzehn Städten dieses Stammes einzogen, floh das Volk, und hier erfuhren sie, daß die beiden Missionäre umgekommen.

Er versuchte die Flüchtlinge einzuholen, um sie für ihre Grausamkeit zu bestrafen, und als er das nicht bewerkstelligen konnte, rückte er eine Strecke weit in das Land vor, um es zu erforschen, denn er war nicht auf Eroberung ausgezogen, und als er die Ueberzeugung gewonnen, daß man keine bewaffnete Macht gegen ihn aufbiete, machte er sich auf den Heimweg mit der einzigen Botschaft für die Franziskaner Patres, daß ihre Mitbrüder bereits die Marterkrone gewonnen hätten.

P. Louis Cancer de Barbastro

aus dem Orden des heiligen Dominikus,

getödtet an der Westküste von Florida. 1549. [1])

Von diesen Blutzeugen der frühesten Zeiten ist mit Ausnahme einer kurzen Darstellung ihrer letzten Augenblicke nur wenig auf uns gekommen: ihr früheres, in den stillen Räumen des Klosters oder in der unbemerkten Erfüllung ihrer geistlichen Pflichten vollbrachtes Leben hat auf Erden Niemand aufgeschrieben, wenn nicht vielleicht die Klöster unserer Schwesterrepublik die Aufzeichnungen irgend eines, schon längst vergessenen Mönches enthalten.

Der nächste in der Zahl jener heldenmüthigen Männer, die mit ihrem Blute das Reich Christi verbreiteten, war P. Cancer aus dem Orden des heiligen Dominikus. Die Jünger des heiligen Franziskus hatten den Pfad eröffnet, und Niemand konnte würdiger sein, denselben zu verfolgen, als die Söhne des heiligen Dominikus, dieses milden und doch thatkräftigen und furchtlosen Gegners des Irrthums, dessen Söhne vor allen andern als die Freunde und Beschützer des Indianers in der Geschichte voranleuchten. Ihre Theologen hatten die Gleichberechtigung des rothen und weißen Mannes verkündet, ihre Sendboten hatten sich abgemüht für deren geistiges und körperliches Wohl, und vor allen andern begegnet das Auge dem vielleicht zu sehr begeisterten Las Casas, der im Rathe Karls des Fünften den weitherzigen Grundsatz aufgestellt: „Alle Völker

---

[1]) **Herrera** Decarde, 8., 5. Buch S. 112, 2. **Gomora** 45. Kap. Relation de la Floride par l'illustrissime Viceroi de la Nouvelle Espagne, apporté par **F. G. de Beteta**. In Mem. pour servir à l'histoire de l'Amerique. Paris 1841, S. 106. Ensayo Cron. 25. 26. **Garcilasso** 6. B. 22. K.

sind gleichberechtigt zur Freiheit, und keiner hat das Recht, die Freiheit des andern zu beeinträchtigen." Sein Eifer für die Eingeborenen erwarb ihm bekanntlich den ruhmreichen Titel „General-Protektor der Indianer."

Sowie die Spanier den Amerikaner mit Grausamkeiten überhäuften und denselben mordeten, ebenso trieb es ihre Landsleute, die Dominikaner und andere Religiosen, sich selbst als Sühnopfer den wildesten Stämmen darzubieten, bereit, alle Qualen und selbst den Tod um Christi willen zu leiden, um sie in seine Hürde zu bringen und durch das Opfer ihres Lebens des Himmels Strafgerichte von ihren Landsleuten abzuwenden. Das waren, wie wir bestimmt wissen, die Gesinnungen des Mannes, von welchem in dieser Erzählung die Rede ist.

Louis Cancer de Barbastro war zu Saragossa geboren. Nachdem er in den Dominikanerorden eingetreten, stand er bald im Rufe eines apostolischen Mannes und ausgezeichneten Redners. Sein einziger Wunsch war übrigens eine Indianer-Mission, und die Ernennung des P. Thomas de Casillas zum Provinzial von Chiapa und Guatemala verschaffte ihm die heiß ersehnte Gelegenheit, über das Weltmeer zu segeln.

Das erste Feld seiner Arbeiten waren die Städte Vera-Paz und Mexiko, aber bald darauf richteten sich seine Gedanken nach Florida. Florida — damals ein Land kühner Romantik, glänzender Unternehmungen, ritterlicher Wagnisse, sowie düsterer Ereignisse und unheilvoller Niederlagen, hat jetzt noch einen Dunstkreis des Wunderbaren um sich, der seine früheste Geschichte eher als ein Zaubermährchen, denn als Wahrheit erscheinen läßt.

Ponce hatte, wenn wahr ist was die Sage erzählt, vergebens die Quelle ewiger Jugend gesucht, während Narvaez und de Soto unter tausend Schwierigkeiten vorgedrungen waren, um mächtige Städte und Reiche zu finden, die sie, Irrlichtern gleich, in den Untergang lockten. Doch verbreiteten diese Heerfahrten überallhin Erzählungen von Florida, und gleich andern horchte auch P. Cancer mit lebhafter Aufmerksamkeit auf die Berichte solcher, welche das Land besucht hatten: vielleicht hörte er einen von den Missionären, welche

de Soto's unglücklichen Versuch überlebt hatten.[1]) Alle stimmten überein in Beschreibung der Schönheit des Clima's, sowie in greller Zeichnung der Wildheit der eingeborenen Stämme. Allein P. Cancer sah wohl ein, daß ihre Wildheit gegen seine Landsleute oft durch deren Grausamkeit gegen sie erregt wurde, und wies sie zurecht, wenn sie solche auf den Grund der Laster und des Heidenthums der Indianer hin zu rechtfertigen suchten, und donnerte mit einer heiligen Zornesgluth gegen ihren sogenannten verkehrten Eifer, die Indianer durch Grausamkeit zu Christen zu machen, entschlossen gleich dem berühmten Stifter seines Ordens, „von keinen andern Waffen als Geduld, Gebet und Belehrung" Gebrauch zu machen.

Von dem Wunsche beseelt, den Glauben in diesem Lande auszubreiten, theilte er sein Vorhaben den Patres Gregor de Beteta und Johann Garcia mit, die in gleicher Absicht sich bereits vorgenommen, auf dem Landwege in Florida einzudringen. Als er sie so bereit sah zur geistlichen Eroberung des Reiches, floß sein Herz voll Freude über, denn überzeugt von der Gelehrigkeit dieses Volkes durch die Aufführung von einigen Eingeborenen, welche Alvar Nunnez Cabeza de Vaca gefolgt waren, zweifelte er durchaus nicht an der Möglichkeit, dieses auszuführen. Alsbald besprachen sie sich mit einigen älteren Religiosen aus ihrem Orden und kamen endlich dahin überein, Cancer solle nach erhaltener Erlaubniß von seinen Obern nach Spanien reisen, um die nöthige Hilfe zu erhalten und einer Vereitelung ihres Projektes durch Verschub oder Gleichgültigkeit von Seite kleinlichgesinnter Beamten in den Kolonien vorzubeugen.

Er benutzte die erste beste Gelegenheit und schiffte sich Anfangs des Jahres 1547 in St. Juan de Ulloa nach Spanien ein. Die Fahrt war eine tröstliche, denn auf demselben Schiffe befanden sich der große Las Casas, Bischof von Chiapa und zwei seiner Mitarbeiter und treue Begleiter, die Patres Ladrada und Piamonte, Dominikaner wie er. Dasselbe Herzensanliegen wie dasselbe Kleid, das sie trugen, machten den Bischof von Chiapa und den Apostel

---

[1]) Zwölf hatten diesen Heereszug begleitet, von welchen neun auf dem Wege umkamen.

von Florida zu unzertrennlichen Freunden, und während der angenehmen Reise über den atlantischen Ocean zog der Letztere häufig seine neuen Freunde zu Rathe, und bei ihrer Ankunft zu Sevilla im April desselben Jahres reisten sie gemeinschaftlich nach Valladolid, wo der Hof sich damals aufhielt. Las Casas führte unsern Cancer bei Hof ein und befürwortete sein Anliegen, so daß, nachdem er seine Denkschrift unterbreitet, der Rath für Indien und König Philipp sofort beschlossen, alle ihm zur Ausführung seines edlen Planes nothwendige Unterstützung zukommen zu lassen. Und der König, dem bei seiner Frömmigkeit solch eine Unternehmung ganz gelegen kam — denn Philipp ist nach Allem doch nicht das Ungeheuer, zu dem ihn Vorurtheil und Nationalhaß gestempelt haben — willfahrte seinem Bittgesuch, und wies die Handelskammer (Casa de Contratacion) in Sevilla an, den Pater und die Religiosen, die ihn begleiten wollten, mit allem zur Reise und zur entworfenen Mission Nöthigen zu versehen, indem er ihn noch überdieß, im Falle er solches vorziehen sollte, ermächtigte, sich alles Erforderliche in Neu-Spanien zu verschaffen. Dies sagte ihm zu, da er von dem eifrigen Vicekönige Don Antonio de Mendoza in seinem Plane ermuthigt und an dessen Ausführung nicht gehindert zu werden hoffen durfte.

Das war noch nicht Alles. Cancer wirkte noch überdies ein zu Alcala de Menara am 28. Dezember 1547 datirtes an den Licentiaten Alonzo Lopez gerichtetes königliches Dekret aus, den Befehl enthaltend, jeden von den Soto gefangen genommenen und in Guatemala und Chiapa in Knechtschaft schmachtenden Eingeborenen Florida's, der Freiheit und der Heimath wiederzugeben. Dasselbe war übrigens ohne Wirkung, da die meisten von den in Chiapa befindlichen Indianern bereits freigelassen waren, und die wenigen, welche noch da waren, nicht heimkehren wollten.

Jetzt sagte P. Cancer seiner Heimath Lebewohl und erreichte bald Mexiko, wo er von P. de Beteta mit Freude empfangen wurde, und um sofort mit ihm die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Sie erhielten mit leichter Mühe alles zur Mission Nothwendige vom Vicekönig, und schifften sich bald darauf mit P. Diego de Tolosa (oder Pennalosa) und P. Johann Garcia, die sich ihnen

angeschlossen, in Vera-Cruz ein. Da sie keinen Eingeborenen von Florida bei sich hatten, hielten sie zu Havanna an, und nahmen da einen solchen, eine Frau, die in der heiligen Taufe den Namen Magdalena erhalten, an Bord. Nun segelten sie ab zu ihrer heldenmüthigen Eroberung, eine Eroberung des Friedens, der Sühne und der Liebe. Am Vorabende von Christi Himmelfahrt erreichten sie, unweit vom heutigen Tampa Bai, die Küste von Florida. Am folgenden Tage sandten sie ein Boot auf Kundschaft aus, dessen Bemannung aber beim Anblick der Indianer in Schrecken gesetzt eiligst zurückkehrte. P. Beteta wäre gerne hier gelandet, wurde aber daran verhindert. Der Hafen, in den sie einlaufen wollten, war die Bai Espiritu Santo (Oppalachee Bai), und nachdem sie einige Tage an der Küste hingefahren, ohne den Hafen zu finden, stiegen Cancer und Garcia an's Land, obschon das Schiff sechs Stunden entfernt war; sie erstiegen sogar eine Anhöhe, schliefen trotz der Gefahr auf einer Insel und untersuchten am folgenden Tage die Küste. Als sie keinen Hafen, wo Schiffe hätten landen können, fanden, kehrten sie auf ihr Fahrzeug zurück, das nun nach Tampa Bai zurückfuhr. Hier trieb es die Patres zu landen und ihre Arbeiten, welchen sie sich geweiht, zu beginnen, und zuletzt begab sich sich P. de Tolosa ans Land. Kaum war er gelandet, und auf einen Baum geklettert, als die Indianer in solcher Anzahl sich um ihn sammelten, daß P. Cancer bewogen wurde, mit einem guten Manne Namens Fuentes und mit Magdalena, ihrem Dolmetscher, herbeizueilen. Nachdem sie die Freundschaft der Indianer durch einige kleine Geschenke gewonnen, knieten Pater Cancer und seine Gefährten mitten unter den dunkelfarbigen Kindern dieser ewig grünenden Tiefebenen nieder, beteten eine Litanei und befahlen Gott das Unternehmen. Dann erklärten sie den Indianern, die staunend zusahen und von denen einige sogar gleich den fremden Ankömmlingen niedergekniet waren, den Zweck ihrer Sendung. Als man hier gefunden, daß der langgesuchte Hafen Espiritu Santo blos eine und halbe Tagreise entfernt sei, drang der Steuermann, welcher das Boot führte, auf die Rückkehr, und so machte sich Cancer, nachdem er noch einige weitere Geschenke ausgetheilt, zur Abreise bereit. Man

kam überein, den P. de Tolosa mit Magdalena und Fuentes am Lande zu lassen, während die übrigen auf das Schiff zurückkehren und dem Hafen zusteuern sollten.

Nachdem sie das Schiff erreicht, wurden die Segel sofort aufgespannt, und der Bug der Bai zugekehrt, in der sie jedoch nicht vor dem heiligen Fronleichnamstage anlangten, an welchem die Missionäre landeten, und Messe lasen. Auch hier fanden sie die Indianer freundlich gesinnt, denn während der Feier der heiligen Geheimnisse hatte sich ein neugieriger Haufen um sie versammelt. Einer aus demselben trat mit einem an der Spitze mit Federn verzierten Stabe vor und rief in gebrochenem Spanisch aus: „Freunde, Freunde, ihr seid gut, kommt hieher, kein Schwert.“ Beiderseits wurden Geschenke gemacht und darauf kehrten die Patres auf das Schiff zurück.

Mittlerweile hatte sich ein Kahn mit einem einzigen Ruderer verstohlen dem Schiffe genähert; der Fährmann stieg an Bord und begann spanisch zu sprechen; allein so unbehülflich war seine Sprache und so seltsam sein Aussehen, daß die Spanier kaum einen Landsmann in ihm erkennen konnten. Er erwies sich übrigens als einer der Ueberlebenden von de Soto's Heeresfahrt, der lange Jahre ein Sklave unter den Wilden gewesen und jetzt an deren Lebensweise so gewohnt war und seine Muttersprache so sehr vergessen hatte, daß er sich kaum darin ausdrücken konnte. Ihre neugierigen Fragen unterbrechend, warnte er sie, vor den Indianern auf ihrer Hut zu sein, und ihren Freundschaftsbezeugungen durchaus nicht zu trauen, und erzählte zu ihrer großen Bestürzung, daß weder P. de Tolosa noch Fuentes mehr am Leben, sondern daß sie, das versicherte er sie, sogleich nachdem das Schiff abgesegelt, ermordet worden seien. Die Schiffsangehörigen wollten dies nicht glauben, da doch das Volk sich so friedlich gezeigt, und die Indianer an der Bai bereits in freundlichen Verkehr mit den Missionären getreten wären und versprochen hätten, Magdalena und die beiden Spanier auf das Schiff zu bringen. Die Dolmetscherin war auch wirklich schon angekommen und hatte verkündet, daß der Missionär und sein Gefährte sich in des Caziken Hütte befänden.

P. Cancer, der für die Indianer eingenommen war, hielt solche Arglist für unmöglich, und war mehr als alle anderen geneigt, dieser Erzählung keinen Glauben zu schenken; noch kannte er sie nicht und als die Schaluppe wieder ans Land fuhr, aber aus Vorsicht eine Strecke davon beilegte, sprang er ins Wasser und watete an's Ufer. Die Indianer nahmen ihn gut auf, widersetzten sich aber seinem Verbleiben und erneuerten ihr Versprechen, seine zwei Begleiter zu bringen, wenn er auf das Schiff zurückkehre.

Bei seiner Rückkehr zum Schiffe verlangten die Matrosen stürmisch nach Neu-Spanien zurückzukehren und selbst sein Gefährte P. Beteta widersetzte sich jeder Fortsetzung des Unternehmens. Wohl zeigte sich Garcia geneigt, mit Cancer in jedwede Gefahr zu gehen, wurde aber von Beteta, der ihn schon am vorhergehenden Tage verhindert, Cancer zu folgen, wankend gemacht.

Der Missionär gerieth in eine peinliche Lage: er hatte den Plan zu diesem Unternehmen entworfen, in einem unbewaffneten Fahrzeuge der Küste von Florida sich zu nähern, und jetzt ließen ihn seine Genossen im Stich, und die Schiffsmannschaft war entschlossen, nicht länger mehr zu bleiben. Die ganze Hoffnung einer Mission hing jetzt von seiner Entscheidung ab; wohl schien die Gefahr drohend, aber noch leuchtete ein Hoffnungsstrahl vor seinem Geiste, P. de Tolosa möchte noch am Leben sein, und so beschloß er, wenn so, sich mit ihm zu vereinigen oder sein Loos zu theilen.

Ein unbedeutender Vorfall brachte ihn zu dem Entschlusse, zu bleiben; es kam ein Indianer, der ein Kreuz verlangte, dasselbe beim Empfange mit großer Ehrfurcht küßte, und als er an das Ufer kam, es Magdalena einhändigte. Auf diese Weise erkannten die Spanier ihre Dolmetscherin, denn, da sie in Indianertracht war, hatten sie dieselbe bis jetzt nicht bemerkt: man rief ihr zu, und sie wiederholte, daß ihre zwei Begleiter noch am Leben seien, eine Lüge, die ihr ohne Zweifel die Furcht eingegeben.

Am 25. Juli nahm P. Cancer, nachdem er den vorhergehenden Tag mit Briefschreiben verbracht, Abschied von seinen Mitbrüdern, und erwiederte auf alle ihre Anstrengungen, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, blos: „Dieses Werk kann nicht ohne Blut

zu Stande kommen.“ Das Boot konnte jedoch nicht an der Küste landen; ein plötzlicher Sturm trieb es zum Schiffe zurück, und auch jetzt noch baten ihn seine Mitbrüder, sein Vorhaben aufzugeben: allein sein Entschluß war gefaßt, und am folgenden Tage fuhr er abermals mit einigen Gegenständen, als Geschenke für die Indianer, in dem Boote der Küste zu. Die Matrosen fuhren nicht ganz an's Land, von dem sie kluger Weise sich eine Strecke entfernt hielten; da sprang P. Cancer in das Wasser, vermißte jedoch, noch ehe er die Küste erreichte, sein Crucifix, und bat sie, es ihm zu bringen. Keiner wollte gehen; die Eingeborenen schienen feindselig gestimmt, und forderten ihren Sklaven, auch Magdalena fehlte. Die Leute im Boote baten Cancer, zurückzukehren, allein er schlug es ab, und als der Soldat, der entronnen war, den Indianern die Ermordung der zwei Spanier vorwarf, verwies er es ihm und watete ans Land. Als er die steile Uferbank erklommen hatte, trat ein Indianer auf ihn zu, und umarmte ihn. Bald umringte ihn ein ganzer Schwarm; — man riß ihm den Hut vom Kopfe, zog ihm die Kopfhaut ab, und tödtete ihn mit vielen Axthieben, während die im Boote mit einem Hagel von Pfeilen zurückgetrieben wurden.

Als P. Cancer die ganze Größe der Gefahr vor Augen sah, kniete er einen Augenblick zum Gebete nieder und rief, als er fiel, laut die Worte: „O mein Gott!“

Seine Kopfhaut wie die seines Leidensgefährten P. Tolosa wurden in dem Tempel des Stammes aufgehängt, ihre Leichname aber von den Wilden verzehrt.

Man könnte vielleicht Cancer eines Mangels an Klugheit zeihen, allein er hatte ein Herz, das keine Arglist kannte, und für die Indianer einmal eingenommen, traute er da, wo kühlere Geister Ursache hatten zu mißtrauen. Sein Eifer, sein Edelmuth, seine Lebensverachtung und sein Verlangen, sich selbst zu opfern, um die Grausamkeit seiner Landsleute zu sühnen, verdienen unsere Bewunderung.

P. Peter Martinez

aus der Gesellschaft Jesu,

getödtet an der Ostküste von Florida. 1566.[1])

Wenige Jahre nach Cancers Tode wurde der Boden Floridas von dem Blute eines anderen Glaubensboten befruchtet. Es war dies P. Peter Martinez aus der Gesellschaft Jesu.

Die Mitglieder dieses neuen Ordens waren von seiner Wiege zu Montmartre aus, in alle Welttheile zur heiligen Eroberung der Seelen geeilt, ihr Blut und ihren Schweiß mit dem ihrer ehrwürdigen Vorläufer, der Söhne des heiligen Franziskus und des heiligen Dominikus vermischend.

Zur Zeit, wo der Orden seine Missionen in unseren Gebieten begann, war der heilige Franziskus Borgia gerade zum General der Gesellschaft erwählt worden, ein Mann, der zwei Leben gelebt, und groß in beiden einer der hervorragendsten Männer seines Zeitalters ist, ob wir ihn nun als Herzog, Vicekönig und Freund Karls des Fünften oder als Verachter der Ehrenstellen, als demüthigen Jesuit, als Obern der Missionen, General und Heiligen betrachten.

Noch immer war Florida ein Punkt, nach dem es abenteuerliche Geister gelüstete. Dem Könige von Spanien gefiel der Plan des Melendez, und er ging den heiligen Franziskus Borgia um

---

[1]) **Alegambe**, Morts illustres, p. 44. **Tanner** Soc. militans 445. **Sacchinus** Hist. Soc. Jesu, Pars 2. ad. ann. 1558, p. 71. **Garcilasso**, La Florida. Ensayo, p. 120. Hist. Flor. lib. 6. c. 22. **D'Oultreman**, Tableaux des personnages signalés de la Compagnie de Jésus, Douay 1622. **Ribadeneira** Centuria et Catalogus. **Tanner** (deutsche Uebers.) 569; **Drews**, Fasti S. J. I. 368. —

vierundzwanzig Mitglieder seines Ordens an, zur Gründung und Leitung der Missionen in diesem Lande, das man jetzt zu colonisiren beabsichtigte. Der General konnte nicht so viele entbehren, sandte aber doch zwei Priester von großer Gelehrsamkeit und gründlicher Tugend, die Patres Peter Martinez und Johann Rogel nebst dem Laienbruder Franz von Villareal mit Melendez. Rogel war zu Pampeluna und Martinez in dem Städtchen Celda in Teruel in dem Bisthume Saragossa am 15. Oktober 1533 geboren.

Schon in seiner frühen Jugend hatte er das Gelübde der Keuschheit abgelegt und faßte während seiner Studien den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu weihen. Der Erfolg in seinen Studien — mit zwanzig Jahren schon erhielt er sein Diplom in der Philosophie — wie seine Blutsverwandtschaft mit dem Cardinal-Erzbischof von Toledo eröffneten ihm eine verführerische Aussicht auf Beförderung im geistlichen Stande. Da traf es sich, daß er mit vier seiner Mitschüler, die auf dem Wege nach Valencia waren, um da um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu nachzusuchen, zusammentraf, denselben Entschluß faßte, und seltsam genug der einzige war, der angenommen wurde. Er wurde im Herbste des Jahres 1553 von dem Pater Hieronymus Nadal, zur Zeit Visitator in Spanien, in die Gesellschaft aufgenommen.

Nun setzte er zu Valencia in der Gesellschaft seine theologischen Studien fort, und predigte, weil bereits Diakon, öfters in dieser Stadt; ein solches Amt dürfte für einen so jungen Mann wohl Arbeit genug scheinen, allein er war auch zu gleicher Zeit Minister des Hauses. Dann ward er Rector zu Vallisoleta, wo er nicht weniger Beschäftigung hatte, was aber nicht über seine Kraft und seinen Eifer ging, denn, sagte er, ich bin bereit, nicht blos zwei, sondern zweihundert Aemter zu übernehmen, wann immer der Gehorsam mir dieselben auferlegt.

Nachdem er in der Nähe von Valencia seine Fastenübungen gehalten, wobei sich seine Sorge für die Armen und Kinder wie seine Liebe zur Armuth in einem ungemein hohen Grade kund gegeben, wurde er nebst dem P. Peter Domeneccus und einem Laienbruder erwählt, um die Flotte, welche damals gerade zu einer Ex-

pedition gegen die Staaten der Barbarei ausgerüstet wurde, zu begleiten.

Martin Cordova, Graf von Alcandeta, der Befehlshaber der Expedition, hatte nemlich einige Patres für seine Truppen verlangt, und so begaben sich die erwählten Patres ohne Verzug im Jahre 1558 nach Murcia, wo sie bis zur Abfahrt der Flotte hinreichende Beschäftigung hatten.

Endlich segelte die Flotte ab. Als sie aber Oran erreichte, waren so viele von den Soldaten krank, daß die Spitäler selbe kaum fassen konnten, und ganz gegen ihren Willen hieß sie der Graf bei den Kranken zu bleiben. Die Armee zog gegen Mostagane, wo sie vom Feinde umzingelt und zusammengehauen wurde; die Wenigen, welche dem Blutbade entrannen, wurden zu Gefangenen gemacht. Als die Kunde von dieser Niederlage nach Spanien gelangte, dachte man, die Patres seien umgekommen, und verrichtete die üblichen Gebete für ihre Seelenruhe.

Mittlerweile ließ P. Martinez mit seinen Gefährten Tag und Nacht den Kranken in den Spitälern alle Sorgfalt angedeihen, und nicht bloß die, welche sein Amt erheischte, sondern auch jede andere; denn er konnte sich zu allen, selbst den niedrigsten im Haushalte vorkommenden Diensten bequemen, was ihm noch überdies sehr gut anstand.

Bei seiner Rückkehr aus Afrika wurde er nach Toledo gesandt, und hielt die Fastenpredigten zu Escalonella und dann zu Concha; sein Wirken war da, wie in andern Orten, äußerst erfolgreich, seinen beständigen katechetischen Unterweisungen der Kinder und Unwissenden, seiner eindringlichen Beredsamkeit und seinen außerordentlichen Bußübungen vermochte man nicht zu widerstehen. Um von diesen seinen Arbeiten auszuruhen, wurde er auf sein eigenes Ansuchen nach Alcala gesandt, um in der Küche auszuhelfen, damit er so an jede Lebensweise sich gewöhnen und in der Demuth begründen könnte.

In wie weit ihm dieses geglückt, ergibt sich aus seinem letzten Briefe an den heiligen Franziskus Borgia am Vorabende vor seiner Abreise nach Florida. In der Freude, die seine Seele bei

der Aussicht erfüllte, „bald etwas in einem fernen Lande für Den leiden zu dürfen, der einen blutigen Schweiß und einen bittern Tod für uns auf sich genommen", bedauert er nur, daß er nicht mehr unmittelbar unter einem Obern stehen könne, und drückt in aller Demuth seine Beängstigung aus bei dem Anblicke des geringen Fortschrittes, den er, wie es ihm scheine, nach so vielen im Ordensstande verbrachten Jahren und bei so vielen Heiligungsmitteln gemacht.

Das war der Führer der kleinen Schaar von Missionären, welche am 28. Juli des Jahres 1566 zu San Lucar auf einer kleinen zur flamändischen Flotille gehörigen Fahrzeuge sich einschifften. Ihre Fahrt über den atlantischen Ocean wurde durch nichts gestört, bis sie Florida fast in Sicht hatten; da zerstreute plötzlich ein Sturm das Geschwader, und während die übrigen Schiffe südwärts steuerten, wurde die kleine Barke der Missionäre, die nicht so leicht als die spanischen Fahrzeuge zu leiten war, nach der entgegengesetzten Richtung getrieben. Am 14. September sahen sie sich ungefähr zehn Stunden von der Küste entfernt, ohne zu wissen, wo sie waren. Ohne Karten und Lootsen, da sie sich einzig auf die andern Schiffe verlassen, konnten sie sich jetzt über ihre Lage in keiner Weise vergewissern. Man sah sich somit genöthigt, eine Abtheilung an's Land zu schicken, um wo möglich Erkundigungen über die spanischen Niederlassungen einzuziehen; als es aber darauf ankam, wer gehen sollte, hielten alle zurück, keiner wollte sich an eine Küste wagen, die schon so manchen Spaniers Grab geworden. Zuletzt verstanden sich einige Flamänder dazu, den Versuch zu wagen, wenn P. Martinez sie begleiten wolle. Auf der Stelle sprang er in's Boot und mit ihm Flores, ein Spanier, und fuhr mit den Flamändern der Küste zu. Sie erreichten diese bald, hatten aber kaum Zeit, sich an dem Orte umzusehen, als der Himmel sich plötzlich mit Wolken überzog und ein anderer Windsturm daher brauste, der sie unter ein Obdach trieb, wo immer sie eines finden konnten. Als der Sturm vorüber war, schauten sie vergebens nach der Barke aus, die in die hohe See getrieben und außer Stand zurückzukehren, endlich vor Cuba Anker geworfen, den Missionär mit seinen Gefährten allein an der Küste zurücklassend.

Da faßte sie Alle namenlose Betrübniß und die tiefste Niedergeschlagenheit; der Tod grinste ihnen in's Antlitz; sie hatten die Barke ohne Nahrung und Compaß und ohne alle Mittel mit den Eingeborenen, wenn sie welche treffen sollten, zu unterhandeln, verlassen, hatten aber bisher noch keine lebende Seele erblickt. P. Martinez allein ließ sich durch das Mißgeschick nicht beugen, er sprach ihnen Muth ein, indem er ihnen Hoffnung gab, daß das Schiff bald zurückkommen werde, und machte sich daran, Wurzeln und Kräuter zu sammeln, die sie dann kochten und so wenigstens den nagenden Hunger stillten. Nachdem sie so zehn Tage in Furcht und Hoffnung zugebracht, gaben sie der Verzweiflung Raum und beschlossen, ihrem Boote sich anzuvertrauen und sich nach Rettung umzusehen. Sie fuhren eine Strecke weit einen benachbarten Fluß hinauf, als sie aber kein lebendes Wesen trafen, fuhren sie wieder an die See herab und folgten der Küste bis zu einem anderen Fluße; da gerieth ihr Boot auf den Grund, und ehe sie es wieder flott machen konnten, brach die Nacht herein, die sie auf dem Lande zubrachten. So wie der Morgen graute, brachen sie auf, um den Ort zu untersuchen, und fanden in einem benachbarten Fichtenwäldchen mehrere Hütten, sahen aber bloß eine menschliche Person, die bei ihrer Annäherung floh. Sie gingen jedoch in die Hütten, und fanden in einer derselben einen großen Fisch, von dem sie die Hälfte sich aneigneten, einige Gegenstände dafür zurücklassend, um die Eingeborenen von ihrer freundlichen Gesinnung zu überzeugen; dann kehrten sie, P. Martinez an der Spitze, der ein Cruzifix hoch empor hielt (denn so waren sie bisher vorgerückt), zu ihrem Boote zurück, und stärkten sich ein wenig, zum ersten Male seit dem Verschwinden des Schiffes. Am folgenden Tage wurden sie von den Eingeborenen besucht, die, als sie aus ihren Zeichen abnahmen, daß sie Hunger hätten, alsbald eine Ladung Fische holten, wofür sie P. Martinez, so gut er konnte, durch einige kleine Bilder, die er zeichnete, entschädigte.

Vermöge der guten Stimmung der Eingeborenen überzeugt, daß sie nicht mehr weit von den spanischen Niederlassungen sein konnten, fuhren sie nun abermals die Küste entlang. Da sie, wo immer sie anhielten, freundlich aufgenommen wurden, verschwand

allmählig ihre Furcht vor Gefahr. Endlich erfuhren sie von einem uralten Indianer, über dessen schneeweißes patriarchalisches Haupt wohl mehr als hundert Winter hingezogen, daß der Gegenstand ihres Suchens, die steinernen Hütten ihrer Landsleute, gerade über dem dritten Fluße von seinem Dorfe lägen. Voll freudiger Hoffnung stach die kleine Schaar abermals in See und kam, nachdem sie zwei kleine Flüße und die an ihrer Mündung liegenden Dörfer passirt, zu der kleinen Insel Tacatucuru. Da fanden sie vier Männer mit Fischfang beschäftigt, und da einer derselben augenblicklich davon lief, hielt es P. Martinez für unklug, zu landen. Die Flamänder aber gaben seinem Rathe kein Gehör und landeten, ihn im Boote zurücklassend. Aengstlich richtete er sein Auge dahin, wo der Indianer verschwunden war; wenige Augenblicke und er sah seinen Verdacht begründet, eine Schaar von vierzig mit Bogen und Pfeilen bewaffneter Indianer stürzte dem Ufer zu. „Vater, Vater," rief Florez, sein treuer Gefährte, das sind keine Zeichen von Freundschaft, laß uns abstoßen." Der Missionär aber hing nicht so sehr am Leben, wohl sah er die Gefahr ein, sah aber auch, daß die am Ufer in noch größerer Gefahr schwebten. Er rief sie zurück und wartete, bis alle im Boote waren; dann stießen sie ab, allein es war schon zu spät: zwölf Indianer sprangen in das Boot, nahmen P. Martinez und zwei seiner Begleiter in ihre kräftigen Arme, schleppten sie in's Wasser und an's Ufer; die übrigen entkamen unter einem Hagel von Pfeilen, und mußten, einmal aus dem Bereiche, zu ihrer großen Betrübniß sehen, wie P. Martinez in Folge ihres Ungehorsames hingeschlachtet wurde. Als dieser heiligmäßige Mann fast leblos von der ihm angethanenen Gewaltthätigkeit das Ufer erreichte, sammelte er all seine Kraft, und hob, sich auf die Kniee werfend, seine Hände zum Himmel empor; in dieser betenden Stellung streckte ihn ein heftiger Schlag mit einer Keule leblos nieder.

Nach ein Paar Stunden schon trafen seine betrübten Gefährten mit des Melendez Leuten zusammen, die nicht weniger bekümmert waren, als die, für welche der Missionär, bei dem Versuche sie zu retten, getödtet wurde. Was das Unglück noch größer machte,

war der Umstand, daß es sich bloß fünf Stunden von San Matteo, wo heutzutage St. Augustin steht, ereignete.

Sein Todestag ist nicht bekannt; allein der Orden feiert ihn am 28. September. Er war der erste Jesuit, der in das Gebiet der Vereinigten Staaten kam, und einen edleren Pionier als ihn konnte man nicht wählen. Streng gegen sich selbst, freundlich und gefällig gegen Jedermann, stets die niedrigsten Dienste und demüthigendsten Beschäftigungen suchend, obgleich er ein Profeßmitglied des Ordens und wegen seiner Talente und Tugend fähig war, die höchsten Stellen zu begleiten, Kreuz und Leiden liebend, und von solch einem ernstlichen Verlangen nach dem Martertode beseelt, daß fast seine letzten Worte an den heiligmäßigen und berühmten Franziskaner P. Lobo zu Sevilla waren: „O Pater Lobo, wie sehne ich mich, mein Blut bei den Wilden in Vertheidigung des Glaubens zu vergießen und die Küsten von Florida mit demselben zu befeuchten!" — Dies war die Tugend dieses wahrhaft apostolischen Mannes. —

P. Johann Baptist Segura, P. Louis de Quiros,

und die Laienbrüder

Gabriel Gomez, Peter de Linares, Sancho Zevallo, Johann Baptist Mendozo, Christopher Redondo und Gabriel de Solio,

aus der Gesellschaft Jesu.

1570.

Die vorhergehende Erzählung zeigt uns, wie der erste Versuch einer Jesuiten-Mission durch den Tod des P. Martinez frühzeitig vereitelt wurde. Auf die Nachricht von diesem unerwarteten Schlage gingen seine Gefährten, P. Rogel und Bruder Villareal nach Havaña, und verlegten sich da, als Vorbereitung auf die Mission, auf das Studium der indianischen Sprache, bis sie neue Weisungen aus Europa erhielten.

Der heilige Franziskus Borgia hatte die geistliche Eroberung von Florida noch immer im Sinne, und als Melendez, der nunmehr Gouverneur von Cuba geworden war, ihn um Vermehrung der Missionäre ersuchte, lieh er ihm ein williges Ohr, erhob Florida zu einer Vice-Provinz des Ordens, und als nun Melendez wieder aus Spanien absegelte, um seine neue Stelle einzunehmen, gab er ihm den P. Johann Baptist Segura, welchen er zum Vice-Provinzial von Florida ernannt, mit drei andern Patres mit, [1]) um

---

[1]) Quellen: **Alegambe**, 62. **Tanner** (deutsche Ausg.) 574—6, **Drews**, I, 144—165.

das Werk, welches durch den Tod von P. Martinez unterbrochen worden war, neuerdings fortzusetzen.

P. Segura war zu Toledo geboren, trat als Student der Theologie am 9. April 1566 zu Alcala in die Gesellschaft Jesu, und ward später Rector zu Vallisoleta. Der heilige Franziskus Borgia, der ihn gut kannte und ihn wegen seiner Tugend und seinen persönlichen Verdiensten überaus hoch schätzte, erwählte ihn zu diesem wichtigen Unternehmen. Am 13. März 1568 schiffte er sich mit seinen Gefährten in St. Lucar ein, und erreichte nach einer glücklichen Fahrt am 19. Juni die Küste von Florida; da aber Melendez die Niederlassung durch den rachesüchtigen Gourges zerstört fand, segelte er nach Havaña zurück. P. Segura, der sich blos so lange aufhielt, als hinreichend war, um die Kolonie zu besuchen und das Jubiläum zu verkünden, schloß sich ihm an und ließ den P. Dominikus Paez zurück, um die Ansiedler zu versehen. Nachdem er nur mit genauer Noth dem Schiffbruch entronnen war, erreichte er zur großen Freude des P. Rogel Havaña. Der Vice-Provinzial hielt sofort Berathungen mit den bereits auf dem Platze befindlichen Missionären, und man kam zu dem Beschlusse, in Havaña eine Schule für Erziehung von Indianerknaben unter der Leitung der, bei den Cubanern in großer Achtung stehenden P. Rogel und Bruder Villareal zu eröffnen.

Nachdem dieses zur Zufriedenheit Aller geordnet war, kehrten Segura und seine Gefährten nach Florida zurück, und nahmen in der Provinz Carlos ihre Posten ein; sie predigten auch in Tocobaga, und hatten eine Station in der Provinz Tegneste; da sie aber Dolmetscher gebrauchen mußten, hatten ihre Predigten nur wenig Erfolg. Sie verlegten sich nun mit Ernst auf die Erlernung der Sprache, aber da zeigten sich neue Hindernisse; das Volk ward mißtrauisch und hinterging sie bei ihrem Versuche, Wörterbücher zusammenzusetzen so sehr, daß sie davon abstehen mußten. Zuletzt kamen sie auf den Gedanken, daß die Eingebornen sie wegen den, in ihrer Nähe befindlichen, spanischen Besatzungen mit scheelen Augen ansähen, und beschlossen, sich von den Soldaten zu trennen und über die vor ihnen liegenden Provinzen zu zerstreuen.

Nochmals erneuerten sie ihre Anstrengungen, aber ohne sichtliche Zunahme der Neubekehrten; doch trotzdem verließen sie das unfruchtbare Feld noch nicht. Pest und Seuche hatten das Land verwüstet; Nahrung war kärglich. Da theilten die Patres Korn unter die Indianer aus, allein selbst dieses bewirkte keine Aenderung. Nun versuchten sie es mit einem neuen Plane; sie suchten dieselben zu überreden, in Dörfer sich zu sammeln und kleine Landstriche zu bebauen: sie versahen sie mit den dazu nothwendigen Ackerwerkzeugen; allein die Flatterhaftigkeit dieser Naturkinder behielt die Oberhand; sobald die Lebensmittel zu Ende gingen, verließen sie ihre Lehrer, sowie ihre kleinen Landgüter. Sie hatten den Missionären blos so lange zugehört, als sie hofften, Nahrung zu bekommen, und mit dieser Hoffnung schwand auch ihre Neigung, die Worte der Wahrheit zu hören.

Da gedachte Segura, ganz entmuthigt, ein so wenig verheißendes Feld eine Zeit lang zu verlassen, und sich unterdessen auf die Erziehung der Kinder zu verlegen, die sie ihm, — sein einziger Erfolg, — anvertraut hatten. Er kehrte somit nach Havaña zurück, und rief auch den P. Rogel von Oribe oder St. Helena, wo er stationirt war, zurück, mit der Weisung, die in Saturibe und Tacatacuru gesammelten Indianerknaben mit sich nach Havaña zu bringen.

Kaum waren sie alle von ihren verschiedenen Posten herbeigekommen, als sie Briefe von ihrem General, dem heiligen Franziskus Borgia erhielten, welcher sie ermahnte, auf der Florida-Mission auszuharren, sollten auch ihre Arbeiten Anfangs von geringem Erfolge begleitet sein. Zu ihrer Unterstützung bei einem neuen Missionsunternehmen bot sich ihnen nun ein Hilfsgenosse von außergewöhnlichem Character in der Person des Don Luis de Nelasco an, Herrn von Vasallos, mit welchen pomphaften Titeln man den Bruder des Caziken Axacan in Florida ausgezeichnet hatte. Dieser Häuptling war freiwillig einigen Dominikanern von Florida nach Mexiko gefolgt, wo er erzogen und in der christlichen Religion unterrichtet wurde. Seine Talente und Fähigkeiten machten ihn bald so allgemein beliebt, daß der Vicekönig selbst sein Taufpathe wurde, und er folglich dessen Namen erhielt. Im Jahre 1566 besuchte er

mit einigen Dominikanern Florida und kam dann von da mit Melendez nach Spanien. Er hatte einige andere Eingeborene von Florida bei sich, und entweder war er ein ausgemachter Heuchler, was, nach Allem was er gethan, kaum wahrscheinlich ist, oder es wurde ihm von diesen seinen indianischen Gefährten ein Haß der Weißen eingeimpft, der ihn zu den furchtbarsten Verbrechen hinreißen sollte.

Nach einem einjährigen Aufenthalte in Spanien suchte er bei Seiner Katholischen Majestät um die Erlaubniß nach, sein Heimathland besuchen zu dürfen, indem er, um solche desto eher zu erhalten, als guter Christ zu handeln und, so viel von ihm abhänge, bei der Bekehrung seiner Unterthanen, ja aller Stämme in diesem Reiche hilfreiche Hand zu bieten versprach. Der heilige Franziskus Borgia, noch immer voll heiligen Verlangens, dieses Land zu bekehren und den Versprechungen des Herrn von Vasallos Glauben schenkend, wählte als Hilfsgenossen der bereits in die Mission gesandten Jesuiten den P. Luis de Quiros, aus Xeres de la Frontera in Andalusien nebst den zwei Laienbrüdern Gabriel Gomez von Granada und Sancho de Zevallos von Medina de Rioseco.

Bei ihrer Ankunft brach der Vice-Provinzial sofort nochmals nach seiner Mission auf und erreichte am 13. September 1570 mit Don Luis, P. Quiros und seinen Gefährten glücklich Axacan. Von seinen Mitbrüdern in Havaña hatte er den Laienbruder Peter Linares und die Novizen Gabriel de Solis, Christopher Redondo, Johann Baptist Mendez, nebst einigen indianischen Jünglingen, die in Havaña erzogen worden, mitgenommen.

Obgleich die Heimath von Luis tief im Binnenlande lag, traten sie doch sogleich ihren Marsch an, ohne Bedeckung, obgleich es bei dem verwüsteten Zustande des Landes, das seit sieben Jahren der Fluch der Unfruchtbarkeit getroffen, und bei dem Mangel an Lebensmitteln klüger gewesen wäre, sich den Verkehr mit einem spanischen Posten offen zu halten. Sie wünschten übrigens von den Ansiedlern sich fern zu halten, und drangen so durch Sumpf und Morast vorwärts, ihr Gepäck auf ihren Schultern tragend. Bald gingen ihre Lebensmittel aus, und das veränderte Benehmen des

Don Luis erregte Verdacht; nachdem sie eine Zeit lang, in der Hoffnung, bald ein Dorf zu erreichen, von Wurzeln und Kräutern gelebt, machte er ihnen zuletzt den Vorschlag, in ein, blos anderthalbe Tagreisen entferntes Dorf gehen zu wollen, um Hilfe zu holen. Wohl war es noch nicht lange, daß sie sich auf den Marsch gemacht, allein schon waren sie doch so weit von den Ansiedelungen ihrer Landsleute entfernt, daß an eine Rückkehr nicht zu denken war; es blieb ihnen also nichts übrig, als die Rückkehr des Don Luis abzuwarten, vor dessen kaltem Benehmen sie sich bereits zu fürchten anfingen. Die Reise ohne Führer weiter fortzusetzen, war nutzlos, und so schlugen sie eine Hütte in der Wildniß auf und verzierten sie, so gut sie konnten, zu ihrer zeitweiligen Kapelle; da der Hunger gewaltig an ihnen nagte, mußten sie fast den ganzen Tag verwenden, Nahrung zu suchen, und da sie nach und nach sich immer weniger auf diese ihre Nahrungsquellen verlassen konnten, beschlossen sie, nachdem sie mehrere Tage vergebens auf die Zurückkunft von Don Luis gewartet, nach ihm zu schicken, um ihn zu bitten, sich mit der Hilfe zu beeilen. Ihre Boten wurden mit Versprechungen abgefertigt, und weder diese noch die zum zweiten Male abgesandten erhielten, was sie verlangten. In dieser äußersten Verlegenheit richteten sie inbrünstige Gebete zu Gott, um eine Aenderung in des Abtrünnigen Herzen zu erwirken, und beschlossen zuletzt, nachdem sie vier lange Monate in banger Erwartung zugebracht hatten, eine dritte Gesandtschaft abzusenden und den letzten Versuch zu machen, sein verhärtetes Herz zu erweichen. P. Quiros wurde vom Vice-Provinzial dazu erwählt, und ihm die Brüder de Solis und Mendez als Begleiter beigegeben. Diese machten sich nun, im Vertrauen auf das Gebet der Zurückgebliebenen, auf den Weg und erreichten bald das Dorf, wo sie Don Luis fanden, der allerlei Entschuldigungen für seinen Aufenthalt vorbrachte, und sie noch immer durch Versprechungen hinzuhalten suchte; als sie aber hoffnungslos wieder umkehrten, fielen der Abtrünnige und sein Stamm mit aller Wuth über sie her, und ermordeten sie am Eingange des Dorfes. P. Quiros fiel zuerst, das Herz von einem Pfeile durchbohrt, und darauf seine zwei Begleiter. Dieses trug

sich zu am 4. Februar des Jahres 1571 an einem Sonntage. [1]) Ihre Leichname wurden der Kleider beraubt und verstümmelt. Unterdessen schwebte die zurückgebliebene kleine Schaar in grausam banger Erwartung oder sehnte sich vielmehr nach dem Tode, der zu gewiß war, um sie noch etwas Anderes hoffen zu lassen. Nach Verlauf von vier Tagen kam der Apostat endlich mit seinem Bruder und einer großen Schaar Indianer. Das geistliche Gewand des P. Quiros, das seine dunkelbraune Gestalt einhüllte, brachte ihnen die Kunde, daß der Pater und seine Gefährten bereits die Krone errungen, nach der sie verlangten. Wohl wußte Don Luis, daß sie keine anderen Waffen als einige Beile hatten, um Holz zu fällen, das war Alles, womit sie sich vertheidigen konnten. Sofort verlangte er dieselben, und erhielt sie; denn weit entfernt von dem Gedanken, sich zu vertheidigen, knieten P. Segura und seine Gefährten ruhig nieder, um den Todesstreich zu empfangen. Dieser ließ nicht lange auf sich warten; auf ein Zeichen von Luis fielen die Indianer über sie her, und blos einer aus der ganzen Gesellschaft entging dem Blutbade, Alonso, einer von den indianischen Knaben, der von einem Bruder des Don Luis erkannt und gerettet wurde. Allein der Abtrünnige strebte ihm nach dem Leben, und so ließ sein weniger grausamer Bruder ihn entrinnen. Er erreichte bald darauf die spanischen Niederlassungen und sein Bericht ist die einzige Quelle, aus der die Erzählung vom Tode dieser Missionäre geschöpft ist; wegen seiner Anhänglichkeit an den Glauben verdient er übrigens, daß wir sein Zeugniß annehmen.

Nach seinem Bericht wurde das Gepäck der Missionäre sofort geöffnet, und Bibel, Breviere, Meßbücher und selbst die heiligen Gefäße auf gottesräuberische Weise entehrt, aber nicht ungerächt; denn als einige um ein Crucifix sich rissen, ohne Zweifel in der Absicht an demselben, von dem Apostaten angefeuert, ihre heidnische Wuth auszulassen, wurden drei derselben todt zu Boden gestreckt. Da, bei dieser augenscheinlichen Heimsuchung Gottes, erfaßte Schrecken den Don Luis, der eiligst ein großes Grab machen ließ, seine

---

[1]) Ribadeneira sagt: „am Sonntag nach Mariä Lichtmeß."

Opfer darin begrub, und einem Jeden derselben ein Crucifix auf die Brust legte. Es ist zu bedauern, daß eine so außergewöhnliche Thatsache nicht in einer mehr authentischen Form auf uns gekommen ist, allein diese Züchtigung steht nicht im Widerspruch mit den Strafgerichten, welche Gott der Herr auch in unseren Tagen für die Entweihung seiner heiligen Gefäße verhängt hat.

Ehe noch Alonso St. Elena erreichte, wo P. Rogel wieder mit P. Sedeño war, hatte der letztere, ängstlich besorgt um den Vice-Provinzial, dessen Stillschweigen er sich nicht deuten konnte, den Bruder Gonzales nebst mehreren Spaniern abgesandt, um über den Stand der Mission Erkundigungen einzuziehen. Diese kamen denn auch bald an Ort und Stelle. Luis suchte, indem er einige Indianer in die Kleider der erschlagenen Missionäre hüllte, die Spanier in eine Falle zu locken, allein diese waren auf ihrer Hut, nahmen mehrere, die sich zu ihnen heran gewagt, gefangen, und tödteten sie später, als es sich erwies, daß sie bei dem Blutbade eine Hauptrolle gespielt.

Zwar versuchte P. Rogel, sie zu retten, konnte aber blos einen Aufschub erhalten, um sie zu unterrichten und zu bekehren. Luis entkam.

Von dieser Schaar von Missionären wissen wir weiter nichts als die bezüglich des P. Segura angeführten Thatsachen; einige derselben waren Novizen, die gerade das Ordensleben begonnen; andere waren Brüder und nur zwei waren Priester: ihre beste Lobrede aber besteht darin, daß diese ihre Mission dem heiligen Franziskus Borgia so sehr angelegen war, und daß er alle, welche in dieselbe gesandt wurden, selbst gewählt; und wenn wir bedenken, mit welcher Sorgfalt er Missionäre für auswärtige Länder wählte, mit welch' heißem Gebete er des Himmels Leitung bei einer Wahl erflehte, von welcher das ewige Heil von Tausenden abhängen mochte, können wir versichert sein, daß diese Martyrer in ihrem Heimathlande ein solches Leben geführt, daß sie diese Krone verdienten, zu der sie berufen worden.

Nie wurden ihre Leichname aufgefunden; wohl wollte P. Rogel, sobald Alonso ihm das Geheimniß ihres Sieges mitgetheilt, auf alle

Fälle hin zu ihrer Begräbnißstätte eilen; allein Melendez ging nicht darauf ein, und so konnte er das bereits erwähnte Crucifix sich verschaffen, welches im Collegium zu Guayala aufbewahrt wird.

P. Rogel, der Gründer der ersten Indianer-Schule in den Vereinigten Staaten, starb zu Veracruz im Jahre 1618 durch Tugend und Wissenschaft ausgezeichnet.

Bruder Villareal starb in Mexiko am 8. Januar 1599, ein Mann des Gebetes, durch seine Sorgfalt für kranke Indianer und die Gabe der Thränen ausgezeichnet. Stets führte er im Munde: „Gelobt sei Jesus Christus." — Drews I. 58.

Die Patres

Peter de Corpa, Blas de Montes, Michael de Aunnon, Antonio de Badajoz und Franziskus Velascola,

aus dem Orden des heiligen Franziskus,

getödtet an der Küste von Florida. 1597.

Die Söhne des heiligen Dominikus und des heiligen Ignatius hatten den Boden Florida's mit ihrem Blute bewässert, und jetzt eilten die Jünger des heiligen Franziskus auf dieses Feld, um die Palme, welche sie bereits im Westen errungen, auch an der atlantischen Küste zu gewinnen.

Im Jahre 1592 wurden sie zu dieser Mission eingeladen, und der Commissär für Indien, P. Bernardin von San Cebrian sandte, gerührt von dem verlassenen Zustande Florida's, den P. Johann de Silva mit zwölf andern Franziskanern dahin, und unter diesen auch den P. de Corpa; diese Mission stand unter einem Custos, gewöhnlich dem Guardian von St. Christoph in Havaña.

Es scheint, daß diese Missionäre sofort Arbeit fanden, da P. Silva, nachdem er den P. Franziskus Marron zum Obern in Florida bestellt, nach Spanien zurückkehrte und im folgenden Jahre eine neue Schaar von zehn Priestern und einen Laienbruder, der aber später zum Priester geweiht wurde, von dort nach der neuen Welt brachte. Unter diesen befanden sich, mit Ausnahme de Corpa's, alle Patres, deren Martertod wir beschreiben werden. Sie landeten zuerst zu Havaña, von wo sie nach einem kurzen Aufenthalte sich an den Ort ihrer Bestimmung begaben, und dem P. Marron, ihrem Obern, zur Verfügung stellten.

Florida war damals in einem so ungeordneten Zustande, daß ihre Dienste sofort in Anspruch genommen wurden. In vielen Theilen des Landes hatten die Indianer eine so feindselige Stimmung angenommen, daß die Spanier in einer Art Belagerungszustand in ihren Forts sich eingeschlossen hielten.

Um die Aufrührer in der Provinz Guale[1]) zu beruhigen und ihre Missionsarbeiten dort zu beginnen, wurden die Patres Peter de Corpa, „ein ausgezeichneter Prediger,“ Michael de Aunnon, Franziskus de Velascola und Blas de Montes vom Custos abgesandt; und furchtlos wagten sich diese Männer allein und unbewaffnet unter die Wilden, während der spanische Soldat sich nicht erkühnte, aus seinem Fort zu gehen. Sie hatten keine anderen Waffen als das Kreuz, keinen Schild als ihre heiligen Absichten und doch blieben sie am Leben; und nicht nur fügten ihnen diese aufrührerischen Indianer keine Unbild zu, sondern ließen sich auch durch sie für den Frieden mit ihren Landsleuten gewinnen. Hier wirkten sie zwei Jahre und bekehrten eine große Anzahl von Eingeborenen, trotz der Schwierigkeiten, die sich ihnen in dem Aberglauben und dem zügellosen Leben des Indianers entgegenstellten.

Der größte Stein des Anstoßes war die allgemein hier herrschende Vielweiberei, und obwohl sie in ihren Anstrengungen, dieselbe abzuschaffen, erfolgreich waren, zogen sie sich doch dadurch den Haß zu, der zu den furchtbaren Auftritten führte, die wir beschreiben werden.

Anfangs war Alles ermuthigend für die Missionäre; gar Manche liehen ihr Ohr den Lehren derselben und entsagten, von der Wahrheit überzeugt, ihren Weibern und Götzen; bald war das Missionskreuz in jedem Dorfe aufgepflanzt, und um dasselbe versammelte sich der Stamm, bis eine Kapelle erbaut war, des Morgens und Abends, um zu beten, zu singen oder den Lehren des Paters zu lauschen.

Eine ihrer ersten Sorgen war die Uebersetzung des Katechismus

---

[1]) Die Amelia-Insel, Madeore.

in die Sprache der Jamassen, was der P. Pareja,[1]) der lange Zeit in Florida gearbeitet, übernahm, und zu Stande brachte. Diese, das erste Werk in irgend einer unserer indianischen Sprachen, verließ bald darauf die Presse; ein diesem ähnliches schrieb der berühmte Brebeuf später im Norden. Ob das erstere noch vorhanden, wissen wir nicht.

Keine von allen den bis jetzt versuchten Missionen schien fester begründet als diese; gar Manche von den Jamassen ließen sich bei den Spaniern und auf dem den Missionären angewiesenen Lande nieder, während die Ansiedler Geld aufbrachten, um die Patres in den Stand zu setzen, passende Kapellen zu errichten.

So verflossen zwei Jahre friedlicher Arbeit bis zum September des Jahres 1597. Unter vielen Anderen hatte P. de Corpa den Sohn des Cazifen von Tolemato[2]) bekehrt, mußte aber zu seiner großen Betrübniß sehen, wie derselbe nach kurzer Dauer seines Glaubenseifers wieder in alle seine früheren Ausschweifungen sich stürzte, so daß er selbst die Heiden darin überbot. Nach vielen vergeblichen Mahnungen und Vorstellungen unter vier Augen verwies ihm der Missionär öffentlich sein lasterhaftes Leben. Rasend vor Zorn über die Beschimpfung verließ der junge Häuptling das Dorf, und hatte bald in einem benachbarten Orte einen Haufen Unzufriedener gesammelt, die sich nun zu einem Kriegszuge bemalten und schmückten, in der Nacht nach Tolemato zurückkehrten und sich leise zur Kapelle schlichen, deren schwache Thüren ihr Vordringen nicht aufzuhalten vermochten. Sie drangen hinein — der Gottesmann kniete eben vor dem Altare im Gebete, und hier erschlugen sie ihn. Ein einziger Schlag mit einer Streitaxt streckte ihn leblos zu Boden. Nun warteten die Mörder den Tag ab, und als er anbrach, erfüllte Schrecken und Betrübniß die Indianer des Dorfes beim Anblicke ihres gemordeten Seelenhirten; allein der junge Häuptling versammelte sie um sich, und hielt eine listige Rede an sie.

---

[1]) Er war aus Mexiko und starb in seiner Geburtsstadt am 25. Januar 1628.

[2]) Heut zu Tage der Gottesacker von St. Augustine-Madeore.

Sich zuerst auf ihren Nationalstolz berufend, erklärte er ihnen, daß er den Mönch erschlagen, weil er sich in ihre altherkömmlichen Gebräuche gemischt, und dann sich an ihre Befürchtungen wendend, hieß er sie, sich zu rüsten, um der Rache des Gouverneurs zu begegnen; es sei jetzt zu spät, um ihn zu besänftigen, und da er nun einmal für diesen einen Mönch eben so Rache nehmen würde, wie für Tausende, bleibe ihnen nichts anderes übrig, als zusammenzustehen, alle die Mönche zu ermorden und die spanischen Niederlassungen anzugreifen. So nur würden sie wieder frei werden von der Tyrannei dieser Männer, die sie an ein einziges Weib bänden, die sie aller ihrer Genüße beraubten, die sie den Kriegspfad zu verlassen hießen, sie entmannten und beständig sie mahnten und tadelten.

Das gewann ihm die große Mehrheit der Indianer. Man schnitt P. de Corpa's Kopf ab, und pflanzte ihn auf einem Speere über dem Thore auf, während man seinen Körper den Vögeln der Luft zum Fraße vorwarf. Dann stürmten sie auf Topoque los, ein indianisches Lager am Cano de la Leche bei St. Augustine, wo Blas de Montes eine Kapelle zu Ehren Unserer lieben Frau erbaut hatte. Sie langten dort an, ehe er von dem Aufstande Kunde bekommen, brachen in die Kapelle, sagten ihm, daß sie den P. Corpa ermordet und entschlossen seien, sie alle hinzuschlachten, und hießen ihn, sich zum Tode bereiten. Er bot alle Beweggründe auf, um sie von ihrem so schändlichen Plane abzubringen, der mit ihrem Verderben enden müsse, drang in sie, in sich zu gehen, und erbot sich, alles ihm nur immer Mögliche aufbieten zu wollen, um ihnen Verzeihung für das Vergangene zu verschaffen. Keine Antwort erfolgte — rings um ihn düsteres Schweigen. Da sah er, daß Alles fruchtlos sei und bat sie, ihn vor seinem Sterben noch die heilige Messe lesen zu lassen. Es mag seltsam scheinen, aber seine Worte hatten sie so für ihn gewonnen, daß sie ihm dieses gewährten. Er legte das Meßgewand an und begann mit der Feier der heiligen Geheimnisse, die an und für sich Ehrfurcht gebietend, durch die Verhältnisse, unter welchen sie gefeiert wurden, nur noch Ehrfurcht gebietender wurden. Ein zum Tode verurtheilter Priester, der zum letzten Male das makellose Lamm opferte, um, wenn er das Opfer vollendet, selbst

geopfert zu werden! Ach! könnten wir doch in die Stimmung von P. Blas uns versetzen, wenn wir Messe hören! Wie ganz anders würden wir uns betragen in dem Hause Gottes! würden wir nur jedes Mal daran denken, daß dieses das letzte Mal sein könne, wie innig würden wir uns mit dem täglich für uns dargebrachten göttlichen Opfer vereinigen! P. Blas las die heilige Messe mitten unter seinen Henkern, die auf dem Boden der Kapelle herum lagen — ach! ganz anders als seine eifrigen Neubekehrten, die er so oft hier versammelt hatte, und die jetzt von Schrecken ergriffen, ihn nicht zu retten wagten. Aengstlich warteten die Rebellen auf das Ende des heiligen Opfers, bald hastig sich erhebend, bald hin und her gehend, bald da und dort lauschend, bald ihre Waffen rüstend, aber treu ihrem gegebenen Worte, ohne den Priester zu unterbrechen. Jetzt aber ist er zu Ende; — er tritt vom Altar herab und kniet am Fuße desselben nieder. Schon im nächsten Augenblicke war dieser mit des Blutzeugen Hirn bespritzt. Die Mörder warfen seinen Leib auf ein nahes Feld und stürmten eilig weiter, gleichsam als wollten sie durch Schnelligkeit die verlorene Zeit einbringen.

Zunächst ging es nach der Insel Guale. Von Topoque aus hatten sie einen Boten an den Caziken dieser Insel geschickt, die Mönche zu tödten oder aber sich selbst zum Sterben zu bereiten. Der Häuptling sandte den Boten zurück, entschlossen, die Missionäre wegzuschicken, und seine Rettung seinem eigenen Geschicke zu überlassen. Er sandte somit einen Knaben an P. Michael Aunnon, der mit P. Antonio de Badajoz in dem Dorfe Asopo,[1]) wo eine Kapelle stund, stationirt war; er warnte sie vor der Gefahr und bot ihnen ein Boot, Lebensmittel und einen Führer an, um sie in die Niederlassung zu bringen. Der Knabe richtete aber aus irgend einem Grunde, der nicht bekannt ist, den Auftrag nicht aus, sondern kehrte bald zurück und sagte dem Caziken, daß die Patres es nicht glauben wollten, und sich geäußert, die Indianer wären zu friedlich gestimmt, um sie zu tödten.

[1]) Nach de Lant lag Asopo zehn und eine halbe Stunde von St. Helena, 32° 30′ nördl., wahrscheinlich die jetzige Insel Ossibaw, in der Grafschaft Bryan, — allein das Asopo, welches hier gemeint ist, ist ein Dorf auf der Insel Guale. —

Darüber staunend sandte der Häuptling am folgenden Tage und den Tag nachher denselben Boten, erhielt aber immer, wie er annahm, dieselbe Antwort von den Patres. So gingen die kostbaren Augenblicke verloren. Am dritten Tage langten die Empörer an, und wollten, als sie fanden, daß er die Mönche nicht ermordet, ihre Drohung an ihm ausführen; allein es glückte dem Häuptling, sie zufrieden zu stellen. Jetzt eilte der Häuptling selbst zur Kapelle, traf da P. Aunnon und sagte ihm, daß Alles verloren sei, und daß, hätten sie seinem Rathe gefolgt, er und seine Mitbrüder jetzt in Sicherheit wären. Bestürzt fragte ihn der Missionär, welchen Rath er ihm denn gegeben; bei dieser Frage ward ihm freilich Alles klar. Als der vortreffliche Häuptling den ganzen Sachverhalt erfahren, ward er untröstlich, allein die Patres baten ihn, sich nicht zu bekümmern, es sei einmal der Wille Gottes, daß sie sterben sollten, und sie schätzten sich glücklich, für Gott und sein heiliges Wort zu sterben; sie hätten nur noch eine Bitte an ihn, ihre Leichname zu beerdigen. Das versprach er ihnen mit Thränen in den Augen, und floh dann, sich, wenn auch unschuldig, für die Ursache ihres Todes haltend, in die Gebirge, um da denselben zu beweinen, und um nicht bei einem Verbrechen gegenwärtig sein zu müssen, das er nicht verhüten konnte, nämlich bei der Ermordung von zwei heiligen Männern, die er dringend bat, seiner im Gebete eingedenk zu sein.

Nachdem er weggegangen, las P. Aunnon Messe und reichte seinem Gefährten, Antonio de Badajoz, das heilige Abendmahl. Noch hatten die Indianer die Kapelle nicht erreicht, und so knieten Beide am Fuße des Altares nieder. Nur wenige Augenblicke heißen, stillen Gebetes waren ihnen gegönnt — da stürzen die Mörder herein, strecken zuerst Badajoz mit einem Keulenschlage und dann Aunnon mit zweien leblos nieder, — und entfernen sich dann, die Leichname liegen lassend, wie sie gefallen waren. Sie weilten nicht lange im Dorfe, und sobald sie abgezogen, kehrte der Cazike zurück, und begrub mit seinem Volke die Martyrer am Fuße eines hohen Kreuzes, das P. Aunnon im Felde aufgerichtet hatte. Da ruhten ihre Leichname bis zum Jahre 1605, wo die Franziskaner wieder auf die

Insel kamen, dieselben erhoben und an einem „geziemenden Orte,“ wie die Chronik sagt, beisetzten.

Nach der Ermordung der Patres Aunnon und Badajoz zogen die Aufrührer nach dem Dorfe Asao, um den P. de Velascola zu tödten. Er war aus Castra Urdiales, ein vollkommenes Muster eines guten Religiosen, gelehrt, demüthig, die Armuth liebend, aber auch thatkräftig und fest, was ihm bei den Indianern einen ungewöhnlichen Einfluß verschaffte. Als die Mörder Asao erreichten, sahen sie sich zum ersten Male getäuscht, denn Velascola war abwesend. Da es ihnen aber an ihm, als dem Hervorragendsten der Missionäre, viel lag, beschlossen sie, seine Rückkunft abzuwarten, da er nicht lange abwesend bleiben konnte. Als die Zeit zu seiner Rückkehr gekommen, verbarg sich eine Schaar in einem Rohrdickicht, und bald sahen sie seinen Kahn herankommen. Sobald er landete, gingen zwei oder drei auf ihn zu, und der gute Pater eilte ihnen, nichts Böses ahnend, entgegen, wurde aber augenblicklich von ihnen ergriffen, während die Uebrigen mit furchtbarem Geheul aus ihrem Hinterhalte sprangen, und mit Keulen und Aexten über ihn herfielen, und so auf ihn zuhieben, daß in einem Augenblicke sein Geist bei Gott war.

Die Kapelle des P. Avila in Ospa ward nun zunächst angegriffen. Als er die Mörderbande herannahen hörte, gerieth er in Angst und entfloh, ward aber eingeholt und zurückgebracht. Kurz nachher, als die Indianer die Kapelle plünderten, entwich er nochmals und verbarg sich in einem Rohrdickicht, wo er sich sicher glaubte. Allein die Indianer verfolgten ihn, und der Mond ward sein Verräther. Sie schoßen einen Hagel von Pfeilen auf ihn, von welchen ihn drei trafen, und einer durch seine Schultern drang. Jetzt war alle Hoffnung auf Entkommen vorüber, und schon wollten sie ihn tödten, als einer aus ihnen die Uebrigen bat, es nicht zu thun, da er sein Gewand zu haben wünsche. Sein geflickter und abgetragener Habit rettete sein Leben. Nun zogen sie ihn aus, banden ihn an einen Pfahl und führten ihn in ein benachbartes heidnisches Dorf, wo er als Sklave verkauft ward. Er litt sehr an seinen Wunden, die nicht verbunden wurden, und ward durch schlechte Behandlung und knappe Nahrung bald an den Rand

des Grabes gebracht. Als Sklave mußte er die schwersten und niedrigsten Arbeiten thun, wie Holz hacken, pflügen, graben und kochen. In diesem seinem verlassenen Zustande war seine einzige Zuflucht das Gebet, welches alle die Qualen, die er litt, linderte, und ihn auf noch größere Prüfungen vorbereitete; denn nachdem er ein Jahr in der Sklaverei gelebt hatte, beschlossen die Indianer, sich seiner, als einer Bürde, durch den Tod zu entledigen.

Schon war sein Todestag angebrochen; er wird an den Pfahl gebunden, schon sind die Reisbündel um ihn aufgehäuft, und die Wilden bereit, im Triumph um ihr Opfer zu tanzen. Sein Loos schien besiegelt, denn er hatte das Geschenk des Lebens verächtlich und entrüstet von sich gewiesen, als man es ihm anbot unter der Bedingung, daß er seinem Heilande entsage, den er stets verkündet, sich zu ihrem Götzendienste bekenne, und in ihrem Stamm heirathe.

Jetzt schien alle Hoffnung verschwunden; schon sollte der Holzstoß angezündet werden, da ersuchte ein altes Weib von großem Ansehen den Caziken, ihn am Leben zu lassen. Sie hatte einen Sohn, der zu St. Augustine gefangen war, und verlangte den Missionär, um durch ihn seine Loskaufung zu erwirken; ihre Bitten wurden von vielen, in deren Herzen des P. Avila heldenmüthige Geduld und Ausdauer Bewunderung und Hochachtung hervorgerufen, unterstützt. Allein der Cazike war sehr feindselig gegen ihn gestimmt und es bedurfte der dringendsten Bitten, um ihn zu bewegen, seinen Mordplan aufzugeben. So wurde der Martyrer abermals vom Tode gerettet, und nachdem er noch eine Zeit lang gefangen gehalten worden, wurde er mit einer Abtheilung Indianer nach St. Augustine gesandt, um die Auswechselung zu Stande zu bringen. Das geschah sofort und auf diese Weise wurde P. Avila, — freilich durch rohe Behandlung so entstellt, daß selbst seine besten Freunde ihn nicht mehr erkennen konnten, noch einmal seinen Landsleuten zurückgegeben.

Kehren wir jedoch zur Zeit seiner Gefangennahme zurück. Nach Zerstörung seiner Kapelle waren die Aufrührer, welche ihn gefangen genommen hatten, verstärkt worden, und beschlossen nun, von ihrem

Erfolge aufgeblasen, die Insel St. Peter *) mit vierzig Kriegs-Piroguen anzugreifen, und die daselbst befindlichen Religiosen, wie den ihnen feindlich gesinnten Caziken zu ermorden. Als sie aber, schon jubelnd ob ihres unausbleiblichen Sieges, gegen die Insel herabkamen, sahen sie eine Brigg im Hafen liegen. Es war bloß ein unbemanntes Fahrzeug, das den Patres Lebensmittel gebracht hatte, allein seine Erscheinung erfüllte sie mit Bestürzung, und während sie sich noch berathschlagten, was sie jetzt thun sollten, griff sie urplötzlich der Cazike von St. Peter an, brachte ihnen eine furchtbare Niederlage bei, und kehrte im Triumphe zu den Religiosen, die er gerettet hatte, zurück.

---

*) Der jetzige St. Mary-Fluß hieß früher St. Peter, und die Insel ist wahrscheinlich die Cumberland-Insel.

Gilbert dü Thet,

aus der Gesellschaft Jesu,

von den Engländern getödtet auf der Mount-Desert-Insel im Staate Maine. 1613. [1])

Die vorhergehenden Notizen sind einzig und allein spanischen Glaubensboten gewidmet, welche in ihren Anstrengungen, den Glauben rings um die Niederlassungen ihrer Landsleute zu verbreiten, den Martertod starben. Jetzt zog eine andere katholische Nation in's Feld. Ihre Religiosen, Herolde der Sittigung und des Glaubens, rückten von dem atlantischen Ocean unweit der Mündung des St. Lorenz bis zu den großen Seeen vor, theilten sich dann, und folglen dem Laufe des Mississippi bis zu seiner Mündung, oder setzten, nach Westen dringend, über die große Gebirgswand und sammelten die Indianer des Columbia um sich her. Das sind die französischen und belgischen Missionäre aus den französischen Colonieen, für deren lange und erfolgreiche Arbeiten noch heut zu Tage Denkmale Zeugniß geben, welche die Zeit nicht zerstören konnte, obschon die Macht Frankreichs da in Vergessenheit gerathen ist. Ein Theil unseres Staatengebietes, von Massachusetts, wo Franzosen, die Schiffbruch gelitten, den Glauben verkündeten und Elliot den Weg bahnten, bis Süd-Carolina, wo die Jesuiten und Franziskaner Spaniens arbeiteten und bluteten, ist den Missionen Frankreichs und Spaniens fremd geblieben; dessenungeachtet pflanzte die

---

[1]) **Champlain**, Ausgabe vom J. 1603, S. 98, Buch 3, Kap. 1. — **Jouvency** Hist. Societatis Jesu, lib. XV, part. V. p. 324. De Lant, Nov. orbis, p. 59. **Charlevoix**, Bd. 1. Buch 3. Rel. 1646, S. 37. **Bressani** Breve relazione.

katholische Kirche auch hier das Kreuz auf. Englische Pilgrime, die in den Wildnissen Amerika's Befreiung von der zu Hause sie bedrückenden Verfolgung suchten, gründeten die Ansiedelung von Maryland, wo englische Jesuiten, nachdem Einkerkerung, Verfolgung und Mißhandlung über sie ergangen, einen Mittelpunkt gründeten, von dem der Glaube nach allen vier Weltgegenden in der großen Republik sich ausbreitete.

Frankreich hatte seinen Colonisations-Plan mit den Reisen von Verrazani im Jahre 1523 und derjenigen Cartier's im Jahre 1534 begonnen. Gegen Ende dieses Jahrhunderts wurden Versuche gemacht, Niederlassungen zu gründen, aber ohne Erfolg. Diejenige, welche zuerst Dauer versprach, war die von Herrn de Mons zu Port-Royal in Neu-Schottland gegründete, und als dieser im Jahre 1607 seine Rechte auf Port-Royal an den Sieur de Potrincourt abtrat, ersuchte der König von Frankreich, Heinrich IV., den Provinzial der Jesuiten, P. Coton, um einige Mitglieder seines Ordens für die Bekehrung der Eingeborenen, mit dem Versprechen, ihm zwei Tausend Livres zu Bestreitung der Kosten auszusetzen. P. Coton erkor den P. Peter Biart aus Grenoble zum Apostel von Neu-Frankreich. Er begab sich nach Bordeaux, um die Abreise Potrincourts abzuwarten, kehrte aber, als dieser keinerlei Anstalten machte, sein neues Besitzthum zu besuchen, wieder zurück. Erst nach drei Jahren segelte er ab, und als Biart ihn zu begleiten wünschte, rieth er ihm ab und versprach ihm, sobald er seine Colonie begonnen und im Stande sei, Missionäre aufzunehmen, ihn durch seinen Sohn Biencourt abholen zu lassen. Der Missionär mußte sich fügen, und ein weiteres Jahr ging verloren. Als endlich Biencourt anlangte, sandte der Provinzial, P. Christoph Balthasar, den P. Biart in Begleitung des P. Edmund Masse aus Lyon nach Dieppe. Sie waren mit Allem, was zu einer Mission nothwendig war, ausgerüstet, da der jetzt regierende König das Versprechen seines Vaters erfüllte, und ihnen fünfhundert Kronen hatte auszahlen lassen, während die Frau von Sourdis und die Marquise de Guercheville sie reichlich mit Kirchensachen, Meßgewändern u. s. w. versahen. Zum dritten Male aber wurde die Mission vereitelt; das Fahrzeug, auf dem sie sich

einschiffen sollten, war zum Theil das Eigenthum calvinistischer Kaufleute, welche den Jesuiten die Ueberfahrt verweigerten, wenn anders sie ihnen nicht ihren Antheil an Schiff und Ladung abkauften. Da zogen sich die beiden Patres in das Collegium von Eu zurück, und wandten sich an ihre Gönnerin, die Marquise von Guercheville. Obgleich die Königin selbst sich ihrer Sache annahm, ging doch der Fanatismus dieser Männer so weit, daß die Freunde der Missionäre genöthigt wurden, viertausend Livres aufzubringen, um diese Handelsleute auszukaufen, blos um zwei Missionären zu ermöglichen, über das Weltmeer zu segeln. Und nicht genug — die Fanatiker machten sogar von diesem Opfer, zu dem sie dieselben genöthigt, Gebrauch zu neuen Verläumdungen. Die Frau von Guercheville hatte den Antheil nicht für sich selbst, sondern nur nothgedrungen gekauft, übertrug ihn aber, als sie die Bosheit Potrincourts und seines Sohnes inne ward, auf die Missionäre als Fond zu ihrem Unterhalte, um so der Colonie nicht zur Last zu fallen. Allein kaum war das geschehen, als jene ein Zeter-Geschrei erhoben, die Jesuiten seien Handelsleute geworden. Wer immer die Sache, wenn auch nur oberflächlich, untersucht, wird, wenn anders seine Glaubensregel ihn nicht verpflichtet einen Jesuiten stets im Unrecht zu finden, mit Champlain übereinstimmen, der da sagt, daß die Handlungsweise der Missionäre ebenso vollkommen mit ihrer Würde als mit Vernunft und gesundem Menschenverstand im Einklang gewesen.

Nachdem die Hindernisse auf diese Weise entfernt waren, schifften sie sich am 26. Januar 1611 mit Biencourt ein; derselbe fuhr aber nicht direkt nach Port-Royal, sondern an der Küste entlang, so daß sie da erst am 16. Juni 1611 ankamen. Während dieser langen Reise hatten die Patres viel wegen Mangel an Nahrungsmitteln zu leiden, obschon sie Biencourt Geld zum Ankauf von solchen gegeben hatten. Bei ihrer Ankunft in Port-Royal traf Potrincourt Vorbereitungen zur Rückkehr, und verließ einen Monat nachher die Colonie, welche er unter den Befehl seines Sohnes, eines zwanzigjährigen Jünglings, stellte. Durch seine schlechte Verwaltung, wie durch die zwischen ihm und Robert Gravé, dem nächstfolgenden Besitzer derselben, bestehenden Zwistigkeiten wurde die Colonie fast

ganz zerstört. Zwar wurden diese Streitigkeiten durch die Vermittlung der Missionäre beigelegt, doch konnten ihre Anstrengungen, Frieden zu stiften und zu erhalten, die feindselige Gesinnung des jungen Mannes gegen sie nicht ändern; er verweigerte ihnen ihre Rationen als Priester, und als sie den ihnen als Theilhaber an dem Handel zukommenden Antheil verlangten, drohte er, sie peitschen zu lassen, und ließ sie ohne jedwede Unterstützung. P. Masse, der sich in ein indianisches Dorf begeben hatte, um die Sprache der Eingeborenen zu lernen, ward krank, und durch Mangel an Pflege und Nahrungsmittel an den Rand des Grabes gebracht, während P. Biard nicht viel weniger zu leiden hatte. Mehrere Monate lang lebten Beide von Wurzeln und Eicheln; und fuhren trotz der üblen Behandlung, die ihnen von Biencourt und seiner Schiffsmannschaft zu Theil ward, fort, diesen alle Dienste der Nächstenliebe zu leisten, und als die Hungersnoth bei Allen sich fühlbar machte, bauten sie sogar ein Boot und fuhren auf den Stock-Fischfang aus, um die Colonie zu erhalten.

Mittlerweile hatte Frau Guercheville, von mehreren Freunden bedeutende Beisteuern zu diesem Zwecke erhalten und Potrincourt den Antrag gestellt, ihm einen Theil seines durch den königlichen Freibrief gewährten Besitzthumes abzukaufen; als sie sich aber mit ihm nicht verständigen konnte, so beschloß sie, in einer ganz anderen Gegend eine Missions-Colonie zu gründen. So sehr lag ihr die Bekehrung der Indianer am Herzen. De Mons trat ihr alle Rechte, die er noch von seinem Freibriefe hatte, ab, und nebstdem verschaffte sie sich vom Könige ein Patent auf die ganze vom St. Lorenzstrom bis Florida reichende Küste, mit Ausnahme des Theiles, welcher im Besitze Potrincourts war.

Nachdem der Entschluß zu dieser neuen Ansiedelung gefaßt war, wurde La Saussaye mit dreißig Personen, unter welchen Handwerker mit ihren Familien waren, in einem mit allem Nöthigen ausgerüsteten Schiffe abgesandt, um mit der Colonie den Anfang zu machen. Auf diesem Schiffe, das Honfleur am 12. März 1613 verließ und La Heve in Neu-Schottland am 16. Mai desselben Jahres erreichte, befanden sich auch der P. Quentin und der Laien-

bruder dü Thet, welche aber mit demselben wieder nach Frankreich zurückzukehren beabsichtigten. Bei ihrer Ankunft in Port-Royal fanden sie blos fünf Personen in dem Orte; Biencourt war mit den Uebrigen weggezogen, um Nahrungsmittel aufzutreiben. La Saussaye hatte einen Brief von der Königin, die noch immer für das Unternehmen der Frau Guercheville war, an Biencourt mit der Weisung, die Jesuiten zu Port-Royal mit La Saussaye ziehen zu lassen, welcher der Befehlshaber Hebert nachkam.

Sodann segelte er mit ihnen nach der Mount-Desert-Insel an der Mündung des Pemetegöunt oder Penobscot. Der Lootse brachte sie auf die Ostseite der Insel, wo die Patres landeten, Gott dankten und ein Kreuz aufpflanzten, an dessen Fuße sie die heilige Messe lasen, und so eine Missions-Ansiedelung unter dem Namen „Saint-Sauveur" gründeten. Da versammelten sie sich des Morgens und Abends zur Messe und Vesper, bis eine Kapelle gebaut war. Ein Fort und Wohnhäuser wurden sofort errichtet; allein noch hatten sie nicht viel Land geklärt und angebaut, als ein Sturm sich erhob, welcher alle ihre Hoffnungen zu Nichte machte. Die Engländer, welche damals eine Ansiedelung in Virginien gegründet, sandten gewöhnlich Fahrzeuge auf Fischfang an eine etwa fünfzig Meilen von der Mount-Desert-Insel entfernten Station. Im Jahre 1613 verließen zehn solche Fahrzeuge Virginien unter Bedeckung eines bewaffneten Schiffes, das unter dem Befehle des berüchtigten Argal stand, der gerade von einer seiner Schandthaten, dem Raube von Pocahontes zurückgekehrt war. Ein Sturm trieb sie an ihrer Station vorbei an die Mündung des Penobscot; als sie da landeten, um Nahrungsmittel zu bekommen, erfuhren sie, daß auf der Mount-Desert-Insel Weiße seien. Argal ahnte sogleich, das sei eine neue französische Colonie und beschloß sofort, sie zu überfallen. Er segelte somit nach St. Sauveur; die Franzosen vertheidigten sich trotzdem, daß sie unversehens angegriffen worden und mit Argal's Schiff es nicht aufnehmen konnten, wie auch an Zahl ihm nicht gewachsen waren, mannhaft, mußten aber, da sie keine Kanonen hatten, und dazu noch vertheilt waren, indem viele von ihnen sich eben auf dem Festlande befanden, nach kurzem Kampfe die Waffen strecken.

Beim ersten Feuer wurde der Laienbruder Gilbert dü Thet tödtlich verwundet, und, sobald das Schiff sich ergeben, von den Patres an's Land getragen. Nach andächtigem Empfang der heiligen Sacramente starb er des folgenden Tages mit großem Gleichmuth und frommer Ergebung. Die Missionäre begruben ihn am Fuße ihres Kreuzes und begannen dann auf sich selbst und die Mission zu denken, welche so oft vereitelt worden und jetzt vollständig zerstört war.

Nachdem der Seeräuber Argal das französische Schiff genommen hatte, kam er an Bord, ging an de Saussayes Koffer, nahm ihm seinen Bestellungsbrief weg und drohte, als dieser Offizier solchen nicht vorzeigen konnte, ihn als Seeräuber hängen zu lassen und schritt dann zur Theilung der Beute. Durch die Vorstellungen des P. Biard besänftigt, that er ihm aber kein Leid an. Dann verfügte er über die Gefangenen; dem P. Masse nebst dreizehn andern überließ er eine kleine Schaluppe, um, so gut sie könnten, Port-Royal zu erreichen, während P. Quentin auf einen Fischereiposten ging, um da ein französisches Schiff abzuwarten, und P. Biard mit einigen andern nach Virginien gebracht werden sollten, um von dort nach Hause geschickt zu werden. Auf diese Weise erreichte P. Masse La Heve, während die übrigen von Argal nach Virginien mitgenommen wurden, wo der Gouverneur Dale, ebenso gewissenlos als Argal, sie auf seine Vorstellungen als Seeräuber hinrichten lassen wollte. Als er aber den wahren Sachverhalt erfuhr, sandte er Argal mit allen seinen Gefangenen sofort wieder zurück, um alle französischen Ansiedelungen zu zerstören. Argal ermangelte nicht, den Befehl zu vollziehen; er zerstörte St. Croix und Port-Royal, und pflanzte zu St. Sauveur an der Stelle des Kreuzes, das er niederriß, die englische Flagge auf. Auf seiner Rückkehr nach Virginien wurde das Schiff, das die Jesuiten trug, glücklicherweise durch einen Sturm von den andern getrennt. Unterdessen waren Dale und Argal auf die Erklärung eines Franzosen, Biard sei ein Spanier, übereingekommen, sie bei ihrer Ankunft tödten zu lassen. Diese ließen aber vergebens auf sich warten; Capitain Turner, der das Schiff befehligte, auf welchem die Patres waren, mußte zusehen, wie eines von den englischen Schiffen mit seiner ganzen Bemannung

versank, und wurde selbst nach vielen Mühsalen an die Azoren getrieben. Jetzt fingen die Dinge an, sich bedeutend zu ändern, es konnte nicht lange dauern, daß Offiziere einer katholischen Regierung das Schiff untersuchten, und eine Sylbe von den Jesuiten hätte dem englischen Seeräuber eine Strafe erwirkt, die er nur zu wohl verdient; das wußte er und sich auf ihre Gnade angewiesen sehend, bat er sie um Verzeihung für sein früheres Verfahren, und flehte sie an, ihn nicht zu verrathen und ihre Persönlichkeit nicht zu entdecken. Sie gaben ihm ihr Wort und er erfuhr, daß Katholiken dasselbe Ketzern sogar gegen ihr eigenes Interesse halten können.

Das Schiff erreichte nun bald England; und nicht lange darauf war Argal selbst genöthigt, in den Milford-Hafen einzulaufen, wo er ohne Papiere, um sich auszuweisen, blos durch die Vermittlung der Patres der Gefangenschaft entging. Das Gerücht von ihrer edlen Handlungsweise gegen die zwei Kapitaine verbreitete sich weit und breit und gelangte sogar bis nach London, wo es dem französischen Gesandten zu Ohren kam. Sofort wurden die Missionäre freigelassen und erreichten nach einer neunmonatlichen Gefangenschaft ihr Collegium zu Amiens.

So endete der erste Missionsversuch in den französischen Colonien; wahrscheinlich hatte kein Unternehmen jemals mit mehr Unglück zu kämpfen. Der Erfolg der Anstrengungen der Missionäre waren die Taufe von dreißig Kindern und einigen Erwachsenen, unter welchen Mamberton, der greise Sogamore zu Port-Royal der bedeutendste war. Er war ihr erster Freund, und ganz natürlich auch der erste, den sie bekehrten. Ein Autmoin oder Medizin-Mann und der schändlichen Sklaverei Satans überdrüßig, hatte er um so williger die Wahrheit angenommen; allein die Hoffnungen, welche sie auf ihn gesetzt, wurden vereitelt, denn bald streckte ihn eine Krankheit aufs Todbett hin, und wenn sie auch den Trost hatten, ihn so fromm sterben zu sehen, daß er selbst seinem letzten Wunsch entsagte, bei seinen Verwandten begraben zu werden, hatten sie doch den Verlust eines Freundes zu beklagen, der ihrer jungen Mission wichtige Dienste leisten sollte. P. Masse aber setzte seine Studien und Arbeiten dort fort, während P. Biard die Canibos und andere

Abenaqui=Stämme an der Mündung des Kennebek besuchte. Auch er drang, unerschrockener als P. Masse, in das Innere der Mount=Desert=Insel vor. Auf dieser Reise trug sich etwas Sonderbares zu: Als er einem Dorfe sich näherte, vernahm er ein furchtbares Geschrei und Heulen. Er geht in's Dorf und findet die Indianer in zwei Reihen aufgestellt und zwischen ihnen einen Vater, der sein sterbendes Kind auf seinen Armen hält. Bei jedem Seufzer des kleinen Dulders erhob er ein wildes Geschrei, das von Allen wiederholt wird. Der Missionär geht sofort auf den Vater zu, und fragt ihn, ob er sein Kind getauft zu haben wünsche. Schweigend legt er dasselbe in die Arme des Missionärs — der übergibt es La Motte, dem Lieutenant von La Saussaye, und läuft, um Wasser zu holen. Dann, ehe er die Taufe vollzieht, kniet er nieder und bittet den Allmächtigen, ein Zeichen seiner Macht zu geben und gnädig seinen Diener anzusehen vor den Augen dieses blinden, aber gelehrigen Volkes, tauft dann das Kind und legt es in der Mutter Arme. Diese preßt es an ihre Brust und zu ihrem Erstaunen und ihrer Freude zugleich trinkt es wieder an derselben. Voll staunender Bewunderung blicken die Indianer auf die Fremdlinge und geben ihre Stimmung kund, sie als des Himmels Boten aufzunehmen.

P. Biard kehrte nicht mehr nach Neu-Frankreich zurück. Er starb am 17. November des Jahres 1622 zu Avignon, als ein frommer und gelehrter Missionär allgemein betrauert. Zur Zeit seines Todes war er Feldcaplan, und vorher Professor der Theologie zu Lyon. P. Masse kam im Jahre 1625 wieder aus Frankreich zurück, und wurde vier Jahre darauf abermals als Gefangener nach England gebracht, kehrte jedoch im Jahre 1633 noch einmal nach Canada zurück und wirkte von da an bis zu seinem am 12. Mai des Jahres 1656 erfolgten Tode, segensreich fort.

P. Sebastian,

aus dem Orden des heiligen Franziskus von der Barfüßerreform.

1623.[1])

Dieser Glaubensbote kam vor Hunger und Erschöpfung auf seinem Wege von Miscou nach Port-Royal um; er war Mitglied der Mission der Barfüßer an dieser Küste vom Jahre 1619 bis 1623. Dieser ausgezeichnete Ordensmann hatte drei Jahre an der Bekehrung der Indianer gearbeitet, als er auf besagte Weise in der Wildniß seinen Tod fand. Die Nachricht seines Todes gelangte nach Quebec im Jahre 1623. Das ist Alles, was wir über diesen Missionär auffinden konnten.

---

[1]) Siehe **Le Clerq**. (Vol. I. Ch. 8.)

P. Nikolaus Viel und P. Wilhelm Poulain
aus demselben Orden der Barfüßerreform.
1625.

Wir konnten über diese beiden Ordensmänner weiter nichts auffinden als die zwei Thatsachen, welche uns veranlaßt haben, ihre Namen in dieses Verzeichniß aufzunehmen. Der Erstere war einer von den ersten Barfüßern, welche in die canadische Mission, die im Jahre 1615 jenem unter dem Namen „Barfüßer“ bekannten Zweige der großen Franziskaner-Familie anvertraut worden, ausgesandt wurden. Es waren die Patres Dionysius Jamet als Commissär, Johann d'Olbeau, Joseph le Caron und der Laienbruder Pacificus du Clessis, der jedoch bald in fremder Erde ruhen sollte. Fast augenblicklich nach ihrer Ankunft begab sich P. le Caron zu den Huronen und hatte da, obgleich gut aufgenommen, doch Vieles zu leiden. Voll Eifer begab er sich zu einem nach dem alten französischen Worte, das Tabak bedeutete, „Petunen“ genannten Stamme, kehrte aber, als diese Tionontaten das Wort der Wahrheit nicht annahmen, zu den Huronen zurück, und verlegte sich auf die Erlernung ihrer Sprache. Noch ehe er eine beträchtliche Kenntniß von ihrer Sprache und ihren Sitten gewonnen, kam er mit einem unvollendeten Wörterbuche, der einzigen Frucht seiner Arbeiten, mit der Handelsflottille nach Quebec zurück. Die Bürde der Oberleitung der Mission, welche ihm bald hernach auferlegt wurde, so wie die Sorge für die Montagnesen (Stämme um Quebec) verhinderten seine Rückkehr zu den Huronen bis zu dem Jahre 1623, in welchem P. Nikolaus Viel und Bruder Gabriel Sagard ankamen. Da le Caron jetzt über mehr Missionäre zu verfügen hatte, begab er sich mit den zwei neuen Ankömmlingen nach seiner frühern Mission. Wie früher wurde

er auch dieses Mal wieder gut aufgenommen und fand seine Hütte noch im alten Stande. Da erneuten sie ihr gemeinsames Leben nach der Regel des heiligen Franziskus; Enthaltsamkeit zu üben war nicht sehr schwierig für sie, ihre Nahrung bestand aus Mais und solchen Gemüsen, die sie pflanzen konnten. Sie begannen die Indianer zu gewinnen, sich bei ihnen Hütten zu bauen, und zwei Taufen gaben Hoffnung auf eine dauernde und erfolgreiche Mission.

Nach einem Aufenthalte von zehn Monaten verließ le Carron, der jetzt sein Wörterbuch vollendet hatte, die Mission, um zu Trois Rivieres einer Versammlung der Indianer-Stämme beizuwohnen. Er schrieb in der Folge: „Hieher muß Keiner in der Hoffnung einer Martyrerkrone kommen, denn die Indianer, bei welchen wir uns befinden, sind unfähig, einen Menschen aus Glaubenshaß zu tödten; sie lassen jedem seinen Glauben:“ — Worte, welche beweisen, wie sehr er diese Indianer mißkannte.

Sie waren nicht bloß fähig aus Haß gegen den Glauben, den sie für eine Art schrecklicher Zauberei hielten, zu tödten, sondern tödteten auch wirklich.

P. Viel blieb nun ein ganzes Jahr dort und versuchte es, den Glauben daselbst zu verbreiten, stieß aber auf viele Schwierigkeiten. Im Jahre 1625 mußte er nach dem Handelsposten Trois Rivieres reisen, und gesellte sich, da er keine andere Reisegelegenheit finden konnte, zu einem erbitterten Feinde des Glaubens in einem Kahne. Zwei Missionäre, ein Jesuit und ein Barfüßer, sollten ihn beim Handelsposten treffen, um mit ihm nach seiner Mission zu gehen; aber sie trafen einander nie. Ein Sturm zerstreute die kleine Barkenflottille und so war der Pater mit seinem gottlosen Fährmann allein. Beim Hinabgleiten über die letzte Stromschnelle auf dem Ottawaflusse stieß der Wilde unsern P. Viel und einen Indianerknaben, welchen er im Christenthum unterrichtet hatte, in die schäumende Strömung hinaus, und hilflos versanken beide auf immer in den Fluthen. „Barfüßer-Stromschnelle“ (Sault au Recollet) heißt bis auf den heutigen Tag der Platz, wo sie den Tod fanden.

Dieses trug sich Ende Juni 1625 zu. Wenn der Tod in Mitte apostolischer Wirksamkeit und durch die gewaltthätige Hand

grausamer Wilden zu dem Namen Martyrer berechtigt, so dürfen P. Viel und sein kleiner Schüler Ahatsic als solche betrachtet werden. P. Viel war ein ausgezeichneter Ordensmann, der nach einem heiligmäßigen Leben im Kloster, gedrängt von einem glühenden Verlangen nach der Martyrerkrone, nach Canada kam. Allgemein beliebt, ward er auch allgemein betrauert; bei Katholiken wie bei Protestanten fanden seine Talente und seine Tugend Anerkennung. Er ließ Schriften, unter diesen ein Tagebuch, zurück; dieselben sind aber nicht auf uns gekommen, so daß wir über diesen demüthigen stets in Heiligkeit wandelnden Ordensmann weiter nichts wissen.

Der Stamm, unter welchem er arbeitete, war der der Huronen, wie sie die Franzosen seit Champlain nannten; dieselben hatten damals achtzehn Dörfer auf einer Halbinsel an der äußersten Spitze der Georgian-Bai auf einem fünfundsiebenzig Meilen langen und vierundzwanzig Meilen breiten Flächenraum. In ihrer eigenen Sprache nannten sie sich Wendat, woher das englische Wyandot kam. Sie bestanden aus vier Stämmen, dem Attignasantan, welchen Champlain zuerst kennen lernte, und nach welchem er den Huronen-See benannte, dem Attogneenonguahac, dem Arendahrononen und dem Tohontaenrat, und zählten zusammen gegen dreißigtausend Seelen. Sie waren die treuen Freunde der Franzosen und Verbündete der Algonquins in deren Kriegen mit den Irokesen.

Diese erste Mission hatte ihren Sitz unter den Atingyahontan, wie Sagart dieses Wort schreibt, im Dorfe Toqueunonkiaye, auch St. Gabriel oder La Rochelle genannt, und in den benachbarten Dörfern.

P. Wilhelm Poulain.

Zu den Nationen, welche die Franzosen in Canada vorfanden, gehören die Irokesen, welche, nachdem sie vom St. Lorenzstrom vertrieben worden waren, den heutigen Staat New-York bewohnten. Zwei Mal unterstützte Champlain die Huronen gegen sie, und machte sie so zu Feinden der Franzosen. Das erste Mal übrigens, daß Missionäre mit ihnen zusammentrafen, war im Jahre 1621 an den Stromschnellen von St. Louis; eine in diesem Jahre dorthin ziehende Schaar Franzosen wurde von den Irokesen überfallen, welche, wenn auch zurückgeschlagen, den P. Poulain und einen Franzosen als Gefangenen wegführten. Mit aller Geduld und allem Starkmuth ertrug er die Unbilden und Grausamkeiten dieser Wilden, die schon die um ihn aufgehäuften Holzbündel anzünden wollten, als eine Botschaft von den Franzosen, welche die Gefangennahme inne geworden waren, ankam, um eine Auswechselung der Gefangenen vorzuschlagen. Der fromme Missionär hatte den Trost, die noch in den Händen seiner Landsleute [1]) befindlichen Gefangenen zu unterrichten und zu bekehren, und begab sich nach der Mission der Nipissing.

Bis zu dem im Jahre 1627 durch Champlain zu Stande gebrachten Friedensschluß dachte man an keine Mission bei den Irokesen; nun wurden aber P. Magnan und zwei Mohawk, die er den Algonquin abgenommen hatte, von ihm abgesandt. Bruder Gervasius Mohier war bereit, mitzugehen; weil er aber noch die Genehmigung seines Obern abwartete, entging er dem grausamen Tode, welcher die Abgesandten ereilte, die Mission aber war vereitelt. [2])

---

[1]) **Le Clerq**. vol. 1, p. 206. — Bei Sagard findet sich nichts hierüber.
[2]) **Sagard** p. 483.

P. Isaak Jogues,

aus der Gesellschaft Jesu,

durch die Mohawk getödtet zu Caughnawaga im Staate New-York am 18. Oktober 1646.

Erstes Kapitel.

Seine Geburt und Kindheit. — Er tritt in die Gesellschaft Jesu. — Sucht um eine auswärtige Mission nach.

Unter allen den Missionären von Amerika, welche die Martyrkrone erlangten, gibt es nur wenige, für welche sich uns so reichhaltige Quellen bieten, als für den berühmten P. Jogues, dem das Vorrecht ward, zuerst auf dem Missionsfelde von Neu-Frankreich sein Blut zu vergießen. Die werthvollsten aber sind seine eigenen Schriften und diese werden wir hauptsächlich zum Führer nehmen.

„Ich bin," sagt er in einer derselben, „ein Bürger des heiligen Kreuzes;" denn am zehnten Januar des Jahres 1607 zu Orleans geboren, lernte er das heilige Kreuz von Kindheit an lieben und schätzen, dem die Kathedrale dieser Stadt geweiht ist. Sein späterer Lebenslauf wird zeigen, wie diese Liebe zum Kreuze zu einer Leidenschaft heranreifte, und wir werden das Kind, welches die Ruthe in Orleans küßte, am Mohawk finden, wie es seine Marterwerkzeuge küßt, und mitten in den düstern Fichtenwäldern eine Litanei vom Kreuze singt, die aus allen den von der Liebe eingegebenen Namen zusammengesetzt ist, welche die Heiligen von St. Paulus an, der in seiner Liebesbegeisterung das Kreuz und den, welcher am Kreuze hing, nicht von einander trennen konnte, bis zu den Heiligen seiner eigenen Tage, demselben beigelegt haben.

Seine Familie, in deren Schooß er zu Frömmigkeit und Wissenschaft erzogen wurde, genoß wegen ihrer Tugend und Biederkeit eines hohen Ansehens in seiner Vaterstadt. Für die erstere empfänglich, zeigte er nicht weniger Neigung für die letztere, und ward, als er das nöthige Alter erreicht, zu seiner großen Freude in das erst kürzlich eröffnete Collegium zu Orleans gesendet, wo ihm unter der Leitung der Väter aus der Gesellschaft Jesu seine Talente und sein Fleiß einen Vorrang verschafften, auf den seine Mitschüler nur darum ohne Eifersucht hinblickten, weil seine Frömmigkeit und Tugend ihre Herzen gewonnen hatten.

Als er seine Collegiat-Studien fast vollendet, dachte er über die Wahl eines Berufes nach mit dem edelmüthigen Entschluß, den Willen Gottes ganz unbedingt zu befolgen. Als er dann die Ueberzeugung gewann, daß er in die Gesellschaft Jesu berufen sei, bat er um das Ordens-Kleid, und dieses um so freudiger, da sich ihm als Jesuiten bessere Hoffnungen eröffneten, eines Tages an der Bekehrung der Heiden arbeiten zu können. Man kannte ihn zu gut, um ihm die Aufnahme zu verweigern, und so begann er im Oktober des Jahres 1624 zu Rouen sein Noviziat, während dessen er durch zwei der ausgezeichnetsten Geistesmänner in Frankreich, den P. Julian Hayneuve und den P. Ludwig Lallemant im geistlichen Leben gebildet wurde. Als der eifrige Noviz dem letztern sein ernstliches Verlangen mittheilte, den P. Dattichs auf seiner beabsichtigten Mission nach Ethiopien zu begleiten, versicherte ihn der weitsehende P. Lallemant, daß er in Canada seinen Tod finden würde.[1]) An diese Mission hatte er noch nicht gedacht; als aber seine Hoffnungen auf eine Mission in Afrika schwanden, bat er, man möge ihn nach Canada senden. Einem solchen Gesuch konnte nicht augenblicklich willfahrt werden; er war noch nicht Priester, und selbst in diesem Falle konnten Umstände seine Wünsche verzögern, wenn nicht gar vereiteln. Um den gewöhnlichen Studien-Curs zu vollenden, begab er sich jetzt in das berühmte Collegium von La Fléche und absolvirte in drei Jahren Philosophie mit Auszeichnung. Nun erhob

---

[1]) **P. Buteux** „Memoires etc."

sich aber ein neuer Verzug; die Scholastiker, wie die Patres der Gesellschaft Jesu, werden zum Lehrfach verwendet, um die Jugend in Wissenschaft und Tugend heranzubilden. Der junge Jogues wurde nach Rouen zurückgesandt, um seine Wirksamkeit als Lehrer zu beginnen; vier Jahre unterrichtete er die Jünglinge von Rouen in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache und bildete zu gleicher Zeit ihren Charakter in solcher Weise, daß seine Schüler im späteren Leben durch gründliche Tugend hervorragten, und bei seinem Tode viele seine Mitbrüder in der Gesellschaft Jesu waren.

In den Kollegien der Gesellschaft Jesu herrschte damals der Gebrauch, daß jeder Lehrer bei Eröffnung des Schuljahres eine Rede oder ein Gedicht vortragen oder eine Vorlesung über den einen oder andern Gegenstand halten mußte, um dadurch ihre Fähigkeit zu der ihnen anvertrauten Stellung als Führer des heranwachsenden Geschlechtes zu bewähren. Bei solchen öffentlichen Anläßen hatte Jogues einen Erfolg, der in einem weniger charakterfesten Gemüthe leicht eine Leidenschaft für literarischen Ruf hätte erwecken dürfen; seine Fähigkeiten erregten allgemeine Bewunderung, und ein bei einer solchen Gelegenheit von ihm vorgetragenes Gedicht, das glücklicher Weise auf uns kam, beweist, daß er nach einer hohen Stellung im Felde der Wissenschaft hätte streben können, hätte seine Tugend durch die Lorbeeren, welche das Haupt des erfolgreichen Dichters bekränzen, sich blenden lassen. Bei diesen Aufsätzen wie in seinen Studien überhaupt erfüllte er damals nur eine, von der Regel seines Ordens ihm auferlegte Pflicht, welche den Scholastiker anweist, alle ihm wie immer möglichen Anstrengungen zu machen, um in seinen Studien erfolgreich zu sein, sollte er auch niemals in eine Stellung kommen, um davon Gebrauch zu machen. So arbeitete denn Jogues, der nichts für sich in der Zukunft verlangte als die Hütte des herumschweifenden Indianers, als bereite er sich auf eine hervorragende Lehrstelle vor. Ohne Widerwillen kehrte er deßhalb auf Geheiß seiner Obern darauf nach Paris zurück, um in dem Clermont-Kollegium das Studium der Theologie zu beginnen.

„Ich war Lehrer,“ schreibt er an seine Mutter, „aber hier bin ich wieder Schüler; doch ist meine Stellung um so angenehmer,

als dieselbe mich auf das Studium der heiligen Theologie anweist, eine Wissenschaft, welche mich, als Vorbereitung zum Empfang der heiligen Weihen nach ein Paar Jahren, mehr als je befähigen wird, für die Ehre Gottes zu arbeiten. Es ist dies die einzige Gnade, nach der ich mich sehne. Möge mir dieselbe zu Theil werden, um den Gebeten, die ich zu dem Allmächtigen für Dich und unser ganzes Haus emporsende, mehr Wirksamkeit als je verleihen."

Das war die Stimmung, in welcher er jetzt seine neue Prüfung antrat, die ihn zuletzt befähigen sollte, in den Besitz des Gegenstandes seiner Wahl zu gelangen. Augenscheinlich machte er seine Familie damit nicht bekannt, welche zärtlich an ihm hing, wie aus seinen Briefen hervorgeht. In einem derselben widerlegt er den ihm wegen seiner Abwesenheit von einem ihrer Familienfeste, dem er wegen seiner Studien nicht beiwohnen konnte, gemachten Vorwurf. „Die Gebete, welche ich, in der Nähe und in der Ferne, für Euch aufopfere," sagt der glaubensvolle Levite, „sind die besten Beweise meiner Zuneigung zu Euch allen."

Zweites Kapitel.

Er wird zum Priester geweiht. — Nach Canada gesandt. — Seine Reise.

Nach vierjährigem unausgesetztem Studium der Theologie zu Paris sah Jogues mit Entzücken den Augenblick heranrücken, wo er aus den Händen eines Nachfolgers der Apostel die erhabene Priesterwürde empfangen sollte, das höchste Amt, zu dem sich der Sterbliche in diesem Leben hinaufschwingen kann, in welchem er, gewissermaßen vergeistigt, erhaben über dieser materiellen Welt steht. Ist es ja der Priester, welcher die Seele mit ihrem Schöpfer verbindet und seine Stellung ist daher über jede andere menschliche Stellung so weit erhaben als das geistige Gebiet, in welchem er thätig ist, höher liegt als das leibliche und materielle, in welchem andere sich abmühen.

Das Unermeßliche dieser Würde wohl fühlend, bereitete er sich durch geistliche Uebungen auf den Empfang der heiligen Weihen vor, die ihm im Februar des Jahres 1636 ertheilt wurden. Seine

Familie war zwar bei der Feierlichkeit nicht zugegen, allein seine Mutter hatte von seinen Obern das Versprechen erwirkt, ihn in seiner Vaterstadt die erste heilige Messe lesen zu lassen. So kam er wieder nach Orleans auf Besuch, und nahm, nachdem er das anbetungswürdige Opfer zum ersten Male in der Kirche vom heiligen Kreuze dargebracht hatte, sein eigenes Kreuz auf sich, und begab sich, aus den Umarmungen seiner geliebten Mutter und Schwestern, die er nie wieder sehen sollte, sich losreißend, nach Rouen. Hier wurde ihm erlaubt, sich auf eine Zeitlang in die Einsamkeit zurückzuziehen, um das zweite Noviziat, welches die Kleriker der Gesellschaft nach Vollendung ihrer Studien durchmachen, zu ersetzen. Da aber eine Flotte zu Dieppe zum Absegeln nach Canada bereit war, wurde dieselbe bald unterbrochen. Im April finden wir ihn in diesem Hafen zur Einschiffung bereit; wir haben noch einen auf dem Schiffe geschriebenen Brief an seine Mutter, welcher er bei seinem Abschiede in Orleans seine beabsichtigte Mission nicht zu enthüllen wagte. Deßhalb suchte er jetzt Worte des Trostes in ihr verwundetes Herz zu gießen, Worte, die wohl werth sind, hier angeführt zu werden.

„Ich würde mich gegen die wesentlichste Pflicht eines guten Sohnes gegen eine gute Mutter versündigen, wenn ich, auf dem Punkte, mich einzuschiffen, Dir nicht noch ein letztes Lebewohl zusendete. Ich schrieb Dir von Rouen aus, daß ich nach Dieppe reise. Wir sollten uns jetzt schon auf der hohen See befinden, da wir den Hafen in der Osterwoche verlassen haben; aber widrige Winde haben uns so lange aufgehalten. Ich hoffe jedoch, daß Gott uns eine gute und glückliche Fahrt verleihen wird, da eine ziemliche Anzahl Schiffe zusammen segeln und weil viele Gott sehr angenehme Personen für uns beten. Trachte auch Du, liebe Mutter, durch deine Gebete etwas zum glücklichen Erfolg unserer Reise beizutragen; thu' es vorzüglich durch eine großmüthige Ergebung deines Willens in den heiligen Willen Gottes; und mache deine Wünsche denen des himmlischen Vaters gleichförmig, was Dir jedenfalls zur Förderung in der Heiligkeit und Tugend gereichen wird."

„Ich hoffe, daß, wenn Du dieses kleine Leiden annimmst, wie

es angenommen werden soll, Du etwas Gott sehr Wohlgefälliges thust, denn aus Liebe zu ihm solltest Du nicht blos einen Sohn, sondern alle übrigen und selbst ihr Leben, wenn nothwendig, hingeben. Man schifft über das Meer und leidet wenigstens ebenso viel als wir, um eines kleinen Gewinnes willen, und wir sollten nicht aus Liebe zu Gott thun, was so viele Andere schnöden Interesses wegen thun?..... Möge der liebe Gott, im Fall wir uns einander hier auf Erden nicht wieder sehen sollten, uns alle in seinem heiligen Paradiese mit einander wieder vereinigen."

Bald darauf entschwand das Heimathland seinen Blicken. Nebst P. Jogues waren noch zwei andere Jesuiten, die Patres Garnier und Chatelain bei der Flotte, nebst dem Herrn de Chanflour, dem spätern Gouverneur von Trois Rivieres. Das Schiff, auf welchem P. Jogues sich befand, war kaum seetüchtig; die Pumpen mußten fortwährend in Bewegung sein; dieses und die beständige Arbeit in Folge davon rief eine Meuterei auf dem Schiffe hervor, welche jedoch bald durch P. Jogues gedämpft wurde. So groß war sein Einfluß bei Gott und Menschen, daß Herr von Chanflour, wo immer er von der Reise sprach, deren glücklichen Verlauf dem P. Jogues zuschrieb. [1]) Wir ziehen jedoch vor, einen Bericht über seine Reise, welchen wir in einem kurz nach seiner Landung an seine Mutter geschriebenen Briefe finden, hier mitzutheilen:

„Endlich," schreibt er, „hat es Gott gefallen, mich in Neu-Frankreich, nach dem ich mich so viele Jahre gesehnt, landen zu lassen. Wir verließen Dieppe am 8. April in neun Fahrzeugen und kamen acht Wochen nach unserer Abreise hier an..... Ich landete an einer Insel, Miscou genannt, wo zwei unserer Patres die Franzosen, welche hier sich niedergelassen, versehen, und die Bekehrung der Indianer vorbereiten. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalte daselbst schiffte ich mich auf einem anderen Fahrzeuge ein, das mich nach Tadoussac brachte, einem Stapelplatze für Schiffe, während Barken und kleinere Fahrzeuge den großen St. Lorenzfluß hinauf nach Quebec, einer französischen Niederlassung, die täglich zunimmt,

---

[1]) **P. Buteux „Memoires"** etc.

fahren. Am 2. Juli, dem Feste Mariä Heimsuchung, kam ich in Quebec an. Ich bin, Gott sei Dank, zur See wie zu Land immer so wohl gewesen, daß sich Alle wundern, denn es kommt selten vor, daß man während einer so langen Reise auch nicht den geringsten Anfall von Seekrankheit oder Uebelkeit empfindet wie ich. Meine Meßgewänder kamen mir sehr zu Diensten, denn ich las jeden Tag, wenn es das Wetter erlaubte, die heilige Messe, ein Glück, das ich hätte entbehren müssen, wären mir dieselben nicht von Euch gegeben worden, und ein Trost, den unsere Patres in den vorhergehenden Jahren nicht genießen konnten. Auch war dieses nicht der einzige Vortheil; alle achtzig Personen auf dem Schiffe zogen Nutzen daraus, die, da ich Messe zu lesen im Stande war, dieselbe anhören konnten, was sonst nicht der Fall gewesen wäre, und alle beichteten und empfingen an Pfingsten, Christi Himmelfahrt und Frohnleichnam die heilige Communion. Gott wird Dich dafür belohnen dafür, daß Du dazu beigetragen."

Nach einigen Worten zärtlichen Trostes und frommer Ermuthigung, wie sie nur ein Sohn an eine Mutter richten kann, fährt er fort:

„Ich schreibe dieses mehr als dreitausend Meilen von Dir entfernt, und vielleicht werde ich noch dieses Jahr zu der Nation der „Huronen" gesandt, fast tausend Meilen weiter von hier. Dieselben scheinen sehr geneigt zu sein zur Annahme des Glaubens. Es kommt nicht darauf an, wo wir sind, wenn wir nur in den Armen der Vorsehung und im Stande der heiligmachenden Gnade sind. Darum bitte ich Gott täglich für Dich und unsere ganze Familie am Altare des Herrn.[1])

---

[1]) Brief vom 20. August 1636.

Drittes Kapitel.

Er wird zu den Huronen gesandt. — Seine mühsame Reise. — Seine Krankheit im Huronenlande. — Seine ersten Missionen.

In seinem Brief, mit welchem wir das vorhergehende Kapitel schlossen, theilte er seiner Mutter die Absicht seiner Obern mit, ihn nach der Huronen-Mission zu senden. Wahrscheinlich vermuthete er zur Zeit, wo er dieses schrieb, seine Abreise würde sich bis zum folgenden Jahre verziehen, denn durch seinen Aufenthalt zu Miscou hatte er die Huronen-Flottille verspätet, auf welcher seine Reise-Gefährten, die Patres Garnier und Chatelain, auf das Feld ihrer Arbeiten sich begeben hatten. Später kamen jedoch einige Kähne nach Quebec, und als die Indianer nach Verkauf ihres Pelzwerkes wieder fortfahren wollten, fragten sie, wie im Tone des Vorwurfes, weßhalb man ihnen keinen Schwarzrock mitgäbe. Das war eine Gelegenheit, die man nicht vorübergehen lassen konnte, und so wurde P. Jogues, der sich zur Zeit gerade zu Trois Rivieres befand, sofort berufen, um sich mit denselben einzuschiffen. Dieses meldete er in einem Postscript zu dem bereits angeführten Briefe; und in einem vom 5. Juni 1637 datirten Schreiben erzählt er seine Reise nach dem Westen.

„Da ich blos einmal im Jahre Gelegenheit habe, an Dich zu schreiben, so kann ich diese nicht vorübergehen lassen, ohne meine Pflicht gegen eine so gute Mutter zu erfüllen. Ich bin gewiß, daß es Dich freuen wird, zu vernehmen, mit welch' besonderer Güte mich Gottes Vorsehung von der Zeit an, wo Er mich das Land der Huronen erreichen ließ, für mich gesorgt hat. Ich schrieb Dir letzten August, wo ich auf dem Punkte war, mich dahin zu begeben. Am 24. August, dem Feste des heiligen Bartholomäus, machte ich mich wirklich von Trois Rivieres, einer französischen Niederlassung an dem großen St. Lorenzstrome, auf den Weg. Ich bestieg einen Rindenkahn, der ungemein leicht ist und nicht mehr als vier oder fünf Personen tragen kann. Es wäre nicht leicht, in eine umständliche Beschreibung aller der Mühsale unserer Reise einzugehen, allein die Liebe zu Gott, die uns nach diesen Missionen ruft, und unser

Verlangen, etwas zur Bekehrung dieser armen Wilden beizutragen, machte diese Leiden so süß, daß wir sie nicht für alle irdischen Freuden vertauscht haben würden. Unsere Nahrung auf der Reise bestand aus etwas indianischem Korn, das zwischen zwei Steinen zerrieben und in Wasser ohne alles Gewürze gekocht wird; unser Bett war die Erde oder die gewaltigen Felsen, welche längs des großen Stromes sich hinziehen. Wir schliefen stets bei Mondschein; die Stellung, welche man in einem solchen Kahne einnehmen muß, ist sehr unbequem, man kann seine Beine nicht ausstrecken, so eng und klein ist derselbe, ja man wagt kaum, sich zu bewegen, aus Furcht, ihn umzuwerfen, und Alle in das Wasser zu stürzen. Ich mußte vollkommenes Stillschweigen halten, da ich mich meinen Indianern weder verständlich machen, noch sie verstehen konnte. Auch kommt man auf dieser Reise über sechzig oder achtzig Katarakte oder Wasserfälle, welche so reißend und von einer solchen Höhe sind, daß die Kähne oft, wenn sie denselben zu nahe kommen, vom Strudel verschlungen werden. Wohl ist es wahr, daß wir das letztere nicht zu fürchten hatten, da wir gegen den Strom fuhren, allein nichts desto weniger mußten wir öfters landen und einen Umweg von einer Stunde oder mehr durch die benachbarten Felsen und Waldungen machen, mit unserm ganzen Gepäcke und selbst dem Kahne beladen. Ich trug nicht allein mein kleines Reisebündel, sondern half auch unseren Indianern so gut ich konnte, bis zuletzt ein kleiner etwa zehn oder zwölf Jahre alter Knabe, der zu unserer Reisegesellschaft gehörte, krank wurde; nun war ich genöthigt, auch ihn auf unseren Märschen längs den Wasserfällen, von welchen ich gesprochen, auf meinen Schultern zu tragen.

Zuletzt fuhren wir so wacker darauf los, daß wir, statt erst nach fünfundzwanzig oder dreißig Tagen (so lange dauert diese Reise gewöhnlich), schon nach neunzehn Tagen den Ort erreichten, wo fünf von unsern Vätern sich befanden, von welchen einige bereits fünf oder sechs Jahre in dem Lande waren. P. Garnier und P. Chatelain waren erst einen Monat vor mir angekommen....."

Das ist sein Bericht, in dem er jedoch seine Mutter mit einer umständlichen Auseinandersetzung seiner Leiden verschont. Das

Kind, von dem er spricht, verursachte ihm viele Angst und Mühe; die Tragplätze, welche so häufig vorkamen, führten oft über schlüpferige Felsen, wo ein falscher Fußtritt den Reisenden in den schäumenden Strom hinabgestürzt hätte, und gerade diese hatte der Missionär mit seinem kleinen Kranken beladen zu passiren, wo sie beide in augenscheinlicher Gefahr schwebten. Deßhalb bewog er die Indianer, sobald er konnte, ihm eine andere Ladung statt dieser zu geben, und trug gerne eine noch schwerere Ladung Aexte.

Hatte ihn auch bis jetzt der edle Geist der Selbstaufopferung, welcher den wahren Missionär kennzeichnet, aufrecht gehalten, so forderte die Natur doch ihre Rechte, und so ward er, sobald er das Land der Huronen erreichte, von einer gefährlichen Krankheit niedergeworfen, welche ihn einen Monat lang am Rande des Grabes gefesselt hielt. Da auch die andern Missionäre bald nach ihm davon ergriffen wurden, werden wir in einer andern Lebensbeschreibung darauf zu sprechen kommen, hier genüge, wenn wir bemerken, daß fünf von ihnen zu ein und derselben Zeit krank in der Hütte darniederlagen, ohne Arzneimittel, und manchmal ohne Nahrung, wenigstens solche, wie ihr Zustand erforderte, denn das getrocknete Fleisch der Indianer und ihr Korn war beides nachtheilig für Kranke. Das laute Gespräch der Indianer und ihre fortwährenden geräuschvollen Besuche waren eine andere bittere Prüfung für sie, und als P. Le Mercier, welcher Krankenwärter, Koch, Alles in Allem in dieser kleinen Wohnung war, sie bat, etwas leiser zu sprechen, rief ein Indianer aus: „Du hast keinen Verstand: da ist ein Vogel (auf den Hahn deutend), der lauter spricht, als ich, und du machst ihn nicht still."

Am 17. September war P. Jogues krank geworden, und am 15. Oktober war er so weit außer Gefahr, daß er anfing, die gewöhnliche Nahrung, das „Sagamity" [1]) zu essen. Kaum war er im Stande auszugehen, als er sich im November von Ihonatiria, ihrem Wohnsitze, nach der großen Stadt Ossosane, als Begleiter Brebeufs, der ihn so in die Arbeiten seiner neuen Laufbahn einführte, auf den Weg machte. Es war damals eine pestartige Krank-

---

[1]) Sagamity, ein Mus aus zerquetschtem Welschkorn, u. s. w.

heit im Lande der Huronen ausgebrochen; die Missionäre, die von Dorf zu Dorf eilten, um die sterbenden Kinder und solche von den Erwachsenen, die ihre Hilfe annehmen wollten, zu retten, waren beständig auf der Wanderschaft. Nach einem Monate waren sie wieder zu Hause und besuchten nebst den Huronen die Zelte der nahebei wohnenden Nipissing, unter welchen die Seuche furchtbar aufräumte. Bei einem anderen Besuche mußte er Zeuge von der Gewalt sein, welche der Böse in diesem Lande hatte, zu dem Alle zur Abwendung der Geißel ihre Zuflucht nahmen. Vergebens verkündete der Missionär das Wort der Wahrheit; weil er ihnen aber das Leben nicht versprechen konnte, drängten sie sich alle zu den Medizin-Männern, welche durch ihre Orgien und schändlichen Gebräuche im Lande allmächtig waren. Während die Missionäre krank darniederlagen, hatte ihnen selbst einer von diesen seine Dienste angeboten; der mächtigste von allen war der kleine mißgestaltete Tonnerauanont, der von sich selbst etwa diese Lebensbeschreibung gibt.

„Ich bin ein Teufel; früher wohnte ich in dem Feuerpfuhl, der in der Erde brennt. Da kam es mir einmal in den Sinn, Mensch zu werden, und ein weiblicher Teufel kam zu demselben Entschluß. Wir stiegen auf die Oberfläche der Erde und blieben unter der Hauptstraße bei den Seelen der verstorbenen Huronenkinder, um den Augenblick abzuwarten, wo wir, wenn die Mutter vorbeiginge, in den Körper eines noch ungeborenen Kindes gleiten könnten. So wurden meine Gefährtin und ich die Seelen von Zwillingen, und erblickten bald das Licht der Welt, aber meiner Schwester mich schämend erwürgte ich sie, doch nicht ohne Verletzungen davon zu tragen, welche mich auf Lebenszeit zum Krüppel machten. Nur zu bald fühlte ich diesen Nachtheil, denn die Knaben, mit welchen ich spielte, als ich größer ward, verspotteten mich, allein ich war ein Teufel und zerstörte Alles. Allmählig begannen Alle mich zu fürchten, Krankheit, Seuche, Unglück hatten keine Gewalt über mich, und ich ward ein Medizin-Mann. Die Seuche kann mir nicht schaden, denn sie ist in meiner Gewalt."

So sah P. Jogues, welchen Feinden er auf diesem Felde zu begegnen hatte, und welche Gewalt diese auf die verführten Indianer

ausübten; allein Gott ließ Seiner nicht spotten, noch war das Jahr nicht verflossen, da starb derjenige, der sich selbst einen Teufel nannte, an Verletzungen, die er von einem Falle auf dem Eise davon getragen, und nun erst konnten denn auch die Missionäre seine Anhänger enttäuschen. Es gab aber noch andere. Tehoronhangnon, der immer noch das Land beherrschende Geist, schickte einen Abgesandten nach Ossosane. Dieser veranstaltete da Tänze und Feste in Hülle und Fülle zuerst für die Männer, und dann für die Frauen, nach welchem Vorspiel er die Kranken besuchte. Ein Häuptling von Rang führte den Zug an, den Bogen Tehoronhangnon's und einen Topf mit Wasser tragend, um die Kranken damit zu besprengen, dann kam der Medizin-Mann, sich ernst mit einem Vogelsflügel Luft zufächelnd und gefolgt von allen den Häuptlingen des Dorfes. In diesem Aufzuge ging er von Hütte zu Hütte.[1])

Unbekannt mit der Sprache der Huronen hatte P. Jogues bis jetzt sein Amt noch nicht ausüben können, und die Ausflüge nach Ossosane hatten ihn bis Februar von seinen Studien abgehalten. Jetzt verlegte er sich auf die Erlernung der Huronensprache, und obgleich er an Gewandtheit niemals Brebeuf, Garnier oder Chaumonot erreichte, konnte er sich doch bald darin verständlich machen, und hatte nach wenigen Jahren dieselbe vollkommen bemeistert.

Im Jahre 1638 finden wir ihn noch als Begleiter Brebeufs zu Teannanstayae, aber von seinen Arbeiten daselbst ist uns nur höchst wenig bekannt, ausgenommen, daß er eine Zeit lang zu Ossosane stationirt war, wo er beständig die Hütten besuchte, um zu lernen und zu lehren, bis gegen Ende des Jahres 1637, wo er nach Ihonatiria zurückkehrte, und da diese Stadt und Mission in Folge der Krankheit ganz verfallen war, seinen Obern nach Teannanstaye folgte.[2])

---

[1]) Rel. 1636—7.

[2]) **Garnier's** Briefe. 1638.

Viertes Kapitel.

P. Jogues wird zu den Petun gesandt. — Zu St. Maria stationirt. — Dringt mit P. Raymbault in Michigan ein. — Pflanzt das Kreuz zu St. Maria (St. Mary's). — Ahasistari.

Wir haben nun gesehen, wie P. Jogues seine Arbeiten unter den Huronen begann; er war aber von Gott ausersehen, einer der Missionäre zu sein, welche zuerst das Kreuz zu den Stämmen der Huronen, und mehr noch den Sauteux oder Pauvitigoueiruhak des Westens und den Irokesen in Neu-York tragen sollten. So finden wir ihn im Jahre 1639 den P. Garnier oder Oracha in die Gebirge der Petun oder Tabak-Indianer begleiten, wo sie zweimal das Dorf Ehwae, das sie den Heiligen Petrus und Paulus weihten, besuchten. Beide Male waren ihre Anstrengungen vergeblich; alle Hütten blieben ihnen verschlossen, Niemand wollte sie beherbergen, von allen Seiten tönten ihnen nur Drohungen entgegen; die Frauen schmähten ihre Männer, daß sie die Missionäre nicht tödteten, die Kinder verfolgten sie auf den Straßen und die Sachem gaben den jungen Kriegern ein Fest, um sie zur Ermordung der Missionäre anzustacheln. Allein, noch ehe die erhitzten Krieger sich zu ihrem blutigen Werke anschickten, hatte Gott seine Diener weggeführt und sie entgingen der Lebensgefahr. „Ich weiß nicht," sagt einer, „ob es ein Glück oder ein Unglück für uns war, daß die Wilden zu spät aufgebrochen; unser Blut würde vielleicht mehr zur Bekehrung dieser Stämme beitragen, als all unser Schweiß."

Im folgenden Jahre finden wir, wie P. Jogues von dem neu errichteten Missionshause St. Maria aus mit P. Düperon für die geistlichen Bedürfnisse von vier Dörfern sorgte, die ganz in der Nähe von St. Maria lagen, und von den Patres der heiligen Anna, dem heiligen Johannes, dem heiligen Dionysius und dem heiligen Ludwig geweiht worden waren. Er war beständig durch seine Besuche dieser Dörfer in Anspruch genommen, und zwar gerade während der schlechtesten Jahreszeit, der einzigen, wo sie ihre Neubekehrten beisammen finden konnten, um sie zu unter-

richten.[1]) Im folgenden Jahre aber sehen wir die Missionäre in St. Maria bleibend stationirt; in der Nähe ihres Missionshauses hatten sie, gleich den Mönchen vor Alters, ein Hospiz erbaut, das dem Wanderer immer offen stand, und in dem Nahrung und Obdach keinem verweigert wurde. Hieher kamen viele aus den am weitesten entlegenen Dörfern, um die Anfangsgründe des Glaubens zu lernen, damit sie getauft werden könnten; andere, um sich auf den Empfang der heiligen Communion völlig vorzubereiten, und wieder andere, um jene gründliche Kenntniß ihres neuen Glaubens zu erhalten, welche sie zu Katecheten befähigte, und einige auch, wie Joseph Chih-wen-hwa, um geistliche Uebungen zu machen, und sich einige Tage in Stillschweigen und Gebet zu sammeln; denn so klein auch die Huronenkirche war, und ob auch noch in der Wiege, besaß sie doch schon einige auserwählte Seelen, welche bloß nach dem Gott wohlgefälligen Wege fragten, und ihre Liebe zu Gott und zur Freiheit von jedem Tyrannen dadurch zeigten, daß sie auf dem Wege der evangelischen Räthe wandelten.

Dieser Posten war, wie wir bereits erwähnt, dem P. Jogues angewiesen; allein, ehe er dieses sein Amt übernahm, eröffnete sich seinem Eifer ein neues Feld. Jenseits des Huronen- oder Frischwasser-Seees breitete sich, wie man wußte, eine andere noch größere Wasserfläche aus, die noch kein Missionär erreicht hatte. Die Wasserfläche, welche diese mit ihrem See verband, trug in den frühesten Zeiten den Namen Gaston, und war allem Anscheine nach einmal von dem unerschrockenen Nicolet besucht worden; zwischen den Indianern jener Gegend und den Franzosen bestanden übrigens keine Verbindungen. Im Sommer des Jahres 1641 jedoch versammelte ein Schauspiel, das für den Indianer von dem größten Interesse war, Schaaren von allen Stämmen rund um die oberen Seeen. Es war das große „Todtenfest". Einige kurze Notizen darüber dürften dem Leser nicht unwillkommen sein. — Die Huronen und viele andere Stämme Nord-Amerika's übergaben blos diejenigen, welche im Kriege oder durch Unfälle umgekommen, der Erde; diese hielten sie für auf ewig

---

[1]) Rel. 16641.

unglückselig, und machten nur mit den Erfrorenen eine Ausnahme. Säuglinge aber wurden einem seltsamen Aberglauben an ihre Metempsychose zufolge, wenn sie starben, unter den von Dorf zu Dorf führenden Straßen begraben; alle anderen dagegen, die eines natürlichen Todes starben, wurden in Särge von Baumrinden gelegt, welche dann auf eine Art von vier Pfosten getragenes Gerüst erhoben wurden. Das war das Grab der Huronen, auf das von Zeit zu Zeit Speisen und andere Sachen gelegt wurden. Alle fünf oder zehn Jahre wurde das große Todtenfest verkündet und die befreundeten Stämme sandten Schaaren von Theilnehmern in das Dorf, wo es stattfinden sollte. Am festgesetzten Tage ist Alles in voller Thätigkeit; eine lange tiefe Grube wird gegraben und mit ihrem kostbarsten Pelzwerk belegt; Spiele aller Art, gleich den Todtenspielen der Alten, versammeln Alle zu Fröhlichkeit und Freude, während jede Familie, aus welcher einer gestorben, seinen eingeschrumpften Leichnam aus seinem luftigen Grabe nimmt, und seine Gebeine, und wenn auch in noch so ekelhaften Zustande, mit frommem Eifer wascht und reinigt, und sie dann in die, seit Jahren zu diesem Zwecke aufbewahrten Pelze einhüllt. Wenn Alles bereit ist, ziehen sie dann in Prozession zu dem gemeinsamen Grabe, in welches sie mit vielen Ceremonien, unter Geschrei und Geheul, das den Europäer mit Schrecken erfüllt, alle die Gebeine der Erde übergeben, und verschiedene Gegenstände des Krieges und Friedens hinein werfen: darauf wird das Grab aufgefüllt und so die Festlichkeit geschlossen.

Dießmal waren bei dem Feste, das die Algonquin veranstaltet, viele bis jetzt unbekannte Zweige dieser weitverbreiteten, so zahlreichen Familie mit den Missionären und besonders mit den christlichen Huronen zusammengetroffen, durch welche sie sehr hohe Begriffe von den Schwarzrock-Häuptlingen bekamen. Als die letztern bei dem allgemeinen Austausch von Geschenken den Fremdlingen den Wampau (Gürtel) des Glaubens darboten, wurde dieser von allen gut aufgenommen. Ein Stamm aber, der unweit der Falle von St. Maria wohnte, schien es ernster zu nehmen als die übrigen. Diese guten Pauvitigoueieuhak oder, wie sie die Franzosen von da

an hießen, die Sauteux, drangen ernstlich in die Missionäre, sie in ihren Dörfern zu besuchen, und sie zu lehren, gleichwie sie die Huronen gelehrt. Der Obere der Mission, welcher jetzt mehr als je die Missionen unter den Algonquin auszudehnen suchte, ernannte P. Raymbault die neue Eroberung zu beginnen und gab ihm, da einige Huronen sie begleiten wollten, zur großen Freude beider P. Jogues als Begleiter mit. Gegen Ende des Monates September fuhren sie somit in einem Kahne von St. Maria ab, und gelangten bald aus dem kleinen Fluße Wye, an dem St. Maria lag, in die krystallhellen Gewässer des Frischwasser- oder Huronen-Sees. Siebzehn Tage lang steuerten sie durch das Labyrinth von Inseln, die sich von dem Huronen-Vorgebirge bis zum Ausflusse des Obern Sees erstrecken, und ihre Reise war, wenn auch lang, doch glücklich, und kein Unfall störte den Anfang ihres Unternehmens. Als sie die Wasserstraße erreichten, wo die sich drängenden Fluthen des Lake Superior wüthend in die tiefer liegenden Seen sich herabstürzen, fanden sie da gegen zweitausend Indianer versammelt; während die Namen von zahllosen, nach Westen und Süden hin wohnenden Stämme ihre Ohren begrüßten; am häufigsten aber hörten sie von den schrecklichen Nadoue Sioux und ihren Verbündeten, seßhaften Stämmen, welche sechzehn Tagreisen von ihnen lagen. Während sie sich freuten über die vor ihnen ausgebreitete Ernte „die reif für des Schnitters Hand," zu welcher sie der göttliche Hausvater zu rufen schien, hörten sie von einem großen Strome, der seinen Lauf nach Süden nehme, an dessen beiden Ufern, bis an's Meer hin, zahllose Stämme wohnten. Das waren die mageren Gerüchte über den Mississippi, welche zu ihnen gelangten; allein es war immerhin genug. — Als sie das Kreuz zu Sault Sct. Maria aufpflanzten, wandten sie es gegen den unbekannten Fluß hin, um damit zu verkünden, daß sie von seinem Thale Besitz nahmen im Namen des Königs der Könige. — Ihr erster Besuch sollte aber blos der erste Schritt sein, um auf dem Platze selbst die Stimmung der Sauteux gegen den Glauben auszuforschen; sie schien ungemein gut zu sein, man hörte ihrem Unterrichte mit Aufmerksamkeit zu und die Indianer ließen nichts unversucht, sie zu bewegen, in Michigan zu überwintern; allein sie

hatten Anweisungen, die keinen Verzug erlaubten; andere Missionen warteten auf sie, und den guten Sauteux gab man den ermuthigenden Trost und das Versprechen einer baldigen Rückkehr und der Gründung einer dauernden Mission. Es war aber nicht der Wille Gottes, daß dieses so schnell sich verwirklichen solle; wohl war P. Menard bereits an den Ufern des Huronen-Seees, kam aber erst nach zwanzig Jahren an die Fälle, um die von Raymbault und Jogues beabsichtigte Mission zu beginnen.

Die beiden Missionäre kehrten nun in das Missionshaus zurück, wo P. Jogues, wie bereits ausgemacht war, blieb, während Raymbault zu den Nipissing zog, um unter seinen riesenmäßigen Anstrengungen mitten in seinem Wirken den Tod zu finden. P. Jogues war mit P. Düperon beständig im Hospiz mit der Unterweisung und der Bildung solcher Indianer beschäftigt, die am meisten Hoffnungen gaben. Während des Winters empfingen Hundertundzwanzig die heilige Taufe, welche alle nicht ohne Einfluß im Lande waren; allein der bedeutendste von allen war Ahasistari, von welchem wegen der engen Beziehung, in welche er von dieser Zeit an bis zu seinem Tode mit P. Jogues stand, eine kleine Notiz hier nicht am unrechten Orte sein dürfte. Er war ein Häuptling des Dorfes St. Joseph, und der große Kriegshäuptling der Nation. Seine ritterlichen Wagnisse hatten etwas des Helden-Zeitalters Würdiges an sich; unbesiegt in der Schlacht, hatte er nie dem Feinde den Rücken gekehrt. Wohl verdient er als ein Held ohne Tadel mit Piaskaret in unseren Jahrbüchern zu leben. Kurz vor dem Zeitraume, von dem wir sprechen, sah Ahasistari, der mit einer kleinen Schaar sich auf dem See befand, eine ihm bei weitem überlegene Irokesen-Macht rasch auf ihn zukommen. Da er sich mit seinen Gefährten auf der offenen See befand, wünschten diese zu den Rudern zu greifen und den Feind hinter sich zu lassen; das kam Ahasistari nicht in den Sinn. Ein kräftiger Ruderschlag — und sein leichter Kahn schoß weit den andern voran; noch einige — und er erreicht die anrückenden Irokesen — beim letzten wirft er das Ruder weg, greift zu den Waffen, und springt in den nächsten feindlichen Kahn. Einer fällt unter seiner Streitaxt, zwei andere wirft er in den See und den Kahn

selbst umstürzend, beginnt er den Kampf abermals in einem neuen Elemente. Mit der einen Hand schwimmend haut er mit der nie fehlenden Streitaxt in der andern so viele um ihn her mit den Fluthen kämpfend nieder; wer seinen tödtlichen Streichen entrinnt, fällt in die Hände seiner Gefährten. Von solchem Anblick mit Muth beseelt treiben die Huronen ihre Kähne an, und bestürzt schauen die Irokesen auf Ahasistari, als hätte der Dämon des Seees aus den Fluthen sich erhoben, um sie zu bekämpfen. Ein Schrei des Entsetzens entfährt ihren Lippen und in Schrecken ergreifen sie die Flucht.

Sein Leben schien wirklich wie durch Zauberei geschützt zu sein. Als Krieger war er, „mit keinem andern Panzer umgürtet," als der Kriegsfarbe eines Indianer-Häuptlings, aus manch einem blutigen Kampfe stets unverletzt zurückgekommen. „Ich fühlte," sagte er, „wann ich meine Gefährten um mich her fallen sah, daß irgend ein großer Geist mein Geschick regiere und vor dem tödtlichen Pfeile mich schütze. Als ich euch den wahren Gott, den Herrn des Lebens, verkündigen hörte, erkannte ich ihn, und glaubte." Er war wirklich nie gegen den Glauben gewesen, wartete aber, gleich vielen andern hervorragenden Indianern, Jahre lang, um die Christen und ihr Gesetz, so wie sein eigenes Herz zu prüfen, und es auf jenen feierlichen Augenblick, welcher ihm ein neues Leben eröffnen sollte, vorzubereiten. So kam er denn jetzt herbei, um mit allem Ernste die Taufe zu verlangen; schon lange war er hinreichend unterrichtet, und kein Hinderniß schien vorhanden, allein die Missionäre nahmen Anstand, wegen der Kälte, die er so lange bei ihrem Besuche gezeigt, und der geringen Neigung zum Glauben, welche er bisher kundgegeben. Als er ihnen aber seine wirklichen Gesinnungen während der ganzen Zeit seiner scheinbaren Gleichgültigkeit eröffnete, als er öffentlich sich zu den Lehren des Kreuzes bekannte und ihre Weigerung gewissermaßen auf ihr Gewissen legte, da gaben die Missionäre nach. „Wenn ihr es mir abschlaget," hatte er gesagt, „werdet ihr es verantworten müssen, ihr könnt nicht für mein Leben in der nächsten Schlacht einstehen; ich kann fallen, und dann wird es zu spät sein." Somit wurde dieser große Häuptling nach gehöriger

Vorbereitung zum Empfang dieses heiligen Sakramentes am Charsamstage des Jahres 1642 getauft. [1])

Fünftes Kapitel.

P. Jogues wird nach Quebec gesandt. — Erreicht es glücklich. — Macht sich auf den Rückweg. — Ueberfall. — Niederlage der Huronen. — Er wird gefangen genommen.

P. Jogues zeichnete sich unter seinen Mitarbeitern auf dem Missions-Felde durch eine besonders zarte Andacht zu der im heiligsten Altarssakramente verhüllten geheiligten Menschheit Unseres Herrn aus. Ihm schien das Geheimniß enthüllt, und er fühlte sich unwiderstehlich zu dem Gegenstande seiner Liebe hingezogen; vor demselben verrichtete er alle seine Andachten; da auf den Knieen betete und betrachtete er, erforschte sein Gewissen und betete sein Brevier. Vor diesem erstaunlichen Geheimnisse der Liebe war er unempfindlich gegen alles andere: weder Hitze noch Kälte, oder die Wolken von Mosquitos, welche die Kapelle füllten, konnten ihn je bewegen, einen anderen Platz zu suchen. „Er war," sagt P. Buteux, „eine mit dem heiligsten Sakramente [2]) verschmolzene Seele. Nicht selten wurde er da mit göttlichen Heimsuchungen begnadigt, und kurz nach seiner Rückkehr aus Michigan betete er, niedergeworfen an seinem Lieblingsplätzchen, aus dem Innersten seines Herzens und mit all dem Gluteifer seiner Seele, um die Ehre, an der Kreuztragung seines Heilandes Theil nehmen zu dürfen. Er betete da, wie Einer, der sich mit seinem Heilande durch die innigsten Bande verbunden glaubt, und man darf sich deßhalb nicht wundern, daß ein so lebendiger Glaube Erhörung fand. Er hörte eine Stimme, welche ihn für den Kampf sich rüsten hieß, eine Prüfung stehe bevor.

Damals litten die Missionäre unter den Huronen gerade großen Mangel, nicht blos an Kleidung und andern nothwendigen Gegenständen, was sie übrigens ganz gerne ertragen hätten, sondern

---

[1]) Rel. 1641—42 2. Kap. u. S. 150. (Haron. Rel.)

[2]) Memoires etc.

auch an dem, was zum Gottesdienste unumgänglich nothwendig war. Lange schon waren sie darauf angewiesen, den Meßwein aus der wilden Traube des Waldes zu bereiten, und jetzt fehlte sogar Mehl zum Altargebrauch. Der Grund hievon war, daß der Feind (die Irokesen) schon längere Zeit alle Verbindung mit den Franzosen abgeschnitten, und obgleich P. Brebeuf bei seiner Erforschung des Landes der Neutralen einen neuen Posten am Ontario-See, westlich vom Niagara, beabsichtigt zu haben scheint, wurde doch die Ausführung dieses Planes durch den Zustand der Colonie und den Mangel an Unternehmungsgeist verhindert. Jetzt war aber die Zeit gekommen, wo man auf jede Gefahr hin und koste es was es wolle, durchzukommen suchen mußte, und so ersuchte P. Hieronymus Lalemant, der Obere der Huronen-Mission, den P. Jogues, sich nach Quebec einzuschiffen. Er konnte den Auftrag jedoch annehmen oder nicht, rüstete sich aber sofort zur Abreise, und hatte den Trost zu sehen, daß sein geistlicher Sohn, der wackere Ahasistari sich ihm zum Führer und Bedeckung anbot. „Bruder," rief er, des Missionärs Hand drückend, „ich will mit dir gehen, und ich schwöre dir, Ahasistari wird, komme was da wolle, mit Ondesson [1]) leben oder sterben." So schiffte sich P. Jogues auf einer Flotille von vier Kähnen, die nebst ihm vier Franzosen und achtzehn Huronen an Bord hatten, am 13. Juni zu St. Maria ein. Der Weg war, wie wir bereits gesehen, lang und mühsam, jetzt aber in der That gefährlich. Verflossenes Jahr hatten die Irokesen den P. Brebeuf nahezu gefangen, und jetzt waren sie durch eine erlittene Niederlage bis zur Wuth gereizt. Die Reisenden waren jedoch äußerst behutsam auf ihrer Fahrt, und erreichten wohlbehalten, die gewöhnlichen Unglücksfälle an den Stromschnellen abgerechnet, die französische Niederlassung Trois Revieres am dreißigsten Tage nach ihrer Abreise. Gott dankend für ihr glückliches Entkommen fuhren sie nun rasch Quebec zu, und entledigten sich da, begierig wieder an den Huronen-See zurückzukommen, mit solcher Eile ihrer Geschäfte und Aufträge, daß sie am letzten Tage des Monates Juli schon wieder zur Einschiffung

---

[1]) Indianername des Missionärs.

bereit waren. P. Jogues hatte einen für die armen Missionäre reich zu nennenden Vorrath erhalten, so wie eine Anzahl Bücher, Meßgewänder und heiliger Gefäße, welche man bei dieser günstigen Gelegenheit ihm für die Mission mitgab. Er wartete jetzt nur noch, um das freudenvolle Fest ihres heiligen Stifters mit seinen Mitbrüdern zu feiern, an dem seine Reisegefährten Theil nahmen, die Sakramente empfingen und sich auf den Tod, der sie bald erreichen konnte, vorbereiteten.

Am folgenden Tage, dem ersten August, stießen zwölf Kähne, denn es hatten sich ihnen einige andere angeschlossen, zu Trois Rivieres vom Lande, und fuhren den reißenden St. Lorenzstrom hinauf; sie kamen nur langsam vorwärts und waren am Abende blos zwölf Stunden vom Posten entfernt; sie legten somit an einer Insel im St. Peter-See bei, um da zu übernachten. Am Morgen stießen sie wieder vom Lande, waren aber noch keine halbe Stunde weit gefahren, als sie am Ufer frische menschliche Spuren entdeckten. Das brachte alle herbei, man stritt hin und her; einige waren der Ansicht, es seien diese Spuren von einer freundlichen, andere aber von einer feindlichen Partei. Ahasistari machte diesem ein Ende mit den Worten: „Es sind höchstens drei Kähne, und ob Freund oder Feind, vor einer solchen Schaar wollen wir nicht umkehren! Wir müssen kämpfen.“ So griffen sie, in allzugroßem Vertrauen auf ihre Anzahl, wieder zu den Rudern, waren aber kaum eine Meile von jenem Platze, als plötzlich eine Salve von Schüßen von einer im Hinterhalte liegenden Schaar Mohawk ihre Kähne durchlöcherte. Es wurde zwar keiner getödtet, allein erschreckt eilten die Huronen an's nahe Land und flohen nach allen Richtungen. Blos vierzehn blieben bei Ahasistari, um es mit den Angreifern, dreißig an der Zahl, aufzunehmen. Einen Augenblick kniet er zum Gebete nieder und greift dann den Feind an; allein der Kampf ist zu ungleich, die Mohawk sind mit ihren Gewehren im Vortheil gegen die kleine Schaar, und als diese sieht, wie noch andere Kähne vom andern Ufer abstoßen, weichen alle zurück und ergreifen die Flucht. Wo ist aber unterdessen P. Jogues? In der Hitze des Kampfes ist er nur auf seine Neubekehrten bedacht. Während die Kugeln

um seine Ohren pfeifen, bückt er sich ruhig nieder und schöpft Wasser, um seinen Lootsen, den einzigen ungetauften (heidnischen) Indianer in seinem Kahne, zu taufen, eilt dann an's Ufer und sieht sich allein. Wohl hätte er fliehen können, „allein durfte ich," fragt er, „durfte ich, ein Diener Christi, die Sterbenden, die Verwundeten, die Gefangenen verlassen?" Er sieht sich um, und erblickt Rene Goupil und einige Huronen bereits als Gefangene in den Händen des Feindes; — da geht er auf die Mohawk, welche sie bewachen, zu und bittet sie, auch ihn den Gefangenen beizugesellen, da er in Gefahr und Tod ihr Gefährte zu sein wünscht. Kaum konnten die Mohawk seinem Worte glauben, und nähern sich zitternd; er beginnt sein Liebeswerk: bald hat er Rene getröstet, Beicht gehört und losgesprochen, dann die Huronen unterrichtet und getauft, und da jeden Augenblick frische Gefangene eingebracht werden, ist er immer beschäftigt.

Da sieht er mit einem Male Ahasistari herbeikommen, dessen Worte „Bruder, hier bin ich, meinen Schwur zu halten," wie ein Donnerschlag sein Herz traf. Vergebens hatte der edelmüthige Häuptling, als er die Flüchtlinge erreicht hatte, sich nach Ondesson umgesehen, und war, da er nicht erschien, umgekehrt, sein Loos zu theilen. Dasselbe wollte ein junger Franzose, traf aber auf der Rückkehr mit einigen Irokesen zusammen, von welchen er einen, der auf ihn angelegt hatte, tödtete. Man schleppte ihn nicht blos gefangen herbei, sondern entkleidete ihn auch und behandelte ihn mit der größten Grausamkeit. Der Missionär mußte für den Dulder Mitleid fühlen, war er ihm doch fast Ordens-Mitbruder, denn er war ein Oblat (ein Mann, der sich unentgeltlich zum Dienste der Patres verpflichtet) und hatte so lange schon deren Leiden und Freuden getheilt. Wie ihn P. Jogues so ganz verstümmelt in seinem Blute sich wälzen sah, ging er zu ihm, umarmte ihn zärtlich und tröstete ihn. Ein solches Mitleiden für ihren Feind fand keine Theilnahme in den Herzen der Wilden; nachdem sie ihn einen Augenblick voll Staunen angeschaut, fielen sie wüthend über den treuen Gottesmann her und schlugen ihn mit ihren Fäusten oder was ihnen gerade zur Hand kam, bis er ohnmächtig hinstürzte. Das genügte

ihnen noch nicht, sie ergriffen nun seine Hände, rissen ihm mit ihren Zähnen fast alle Nägel aus, und nagten die Finger, vorzüglich die beiden Zeigefinger bis auf den Knochen ab.

Das war blos ein Vorspiel; denn noch waren sie nicht zur Marter gerüstet; die reiche Beute mußte getheilt, und um der Verfolgung zu entgehen, der Heimmarsch angetreten werden. Das ermöglichte es dem Missionär, seinen Unterricht zu vollenden, und die wenigen, welche noch übrig waren, zu taufen.

Nachdem die Wilden ihre Beute getheilt und ihre drei und zwanzig Gefangenen gesammelt hatten, brachten sie dieselben in ihre Kähne, um sie an das andere Ufer des St. Lorenzflusses zu bringen. Als ein greiser, soeben durch die Taufe Gott neu geborener Hurone von achtzig Jahren, dem Kahne sich näherte, rief er aus: „Ach! soll ich, ein alter Greis, in ein fremdes und feindliches Land gehen? Nimmermehr, hier will ich sterben.“ Und da starb er, bald hatte ihn eine Streitaxt von der Sclaverei befreit. Mit aller Eile ging es jetzt auf dem Sorel- nnd dem Champlain-See nach dem Mohawk; auf diesem Eilmarsche hatten die Gefangenen viel auszustehen. Bei Tag erhielten sie keine Nahrung, und Alt und Jung, wie sie an ihnen vorübergingen, rupften ihnen Bart und Haare aus, und ihre sich schließenden Wunden öffneten sich von Neuem; und bei Nacht ließen eben diese von Würmern wimmelnden Wunden, sowie die Insekten und das Ungeziefer sie nicht schlafen. Zwar hatten sie alle so zu leiden, doch konnte Jogues, mit seinem wahrhaft väterlichen Herzen, der Thränen sich nicht enthalten, als er die Huronen um sich sah, von welchen viele die Säulen der jungen Huronen-Kirche gewesen waren.

Bald überantworten ihre grausamen Quäler sie andern Peinigern zu neuer Marter; so wollte Gott seine Diener prüfen. Während sie über den Champlain-See fuhren, tauchte eine andere Kriegsflotte auf; beiderseits ein Freudengeschrei — die neuen Ankömmlinge legen an einer Insel bei, und bereiten sich, die Gefangenen in Empfang zu nehmen. Es waren ihrer zwei hundert; bald war ein Schaffot auf dem höchsten Punkte der Insel errichtet, und nun eilten sie, jeder mit einer Keule versehen, an's Ufer, bildeten eine dop-

pelte Linie, die bis zum Schaffot reichte und warteten auf ihre Stammesgenossen. Sklaven des Aberglaubens glaubten sie, daß je größer jetzt ihre Grausamkeit, desto größer hernach ihr Erfolg im Kriege sein würde. Als die Gefangenen am Strande landeten, wurde der Sonne, als dem Genius des Krieges, ein Dankopfer dargebracht und eine Freudensalve geschossen. Jetzt hieß man die Gefangenen vortreten; als sie, mit P. Jogues am Schluße, hintereinander durch die Linie liefen unter einem Platzregen von Schlägen, sank er fast leblos unter den Keulen zu Boden. „Gott allein," ruft er aus, „um dessen Liebe und Verherrlichung wegen es süß und glorreich ist zu leiden, weiß, welche Grausamkeiten sie damals an meinem armen Leibe verübten." Nicht im Stande aufzustehen, wurde er zuletzt, von Blut überronnen, auf das Blutgerüst geschleppt, da erholte er sich blos, um abermals angefallen, geschlagen und gebrannt zu werden; seine kaum sich schließenden Wunden klafften auf's neue, die noch übrigen Nägel wurden alle ausgerissen, und die Knochen aus seinen verstümmelten Fingern gezwängt; — seine Hände wurden hier wirklich so ausgerenkt, daß sie nie wieder ihre natürliche Gestalt annahmen. Mehrmals sank er unter allen diesen Grausamkeiten, aber immer wieder wurde er durch Feuerbrände und glühende Pfeifen gezwungen, aufzustehen. Einen Augenblick schwebte sein Leben in der Wagschaale; zweimal versuchte ein Indianer, ihm die Nase abzuschneiden, ließ aber davon ab, als wenn eine unsichtbare Macht ihn zurückhielte; es war ein Einschreiten der Vorsehung, denn solch eine Verstümmelung gilt als sicheres Vorspiel des Todes.

Doch war der Missionär hier nicht der einzige Dulder; seine Mitgefangenen wurden auf's grausamste behandelt. Die Leiden des Eustatius (Ahasistari) füllten die Augen des P. Jongues mit Thränen, obgleich seine eigenen ihm weder einen Seufzer noch eine Thräne zu erpreßen vermochten. Darob erstaunten die Indianer, allein Ahasistari rief ihnen zu: „Ondesson ist kein Weib, er weint nicht vor Schmerz, er ist aber unser Vater, und deßhalb gehen ihm unsere Leiden zu Herzen. Er fürchtet sich nicht."

Es war jetzt der achte Tag nach ihrer Gefangennahme, und die Nacht brachte einen Stillstand der Qualen, aber weder Nahrung

noch Schlaf. Am folgenden Tage trafen die unglücklichen Gefangenen, während sie als Sklaven rudern mußten, mit einem andern Trupp zusammen, und mußten da ihr Loos abermals mit dem Verlust von einigen Fingern büßen. Den nächsten Tag, wo sie das Ende des Seees erreichten, hatten sie ihre Reise zu Wasser vollendet, und traten nun ihre Fußreise an. Nun mußten sie all das Gepäcke tragen, und so beladen, verwundet und ausgehungert traten sie, ohne irgend welche Nahrung als einige Beeren, einen viertägigen Marsch durch die Wildniß an. Die Indianer selbst konnten das Fasten beinahe nicht mehr aushalten und hatten bereits zu ihrem seltsamen Mittel, dem übermäßigen Trinken von lauwarmem Wasser gegriffen, als ihnen Hilfe aus dem Dorfe zukam.

P. Jogues wäre beinahe, erschöpft wie er war, als sie über den ersten Fluß der in ihrem Wege lag, setzten, ertrunken, allein als guter Schwimmer, arbeitete er sich durch und erreichte das Ufer. Endlich am Vorabende vor Mariä Himmelfahrt gegen drei Uhr Nachmittags kamen sie an den Ufern eines Flusses an, der etwa eine Viertelmeile vom Dorfe der Mohawk entfernt war. Das Volk lief dem Fluße zu, und viele setzten sogar über denselben, um die Gefangenen zu sehen; auch einige Huronen waren da, die von Mitleid gerührt die Gefangenen blos warnen konnten vor dem, was ihrer warte. Ihr verstümmelter Zustand erregte kein Mitleid in den Herzen der Mohawk; abermals wurden sie mit Keulen, Steinen und Allem, was zur Hand war, geschlagen, und dem P. Jogues seine zwei letzten Nägel ausgerissen. Das war blos der Anfang; nun mußten sie über den Fluß setzen, um wiederum Spießruthen zu laufen. [1])

---

[1]) Die Quellen für dieses und die folgenden Kapitel, wo keine anderen angegeben sind, sind ein von **P. Jogues Baif** vom 5. August in den Memoires etc.; Allegambe: **Tanner** p. 511; **Bressani** pars II. art. Jogues. Rel. 16 etc. **P. Buteux** Narré de la prise du P. Jogues; in Memoires etc. etc.

Sechstes Kapitel.

Ihre Ankunft im Dorfe. — Marter. — Die andern Dörfer. — Providentielle Taufe. — Tod der Huronen-Häuptlinge. — Die Holländer.

Schon einmal sind wir dem geduldigen Missionär auf dem furchtbaren Spießruthenlauf gefolgt, der hier nur um so schrecklicher war, da das Dorf fast eine Meile vom Strande lag. Wie früher war auch jetzt wieder P. Jogues der Letzte — wiederum betraten sie „diesen schmalen Pfad zum Paradiese;" sein Gefährte, der arme René Goupil sank, wie er selbst früher; allein durch grausame Erfahrung belehrt, stand er trotz der Schmerzen und einem Hagel von Schlägen wieder auf, und erreichte, mitten durch den Haufen, welcher ihn aufzuhalten suchte, den steilen Hügel hinanklimmend, das Martergerüste.

Als alle daselbst angelangt waren, wurde von einem Häuptling, der jeden dreimal mit einer Keule auf den Rücken schlug, das Zeichen zur Marter gegeben; darauf trat ein alter Mann auf P. Jogues zu und nöthigte ein armes gefangenes Weib, ihm seinen linken Daumen nahe an der Hand abzuschneiden. Voll Freude so für seinen Herrn und Heiland leiden zu dürfen, tröstete er seine Leidensgefährten, die alle mehr oder minder verstümmelt wurden. Wohl bedurften sie der Tröstungen des Glaubens, denn von den Menschen war da keiner zu erwarten. Das Blut strömte aus ihren Wunden, die Niemand verband, und er und René waren fast ohnmächtig von Blutverlust, als ihnen ein Stück von seinem Hemde zum Verband gegeben ward. Die Nacht brachte keine Linderung; die armen Gefangenen wurden mit ausgespannten Armen und Beinen auf den Boden gelegt und an Pfähle gefesselt. In diesem hilflosen Zustande wurden sie von den Kindern gequält, die glühende Kohlen auf sie warfen, welche auf ihren sich krümmenden Leibern zischten und brannten, bis sie darin auslöschten.

Am folgenden Tage gegen Mittag wurden sie in ein anderes Dorf geführt; hier wurden sie, nachdem sie beinahe nackt in der glühenden Sonnenhitze zwei Meilen weit gegangen waren, wie im

ersten empfangen. Die Nacht war Zeuge gleicher Behandlung wie in der vorhergehenden, und am nächsten Tage waren sie schon wieder auf dem Marsche. Es war das erste Mal, daß gefangene Franzosen eingebracht worden, und so sollten sie durch alle Dörfer geführt werden. Eines noch war übrig, und in diesem that man ihnen nichts zu leid. Ein Kriegertrupp hatte gerade vier andere gefangene Huronen eingebracht, und diese hatten Aller Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Bei dem Anblicke dieser armen Schlachtopfer wollte dem Missionär das Herz vor Kummer vergehen. Bisher hatte er seine Leidensgefährten zu Glaube, Hoffnung und Geduld ermahnt, allein diese neuen Dulder erfüllten ihn mit unsäglichem Schmerz. Er nahte sich ihnen mit allen Zeichen der Theilnahme und bedauernd, ihnen in ihren körperlichen Leiden nicht helfen zu können, verlangte ihn nach ihrer Seelen Heil. Sie waren noch nicht getauft; umsonst sah der gefangene Priester sich nach Wasser um, solches zu fordern war unnütz; allein Gott sah wieder auf das Verlangen seines Dieners. „Thauet ihr Himmel," war das Gebet seines Herzens, als ein Indianer an ihnen vorübergeht, und ihm einen Maisstengel zuwirft. Im Nu fängt er ihn auf, denn wie er daher fliegt, hat sein ängstlich forschendes Auge die blitzenden Thautropfen auf seinen Blättern, gleich einem Regenbogen der Hoffnung, bemerkt. Die kostbaren Tropfen mit der Hand auffangend tauft er zwei auf der Stelle, und die andern, als sie zusammen fortgeführt wurden, beim Ueberschreiten eines Bächleins. So ist's mit den Ceremonien auf den Indianer-Missionen. Da wird mitten im Kampfgewühle, auf dem Martergerüste oder am Pfahle getauft, da hört der Priester, wie sie über einen Fluß schwimmen, seines Mitgefangenen Beichte, oder ertheilt dem Sterbenden, dem er sich nicht nähern kann, die Lossprechung, oder preßt den Saft der wilden Traube aus, um den zum Altar nöthigen Wein zu bereiten. In Allem diesem ist kein Pomp, keine Gelegenheit zur Schau; das ist die Kirche der ersten Jahrhunderte.

Doch war, um wieder auf unsere Erzählung zu kommen, dieser Trost blos ein Gegenmittel gegen nahendes Weh; nachdem er hatte Zeuge sein müssen, wie dem Couture die Finger mit einer

Muschelschale beinahe abgesägt, und dann mit den Sehnen, die man nicht durchschneiden konnte, abgerissen wurden, trieb man ihn und René in eine Hütte, um noch weiter gemartert zu werden. Als man sie da singen hieß, stimmten sie die Psalmen des königlichen Propheten an, die Lieder der verbannten Kinder Israels. Hier wurden sie wieder an verschiedenen Theilen des Leibes gebrannt, und eine neue Prüfung wartete des Missionärs. In der Mitte der Hütte wurden zwei Pfähle in Gestalt eines Kreuzes aufgepflanzt, und an dieses ward er mit Stricken aus Bast festgebunden. Ohne Unterstützung lag sein ganzes Gewicht auf seinen verstümmelten Armen, in welchen die harten Stricke neue Wunden geöffnet. Die Qual war ausgesucht; da fühlte der Missionär, wie ihm das Bewußtsein von dem, was um ihn her vorging, zu schwinden begann, und ersuchte seine Peiniger, ihn einen Augenblick loszulassen, um sich zum Tode zu bereiten, denn das war, wie er wußte, das gewöhnliche Vorspiel desselben, und da sie sich jetzt in dem größten Dorfe befanden, war er auf das Aergste gefaßt. Seine Bitte fand kein Gehör und stachelte sie zu neuen Grausamkeiten an. Die jungen Männer, welche ihn gebunden, banden ihn jetzt nur noch um so fester; der Missionär bat Gott um Verzeihung für seine scheinbare Ungeduld und ergab sich in den Willen seines himmlischen Vaters. Unter dem Haufen von Zuschauern war auch ein Indianer eines benachbarten Stammes; die Seelenstärke des P. Jogues rührte ihn, er drang durch die Wüthenden, zog sein Messer, schnitt die Bande des Missionärs durch und kehrte ruhig wieder an seinen Platz zurück. Der Indianer bleibt sich immer gleich; die jungen Männer ahndeten diese Handlung nicht; sie schienen es zu vergessen, Gott aber nicht.

Die Nacht, eine Nacht unaussprechlicher Schrecken, mußten sie, wie gewöhnlich, auf den Boden gebunden zubringen; am zweiten Tage aber wurden sie nach Andagoron, der zweiten Stadt, die sie betreten, zurückgeführt. Da war bereits eine Rathsversammlung der Sachem beisammen, um über ihr Loos zu entscheiden; sie beschlossen, die Franzosen aufzusparen und blos einige von den Huronen zu tödten. Das Loos traf Eustatius (Ahasistari), welcher nach Teo-

nontegon zurückgeschickt wurde, von wo er gerade gekommen war. Paul, der nach dem ersten Dorfe Ossernenon gebracht, und Stephan, welcher den jungen Leuten von Andagoron übergeben wurde. Sie wurden somit in diesen Dörfern mit allen den Grausamkeiten jedes daselbst wohnenden Stammes um's Leben gebracht. Sie starben, wie sie gelebt, seitdem sie den Glauben erkannt, als eifrige Christen. Eustatius, der Freund, der sich selbst geopfert, hielt bis zum letzten Athemzuge seinen Ruf als der tapferste Kriegshäuptling und vornehmste Christ seines Stammes aufrecht. Auch des Paul gedenkt der Missionär mit Dankbarkeit, da er uns sagt, daß der edelmüthige Häuptling öfters die Mohawk beschwor, des P. Jogues zu schonen, eines weißen Mannes, der ihre Wege nicht kenne, und ihre Wuth verachte. Er hatte ihm so auf seine eigenen Kosten viele Qualen erspart. Das waren die Männer, welche die Religion gebildet; sie fand dieselben versunken in alle Laster der Barbarei, und erhob sie zu den edelsten Handlungen christlicher Tugend. Das bewiesen sie bis zu ihrem letzten Athemzuge, denn ihr Sterbelied war ein Gebet für ihre Henker.

Von jetzt an war das Leben des P. Jogues und René's weniger gefährdet; Couture war in einem andern Dorfe in den Stamm aufgenommen worden, und somit sicher vor Mißhandlung. Das war aber bei ihnen nicht der Fall, sie gehörten keinem Stamme an. „Als wir jetzt," sagt Jogues, „gewissermaßen Zeit hatten, unsere Leiden zu fühlen, verfielen wir in eine Art kindischen Unvermögens, und waren nicht im Stande zu gehen oder aufrecht zu stehen." Fast drei lange Wochen lagen sie so da, dem Tode nahe, bis sie endlich etwas Fleischbrühe erhielten, die ihnen wieder ein wenig Kraft gab, und da man sich jetzt etwas um sie kümmerte, begannen sie allmählig sich zu erholen.

Ehe sie jedoch im Stande waren, zu gehen, leuchtete ihnen ein Hoffnungsschimmer. Die Mohawk, welche, wie wir gesehen haben, zuerst beschlossen hatten, sie umzubringen, dann aber dieses aufgeschoben, waren jetzt gesonnen, sie nach Trois Rivieres zurückzuschicken, und schon waren Leute bestimmt, um sie dahin zu geleiten. Das war nicht Alles: sobald die Holländer zu Albany erfah-

ren hatten, daß ihre Verbündeten, die Mohawk, Weiße gefangen genommen, machte sich Arendt Van Curler, der Coolear unserer Geschichtschreiber, mit zwei Bürgern von Renssalaerswyck, auf den Weg, um alles ihm nur immer Mögliche aufzubieten, sie zu befreien. Er kam nicht leer; die Unglücklichen waren Franzosen, Jesuiten, und die holländischen Ansiedler waren der römischen Kirche nicht hold, aber zu ihrer Ehre sei es gesagt, sie waren von dem fanatischen Wesen, welches später in Neu-York eindrang, so weit entfernt, als dieses Unwesen vom Christenthum entfernt ist. Das Volk, ihren schätzenswerthen Prediger Megapolensis an der Spitze, hatten eine hinreichende Summe Geldes zusammengeschossen, um die Gefangenen auszulösen, und Van Curler kam mit sechshundert Gulden in der Hand. Als er die Mohawk-Festen erreicht, wurde er gut aufgenommen und das Bündniß zwischen beiden Nationen erneuert; darauf ersuchte er sie ihm die Gefangenen herauszugeben, näherte sich aber, um keinen Verdacht von ihrer Seite zu erwecken, diesen nicht. Sein Gesuch wurde abgeschlagen, und obgleich sie ihm jedes andere bewilligten, blieben sie in diesem Punkte unerbittlich. Da bot er ihnen das Lösegeld an, welches er mitgebracht, allein selbst dieses wurde nicht angenommen. Die Gefangenen waren zu ihm gekrochen, um ihn zu bitten, seinen Einfluß für sie aufzubieten, und so wandte er, obgleich er ihnen keine Hoffnung machen konnte, nochmals Bitten und Vorstellungen an. Zuletzt erklärten ihm die Sachem, daß es nicht in ihrer Macht stände, die Gefangenen auszuliefern, daß sie jedoch entschlossen seien, sie zu ihren Landsleuten zurückzuschicken. So sahen sie diese Hoffnung schwinden; René Goupil aber sollte nicht mehr lange der süßen Hoffnung auf Befreiung leben, denn nach ein paar Tagen schon ging er in ein besseres Leben ein. Seine Einfachheit, seine Unschuld und Geduld hatten ihm aller Herzen in einer Weise gewonnen, daß die Schriftsteller seiner Zeit ihn blos den guten René nennen. Von Niemand aber ward er mehr geliebt, und von Keinem mehr betrauert, als von P. Jogues, welcher, als er Canada wieder erreichte, auf Befehl seiner Obern einen Bericht über seinen geliebten Gefährten verfaßte, der glücklicher Weise dem Schiffbruche der Archive der Mission ent-

ging und zu Albany veröffentlicht wurde. Wir werden diesen der Lebensbeschreibung des P. Jogues folgen lassen.

Siebentes Kapitel.

Todesgefahren. — Seine Sorge für die Huronen. — Er geht als Sklave mit auf die Winterjagd. — Kehrt zurück. — Die Zeit des Fischfangs. — Die Gesandtschaft der Sokoki und seine Hoffnungen.

Wir haben die Gefahren gesehen, in welchen sich P. Jogues vor René's Tod befand, und werden in der Folge im Leben René's mit denjenigen bekannt werden, welchen er bei seinem Versuche, den Leichnam dieses Dieners Gottes zu begraben, nur mit knapper Noth entging. Doch waren diese nicht die einzigen Gefahren; zwei junge Mohawk hießen ihn, sie in das nächste Dorf zu begleiten. Da er sie nicht kannte, ersuchte er sie, seinen Herrn zu fragen — auf dieses gingen sie fort. Ein anderer eilte ihm mit einer Axt in der Hand nach, allein der alte Mann, dessen Sclave er war, hielt den Meuchelmörder zurück. Die größte von allen aber sollte ein bloßer Zufall hervorrufen: in der Hütte mit dem Missionär wohnte ein Halb-Blödsinniger, welchem ein ärmliches Stück Tuch, seine einzige Bedeckung, in die Augen stach und der dasselbe verlangte. Jogues bedeutete ihm, daß er es ihm nicht geben könne; allein dieser ward wüthend. Bald darauf wurde der gute Pater, als er einige Huronen unterrichtete, die er täglich deßhalb besuchte, um sie im Glauben zu bestärken und ihnen, so viel ihm möglich, geistlichen Trost zu spenden, darin durch diesen Mann unterbrochen, der ihm befahl, augenblicklich zurückzukehren. Er hatte so viel Wesens aus dem abschläglichen Bescheid von Jogues gemacht, daß die Familie beschloß, ihn den Manen eines jüngst gestorbenen Sohnes zu opfern. Ein Mörder war bald bestellt, derselbe, welcher erst jüngst seine Hände in das Blut des guten René getaucht, eine angemessene Belohnung ihm zugesichert und die That auf den folgenden Morgen verschoben. Unterdessen ward er mit einigen Frauen auf ein Feld geschickt. Als er so wie gewöhnlich im Gebete vertieft dahin ging, sah er den Mörder nahen, bereitete sich zum Tode und opferte Gott ein Leben

auf, das ohnedies durch Leiden und beständige Angst seinem Ende sich zuneigte. Allein die Vorsehung wachte über ihn, der Mörder ging an ihm vorbei; einige Augenblicke darauf trafen die Frauen ihre Herrin, sprachen einige eilige Worte zu ihr, und flohen mit Blicken des Schreckens in's Dorf. „Ich war nicht würdig zu sterben," drückt er sich kummervoll darüber aus.

Zwei Monate lebte er so ein Leben in beständiger Unruhe und Angst; seine freie Zeit widmete er dem geistlichen Troste der gefangenen Huronen, dem Gebet und Lesen. Glücklicherweise hatte er einen Band, die Briefe des heiligen Paulus und ein mit Ablässen versehenes Bild des heiligen Bruno behalten, die er, nebst einem kleinen Kreuz stets bei sich trug, „damit," sagt er, „wo immer der Tod mich ereilen mag, ich freudigst mit der heiligen Schrift sterbe, woraus ich immer meinen größten Trost geschöpft, und versehen mit den Gaben und Ablässen meiner heiligen Mutter, der Kirche, die ich immer innigst liebte und noch jetzt herzlichst liebe, und mit dem Kreuze meines Herrn und Heilandes."

Bisher hatte er sich nur wenig auf die Erlernung der Mohawk-Sprache verlegt; als aber die Zeiten ruhiger wurden, ließ er sich dieselbe angelegen sein, in der Hoffnung, denselben einmal zu Diensten sein zu können. Gegen Mitte Oktobers begaben sich die Bewohner des Dorfes auf die Jagd und P. Jogues mußte als Sklave mitziehen; diese für den Indianer so freudenreiche Zeit ward ihm sehr bitter. Seiner heiligen Würde eingedenk, sprach er zu ihnen von dem Einen wahren Gott, von seinen Geboten, die man halten müsse, vom Himmel, von der Hölle und andern Geheimnissen des Glaubens. Anfangs hörten sie ihm mit Staunen zu, fingen aber bald an, ihn zu verlachen, und haßten ihn zuletzt bitter, denn sie hatten blos geringen Erfolg auf der Jagd, und schoben ihm, als ihrem bösen Genius, alle Schuld zu. Aireskoi war der große Gott der Mohawk; ihn riefen sie an im Kriege, auf der Jagd, beim Fischfang, in Krankheiten und in den verschiedenen Vorkommnissen des Lebens. Die Art und Weise dieses Götzendienstes beschreibt er also: „Wer immer auf der Jagd, beim Fischfang, in Krankheiten u. dgl. Erfolg zu haben wünscht, nimmt die besten Stücke von einem

Thiere, und ersucht den ältesten Mann im Hause oder im Dorfe, ihn zu segnen. Der alte Mann stellt sich vor ihn hin, wie er das Fleisch darhält und sagt: „Sieh, Dämon Aireskoi, wir opfern dir dieses Fleisch, und bereiten ein Festessen daraus für dich, damit du davon ißest, und uns zeigest, wo das Wild lauert oder es in unsere Fallen lockest," oder (wenn nicht zur Jagdzeit, sondern in Krankheit,) „daß wir durch dich unsere Gesundheit wieder erlangen" u. s. w. Sobald der christliche Held von dem abergläubischen Charakter dieses Gebrauches sich überzeugt hatte, weigerte er sich, irgend welche diesem Dämon geweihte Speise zu berühren. Diese Verachtung ihrer Gottheit zog ihm ihre volle Rache zu. Alle wichen ihm aus, als einem der unrein ist und unrein macht und Niemand redete mehr mit ihm, außer um ihn zu schmähen; man verweigerte ihm Nahrung und Kleidung und fast hätte man ihn fortgejagt. Flucht war unmöglich, auch scheint er nicht daran gedacht zu haben. Nachdem er das nöthige Holz in die Hütte seines Herrn getragen, brachte er den übrigen Theil des Tages von acht Uhr an im Schnee auf einem benachbarten Hügel zu. Da hatte er sich eine Gebetsstätte hergerichtet, indem er die Rinden von einem Baum in Form eines Kreuzes losschälte, vor dem er ohne Obdach und Lager täglich acht Stunden in geistlichen Uebungen verbrachte. Anfangs schauten ihm die Indianer gleichgültig zu, aber bald fiel man ihn an, schoß nach ihm und schlug ihn und mehr als einmal blitzte die Streitaxt über seinem Haupte, oder man ließ einen gewichtigen Baum fällen, um ihn zu zerschmettern, dem er aber jedesmal glücklich entging. Das war nicht Alles; Gott suchte ihn mit einer innerlichen Finsterniß und einem Mangel an allem Troste heim, so daß er von Außen und Innen nur Leiden und Kreuz fand.

Dieses leidenvolle Leben dauerte zwei Monate; da sandte ihn seine Herrschaft mit erlegtem Wild beladen in das dreißig Stunden entfernte Dorf zurück. Auf dem Wege dahin kam er fast vor Kälte um, freute sich aber, daß ihm dadurch Gelegenheit geboten wurde, einem Kinde den Himmel zu öffnen. Die Mutter des Kindes leistete ihm, beladen wie die Frauen gewöhnlich sind, Gesellschaft auf dem Wege; als sie auf einem Baume, der einzigen Brücke, über einen

reißenden Strom setzten, glitt sie aus, und mit ihr ihre Ladung und ihr Kind, beide waren nahe daran, weggeschwemmt zu werden, da sprang der Missionär in die strömende Fluth und rettete sie. Das Kind aber war so sehr verletzt, daß es nicht mehr lange am Leben bleiben konnte; P. Jogues taufte es und sah es bald darauf sterben. Diese heldenmüthige That führte zu einer andern; ehe er das Dorf erreichte, traf er mit dem alten Mann zusammen, welcher den Befehl zu René's Ermordung gegeben hatte, und der ihn aber jetzt zum Essen einlud. Nachdem er in seine Hütte getreten, machte P. Jogues vor dem Essen das Kreuzzeichen, das ihm Todesdrohungen zuzog. „Ich werde es stets thun,“ sagte der unerschrockene Missionär, „der Herr über unser Leben gebietet uns, es zu thun, ich werde es thun, thue du, was du willst.“

Nach einem achttägigen Marsche erreichte er das Dorf, und obgleich er in einem jämmerlichen, Mitleid erregenden Zustande sich befand, befahl man ihm, nochmals eine Ladung Wild zu holen. Sanftmüthig und geduldig bis zum Aeußersten, machte er sich wieder auf den Weg, um dem Befehle nachzukommen; da aber der Boden mit einer Eisrinde bedeckt war, fiel er zu wiederholten Malen, und kehrte endlich, da er jeden weiteren Versuch für unnütz hielt, in's Dorf zurück. Man empfing ihn mit allen Zeichen der Verachtung und sandte ihn zu einem seiner größten Feinde, der jetzt an einer schmerzhaften und so häßlichen Krankheit litt, daß Niemand sich ihm nahte, um ihn zu pflegen; einen ganzen Monat widmete der Missionär diesem Manne, der an ihm jedwede Grausamkeit ausgeübt hatte, alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit.

Gegen Mitte Januar kehrte sein Herr zurück, welcher ihm eine Hirschhaut gab, die nebst einer, von einem Franzosen bei den Holländern ihm gegebenen Indianerkleidung ihn etwas gegen die strenge Kälte schützte; eine größere Erleichterung aber war der Schutz, den ihm jetzt eine edle indianische Frau angedeihen ließ, welche ihn statt eines Sohnes, den sie jüngst verloren, an Kindesstatt annahm. Mit Dankbarkeit erwähnt der Missionär ihrer Sorgfalt für ihn.

Dadurch erhoben, und neu im Stande, sich in ihrer Sprache

geläufig auszudrücken, hatte er öfters an ihn gestellte Fragen zu beantworten, denn die Hütte, in der er wohnte, war eine Art Versammlungshalle. Die sichtbare Schöpfung war der Gegenstand ihrer Fragen, die Sonne, der Mond, die Erde, das Meer, Ebbe und Fluth und dergl. wurden ihm zur Beantwortung vorgelegt. Seine Antworten erregten bewunderndes Staunen und als er dann fortfuhr, das ganze System ihrer Göttergeschichte in seiner Nichtigkeit darzustellen, stimmten sie ihm bei, wurden überzeugt, aber nicht bekehrt. So ist der Indianer, wie jede Mission bewiesen, und P. Jogues selbst erfahren; Keiner von den Erwachsenen wollte das Joch der Dämonen abschütteln, Keiner die Freiheit der Kinder Gottes empfangen. Selbst bei den Kranken und Sterbenden fruchteten öfters seine Worte nichts, einige jedoch glaubten. Sein Trost waren die Huronen, die er sogar in andern entfernten Dörfern besuchte, und zur Glaubenstreue ermahnte. Wie ein zweiter Johannes der Täufer, ging er in Thierfellen einher, das Wort Gottes verkündend und den Weg des Herrn bereitend, oder wie die alten Propheten, welche in Schaf- und Ziegenfelle gekleidet unter den glaubenstreuen Israeliten, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt, umherwanderten.

Gegen Mitte März ward er mit einer Schaar an einen vier Tagreisen entfernten See auf den Fischfang gesandt, wo sie kleine Fische fingen und von deren Eingeweiden lebten, das Uebrige für den Winter aufbewahrend. Sein Leben hier war gleich dem auf der Jagd; sein Kreuz, sein Bethaus von Tannenzweigen war seine einzige Freude; als es aber lebendiger wurde, schweifte er in der Nachbarschaft umher, und Wälder und Gebirge hallten wieder vom Preise ihres Schöpfers, etwas, was sie seit ihrer Schöpfung nicht vernommen. „Wie oft," sagte er, „schnitt ich den heiligsten Namen Jesu in die stattlichen Bäume des Urwaldes ein, damit die Dämonen, welche zittern, wenn sie denselben hören, bei seinem Anblicke die Flucht ergriffen! Wie oft habe ich da das heilige Kreuzzeichen in dieselben eingegraben, damit bei seinem Anblicke die feindlichen Mächte sich entfernten, und daß durch dasselbe Du, mein Herr und mein Gott, herrschen mögest in der Mitte deiner Feinde, der Feinde deines Kreuzes, der Irrgläubigen, der Heiden und Dämonen, deren

Herrschaft weithin sich ausgebreitet. Es war damals gerade die Zeit der größten Feierlichkeiten der Kirche, am Ende der heiligen Fastenzeit, und da suchte er im Geiste in die Leiden unseres Herrn einzugehen. Fast hätte er den bittern Kelch seines Todes mit ihm getheilt; am Montage in der Charwoche sandte man nach ihm, da er zum Tode verurtheilt war, um die Manen eines jungen Kriegers zu versöhnen, welcher im verflossenen Sommer in den Krieg ausgezogen und nicht wieder heimgekehrt war. Das Gerücht gab ihn für todt aus und so wurde des P. Jogues Tod beschlossen. Am grünen Donnerstag war er im Dorfe angelangt, und sollte am folgenden Tage zu seinem großen Troste mit seinem Herrn und Heiland sterben, allein an demselben Tage verbreitete sich ein unbestimmtes Gerücht, der Todtgeglaubte sei am Leben, und wie die Sonne am Himmel aufging, verkündeten Freudenrufe von weiter Ferne schon die Wahrheit des Gehörten. Er kehrte mit gefangenen Abnaki zurück, welche zum Pfahl verurtheilt wurden, von welchen jedoch P. Jogues, dessen Eifer einen Dolmetscher fand, fünf an Ostern taufte.

Am nächsten großen Feste kam ein anderer Kriegstrupp in das Dorf, deren Ankunft zu einem gräßlichen Gebrauche führte. Es scheint, als ob Menschenopfer allgemein bei heidnischen Völkern gang und gäbe waren; der Begriff des Opfers selbst und der Versöhnung führte natürlich dazu, da dieses aber ein Gebrauch ist, gegen welchen die menschliche Natur sich empört, ward derselbe in den meisten Ländern nicht blos in der Praxis, sondern selbst in der Theorie verworfen. In Mexiko bestand derselbe in einer in der Weltgeschichte beispiellosen Ausdehnung; alljährlich dampften da die Altäre von einer solchen Menge von Menschenopfern, daß die Opfer des Aberglaubens während fünf Jahren, die ganze Zahl derjenigen, welche der Grausamkeit der spanischen Eindringlinge zum Opfer fielen, übersteigt, und derjenigen der Opfer englischer Politik in unserem Staatengebiete fast gleichkommt. In der Familie der Huronen-Stämme scheint derselbe damals schon im Abnehmen gewesen zu sein; daß dieser aber noch immer einen Theil des Glaubens der Irokesen bildete, mußte P. Jogues an einem schrecklichen Beispiele

sehen. Während des vergangenen Jahres hatte dieser Stamm viel Unglück im Krieg, auf der Jagd und sonst noch gehabt. Man schrieb das dem Zorne Aireskois zu, den man schon lange nicht mehr durch ein Menschenopfer geehrt; bei einem während des Winters demselben dargebrachten Opfer von zwei Bären, hatte man die Worte an ihn gerichtet: „Du bestrafst uns mit Recht, o Dämon Aireskoi; schon lange haben wir keine Gefangenen gemacht, keine feindlichen Algonquin. Wir haben gesündigt gegen dich! Wir haben die letzten nicht verzehrt; wenn wir aber wieder welche gefangen nehmen, versprechen wir dir, sie zu verzehren, wie wir diese Bären verzehren."

Eine Frau wurde zum Opfer auserlesen, nackt auf das Martergerüste geführt, verstümmelt wie früher P. Jogues, und nach vielen andern Grausamkeiten zum Pfahle geschleppt, wo Jedermann sich herbeidrängte, um sie zu brennen, und bei jeder frischen Brandwunde schrie ein alter Mann: „Aireskoi! wir bringen dir dieses Opfer dar, das wir verbrennen, damit du dich sättigest mit seinem Fleische und uns über unsere Feinde Sieg verleihest." Der Missionär hatte die Unglückliche unterrichtet, und drängte sich nun mit den Andern herbei, nicht um sie zu verwunden, sondern zu heilen: mitten in den Flammen goß er das heiligende Wasser auf ihr Haupt und sah sie bald darauf verscheiden. Ihr Leichnam wurde auf einen Scheiterhaufen geworfen, und nachdem er in Wirklichkeit gebraten war, in Stücke geschnitten, die herumgeboten und verzehrt wurden.

Mitten in diese Gräuelszenen schien einen Augenblick ein Hoffnungsstrahl hereinzuleuchten; der Gouverneur von Canada hatte jetzt erfahren, daß P. Jogues noch am Leben sei, denn man hatte bisher darüber in Ungewißheit geschwebt, und machte nun einen Versuch zu seiner Rettung. Ein Ereigniß schien seine Auslieferung fast gewiß zu machen. Auf einem ihrer Kriegszüge im Oktober hatten die Algonquin einen Krieger der Sokoqui gefangenen genommen. Es war dies ein Stamm, der am Connecticut hauste und mit den Irokesen verbündet war. Der Krieger wurde sofort zum Tode verurtheilt und hatte schon die vorläufige Marter durchgemacht, als der Gouverneur von seiner Gefangennahme hörte, die Auslieferung des Gefangenen sofort verlangte und auch erhielt. Er übergab

ihn der Pflege der Spitalschwestern, unter deren Händen seine Wunden bald geheilt waren. Zu seinem Erstaunen wurde er sodann unter keiner andern Bedingung, als der, seinen Einfluß zur Befreiung von P. Jogues aufzubieten, zu seinem Stamm zurückgesandt. Der ganze Stamm der Sokoki gerieth in Staunen ob dieser Großmuth und sandte sofort, um so ihre Dankbarkeit für die Behandlung ihres Häuptlings kund zu geben, eine Gesandtschaft an die Mohawk. Im April erreichte diese, den ausgezeichneten Häuptling an der Spitze, die Dörfer dieses Stammes, wo sie in einer feierlichen Versammlung die Verbindlichkeiten der Sokoki gegen die Franzosen darlegte, so wie ihr Verlangen denselben nachzukommen. „Meine Stammesgenossen," rief der Häuptling aus, „kennen die Achtung, in welcher Ondesonk bei den Franzosen steht und schicken diesen Wampumgürtel, um seine Bande zu lösen." Darauf trat er auf Ondesonk zu, in welchem unsere Leser P. Jogues erkennen, und übergab ihm einen Brief von dem französischen Gouverneur. Das brachte die Rathsversammlung der Mohawk in keine geringe Verlegenheit; ein so feierliches Gesuch abzuschlagen, war etwas zu Ungewöhnliches, und Andern das Verdienst seiner Befreiung zu überlassen, stimmte nicht mit ihrer Politik überein; nach einer Berathung beschlossen sie, die Sokoki zu überlisten, wie zuvor die Holländer. Sie versprachen seine Auslieferung, und nahmen selbst das Geschenk an, aber ohne daran zu denken, ihr Wort zu halten.

Achtes Kapitel.

P. Jogues wird im Triumph herumgeführt. — Er trifft seinen Wohlthäter. — Brief an den Gouverneur von Trois Rivieres. — Fischfang. — Er besucht Albany. Brief an seinen Provinzial.

Die Gesandtschaft der Sokoki hatte die Befreiung unseres Missionärs nicht allein nicht erwirkt, sondern zog ihm sogar noch neue Qualen und Demüthigungen zu. Er war seinem Herrn jetzt mehr werth als je, und da einige Häuptlinge im Begriffe waren, mehrere zu den Mohawk gehörende andere Stämme zu besuchen, beschloß man, P. Jogues als Sklaven mitzuführen, um diesen Stämmen zu zeigen, daß selbst die Franzosen vor den mächtigen

Irokesen sich beugten. Auf diesem Marsche wurden ihm Leiden mit vollem Maße zugemessen; die Entfernung bis zu dem am weitesten vom Dorfe wohnenden Stamme betrug hundertundfünfzig englische Meilen, und das wilde und rauhe Land dazwischen bot keine anderen Nahrungsmittel als unschmackhafte Beeren, womit er einzig und allein sein Leben fristen mußte. Einmal jedoch ward ihm ein großer Trost zu Theil. Während der bei Ankunft der Mohawk-Häuptlinge stattfindenden Feierlichkeiten standen die Hütten verlassen, und da fand Ondesonk, wie er so umher wanderte, sechs sterbende Kinder, die man allein gelassen. Die Gelegenheit benutzend, taufte er sie und setzte seine Wanderung fort. Wie er in eine andere Hütte trat, staunte er, seinen Namen zu hören. „Ondesonk," sagte ein kranker Indianer, den er jetzt auf dem Boden hingestreckt sah, „Ondesonk, kennst du mich nicht mehr? Gedenkest du noch des Dienstes, den ich dir im Lande der Mohawk erwiesen?" Der Missionär suchte sich an die Züge des Dulders zu erinnern, zuletzt rief er aus: „Ich erinnere mich nicht, dich je gesehen zu haben, magst du aber was immer für einen Dienst mir erwiesen haben, mein Herz wird stets dankbar dafür sein." „Denkst du daran," fuhr der Kranke fort, „als du in der Hütte zu Tinniontiogen mit den Armen angebunden warst und ein Indianer deine Bande durchschnitt?" „Ob ich daran denke," rief der Missionär aus, „nie werde ichs vergessen, und würde mich glücklich schätzen, diesen meinen Wohlthäter zu sehen." „Ich war es," sagte der arme Indianer. Bei diesen Worten brach Jogues in Thränen aus, umarmte ihn und rief schließend: „Ach, wie sehr bedauere ich, dich in diesem Zustande zu finden! O daß ich dir helfen könnte! Oftmals habe ich meine Hände im Gebete zum Herrn des Lebens erhoben, und ihn gebeten, dich zu segnen! Die Gesundheit kann ich dir nicht wiedergeben, aber etwas anderes, was noch weit kostbarer ist." — Er verlangte sofort zu wissen, was dieses sei und als der Missionär dem Sterbenden die Geheimnisse des Glaubens erklärt hatte, fragte der letztere ihn: „Was muß ich thun, um dem Herrn des Lebens zu gefallen?" — „Glaube," antwortete der Missionär, „glaube an Ihn und an seinen eingebornen Sohn Jesus Christus und laß dich taufen." „Ich glaube,"

sagte der Neubekehrte, „taufe mich." Der gute Pater vollendete dann seine Unterweisung, taufte ihn und verließ ihn mit einem von Freude überströmenden Herzen. Seine Krankheit nahm rasch zu und er verschied bald in den Armen des Missionärs. Was waren ihm Leiden und Gefahren nach solch' einem Troste? Sie fesselten blos den Missionär an seinen Posten, denn Gott schien ihm denselben angewiesen zu haben, um viele zu retten, in welche das Kreuz sein Lebenslicht blos durch seine Gefangenschaft leuchten lassen konnte.

Als er wieder im Dorfe seiner Herren angekommen war, stürzte ein wirklich oder blos angeblich wahnsinniger Indianer auf ihn und streckte ihn mit zwei Keulenschlägen besinnungslos zu Boden; er hätte ihn, wenn nicht Andere sich ins Mittel gelegt, getödtet. Niemand schien es zu beachten als die gute alte Frau, welche ihn an Kindesstatt angenommen; sie drängte ihn jetzt zur Flucht, allein von dem Gedanken erfüllt, dieß sei die Sendung, welche der Allmächtige ihm zugewiesen, weigerte er sich, den Versuch zu machen. Bald darauf, am 30. Juni, schickte er einen Brief an Herrn Chanflour, seinen Reisegefährten von Frankreich nach Canada, und zur Zeit Gouverneur von Trois Rivieres. Das war bereits der vierte und der erste, welcher von allen vier, die er während seiner Gefangenschaft geschrieben, seinen Bestimmungsort erreichte. Dadurch zog er sich Verdacht und Gefahr zu. Er ersuchte einen mit einer Kriegerschaar ausziehenden Huronen, denselben an den Ufern des St. Lorenzflusses in einen Pfahl zu stecken, eine nicht seltene Art und Weise, Briefe zu senden. Der Hurone that mehr; er brachte den Brief nach dem Ort Richelieu, in das er eingelassen wurde; als aber die Franzosen seine Gefährten herankommen sahen, kamen diese auf den Verdacht einer Verrätherei und feuerten. Die Irokesen, welche dasselbe vermutheten, flohen, Alles in Stich lassend, und kehrten Rache gegen den Missionär schnaubend zurück. In seinem Briefe theilt er dem Gouverneur die Kriegspläne der Irokesen mit, und daß sie im Sinne hätten, die Huronen zu bekriegen und sie zu vertilgen, oder sie zu nöthigen, sich mit ihnen zu vereinigen und eine Nation zu bilden. Fortwährend langten gefangene Franzosen und Huronen an, und abermals hatten die Huronen-Missionäre einen Verlust erlitten;

ihre Flottille war auf dem Wege nach Quebec genommen und ausgeplündert worden. An den Ufern des Mohawk erfuhr P. Jogues den Stand der Huronen-Mission während seiner einjährigen Gefangenschaft. Von sich selbst sagt er: „Die Holländer haben versucht, uns frei zu machen, allein vergebens; sie machen immer noch Versuche, wie ich aber glaube, mit keinem bessern Erfolg. Ich bin mehr und mehr entschlossen, so lange es dem lieben Gott gefallen mag, hier zu bleiben, und nicht wegzugehen, sollte sich selbst eine Gelegenheit zur Flucht bieten. Meine Gegenwart ist ein Trost für die Franzosen, die Huronen und die Algonquin. Ich habe mehr als sechzig getauft, von welchen viele schon im Himmel sind. Das ist mein einziger Trost, dies, und der Wille Gottes, mit dem ich freudig den meinen vereinige." [1])

Die Bekehrung der Seelen war sein stetes Augenmerk, und um sie zu bewerkstelligen, that er Alles, was nicht gegen das Gewissen war. Als ein Indianer, der ihn fortwährend verfolgt hatte, krank und von Allen verlassen wurde, besuchte und pflegte ihn der geduldige Missionär, brachte ihm täglich einen Rindenteller voll Speise und suchte Erdbeeren im Felde, um seinen von Fieber glühenden Mund zu erfrischen. Wäre der Missionär noch längere Zeit geblieben, so hätte dieser Wilde sich ohne Zweifel bekehrt, denn er gab eine herzliche Dankbarkeit kund; da er es aber, so lange der gute Priester da war, stets verschob, konnte er, als dieser endlich fortging, den entschwundenen Augenblick der Gnade nicht zurückrufen und starb eines elenden Todes.

Nichts aber war im Stande, Ondesonk zu bewegen, auch nur im geringsten dem Aberglauben Vorschub zu leisten. Ein kranker Mann träumte, er könne gesund werden, wenn Ondesonk an einem gewissen Tanze Theil nähme mit seinem Buche, und thue, was die Franzosen gethan. Vorstellungen, Bitten, Gewalt, Alles war umsonst, und als sie ihn dahin schleppen wollten, eilte er davon, so daß ihn Niemand einzuholen vermochte.

Einen Monat nach seinem letzten Briefe, und gerade ein Jahr

---

[1]) Brief in Rel. 1643—44.

nach seiner letzten Messe, am Feste des heiligen Ignatius, verließ er abermals das Dorf, um einige Indianer zu begleiten, welche sich auf den Fischfang begaben, nachdem sie vorher ihre Felle und Waaren abgesetzt. Das brachte ihn zum zweiten Male nach Renselaerswyck oder Albany, wo er schon einmal gewesen und wie das erste Mal gut behandelt wurde. Die holländischen Behörden ließen nicht blos durch Menschlichkeit und Nächstenliebe, sondern auch durch die Anweisungen der General-Staaten in Holland kein Mittel zu seiner und seiner Leidensgefährten Befreiung unversucht; sie machten den Indianern mancherlei Geschenke, um ihm wenigstens ein besseres Loos zu sichern. Während die Indianer mit ihrem Tauschhandel beschäftigt waren, benützte P. Jogues die Gastfreundschaft seiner freundlichen Beschützer, um seinem Provinzial einen ausführlichen Bericht über seine Gefangenschaft zu erstatten. So lange schon nicht mehr an die Sprache gewohnt, wußte er anfangs kaum, in welcher Sprache er ihm schreiben solle (sein Brief an Chauflour war ein Gemisch von huronischen, französischen und lateinischen Wörtern); letztere Sprache wählte er endlich, und dieser sein Brief, — ein Muster von Latinität, das wohl der Aufbewahrung werth und bei einem Manne, der schon so lange seine Studien für die schweren Missionsarbeiten aufgegeben, Bewunderung erregt, — ist noch vorhanden. Auch in diesem Briefe kommt er wieder auf seinen Lieblingsgedanken, daß die Vorsehung ihm zum Besten Anderer diesen Posten angewiesen, denn er setzte seine Taufen fort und dachte nicht daran, sein Kreuz abzuwerfen. „Ich könnte wahrscheinlich," sagte er, „mit Hilfe der Holländer oder eines benachbarten Stammes entkommen, bin aber mit Hilfe der göttlichen Gnade zu dem Entschlusse gediehen, an diesem Kreuze, an welches der Herr mich, ihm zur Seite, geheftet, zu leben und zu sterben. Wer würde, wenn ich nicht mehr hier wäre, die französischen Gefangenen trösten? wer den Büßern die Lossprechung ertheilen? wer die bereits getauften gefangenen Huronen an ihre christlichen Pflichten erinnern, wer die neuen Gefangenen unterrichten, die Sterbenden taufen und ihnen in ihren Qualen Muth zusprechen? Wer würde dann die Kinder in das heiligende Wasser tauchen, wer für das Heil der sterbenden,

wer für die Unterweisung der gesunden Erwachsenen sorgen? Ich kann es nur für ein Werk der gütigen Vorsehung halten, daß ich, während eines Theils Leute, die der wahren katholischen Religion feind sind, und andern Theils ein zwischen den Indianern wüthender Krieg dem Glauben den Eingang verschlossen, in die Hände dieser Indianer fiel, welche bis jetzt nach Gottes Willen gegen ihren eigenen Willen meines Lebens geschont, damit, so unwürdig ich auch immerhin bin, die zum ewigen Leben Auserwählten unterrichtet, glaubten und getauft würden. Seit meiner Gefangennahme habe ich siebzig Kinder, junge und alte Personen von fünf verschiedenen Sprachen und Stämmen getauft, auf daß Menschen von jedem Stamme, von jeder Sprache und von jedem Volke ständen vor dem Lamme."

Das sind fast die Schlußworte dieses merkwürdigen Dokumentes, in dem sich ächte Demuth, Vertrauen auf Gott und Ergebung in seinen heiligen Willen kund geben, verbunden mit einer Vertrautheit mit den heiligen Schriften, die ihn ermöglicht, fast ununterbrochen daraus zu citiren, trotzdem daß er so lange des Trostes beraubt war, aus mehr denn aus dem Bruchstücke, das in seine Hände gekommen war, zu schöpfen.

Dieser Brief ist vom 5. August datirt, an welchem Tage wahrscheinlich die Abtheilung Indianer, welche er begleitet, Renssalaerswyck verließen, um sich auf den sieben oder acht Stunden tiefer am Hudson liegenden Fischplatz zu begeben.

Neuntes Kapitel.

Der Fischfang am Hudson. — Es kommen noch mehrere Gefangene im Dorfe an. — Sein Entschluß, dahin zurückzukehren. — Man beschließt seinen Tod. — Die Holländer drängen ihn zur Flucht. — Er zögert. — Sein Entkommen.

Als sie den Platz zum Fischfang erreicht, half ihnen P. Jogues die Netze auswerfen, allein noch waren sie damit nicht fertig, als eine Nachricht ankam, welche dem Missionär tief ins Herz schnitt, und die ihn in ein Meer der Bitterkeit versenkte. War er doch nicht lange abwesend von dem Dorfe und schon hatte man vier

Huronen eingebracht, von welchen bereits zwei, ohne daß er sie trösten konnte, am Pfahle umgekommen waren. Damit dies nicht wieder vorkomme, beschloß er zurückzukehren, obgleich die Grausamkeiten, von welchen er Zeuge sein mußte, eine neue Marter für ihn würden; „allein," sagte er, „mein Herz konnte es nicht über sich bringen, daß einer ohne Taufe sterben sollte." Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, ging er zu seiner guten Tante, wie er die indianische Frau nannte, welche ihn an Kindesstatt angenommen hatte. „Tante," sprach er, „ich wünschte gerne in's Dorf zurückzukehren, ich bin dieses Ortes überdrüßig." „Gut, Neffe," erwiederte diese, „gehe nur, wenn es dir hier nicht gefällt, und nimm etwas zu essen auf den Weg mit." Somit schiffte er sich in dem ersten Kahn, der in das Dorf fuhr, ein, und erreichte bald das Fort Oranien. Hier erfuhr er von einem neuen Unglück. Die Indianer, welche, wie wir gesehen haben, durch ein gegenseitiges Mißverständniß vom Fort Richelieu zurückgetrieben worden, waren während seiner Abwesenheit in's Dorf zurückgekehrt und hatten alle Schuld auf seinen Brief geschoben. Wohl hatte er das, als er schrieb, vorausgesehen, trotzte aber, weil er seine Landsleute warnen wollte, der Gefahr. Indianer, die zu Rensalkaerswyck waren, wußten von der Sache und machten ihm Vorwürfe darüber. Man sprach von seinem Tode als einer gewissen Sache, und als erst die Kunde von einer neuen Niederlage der Mohawk ankam, bewachten ihn seine Begleiter sorgfältig, da jetzt seine Hinrichtung außer allem Zweifel war. Als P. Jogues auf diese Weise sich die Gefahr rings um ihn her vergrößern sah, dachte er doch nicht an eine Flucht und wollte seine Begleiter zur Heimkehr drängen, als Van Curler, dieser treue edelmüthige Freund, ihn davon abhielt und abermals in ihn drang, sich durch Flucht zu retten. „Da," sprach er, auf den Fluß deutend, „da liegt ein Schiff vor Anker, „das in ein paar Tagen absegeln wird, begeben Sie sich an Bord desselben. Es fährt zuerst nach Virginien und dann nach Bordeaux oder la Rochelle, wo es Sie an's Land setzen wird." Der Missionär dankte ihm für seine fortwährenden Versuche, ihn loszukaufen und zu retten, sagte ihm aber, daß er darin zu viel Gefahr für die Niederlassung sehe, indem die Indianer augenblicklich auf den Verdacht kommen

würden, daß sie ihm zu seinem Entkommen behülflich gewesen, und viel Schaden anrichten könnten. „Nein, nein!“ erwiederte Van Curler, „fürchten Sie nichts; hier ist eine gute Gelegenheit, gehen Sie an Bord, nie wird sich wieder eine bessere zum Entkommen bieten.“

Jetzt vereinigte der Prediger in der Niederlassung, Johann Megapolensis, der bereits seine Theilnahme für den Missionär kund gegeben, seine Bitten mit denen des Gouverneurs; allein der Jesuit blieb schweigend, denn er war in der Schule seines großen Stifters belehrt worden, nichts rasch zu entscheiden, nichts von Wichtigkeit zu unternehmen, ohne vorher mit Gott zu Rathe zu gehen. Sein einmal gefaßter Entschluß, standhaft bis zum Ende in seiner Gefangenschaft zu verharren, konnte aus purer Liebe zum Leben nicht so leicht beseitigt werden. „Mein Herz,“ sagte er, „gerieth bei seinen Worten in Verlegenheit; ich war im Zweifel, ob es nicht zur größeren Ehre Gottes gereichen könne, mich der Gefahr des Feuertodes und indianischer Wuth auszusetzen, um zum Heil irgend einer Seele beizutragen.“ Endlich erwiederte er, „mir scheint dies eine Sache von zu großer Wichtigkeit, um auf der Stelle antworten zu können. Gestatten Sie mir gefälligst eine Nacht, um darüber nachzudenken; ich will es unserem Herrn und Heiland anempfehlen, die Gründe dafür und dagegen erwägen, und Ihnen dann am Morgen meinen endlichen Entschluß mittheilen.“

Van Curler konnte, wie der Leser wohl fühlen muß, die in der Seele eines Missionärs, der in diesem Augenblicke Alles, was es Erhabenes und Edles im christlichen Heldenmuthe gibt, kund gab, sich drängenden Gedanken nicht einmal ahnen, willfahrte aber gerne seinem seltsamen Gesuche.

Jogues begab sich in's Gebet, um bei der Erforschung Licht von Oben zu erhalten und vollkommen gleichgültig zu bleiben, um so ohne Kampf das Eine oder das Andere zu wählen. Bei näherer Erwägung schien es ihm, als ob er hier am Ende doch nicht viel ausrichten könne; Coutüre war der einzige Landsmann, der noch übrig war, und dieser war außer Gefahr, ja selbst im Stande, sich zu flüchten; und was die Indianer betraf, waren diese so sehr gegen ihn erbittert, daß er keine Hoffnung hatte, sie unterrichten zu können,

auch trugen sie ihren Haß gegen ihn so offen zur Schau, daß die Huronen und Algonquin aus Furcht, sein Loos zu theilen, ihm auswichen. Gesichte, welche er während seiner Gefangenschaft hatte, mögen ihn auch bewogen haben, die Mohawk eine Zeit lang zu verlassen. Goupil, sein geliebter Gefährte, erschien ihm im Traume, und wie er seinen geliebten Freund zu umfassen suchte, erhoben sich die mächtigen Tempel Europa's und schieden ihn von seinem gemarterten Busenfreund. Dies steigerte nur sein Verlangen, mit ihm vereinigt zu werden, was nur eine Vorahnung von seinem eignen Martertode gewesen zu sein scheint; diesen aber sollte er erst nach seiner Rückkehr aus Europa erleiden. Ein anderes Mal sah er die Worte: „Laudent nomen Agni“ in einer Stadt, die die Stelle des Dorfes der Mohawk eingenommen. Es schien, als ob Gott die Bekehrung dieses Volkes vorbereite und dieser Gedanke nahm auch den Geist des P. Jogues ein. Sollte eine Mission unter den Irokesen eröffnet werden, so würde die Sprachkenntniß, die er besaß, es ihm ermöglichen, dieselbe ohne Verzug zu beginnen und da unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein sicherer Tod ihn erwartete, so verlangte das allgemeine Beste, daß er sein Leben rette. Zu diesem Entschlusse kam er endlich, nachdem er vor Gott alle die Gründe mit der größten Unparteilichkeit erwogen. Am folgenden Tage besuchte er den holländischen Gouverneur, und theilte ihm seinen Endentscheid mit. Van Curler trat sofort mit dem Capitain des Schiffes in das nöthige Einverständniß, und dieser wie die Schiffsmannschaft erklärten, daß sie ihn, wenn einmal an Bord, sicher nach Frankreich bringen würden. „Wohlan denn,“ sagte der Gouverneur, gehen Sie zu den Indianern zurück, und schleichen Sie sich diesen Abend oder in der Nacht fort, und gehen Sie dem Flusse zu; dort werden Sie ein kleines Boot bereit finden, um Sie an das Schiff zu bringen.“ Somit ging P. Jogues zu den ihn bewachenden Indianern zurück.

„Am Abend,“ wir lassen ihn hier nun selbst reden, „begab ich mich mit zehn oder zwölf Irokesen in einen Schuppen, um die Nacht daselbst zuzubringen; ehe ich mich niederlegte, ging ich hinaus, um zu sehen, wo ich wohl am leichtesten entkommen könnte. Aber

die Hunde fielen mich an, und einer derselben biß mich heftig in's Bein und zerfleischte es schwer. Augenblicklich kehrte ich in den Schuppen zurück; die Indianer verschlossen diesen gut und legten sich, vorzüglich einer, der beauftragt war, ein besonderes Augenmerk auf mich zu haben, hart neben mir nieder, um mich besser zu bewachen. Da ich mich so von Feinden umringt, den Schuppen gut verschlossen und die Hunde auf der Lauer sah, die mich verrathen würden, wenn ich es wagte zu entrinnen, dachte ich, es sei fast unmöglich zu entkommen und beklagte mich bei meinem Heilande, daß, nachdem er mir den Gedanken, mich zu retten, eingegeben, „er mir den Weg mit Steinen verschließe." Ich brachte diese Nacht schlaflos zu. So wie der Tag graute, hörte ich die Hähne krähen und bald darauf trat der Diener des Holländers, welcher uns in seinem Schuppen ein Obdach gegeben, ich weiß nicht warum, ein; ich schlich leise zu ihm, und gab ihm ein Zeichen, (denn ich verstand sein Flamändisch nicht,) die Hunde stille zu machen; er ging sofort hinaus und ich ihm nach, nachdem ich zuerst all mein Gepäcke mitgenommen, das aus einem kleinen Offizium der Mutter Gottes, einer Nachfolge Christi und einem hölzernen Kreuze bestand, das ich selbst gemacht hatte, um mich an die Leiden meines Heilandes zu erinnern. Einmal aus dem Schuppen, ohne irgend welches Geräusch zu machen oder meine Wächter aufzuwecken, stieg ich über die Umzäunung, welche den Hof umgab und lief schurstracks nach dem Flusse, wo das Schiff lag. Das war weit für mein verwundetes Bein, denn es war eine gute Meile bis zum Flusse. Ich fand das Boot, wie man versprochen, das aber, weil die Ebbe eingetreten war, auf dem Sande und ziemlich weit von der Strömung lag. Ich versuchte dasselbe ins Wasser zu bringen; weil es aber zu schwer war, rief ich das Schiff an, mir ein Boot zu senden, um mich an Bord desselben zu bringen. Keine Antwort. Ich weiß nicht, ob man mich gehört, aber wie dem auch sei, Niemand zeigte sich, und schon war der Tag da, der den Irokesen meine Flucht entdecken mußte und ich stand wegen dieses unschuldigen Verbrechens in großer Gefahr. Des Schreiens müde, kehrte ich zu dem Boote zurück, bat Gott, mich zu stärken, und es glückte mir, daß ich es, indem ich

es hin und her schob, endlich in's Wasser brachte. Sobald es flott war, sprang ich hinein, und erreichte das Schiff, ohne von den Irokesen entdeckt zu werden. Ich wurde sofort in den unteren Schiffsraum gebracht, und eine schwere Kiste auf den Eingang gelegt, um mich zu verbergen."

Zwei Tage und Nächte blieb P. Jogues in diesem schmutzigen Loche und litt unsäglich theils wegen der verdorbenen Luft, theils wegen der Wunde an seinem Bein, welche jetzt zu eitern begann und für welche noch nichts gethan war, als daß man, wie er selbst erzählt, „ein Haar des Hundes, der ihn gebissen," herausgenommen hatte. Am Abend des zweiten Tages kam Megapolensis und erzählte ihm von den Drohungen der Indianer und der Bestürzung der Ansiedler, welche, wie P. Jogues bemerkt, Grund zur Furcht hatten, da sie ihnen Feuergewehre gegeben, und erst Zeugen gewesen, wie einer von ihnen getödtet worden war. Auf diese Nachricht zeigte sich der Capitain als Mann; er hatte dem Missionär sein Wort verpfändet, und wollte ihn jetzt nicht auf diese Weise aufgegeben sehen. Der gute Pater aber dachte anders. „Ich wünsche nicht," sagte er, „daß Ihrem Vieh und noch viel weniger Ihnen selbst ein Unheil geschehe. Sie haben mich auf den Gedanken gebracht, den Indianern und dem Tode zu entrinnen, da Sie aber nicht mehr derselben Gesinnung sind, so will auch ich sie aufgeben und zu den Indianern zurückkehren. Fürchten Sie nicht für mich." Das war Alles, was er von Strapazen und Mangel erschöpft, hervorbringen konnte, den ganzen Tag hatte er nichts gegessen und fiel ohnmächtig auf dem Verdecke nieder. Sobald er sich durch die stärkenden Mittel der gutherzigen, aber vergeßlichen Freunde erholt, gab ihm Megapolensis die Versicherung, daß er nicht daran denke, ihn seinen Feinden zu überlassen. „Er glaube seiner Seits," sagte er, „daß die Indianer blos ein bedeutendes Geschenk zu erlangen suchten und dann bald sich beruhigen würden. Unterdessen könnte er in der Niederlassung bleiben, und wenn Alles ruhig sei, nach Manchattan gehen und von da nach Europa sich einschiffen. Dieses Versprechen stellte den Schiffscapitain zufrieden und P. Jogues wurde dieselbe Nacht an's Land gebracht.

Zehntes Kapitel.

Albany im Jahre 1643. — P. Jogues ein freiwilliger Gefangener. — Seine Leiden und Befürchtungen. — Befreiung. — Reise nach Neu-Amsterdam. — Die Jogues-Insel. — Manchattan.

So wurde P. Jogues an den Ort zurückgebracht, wo heutzutage die Stadt Albany liegt, welche er also beschreibt: „Die Fluth erreicht, überschwemmt aber nicht die zweite holländische Ansiedelung, zu welcher Schiffe von hundert bis zweihundert Tonnen Gehalt gelangen können. Es gibt in dieser Niederlassung, welche Renselaerswyck genannt wird, das heißt Ansiedelung von Renselaers, welcher ein reicher Amsterdammer Kaufmann ist, zwei bemerkenswerthe Sachen; erstens, ein erbärmlich kleines Fort, Fort Oranien genannt, aus Baumstämmen, mit vier oder fünf kleinen Kanonen und eben so vielen Drehbassen. Dieses Fort hat sich die Westindische Gesellschaft vorbehalten und behauptet es. Früher war dasselbe auf einer Insel im Flusse, ist aber jetzt am Festland gegen die Irokesen hin, ein wenig oberhalb der Insel; zweitens, eine Colonie, welche dieser Renselaers, dessen Namen sie trägt, hieher gesandt. Diese Colonie besteht aus etwa hundert Personen, die in fünf und zwanzig bis dreißig Häusern wohnen, die längs des Flußes sich ein Jeder, wo er es für passend hielt, erbaut hat. In dem bedeutendsten Hause wohnt der Agent des Schutzherrn; der Prediger hat sein eigenes Haus, in dem der Gottesdienst gehalten wird. Auch ist ein Vogt hier, den sie Seneschal nennen, welcher die Polizei ausübt. Ihre Häuser sind von Brettern und mit Stroh bedeckt, ohne irgend welche Steinarbeit, mit Ausnahme der Kamine; aus den vielen großen Fichtenstämmen, welche die Wälder liefern, machen sie Bretter in ihren Mühlen, die sie zu diesem Zwecke errichtet.

„Diese Ansiedelung ist blos zwanzig Stunden von den Mohawk entfernt, zu welchen man zu Land und zu Wasser gelangen kann, da der Fluß, an welchem die Irokesen wohnen, an der holländischen Niederlassung vorbeiströmt; es gibt aber in demselben viele

Stromschnellen und einen eine kleine halbe Stunde langen Wasserfall, wo man den Kahn tragen muß." [1])

Das Haus, in welches man ihn bei Nacht gebracht, war das des Superintendenten des Handels, so eine Art Commissär, welcher eine Indianerin zur Frau hatte. Dieses erbärmliche Gebäude, wahrscheinlich dasselbe, aus dem er sich geflüchtet, war der stete Sammelplatz der Indianer und folglich für den Missionär äußerst gefährlich. Es war etwa hundert Fuß lang; der Mann und seine Frau wohnten am einen Ende desselben, und an dem andern hatte er seinen Schuppen und Stall; darüber war der Speicher, und hier in einem Winkel wurde P. Jogues untergebracht. Blos eine kleine Scheidewand, durch die man Alles sehen konnte, trennte ihn von den Indianern, welche stündlich von seinem sorglosen Wirthe dahin geführt wurden. Sorglos ist aber wirklich ein zu gelindes Wort für dessen Betragen gegen P. Jogues. Die Nahrung, welche er ihm gab, war so schlecht als immer möglich; nicht einmal Trinkwasser hatte er, denn nur alle vierzehn Tage erhielt er einen schmutzigen Eimer voll, und es war mitten im Sommer. Dieser geizige alte Mann ging sogar so weit, das, was der gute Dominic Megapolensis regelmäßig für den Missionär sandte, sich selbst zuzueignen.

In dieser Lage mußte P. Jogues fortwährend hinter einem Stückfaß, das allein ihn verbarg, hingekauert, sechs Wochen verbleiben. Nach zehn oder zwölf Tagen, die er hier zugebracht, schrieb er einen Brief an P. Lalemant, in welchem er ihm sein Entkommen und seine gegenwärtige Lage mittheilt; trotz der Furcht eines ihm noch immer drohenden schrecklichen Todes, ist er ruhig und gottergeben. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß dieser Brief, sein letzter aus Neu-York, keine Anspielung auf die Behandlung, welche ihm von seinem lieblosen Wirthe zu Theil ward, enthält. [2]) Jetzt aber sollte er endlich frei werden; die Indianer wurden besänftigt, und Wilhelm Kieft, der Gouverneur der Neu-Niederlande, welcher von seiner Lage Kunde erhalten, ließ den Befehl ergehen, ihn sofort nach

---

[1]) Bericht über Neu-Niederland.

[2]) Brief vom 30 August.

Neu-Amsterdam, wie Neu-York damals hieß, zu bringen. Megapolensis sollte ihn begleiten, und so fuhren sie mit dem ersten Schiffe ab; es ging damals langsam und die kleine Reise dauerte volle sechs Wochen. Die Schiffsmannschaft gewann ihn sehr lieb, und wie sie an einer kleinen Insel vorbeifuhren, beschlossen sie, derselben den Namen „Insel des Jesuiten Jogues“ zu geben. Megapolensis, welcher sich über die dem Missionär erzeigte Ehre freute, gab ihnen eine Flasche Wein, und unter dem Donner ihrer kleinen Kanone wurde die kleine Insel mit dem vorgeschlagenen Namen benannt; allein die Nachwelt berücksichtigte seine Verdienste nicht und wir wissen nicht, wo wir die Jogues-Insel zu suchen haben.

Damals war Neu-York, wie es der Missionär fand, nicht die Riesenstadt, deren Häuserreihen an beiden Seiten des Hudson- und des East-Flußes sich hinziehen; es war blos ein schwacher Anfang. Ein an der äußersten Spitze der Insel, etwa fünf oder sechs Stunden von der Mündung erbautes Fort, Fort Amsterdam genannt, war der Kern einer Stadt, welche Neu-Amsterdam heißen sollte. Das Fort war im Jahre 1615 in Angriff genommen worden, allein seine Bastionen und Wälle, bloße Erdhügel, waren zusammengefallen, und da kein Schanzgraben um dasselbe lief, konnte man von allen Seiten in das Fort gelangen. Die Besatzung in diesem und dem andern Fort betrug gegen sechzig Mann; in diesem stand eine geräumige Kirche und das Haus des Gouverneurs, ein nettes backsteinernes Gebäude mit Kasernen für die Soldaten. Die Häuser lagen dem Flusse entlang, blos einige Wohnungen für Handwerker waren im Bereiche des Forts errichtet, um da ihr Geschäft sicher treiben zu können. Auf dieser Insel Manchattan und um dieselbe wohnten damals gegen vier bis fünfhundert Personen verschiedener Nationen und Glaubensbekenntnisse. „Der Generaldirektor theilte mir mit,“ sagt P. Jogues, „daß daselbst achtzehn verschiedene Sprachen gesprochen werden, und obgleich kein öffentlicher Gottesdienst, außer dem der Calvinisten gehalten wird, so sind doch auch Katholiken, englische Puritaner, Lutheraner, Anabaptisten u. s. w. dort.“

Das war der Ort, an welchen er sich jetzt begab; er wurde von den guten Bewohnern desselben, welche aus ihren Wohnungen

kamen, um ihn zu begrüßen, herzlich empfangen. Unter andern eilte einer beim Anblick seiner verstümmelten Gestalt auf ihn zu, fiel zu seinen Füßen, und küßte die glorreichen Wunden, ausrufend: „O Martyrer Christi, o Martyrer!“ [1]) Und doch war derselbe kein Katholik, sondern ein polnischer Lutheraner, aber ein Mann, der einen besseren Begriff von christlichem Heldenmuthe hatte, als diejenigen, unter welchen er lebte; denn so gutherzig sie auch waren, hatten sie doch so wenig Begriff davon, daß sie P. Jogues fragten, wie viel ihm wohl die Gesellschaft in Neu-Frankreich bezahle für Alles, was er ausgestanden, und als er diese ihre irrigen Begriffe hierüber zu berichtigen suchte, konnten sie sich doch nicht die Möglichkeit denken, daß er sich ohne irgend welche pecuniäre Entschädigung den Missionsbeschwerden unterziehen könne. Es ist eben eine unvermeidliche Folge der Anhänglichkeit an die materielle, sichtbare Welt, daß sie uns Allem, was erhaben, edel und geistig ist, entfremdet, so daß zuletzt Alles dieses Einem so unverständlich wird, daß man es als eine Art Thorheit ansieht, bis die fleischliche Hülle sich ablöst, und wir zu spät ausrufen: „Wir haben geirrt, wir haben geirrt!“

So sehr wir auch den Irrthum dieser guten Leute bemitleiden, so müssen wir doch auch wieder ihre Güte gegen P. Jogues bewundern; der Gouverneur vorzüglich bewies ihm die größte Aufmerksamkeit, und lieferte ihm die nothwendigen Kleidungsstücke. Es war jetzt Anfangs Oktober; da beschloß man ein kleines Schiff nach Europa zu schicken, um den Indianerkrieg, welcher die aufblühende Colonie mit ernstlichen Folgen bedrohte, zu melden. P. Jogues wurde bedeutet, sich zur Einschiffung bereit zu halten; es ward ihm aber, ehe er absegelte, der Trost zu Theil, in der Stadt, deren commerzielle Größe er vorhergesehen zu haben scheint, sein geistliches Amt auszuüben. Er traf zwei Katholiken, eine portugiesische Frau, mit welcher er jedoch nicht sprechen konnte, die aber durch die Heiligenbilder, welche sie in ihrem Zimmer hatte, kund gab, daß sie noch an ihrem Glauben festhalte, der andere war ein Irländer, welcher zu Handelszwecken aus Virginien hieher gekommen war; die-

[1]) Rel. 1617. 4. Kap.

ser benutzte die Gelegenheit, zu beichten. Von ihm erfuhr P. Jogues, daß zur Zeit englische Jesuiten in Virginien seien, und daß einer derselben von den Indianern getödtet worden; das war aber aller Wahrscheinlichkeit nach ein falsches Gerücht, welches damals in Virginien im Umlaufe war.

Am fünften November war das Schiff segelfertig und so nahm er nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in der Colonie Abschied von seinen edelmüthigen Wohlthätern, und segelte mit Empfehlungsschreiben vom Gouverneur Kieft aus der herrlichen Bai von Neu-York nach der alten Welt hinüber.

Eilftes Kapitel.

Reise nach Europa. — Sturm. — Verfolgung. — Falmouth. — Er wird ausgeplündert. — Ein guter Köhler. — Landet in Frankreich. — Szene im Collegium zu Rennes. — Er wird von der Königin mit Auszeichnung empfangen. — Vom Papste als Martyrer erklärt. — Kehrt nach Canada zurück.

Das Fahrzeug, in welchem er sich einschiffte, war kein regelmäßiges Kauffahrteischiff, sondern ein erbärmlich kleines Ding von fünfzig Tonnen, mehr Neuigkeitsboot als Transportschiff. Es hatte keine Cajüte, und des Missionärs Lager war eine Rolle Stricke auf dem Deck, wo er öfters von hereinschlagenden Wogen bis auf die Haut durchnäßt wurde. Ihre immerhin gefährliche Seereise wäre auch ohne andere Unfälle noch beschwerlich genug gewesen, allein das war nicht Alles, es erhoben sich schreckliche Stürme, und schon war ihr kleiner Vorrath an Lebensmitteln so herabgeschmolzen, daß sie bereits die Peinen des Hungers fühlten. Auf diese Weise außer Stand ihren Curs zu verfolgen, wurden sie an die englische Küste getrieben. Das war unweit der Stadt Fallmouth; und als sie daselbst einzulaufen suchten, wurden sie von zwei Parlamentsschiffen erspäht, denn Falmouth war in den Händen der königlichen Partei. Sie entkamen jedoch und gingen glücklich an der Werfte vor Anker. Die abgemüdete Schiffsmannschaft wünschte, sich am Lande von ihren Strapazen zu erholen, und so landeten alle, mit Ausnahme eines einzigen, der bei P. Jogues blieb. Ihre Landung war von einer

Räuberbande bemerkt worden, welche auf das Schiff kam; der Mann wurde geknebelt, dem Missionäre eine Pistole vor den Kopf gehalten. Die Räuber nahmen ihm Hut und Rock und da sie nichts anderes von Werth bei ihm fanden, stahlen sie vom Schiffe, was ihnen beliebte, und machten sich davon. Bald kehrte der Capitän zurück, und machte bei Entdeckung des Verlustes mit seinen Leuten jedwede Anstrengung, um die Diebe einzuholen, aber vergebens. Unterdessen hatte P. Jogues an der Werfte sich umsehend einen französischen Kohlenhändler getroffen, dem er auf seinem Wege zum Schiffe sich näherte. Dieser gab ihm, von dem armseligen Aussehen unseres Missionärs schließend, er sei ein gewöhnlicher Bettler, ein Stück Geld und als er nicht weiter ging, ein zweites. Da flüsterte ihm P. Jogues zu: „Ich bin ein Franzose und Jesuit." Allem Anscheine nach befreite nun dieser den Missionär durch List aus den Händen des holländischen Kapitains, welcher nicht geneigt schien, ihn herauszugeben. Er schiffte sich sodann mit ihm nach Frankreich ein, denn sobald er erfahren, wer P. Jogues sei, war er auch schon entschlossen, alles nur immer Mögliche für ihn zu thun. Arm, wie er war, konnte er ihm blos eine Matrosen-Kappe und einen Rock geben, und in dieser Verkleidung landete er mit ihm am heiligen Christfeste zwischen Brest und St. Pol de Leon.

Der erste Gedanke des auf diese Weise seinem Vaterlande wieder gegebenen Missionärs war, in die nächste Kirche zu gehen, Gott zu danken und wo möglich, denn es war noch früh am Tage, die heilige Kommunion zu empfangen, welche er länger als sechzehn Monate hatte entbehren müssen. Somit ging er auf die erste Hütte zu, welche er am Lande sah. Die guten und wohlthätigen Landleute, welche ihn für einen von den vielen Irländern hielten, die sich vor der vertilgenden Hand der Feinde ihrer heiligen Religion geflüchtet, zeigten ihm nicht allein den Weg zur Kirche, sondern liehen ihm auch einen Hut und einen Stock, um mit mehr Anstand dem Tisch des Herrn sich nahen zu können, und luden ihn ein, nach seiner Andacht zurückzukommen und ihr ärmliches Mahl zu theilen. So begab sich denn P. Jogues in die Kirche, und nahte sich, nachdem er gebeichtet, dem Tische des Lebens, und kehrte dann,

gestärkt von dieser Himmelsspeise, nach der er so lange sich gesehnt, zu seinen Wohlthätern zurück. Als er da bei Tische saß, sahen sie seine verstümmelten und verunstalteten Hände, und baten ihn mit frommer Neugier, ihnen doch zu erzählen, wo er das zu leiden gehabt. Wie er so seine Leidensgeschichte, während ihnen Thränen über die Wangen rollten, erzählte, gaben sie ihm Alle bis zum kleinsten Kinde herab ein kleines Almosen von ihrem ärmlichen Besitz, um ihn in den Stand zu setzen, seine Reise nach einem Collegium der Gesellschaft fortzusetzen. So war denn der Diener Gottes endlich am Ziele seiner Leiden und Gott sandte ihm einen guten Kaufmann von Rennes, der sich nach dieser Stadt begab, in den Weg. Dieser nahm sich, nachdem er ihm seine Geschichte erzählt, seiner an, und bezahlte seine Reise dahin, wo er am Vorabende des zwölften Tages ankam. [1])

In dem Anzuge, wie er war, klopfte er an die Thür des Collegiums und fragte nach dem Rektor, für welchen er, wie er sagte, Nachrichten von Canada habe. Der Pförtner, welcher den Bittsteller nicht kannte, wies ihn in das Fremdenzimmer und ging, um ihn dem Rektor zu melden. Dieser war eben im Begriff, sich zur Feier der heiligen Messe anzukleiden und wollte, als man ihm sagte, ein armer Mann, der aus Canada komme, wünsche ihn zu sprechen, damit fortfahren, in der Absicht ihn nach der Messe zu sehen; das Wort Canada brachte ihn auf den Gedanken, es könne etwas von Wichtigkeit sein; er legte somit das Meßkleid wieder ab, und ging in das Sprachzimmer. P. Jogues übergab ihm den Brief des Gouverneurs Kieft, allein der Rektor von seinen eigenen Gedanken eingenommen, begann, ohne diesen zu lesen, die vielen Fragen, welche in ihm aufstiegen, an ihn zu stellen. Nachdem er wußte, woher der Fremde komme, fragte er ihn: „Kennen Sie den P. Jogues.“ „Sehr gut,“ erwiederte derselbe. — „Wir haben von seiner Gefangenschaft unter den Irokesen wie von seinen ehrenvollen Leiden gehört, was ist aus ihm geworden, ist er noch am Leben?“ „Er lebt,“ sagte P. Jogues, „er ist frei, und er ist's, der jetzt

---

[1]) Brief vom 5. Januar 1644.

mit Ihnen spricht.“ Dabei warf er sich seinem Obern zu Füßen und bat ihn um seinen Segen. Im Nu verbreitete sich im ganzen Hause die Nachricht, P. Jogues sei angekommen, und alle drängten sich um ihren Mitbruder, um ihm zu seiner so unverhofften Befreiung aus der Gefangenschaft Glück zu wünschen. So im freudigen Genusse der Ergießungen jener Liebe, welche die Glieder ein und desselben Ordens mit einander verbindet, war seine erste Sorge, seinem Provinzial seine Ankunft mitzutheilen, was auch noch an demselben Tage geschah.

Er schreibt demselben: „Meine Sünden haben mich unwürdig gemacht, bei den Irokesen zu sterben, ich bin noch am Leben, Gott hat es mir zu meiner Bekehrung geschenkt. Wenigstens erkenne ich es als eine große Gnade an, daß er mich etwas leiden ließ. Gar manchmal spreche ich im Gefühle der Dankbarkeit: „Gut ist's, daß du mich gedemüthigt, damit ich deine Gerichte erkenne.“ [1])

Sodann erzählte er kurz seine Reise, schrieb aber am folgenden Tage umständlicher seinem ehemaligen Novizenmeister, P. Lalemant, mit dem er stets in enger Verbindung gestanden. So wohl hier, wie auch sonst, wo er auf die Güte der Holländer zu sprechen kommt, drückt er sich mit Gefühlen der Dankbarkeit darüber aus. In der That, alle katholischen Missionäre sind den Ansiedlern am Hudson zu Danke verpflichtet und haben dies auch stets anerkannt.

Nach einer kurzen Rast begab sich P. Jogues nach Paris, um sich seinen Obern zur Verfügung zu stellen, bereit, irgend einen Posten, den sie ihm anweisen sollten, anzunehmen, aber auch den frommen Wunsch hegend, auf das frühere Feld seiner Arbeiten zurückzukehren. Sein Ruf war schon bis Paris gedrungen, und die Gläubigen kamen in Schaaren, um die glorreichen Wunden des Streiters Christi zu sehen und zu küssen; sogar die Königin-Mutter wollte eines solchen Glückes nicht entbehren; er ward somit bei Hof eingeführt. Diese Ehrenbezeigungen traten der Demuth des bescheidenen Missionärs zu nahe, und so wurde seine Bitte, wieder in die einsamen Wälder Amerikas zurückkehren zu dürfen, immer dringen-

---

[1]) Siehe **O'Callaghan**.

der. Ein Hinderniß verursachte einigen Aufenthalt: seine Hände, auch die rechte, waren immer noch so verunstaltet, daß er nach kanonischen Gesetzen das heilige Meßopfer nicht mehr darbringen konnte; ein Gesuch an den Stellvertreter Christi war dazu nothwendig. Das geschah, und als der Papst erfuhr, daß einer, der im Dienste Gottes Verstümmelung erlitten, nun um die Erlaubniß nachsuche bis zum Tode arbeiten zu dürfen, war seine sofortige Antwort die höchste Empfehlung, welche dem Missionär zu Theil werden konnte. „Indignum esse," sagte das Oberhaupt der katholischen Kirche, „indignum esse Christi martyrem Christi non bibere sanguinem." „Das wäre ungerecht, daß ein Martyrer Christi das Blut Christi nicht sollte trinken dürfen!"

Als so P. Jogues wieder sein priesterliches Amt ausüben konnte, begab er sich mit der nothwendigen Erlaubniß seiner Obern im Frühjahre nach la Rochelle, um sich daselbst einzuschiffen. P. Dücreux, der Geschichtschreiber Canada's, begleitete ihn, wie er selbst angibt, eine Strecke weit, was er als ein besonderes Glück ansah; so groß war die allgemeine Verehrung, welche man ihm zollte. Auf dem Wege besuchte er ein Kloster von Ursulinerinnen, und verlor daselbst einen Handschuh, den man wahrscheinlich absichtlich bei Seite gethan, denn derselbe wurde sorgfältig aufbewahrt, und durch die Gnade des Allmächtigen das Werkzeug einer wunderbaren Heilung.

Bald war er wieder auf der hohen See, und erreichte nach einer stürmischen Fahrt am 16. Mai des Jahres 1644 Canada. Bei seiner Ankunft wüthete der Krieg mehr als je, und seine Mitbrüder, die voll Freude waren, ihn wieder bei sich zu haben, bedurften in der That des Trostes; denn gerade einen Monat vor seiner Ankunft war P. Bressani bei einem Versuche, in das Land der Huronen zu kommen, gleich ihm, in die Hände der Irokesen gefallen. Man wußte nichts Bestimmtes über sein Schicksal und der Anblick der Wunden des P. Jogues ließ wenig Gutes für P. Bressani hoffen, von dessen Gefangenschaft ein später mitzutheilender Bericht handeln wird.

Zwölftes Kapitel.

Seine Rückkehr nach Canada. — Der Friedensschluß. — Er wird in Montreal stationirt. — Seine Schriften. — Er wird für die Mohawk-Mission ausgewählt. — Sein Brief. — Er schifft sich als Gesandter ein. — Kehrt zurück und geht als Missionär an den Mohawk. — Sein Tod.

P. Jogues war, wie wir gesehen haben, schon im Frühjahr nach Canada zurückgekehrt, und hatte die Colonie am Rande des Verderbens und durch die beständigen Einfälle der Irokesen ins grenzenloseste Elend versetzt angetroffen. Der große Fehler der Ansiedler lag in ihrer gänzlichen Abhängigkeit vom Mutterlande und in dem Mangel an einem eisernen Willen, ihre Pläne durchzuführen. Jetzt aber konnte ihnen das Mutterland keine Hilfe leisten und die Vorsehung allein konnte sie retten.

So wie die Dinge standen, war es für P. Jogues unmöglich, zum Huronen-See zurückzukehren, weßhalb er in die neue Stadt Montreal genannt,[1]) welcher ihre Stifter den Namen „die Stadt Mariens" zu Ehren der Mutter Gottes, welcher dieselbe geweiht ist, beigelegt. Da brachte er mit Pater Büteux, seinem Obern, den Winter zu und wenn auch nichts Näheres über seine Arbeiten während dieses und des folgenden Winters, den er auch in Montreal verbrachte, auf uns gekommen ist, führte sein Aufenthalt zur Enthüllung vieler seine Gefangenschaft betreffenden Thatsachen, denn P. Büteux entlockte ihm durch Bitten, Ersuchen und selbst durch Befehle eine Beschreibung des Ganzen, welche noch vorhanden ist und großen Werth hat, weil dadurch sein lateinischer Brief erklärt und somit dessen Aechtheit bestätigt wird, und darin Manches vorkommt, was sonstwo sich nicht findet. Als P. Jogues die Krone erlangt, nach welcher er so sehr sich gesehnt, schrieb P. Büteux: „Ich werde, wie ich glaube, das Glück haben zu Ehren dieses ersten Martyrers Canada's das Meiste geschrieben zu haben, und verlange keinen anderen Lohn, als daß es Dem, für welchen er sein

[1]) Die Huronen gaben ihr den unpoetischen Namen Minitikoumentagongiban, oder: die Insel auf der eine Stadt ist.

Leben hingab, zur größeren Ehre gereiche.“ Etwas später sagt er: „Ich bedauere, daß ich nicht zudringlicher gegen ihn gewesen bin, um, was zur größeren Ehre Gottes und seiner Heiligen gereichen könnte, von ihm herauszulocken; allein, was konnte ich mit einem Manne anfangen, welcher, um Gottes Gnade zu verbergen, mich um eine Anweisung bat, wie er seine Betrachtung, oder seine Danksagung nach der heiligen Messe machen solle und es that, mit einer Gesinnung von Demuth und Aufrichtigkeit, in dem Glauben, daß er nichts recht thue. Ach! ich wünschte, ich hätte Beides von ihm gelernt, und besonders die letztere, von einer Seele, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit dem heiligsten Sakramente verschmolzen war. Vor diesem verborgenen Gott verrichtete er alle seine geistlichen Uebungen, seine Gebete, Gewissenserforschungen, sein Breviergebet so groß auch die Kälte oder so zudringlich auch die Insekten und die Hitze waren.“ [1])

Das ist es, was einer der tüchtigsten Missionäre seiner Zeit von ihm dachte; er vermied alles Aufsehen und suchte unbemerkt und unbekannt zu sein, und in diesem seinem Verlangen allen Ehren auszuweichen, die ihm von allen Seiten erwiesen wurden, ging er so weit, daß er, wie es scheint, nach seiner Rückkehr nach Canada, nie mehr seinen Namen zeichnete, in allen, selbst in einem Briefe an seinen Obern fehlt seine Namensunterschrift.

Unterdessen ging der Gouverneur von Canada lebhaft mit dem Gedanken um, bei der ersten besten Gelegenheit die Mohawk für den Frieden zu gewinnen. Die Gefangennahme mehrerer Häuptlinge dieses Stammes ermöglichte es ihm, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, ohne seine Schwäche enthüllen oder den Namen Frankreichs compromittiren zu müssen. Es wurden somit einige Gefangene freigegeben, und nach einer äußerst freundlichen Behandlung nach Hause geschickt, um Friedensvorschläge zu machen; ein Schritt, der zu den erfreulichsten Erfolgen führte. Im folgenden Sommer langte eine feierliche Gesandtschaft an, welche zu Trois Rivieres am 12. Juli des Jahres 1645 mit allen Ehrenbezeigungen aufge-

---

[1]) Memoires p. 72.

nommen wurde. P. Jogues, der von Montreal herab kam, war, wenn auch von den Abgeordneten nicht bemerkt, dabei zugegen. Als allgemeine Stille eingetreten, begann ihr Sprecher den bei einer Rathsversammlung üblichen Marsch und Gesang, wobei er die verschiedenen Geschenke, welche er überbrachte, erklärte; und als Gürtel um Gürtel zu des Gouverneurs Füßen lagen, rief er, wie er einen mit ihrem Muschelwerk prächtig verzierten emporhielt, aus: „Dieser ist für die zwei Schwarzröcke; wir wünschten alle beide zurückzubringen, konnten aber unsere Absicht nicht durchführen. Der eine entrann unseren Händen gegen unseren Willen, und der andere verlangte ausdrücklich an die Holländer ausgeliefert zu werden. Wir willfahrten seinem Verlangen. Wir bedauern nicht, daß sie frei sind, wohl aber, daß wir nicht wissen, was aus denselben geworden. Vielleicht sind sie jetzt, da ich deren Namen nenne, grausamen Feinden zum Opfer gefallen, oder von den Wogen verschlungen. Nie beabsichtigte der Mohawk, sie ums Leben zu bringen."

Der Missionär hörte ihm lächelnd zu; wohl kannte er den verschmitzten Charakter der Irokesen, und er lächelte über diese unverschämte Behauptung. „Trotz dem," sagte er, „waren die Scheiterhaufen aufgeschichtet, und die Peiniger bereit. Hätte mich Gott nicht aus ihren Händen errettet, wäre ich hundert Male umgekommen. Aber laßt ihn nur fortsprechen."

Zu seiner Freude sah er wie der Friede zum Abschluß kam; man hatte dem Gouverneur Geschenke überreicht und jetzt war noch die Genehmigung des Vertrages von der Rathsversammlung von Mohawk nothwendig. Während die Abgeordneten auf dem Wege nach den Mohawk-Festen waren, kehrte P. Jogues nach Montreal zurück, um da den Erfolg, von welchem, wie er voraussah, seine Zukunft abhing, abzuwarten. Seine gewöhnlichen Arbeiten füllten die Zeit bis zum nächsten Frühjahre aus, wo die Bestätigung des Friedensabschlusses, und das jetzt zum ersten Male um einen Missionär gestellte Gesuch ihn mahnten, sich bereit zu halten. Es war noch Jagdzeit, und so konnte er noch einige Tage des Stillschweigens und Gebetes gewinnen, indem er die von jedem Mitgliede der Gesellschaft Jesu alljährlich abzuhaltenden geistlichen Uebun-

gen machte. Da bereitete er sich auf seine gefährliche und mühsame Aufgabe vor, und es bedurfte in der That eines heldenmüthigen Entschlusses. Viele Mohawk kamen von Zeit zu Zeit nach Montreal, aber keine von dem ersten und zweiten Dorfe, die übrigens fast allein ihre Braven auf den Kriegspfad aussandten, und doch mußte, wenn eine Mission gegründet werden sollte, eine solche gerade in einem von diesen Dörfern gegründet werden. Als er aber am Schluße seiner geistlichen Zurückgezogenheit von seinem Obern einen Brief erhielt des Inhalts, daß er und seine Räthe einstimmig beschlossen hätten, eine Irokesen-Mission zu gründen und ihm deren Eröffnung anzuvertrauen, ward sein Herz bei Lesung desselben mit Furcht erfüllt, aber mit einer Furcht, „es könnte mein heißester Wunsch und was meine Seele am meisten schätzte, nicht erfüllt werden!" Er fürchtete für unfähig angesehen zu werden, da er sich selbst für unwürdig hielt, und obgleich, wie er sagt, „die Natur der Vergangenheit eingedenk zitterte", empfand er keine menschliche Furcht. Gegen Ende Mai antwortete er seinem Obern und theilte ihm mit, daß er bereit sei, aufzubrechen; bezüglich seiner Reise sagt er blos: „Wenn Gott will, daß ich zu den Irokesen gehe, muß der, welcher mich dahin begleitet, tugendhaft und gelehrig, muthig und willig sein, etwas für Gott zu leiden. Auch wäre es gut, wenn er verstände einen Kahn anzufertigen, so daß wir ohne irgend welche Verbindlichkeit gegen die Indianer hin- und herreisen könnten." Die Freude, welche er bei der Uebergabe dieser Mission empfand, drückt er mit folgenden Worten aus: „Ja, mein Vater, ich will Alles, was unser Herr will, und ich will es auf die Gefahr hin, tausend Leben zu verlieren. Ach! wie würde ich den Verlust einer so ruhmreichen Gelegenheit bedauern, wo es blos von mir abhängt, daß Seelen gerettet werden! Ich hoffe, daß seine Güte, welche mich in der Stunde der Noth nicht verließ, mir auch ferner helfen wird. Er und ich können wohl alle Schwierigkeiten überwinden, welche sich unserm Unternehmen entgegenstellen."

So lautete seine unerschrockene Antwort, voll Mißtrauen gegen sich selbst, voll Zuversicht aber auf Gott und seine Allmacht; die Bewohner jenes Landes sollten eines Tages das makellose Lamm

preisen und das Ihrige beitragen zu den großen Ergebnissen, von welchen wir Augenzeugen sind, und die er durch seinen Schweiß und sein Blut vorbereiten half.

Bald darauf reiste er nach Trois Rivieres, wo eine andere Gesandtschaft bereits angelangt war, welche ausdrücklich um die Gründung einer Mission nachsuchte, und die zum Beweise ihrer Aufrichtigkeit auf ihre Weise den Tod zweier jüngst verschiedener Missionäre betrauerte, nämlich denjenigen des P. Masse, des Patriarchen der Canada-Mission, und des P. Anne de Noue, der in Ausübung der Nächstenliebe und des Seeleneifers in einem Schneegestöber erfroren war.

Bei seiner Ankunft in Trois Rivieres fand er jedoch, daß man beabsichtige, ihn und Herrn Bourdon von Montreal vor der Hand als Gesandte an den Mohawk zu senden, um die gute Stimmung des Stammes zu erproben. Ein Paar Tage genügten zur Vorbereitung und während dieser Zwischenzeit kam er wahrscheinlich einem in seinem vom 2. Mai datirten Briefe gemachten Versprechen nach, seinem Obern „einen Bericht über die Gefangennahme und den Tod des guten Rene Goupil, welchen ich schon lange hätte senden sollen," abzuschicken, und verfaßte denjenigen, welchen wir unten folgen lassen.

Am 16. Mai 1646 traten die beiden Gesandten ihre Reise an in Begleitung von vier Mohawk und zwei Algonquin, Abgeordneten ihrer Nation zur Bestätigung des Friedens, welcher endlich die großen Erbfeinde am St. Lorenzfluße mit einander versöhnen sollte. „Eine Irokesen-Mission schien im Reiche der Träume zu liegen, und doch war sie jetzt eine Wirklichkeit; weil man aber der Ueberzeugung war, daß „sie keine Früchte tragen werde, ehe das Blut auch noch anderer Martyrer den Boden getränkt," ward sie die Mission der Martyrer genannt. Jedermann betrachtete das gegenwärtige Unternehmen als ein sehr gefahrvolles, und so wurden öffentliche Gebete für die zwei Abgesandten während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit für eine glückliche Rückkehr angestellt. P. Jogues trug nicht einmal seinen Schwarzrock, das wohlbekannte Zeichen seines Amtes. „Nichts," sagten die Algonquin-Häuptlinge, „ist im

Anfang mehr abstoßend, als diese eure Lehre, welche dem Menschen, Alles, was ihm das Liebste ist, wegzunehmen scheint, und da dein langer Rock sie so gut predigt, als deine Lippen, so wäre es anfangs besser, du gingest im kurzen Rock!"

So fuhr er denn im weltlichen Kleide, gleich seinem Begleiter, den Sorel hinauf; sie ruderten dann zwischen den reizenden Inseln des Champlain-Seees dahin und erreichten am 29. Mai, in diesem Jahre der Tag vor Frohnleichnam, den Tragplatz des Seees Andiatarocte (heute Lake George), welchem der Missionär den Namen des Seees vom heiligsten Sakramente gab; welcher Name des Königs der Könige aber demjenigen eines irdischen Königs weichen mußte.

Jetzt begann der Mangel an Lebensmitteln sich bei der kleinen Schaar fühlbar zu machen, und da zudem noch einem der Algonquin ein Unfall zugestoßen war, waren sie genöthigt, Halt zu machen und Ossarague, eine Station zum Fischfang am Hudson, (wahrscheinlich Saratoga) zu erreichen trachten, wo sie eine Abtheilung Mohawk auf dem Stintenfang zu finden hofften. Sie täuschten sich nicht; nachdem sie sich hier erholt, gelangten sie bald nach dem, fünfzig bis sechzig Meilen von der Fischerei-Station entfernten Fort Oranien. Das gab dem Missionär Gelegenheit, die Briefe des Gouverneurs von Canada an den Gouverneur von Neu-Niederland abzugeben, und nochmals persönlich seinen Befreiern seine Dankbarkeit auszudrücken; denn, wenn er auch bei seiner Rückkehr nach Frankreich ihre Auslagen wieder zurückerstattete, fühlte er nur zu wohl, daß deren Edelmuth mit keiner Summe Goldes aufgewogen werden könne. Des Megapolensis Wohl lag ihm besonders am Herzen, und er glaubte dieses nicht besser kund geben zu können, als durch einen Versuch, ihn in die Heerde Christi zurückzuführen; weßhalb er seinem Wohlthäter von Albany eine Schrift schickte, in welcher er mit der größtmöglichsten Nächstenliebe ihm zu beweisen suchte, daß seine Väter darin, daß sie die römische Kirche verlassen, geirrt haben. Wollte Gott, wir hätten dieses Dokument! denn es mußte eine Salbung, eine Nächstenliebe und eine Ueberzeugungskraft enthalten haben, welchen Wenige widerstehen konnten; fehlten ihm doch

die Mittel zur Ueberzeugung nicht, so wenig als die Kenntniß des Weges, um dem menschlichen Herzen beizukommen.

Nachdem er eine Zeit lang zu Albany ausgeruht, begab er sich nach der nächsten, etwa zehn oder zwölf Stunden [1]) entfernten Mohawkveste Ossernenon, wo er am 7. Juni ankam, und fand, daß dieselbe einen neuen Namen und wahrscheinlich auch eine neue Lage angenommen. Sie hieß jetzt Onewgiure; dort verweilte er zwei Tage, um die Neugier der Menge, welche herbeiströmte, um ihn zu sehen, zu befriedigen, und die Glückwünsche seiner wenigen frühern Freunde entgegenzunehmen. Unterdessen wurden Vorbereitungen zu einer allgemeinen Versammlung getroffen, und als Alles bereit war, wurden die beiden Gesandten der Franzosen feierlich empfangen; da erhob sich P. Jogues, und sprach, die Geschenke ausbreitend, welche er mitgebracht, also zu denselben:

„Weder ihr noch ich konnten erwarten, daß ich so bald schon in einer öffentlichen Versammlung erscheinen würde, um den Frieden zu unterhandeln; aber das ist so das gewöhnliche Verfahren des Herrn des Lebens, von welchem ich so oft zu euch gesprochen, daß er, ehe er seine Diener erhöht, sie vorher erniedrigt und die härtesten Prüfungen über sie ergehen läßt. Ich führe das hier nicht an, um irgend einen meiner Zuhörer oder die jungen Männer des Stammes zu tadeln. Die Vorsehung ließ mich in eure Hände fallen: die Güte meiner Tante setzte mich in den Stand, zu entkommen; diese Prüfung gab mir Gelegenheit, eure Sprache zu lernen, so daß ich heute ohne Dolmetscher zu euch sprechen und das Wort Onontios und der Franzosen euch überliefern kann.

„Ihr wißt es selbst, Mohawk, wie wichtig es für euch ist, mit dieser Nation in Frieden zu sein. Eure Verbündeten und Freunde, die Holländer haben euch ohne Zweifel von dem Ruhm des französischen Namens erzählt, wie von der Macht des Königs, von seinen weitschichtigen Ländergebieten und seinen Hilfsquellen. Ich kann euch versichern, daß es in ganz Europa kein glücklicheres Reich

[1]) Rel. — In seinem Bericht über die Neuen Niederlande gibt er 18—20 an.

gibt als dieses, das an Allem, was den Menschen glücklich machen kann, wenn anders wahres Glück in dieser Welt zu finden ist, Ueberfluß hat. Dort blühen Künste und Wissenschaften irdischer und himmlischer Dinge, dort erheben sich prächtige Städte, kostbare öffentliche Gebäude und stattliche Paläste des Adels; dort finden sich reiche und kostbare Kleider, Wohlanstand und Artigkeit und vor Allem die Kenntniß des Herrn des Lebens, welcher die Sonne und die Gestirne gemacht und von Allen geachtet und verehrt wird.

„Ihr könntet euch von der Wahrheit meiner Worte selbst überzeugen, wenn ihr, was ihr nach dem Friedensabschluß leicht thun könnt, euch selbst nach Frankreich begeben wollet. Sobald ihr gelandet, werdet ihr staunen über die große Volksmenge und mit euerem Stammesgenossen, welcher von uns allen betrauert zu Paris starb, ausrufen: „Ganz Frankreich ist nur Eine Stadt."

„Ist es da nicht besser, mit einer solchen Nation in Frieden zu leben, als mit einigen derselben, welche von Zeit zu Zeit an euren Küsten landen, beständig Krieg zu führen. Ich weiß, ihr thut ihnen Unrecht, vernichtet aber, wenn ihr sie vernichtet, gleich wie Kiesel auf Kiesel schlägt, nun euch selbst.

„Können sie doch leicht ohne euch sein, haben sie doch eure Abgeordneten gut aufgenommen und äußerst freundlich behandelt. Fraget sie, sie werden meine Worte bestätigen; ohne Zweifel haben sie euch aber bereits mitgetheilt, wie die Franzosen ihre Herzen zu gewinnen suchten.

„Zu Trois Rivieres ist das Feuer der Rathsversammlung für euch angezündet, die Wohnungen der Franzosen stehen euch offen und ihre Tafeln sind für euch gedeckt; und da ihr die von den Sokoki euch angebotenen Algonquin-Kopfhäute zurückgewiesen, so sind Franzosen, Montagnesen und Algonquin überzeugt, daß keine Arglist fürder das heute so glücklich geschlossene Bündniß brechen kann.

„Um dasselbe um so fester zu knüpfen, ersuchen euch die Franzosen den jugendlichen Gefangenen aus ihrem Volke, und die Huronen ihnen ihre Tochter Theresa, die so lange schon in euern Händen sich befinden, auszuliefern."

Darauf sprach er im Namen der Algonquin und erklärte ihnen die Ursache, weßhalb sie keine Geschenke übergäben, da er sie am See zurückgelassen, und überlieferte dann die Geschenke der Franzosen, wie einige für sich selbst dem Stamme, in welchen er aufgenommen worden.

Die größte Begeisterung schien nun zu Gunsten der Franzosen zu herrschen, und in einer andern Versammlung, welche sofort abgehalten wurde, willigte man in Alles ein, was er verlangte. Sie übergaben nun ihrer Seits Geschenke für den Gouverneur, so wie für P. Jogues selbst. Die letztern kamen von seinem Stamme, „dem Wolf," mit folgenden Worten: „Immer sollen die Franzosen unter uns freundlichgesinnte Herzen und offene Hütten finden; und du, Ondesonk, sollst stets eine Matte zum Lager und Feuer, um dich zu erwärmen, haben."

Der Friede war somit ratificirt, und der Missionär suchte denselben auf Alle auszudehnen. Die Festlichkeit hatte auch Indianer von den andern verbündeten Stämmen zur Rathsversammlung herbeigezogen, und unter diesen viele Onondaga. Auch zu diesen sprach der Gesandte und gewann sie, obgleich er von den eifersüchtigen Mohawk unterbrochen wurde, durch ein Geschenk für die Franzosen, um dadurch den Weg in ihr Gebiet entweder durch das enge Mohawkthal oder den breiten See gegen Norden hin zu eröffnen. Der Erfolg dieses Schrittes zeigte sich später in den Irokesen-Missionen.

Jetzt legte P. Jogues seine neue Würde nieder, und blos auf die Ausübung seines heiligen Berufes bedacht, zögerte er, obgleich die Mohawk durch sofortige Ausrüstung einer Bedeckung, ihn zur Abreise zu drängen schienen, doch immer noch, um die Huronen, besonders die Kranken und Sterbenden zu besuchen, ihre Beichten zu hören, und wenn nöthig, sie auf den Tod vorzubereiten; auch taufte er mehrere Kinder in Lebensgefahr, wurde aber zuletzt zur Abreise genöthigt.

Am sechzehnten Juni verließen sie somit mit ihrem Gepäcke beladen den Mohawk, und erreichten, nachdem sie am See Kähne gezimmert, nach einer dreizehntägigen Fahrt am St. Peter und Pauls-

feste Trois Rivieres.[1]) Ihre Ankunft erfüllte die eingesperrten Colonisten mit unaussprechlicher Freude, und alles jubelte in der Aussicht eines langen und glücklichen Friedens. Jetzt war eine Mission unter den Mohawk außer allen Zweifel gestellt, und es schien, als ob seine Rückkehr keinen Verzug gestatte. Ihn selbst verlangte es sehr, sein beabsichtigtes Werk zu beginnen, obgleich er eine gewisse Vorahnung hatte, als sollte er es mit seinem Blute besiegeln. In einem Briefe an einen Freund vor seiner Erwählung dazu sagt er: „Der Friede ist zur großen Freude der Franzosen zum Abschluß gekommen, und er wird so lange dauern, als es Gott gefällt. Zu dessen Erhaltung ward für nothwendig erachtet, einen Pater zu diesen Stämmen zu senden, um zu sehen, was sich für die Belehrung derselben thun läßt. Ich habe allen Grund zu glauben, daß es mich treffen wird, da ich ihre Sprache so ziemlich verstehe. Sie sehen also, daß ich die mächtige Hilfe des Gebetes von Nöthen habe, denn ich muß unter diesen Wilden wohnen, beinahe ohne die Freiheit zu besitzen, zu beten, ohne Meßopfer oder Sakramente, ich bin für Alles, was sich unter den Irokesen, Franzosen, Huronen und Algonquin ereignen mag, verantwortlich. Allein was ist das Alles? mein Vertrauen ist auf Gott gesetzt, welcher unser zur Ausführung seiner Entwürfe nicht bedarf. Wir müssen trachten, getreu zu sein, und sein Werk durch unseren Kleinmuth nicht stören. Ich hoffe, Sie werden mir diese Gnade von Gott erbeten, damit ich, nachdem ich bisher ein so laues Leben geführt, ihm jetzt wenigstens zu dienen anfange.

„Mein Herz sagt mir, daß, wenn ich zu dieser Mission ernannt werde, „ibo et non redibo," ich gehen und nicht mehr zurückkehren werde; ich würde aber zu glücklich sein, wenn Unser Herr mich würdigte, mein Opfer da zu vollenden, wo Er es begonnen, und wenn Er meine wenigen in diesem Lande vergossenen Blutstropfen zum Handgeld dessen machen möchte, was ich aus jeder Ader meines Leibes und Herzens fürder Ihm zu geben bereit bin."

„Mit einem Wort, diese Nation ist „die Braut meines

[1]) Rel. 1646. p. 47 etc. — 179.

Blutes," ich habe mich ihr im Blute verlobt. Möge Unser guter Herr, der dieselbe mit seinem Blute erkauft, ihr die Thore seines Evangeliums eröffnen."

So lauten die merkwürdigen Worte, mit welchen er die Eröffnung seines neuen Feldzuges ankündet; doch so sehr ihn verlangte, in's Feld zu ziehen, zögerten seine Oberen doch, ihn abzusenden. Kurz nach seiner Rückkehr kamen Kriegsgerüchte in Umlauf, unbestimmt und verworren, gleich dem fernen Donner eines nahenden Gewittersturmes, während die Sturmwolken blos einen kleinen Punkt am Horizonte bilden. Sie hielten für besser, seine Abreise aufzuschieben. Am 9. Juli hielten sie eine Berathung, um zu entscheiden ob er zurückkehren solle, und man kam zum Beschluß, ihn für den Winter nach Montreal zu senden und nicht an den Mohawk ziehen zu lassen; doch ward ihm anheimgestellt, dahin zu reisen, wenn sich eine günstige Gelegenheit darböte, seine entfernte Mission zu erreichen. So begab er sich nach Montreal, um da bestimmtere Nachrichten aus dem Innern Neu-Yorks abzuwarten. Stets war sein Geist mit diesem Lande beschäftigt, denn gerade damals verfaßte er eine Beschreibung der holländischen Colonie, welche wir bisher benützt haben. Glücklicher Weise ist diese in seiner eigenen Handschrift auf uns gekommen, während ein Tagebuch über seine letzte Reise mit dem Herr Bourdon verloren gegangen ist. Es befand sich in den Archiven der Jesuiten von Canada bis zum Tode des letzten Mitgliedes dieser Gesellschaft daselbst, wo dieses Land von den Engländern in Besitz genommen wurde. Es war damals, wo die englische Regierung sich herausnahm, alles Eigenthum des Ordens, nebst seinen Büchern und Dokumenten einzuziehen. Die letztern sind in den Händen derselben meistentheils zu Grunde gegangen, und wenn auch dieses Tagebuch sich noch im Jahre 1800 im Verzeichniß als vorhanden befindet, ist dasselbe jetzt doch nicht mehr in den Bücherreihen zu finden.

Nach einem einmonatlichen Aufenthalte in Montreal ging P. Jogues nach Trois Rivieres, und suchte von da aus, als er die ungünstigen Nachrichten nicht bestätigt fand, um die Erlaubniß zur Abreise nach. Am 24. September ward ihm der Bescheid, mit

Lalande, einem jungen Franzosen aus Dieppe, und zwar einem solchen, wie er verlangt hatte, mit Onihoure, einem Irokesen, der im Huronenland geboren war und einigen andern Huronen seine Reise anzutreten. [1]) Drei Tage nachher war er wirklich auf dem Wege nach dem Mohawk; je weiter er kam, desto häufiger kamen ihm Nachrichten von der Feindseligkeit der Mohawk zu, und die Indianer, welche ihm das Geleit gegeben, begannen ihn einer nach dem andern zu verlassen. Dadurch nicht abgeschreckt drangen P. Jogues und seine Gefährten entschlossen vorwärts, und fuhren ohne Unfall über den Champlain-See. Zwei Tagreisen von den Mohawk-Dörfern stießen sie auf eine Kriegerschaar, welche nach Fort Richelieu zog. Mit einem Freudenschrei stürzten sie auf den Missionär und Lalande, beraubten und banden sie als Kriegsgefangene, und zogen dann, als hätten sie einen großen Sieg errungen, heimwärts. Am 17. Oktober 1646 betrat er abermals Gandawague, [2]) den Ort seiner früheren Gefangenschaft. Da gab es Faust- und Stockschläge, mit Racheäußerungen und Todesdrohungen untermischt. „Morgen sollst du sterben! Fürchte dich nicht! verbrannt sollst du nicht werden," riefen sie; „Ihr sollt Beide unter unsern Beilen sterben, und eure Köpfe sollen auf die Pallissaden gesteckt werden, auf daß eure Brüder, wenn wir sie gefangen einbringen, dieselben sogleich sehen können."

Dies überzeugte ihn, daß er nicht als gewöhnlicher Kriegsgefangener sterben solle, und er bestrebte sich, ihnen die Ungerechtigkeit der Behandlung seiner, als eines Feindes, zu zeigen, da er doch als Friedensbote zu ihnen gekommen; aber vergebens. Nicht zufrieden, ihn zu schlagen, schnitten sie ihm Fleisch von Armen und vom Rücken und verzehrten es, indem sie schrieen: „Laß uns sehen, ob dies weiße Fleisch das eines Manitu (Zauberers) ist!" „Ich bin ein Mensch, gerade wie Ihr," erwiederte der unerschrockene Bekenner Christi, „obgleich ich den Tod und eure Martern nicht fürchte. Ihr thut unrecht, mir das Leben zu nehmen. Ich bin in euer Land

[1]) Rel. 1647, p. 6—17. Tagebuch des Obern.

[2]) Andagoron oder Gandagoron, heut zu Tage Caughnawaga, das Dorf der Stromschnellen.

gekommen, um den Frieden zu erhalten und das Volk zu bestärken und ihm den Weg zum Himmel zu zeigen, und Ihr behandelt mich wie einen Hund. Fürchtet das Strafgericht dessen, der über Irokesen wie über Franzosen gebietet." So sprach er, wie wir aus einem Berichte von bald nachher entkommenen Huronen ersehen [1]), und kann man demselben wohl Glauben schenken, da sie in solchen Fällen ohne Zweifel sehr genau waren, wie sich aus der Vergleichung seines Berichtes über seine erste Gefangenschaft mit demjenigen der flüchtigen Huronen ergibt.

Man dürfte fragen, wie es kam, daß P. Jogues Alles so verändert fand, und welches Verbrechen man ihm zur Last legte. Den Wilden beherrscht der Aberglaube, in Allem sieht er eine teuflische Einwirkung, die gewöhnlichste Krankheit, das geringste Zahnweh ist in seinen Augen ein Werk satanischer Bosheit, und wehe dem, auf welchen eine Kleinigkeit ihren Verdacht zieht, er muß unter dem Beile sterben. Er wird nicht verbrannt vor dem versammelten Dorfe, sondern unversehens wird der Streich geführt und ihre Rache gesättigt. Während der Abwesenheit von P. Jogues war ihre Welschkorn-Ernte zerstört worden; Myriaden Raupen hatten ihre Pflanzungen und eine pestartige Seuche zu gleicher Zeit ihre Hütten heimgesucht. Der Missionär hatte von der vorigen Reise einen kleinen Koffer mit den für die Mission nothwendigsten Gegenständen zurückgelassen, und auf diesen fiel der Verdacht. Schon gleich Anfangs hatten sie eine Abneigung kund gegeben, ihn zu behalten; er hatte ihn aber vor seiner Abreise geöffnet, um ihnen zu zeigen, daß er nichts Böses enthielt, und war dann im Glauben, sie davon überzeugt zu haben, abgereist. Auf diesen fiel aber jetzt all ihr Verdacht, und es war nur eine Stimme, daß das Gebiet von einem in Ondesonk's Koffer verborgenen Teufel so schrecklich heimgesucht wurde. Keiner wagte ihn zu öffnen, und er wurde in den Fluß geworfen, und Alle warteten blos auf seine Rückkehr, um sich für

---

[1]) Briefe von **Buteux** und **De Quen** in Memoires u. s. w. Brief von **Johann Labadie** an Herrn La Montagne vom 30. Oktober 1646. — Brief von **Kieft** in Rel. 1647, p. 127.

seine Zauberei an ihm zu rächen. „Wäre er kein Zauberer," sagten sie, „würde er nicht in unsere Bäume in jedem Walde das verhaßte Kreuzzeichen einschneiden."

Und so dachten jetzt Viele im Stamme, die ganze Bär-Familie, welche seinen Tod verlangte. Seine eigene, die Wolf-Familie jedoch, wie die Schildkröte-Familie, an der Spitze Kiotsaeton, der Abgeordnete bei den jüngsten Verhandlungen, hielten standhaft zu ihm: „Tödtet lieber uns," schrieen sie, „uns lieber tödtet, als Männer, welche uns kein Leid angethan und die auf unser Wort hiehergekommen." Es wurde eine Rathsversammlung gehalten, und die Gerechtigkeit siegte, allein es war zu spät. Die Bär-Familie, welche nach seinem Blute lechzte, hatte ihre blutige Absicht bereits ausgeführt, als die Gesandten der Rathsversammlung Gandawague erreichten.

Gegen den Abend des 18. Oktobers kamen einige Indianer von dieser blutdürstigen Familie und luden Ondesonk zum Abendessen in ihrer Hütte ein; er muß ihre Absicht gekannt haben, und doch stand er auf und folgte ihnen; aber kaum hatte er die Thüre der Hütte erreicht, in welche er eingeladen worden, als ein innerhalb derselben versteckter Indianer hervor sprang und ihn mit einem einzigen Schlage seiner Streitaxt leblos zu Boden streckte. Wohl hatte der edelmüthige Arm von Kiotsaeton sich zu seinem Schutze erhoben, konnte aber, selbst schwer verwundet, den Schlag nicht aufhalten, und den Kannibalen ihr Opfer entreißen. Diese schnitten ihm das Haupt ab und spießten es auf eine Palissade. Am folgenden Tage theilten Lalande und ein treuer Hurone, der ihm gefolgt, sein Loos und ihre Leiber wurden in den nahen Strom geschleudert.

So kam in seinem vierzigsten Lebensjahre, im zehnten seiner apostolischen Laufbahn der erste aus der Reihe der Missionäre, welche durch die Hände der Irokesen fielen, um's Leben. So hat der erste Missionär, welcher das jetzige Gebiet der Vereinigten Staaten betreten, der erste Priester, welcher die Wiege New-Yorks besucht, auch das Glück gehabt, der erste zu sein, welcher den Boden New-Yorks mit seinem Blute getränkt hat.

Dreizehntes Kapitel.

Wirkungen seines Todes. — Seine Tugenden und Wunder.

Die Holländer zu Albany erfuhren natürlich zuerst die Ermordung des Dieners Gottes. Zu seiner großen Bestürzung und Bekümmerniß erhielt Dominic Megapolensis eines Tages aus den Händen eines Indianers die Kleider und Bücher des Missionärs. Er hielt den Indianern ihr großes Verbrechen vor; diese aber antworteten ihm mürrisch: „Es war recht, er brachte einen Teufel in das Land, der uns tödten sollte.“ [1])

Einige Tage darauf schrieb der Dolmetscher des Postens, Johann Labatin, darüber an den Gouverneur Kieft, welcher seinerseits dem Gouverneur von Canada die Nachricht mittheilte. Doch gelangten diese Briefe erst im Juni des nächsten Jahres [2]) nach Quebec. Mitten unter der allgemeinen Betrübniß, welche durch dieses Ereigniß bei allen, die den P. Jogues kannten, hervorgerufen wurde, erhob sich die Stimme des Glaubens. Die Katholiken sahen in ihm einen Martyrer und beneideten ihn um seine Krone. „Es ist unmöglich,“ sagt P. Ragueneau, „für P. Jogues die üblichen Todtengebete zu verrichten. Wohl haben wir das heilige Meßopfer dargebracht, allein blos als Danksagung für die Gnaden, welche er von Gott empfangen. Das hiesige Volk und die Ordenshäuser theilen unsere Gesinnungen hinsichtlich seines seligen Todes, und es sind ihrer viel mehr, die ihn anrufen, als solche, die für seine Seelenruhe beten.“

Jetzt gedachten Alle seiner ausgezeichneten Tugenden, seiner Unerschrockenheit im Werke des Heils, welche über seine natürliche Neigung obsiegte und aus ihm, der von Natur so furchtsam war, einen Mann machte, der jeder Gefahr zu begegnen im Stande ist; seine Demuth, mit der er während der ersten Jahre unbeachtet in

---

[1]) **Megapolensis**, an die Classis von Amsterdam, am 29. September 1659.

[2]) Tagebuch des Obern.

aller Stille wirkte, und die ihn antrieb, Auszeichnungen zu fliehen, die ihn in Europa gewissermaßen verfolgt hatten; seine Liebe zum Gebete und vor Allem seine Hingebung an das Kreuz: dieser und aller andern Tugenden erinnerten sich jetzt Alle wieder. Der Himmel selbst wollte für ihn Zeugniß geben. Koetsaeton war, wie wir gesehen, bei dem Versuche, das Leben des Missionärs zu retten, verwundet worden; dieser Schlag traf das Herz des Häuptlings der Mohawk; er nahm seine Büchse, sagte sich los von seinem Stamme und zog sich in den Urwald zurück. Im folgenden Jahre kam er in die französische Colonie und erklärte, sich hier niederlassen zu wollen. Da der Krieg bereits ausgebrochen war, fürchteten die Franzosen Verrath. Man brachte Koetsaeton auf ein Fahrzeug, und band ihn, um sein Entrinnen zu verhindern. In dieser grausamen Lage rief er den heiligen Missionär an und seine Fesseln fielen von ihm; darüber erstaunt, banden ihn seine Wachen abermals, allein auch in der nächsten Nacht ward er befreit wie vorher. Jetzt fesselte man ihn nicht mehr. Später begab er sich nach Frankreich, ward aber krank und starb als Christ, unter der sorgfältigen Pflege von Spitalschwestern.

P. Jogues ward jetzt in Frankreich bekannt, und daß Canada durch die Beispiele heiligen Lebens einer Mutter Katharina vom heiligen Augustin auferbaut wurde, verdankt es dem Vorgange des P. Jogues. Der Vater dieser Klosterfrau hatte zwei leibliche Schwestern bei den Spitalschwestern, von welchen eine für Canada bestimmt wurde. Er wollte dazu seine Einwilligung nicht geben, und um ihre Abreise zu verhindern bot er seinen ganzen Einfluß bei der Regierung auf, um die Abreise aller Schwestern nach Canada zu hintertreiben; als man ihm aber die Briefe von P. Jogues in die Hand gegeben, füllten sich seine Augen mit Thränen und er opferte Gott nicht nur eine, sondern beide Töchter zu einem so edlen Werke auf.

Noch auffallender ist ein anderes Ereigniß, über welches sich trotz der Vernichtung der Schriften während der Revolutionen der zwei letzten Jahrhunderte durch Gottes Vorsehung ein genauer Bericht erhalten hat. Wir haben oben erzählt, daß P. Jogues, als er nach seinem letzten Besuche in Frankreich im Begriffe war, seine

Heimath wieder zu verlassen, in einem Kloster der Ursulinerinnen einen Handschuh zurückließ. Es war zu St. Jean d'Angely in Xaintonge. Im Jahre 1648 befand sich unter den in diesem Kloster lebenden Nonnen eine Namens Maria Prevostiere; mit ihrem Ordensnamen hieß sie Maria von St. Theresa; obwohl erst zwanzig Jahre alt, war sie dennoch nach vielen Leiden durch ein Geschwür, das allen angewandten Arzneimitteln trotzte, an den Rand des Grabes gebracht. Es war dieses Uebel von furchtbaren Nervenkrämpfen, von Entzündung, Fieber und Schwäche begleitet. Am 20. Januar 1648 befahl ihr die Oberin-Mutter Maria Margaretha Poissac den Handschuh des P. Jogues auf ihre Wunde zu legen, und den Martyrer um seine Fürbitte anrufen. Sie that es alsbald mit lebendigem Glauben, allein das Fieber nahm mit erneuerter Wuth bis drei Uhr Morgens zu; dann aber verschwanden Schmerz und Fieber mit einem Male und sie stand vollkommen gesund von ihrem Bette auf. Sie selbst machte ihr Bett und ging in die Kapelle hinab, um Gott für eine so sichtbare Gnade zu danken. Am Jahrestage ihrer Heilung kam das Uebel zurück, verschwand aber, sobald sie in die Kapelle eintrat, um Gott abermals zu danken; es kehrte fortan nicht wieder zurück.

Am 17. Mai 1754 wurde eine gerichtliche unter Eidesleistung abgelegte Erklärung hierüber niedergeschrieben, welche von der Mutter Margaretha Poissac, den Schwestern Maria Prevostiere, Louise Dabillon und sieben anderen Schwestern unterzeichnet ist.[1])

---

[1]) **Ms. attestation**, Creuxius ad ann. 1648.

Der Martertod
eines
unschuldigen Knäbleins,
das in der heiligen Fastenzeit des Jahres 1647 von den Irokesen gekreuzigt wurde.

Wir können nicht umhin, zwischen der Lebensbeschreibung des P. Jogues und derjenigen von René Goupil einen anderen Bericht über ein Ereigniß einzuschalten, welcher zeigt, wie tief die Irokesen die katholische Religion und vor Allem ihr Sinnbild, das Kreuzzeichen, haßten.

Nach dem Tode des P. Jogues verheerten die Kriegerschaaren der Mohawk von neuem die Ufer des St. Lorenzflusses. Eine dieser Banden überfiel plötzlich Trois Rivieres, und zog sich, nachdem sie ansehnliche Beute gemacht, wieder zurück, in der Hoffnung, die Algonquin auf der Jagd überraschen zu können. Die letzteren waren, vertrauend auf den Friedensabschluß, zu einem Kampfe nicht vorbereitet, und so wurden viele derselben von den Irokesen, welche ihnen freundlich nahten, sobald sie in deren Gewalt waren, überrascht und verrätherischer Weise niedergehauen. Hiebei fiel unter andern der große Puskaret, der Schrecken der Irokesen und der Beredteste von den christlichen Häuptlingen, in ihre Hände. Dann zogen dieselben Kriegerbanden südlich, die Spur anderer auf der Jagd befindlichen Abtheilungen im Schnee verfolgend, und Viele aus den also überraschten Stämmen fielen in ihre Hände. Die Männer wurden sofort umgebracht, die Frauen und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt. Eines der Kinder jedoch sollte das Glück haben, den Martertod zu leiden; ein kleines, erst drei oder vier

Jahre altes Knäblein, das bereits getauft war, wurde von diesen Feinden des gekreuzigten Erlösers buchstäblich ans Kreuz geschlagen. Nach dem an die Missionäre darüber gelangten Berichte spannten die Mohawk-Krieger seinen kleinen Leib auf einem breiten Baum aus, durchbohrten seine zarten Händlein und Füße mit scharfen Pflöcken, und genossen mit teuflischer Lust das Schauspiel seines martervollen Todes. Solch ein Tod war bis jetzt etwas Unerhörtes, und kann nur der Wuth der Hölle gegen die Religion des Kreuzes, durch dessen Kraft und Blut diese Wilden selbst jetzt erlöst werden sollten, zugeschrieben werden.

Mehrere Male hat die Kirche solche Kinder in die Zahl ihrer Heiligen eingereiht, und so dürfen wir wohl das glückselige Algonquin-Knäblein dem heldenmüthigen Missionär, welcher für den Glauben starb, zugesellen.[1])

[1]) Zeugnisse und Quellen: Rel. 1647, p. 16. **Creuxius** 468. **Charlevoix** I. 277.

Renatus Goupil,

Oblat der Gesellschaft Jesu,

getödtet von den Mohawk zu Caughnawaga im Staate New-York am 29. September 1642. [1])

Renatus Goupil war zu Angers geboren, wo er in der Blüthe seines Alters die Obern des Ordens um Aufnahme in das Noviziat der Gesellschaft Jesu zu Paris dringend anging, die Erlaubniß erhielt, in dasselbe einzutreten, und darin mehrere Monate zur Erbauung Aller zubrachte. Als ihn aber Krankheiten und Schwächlichkeit an der Erfüllung seines heißen Wunsches, sich Gott im Ordensstande zu weihen, verhinderten, ging er, sobald seine Gesundheit sich etwas gebessert, nach Canada, um der Gesellschaft in Neu-Frankreich zu dienen, da ihm das Glück, dasselbe in Alt-Frankreich zu thun, nicht vergönnt war. Obgleich er vollkommen frei war, stellte er sich doch gänzlich unter die Leitung des Obern der Mission, so daß er nie nach seinem eigenen Willen handelte. Der Obere ließ ihn zwei volle Jahre hindurch die niedrigsten Hausarbeiten verrichten, was er mit großer Demuth und Nächstenliebe that. Auch wurde ihm die Pflege und Abwartung der Kranken und Verwundeten im Spitale übertragen, welche Aufgabe, da er in der Wundarzneikunst bewandert war, mit ebenso viel Geschick als Liebe und Hingebung erfüllte, und sich bestrebte, stets Christus den Herrn selbst in den Kranken zu erblicken. Er hinterließ daselbst einen so süßen Wohlgeruch seiner Herzensgüte und aller anderen Tugenden, daß er hier noch immer in gesegnetem Andenken steht.

---

[1]) Dieser Bericht stammt von P. Jogues her.

Darauf bewarb er sich um die Huronen-Mission, damit er hier durch seine Arzneikunde den Christen in ihren Krankheiten Dienste leisten könne. Als wir im Juli des Jahres 1642 aus dem Lande der Huronen nach Quebec kamen, ersuchten wir den P. Nimont, uns denselben mitzugeben, da die Huronen eines Arztes sehr bedurften, und unsere Bitte ward erfüllt. Die Freude dieses Jünglings zu beschreiben, als der Obere ihm befahl, sich zur Abreise bereit zu machen, ist unmöglich, trotzdem daß er die großen Gefahren auf dem Flusse und die Wuth der Irokesen gegen die Franzosen wohl kannte. Doch das konnte ihn nicht abhalten, beim geringsten Anzeichen, daß es der Wille Dessen sei, dem er sich selbst und Alles, was er war und hatte, freiwillig übergeben, sich nach Trois Rivieres auf den Weg zu machen.

Am 1. August, am Morgen nach dem Feste unseres heiligen Stifters, verließen wir Quebec. Am zweiten Tage nach unserer Abreise stießen wir auf den Feind, welcher in zwei Banden getheilt uns auflauerte, und alle Vortheile hatte, welche eine große Anzahl bis an die Zähne bewaffneter Männer über eine kleine zusammengewürfelte Schaar, welche überdies noch aus Rindenkähnen gegen die Feinde am Lande zu kämpfen hatte, nur immer haben kann.

Fast alle Huronen flüchteten sich an's Land und in die Wälder, und so im Stiche gelassen wurden wir gefangen genommen. Jetzt zeigte sich unsers Renatus Tugend in einem außerordentlichen Grade. Sowie man ihn gefangen genommen, rief er aus: „Vater, danken wir Gott, er hat es zugelassen, er hat es gewollt, sein heiliger Wille geschehe; ich liebe das Kreuz, ich wünsche es, ich umfange es, ich drücke es an mein Herz mit aller Inbrunst. „Während der Feind die Flüchtigen verfolgte, hörte ich seine Beichte und gab ihm die Lossprechung, da ich nicht wußte, wie unsere Gefangenschaft enden würde. Sobald die feindlichen Indianer von der Verfolgung zurückkehrten, fielen sie gleich wüthenden Hunden mit ihren Zähnen über uns her, rissen uns die Nägel aus und nagten unsere Finger ab, was er Alles mit großer Geduld und Furchtlosigkeit litt.

Seine Geistesgegenwart in einer so traurigen Lage gab sich hauptsächlich in der Hilfe kund, welche er mir trotz des Schmerzes,

den ihm seine Wunden verursachten, leistete, und indem er, so gut er konnte, die gefangenen Huronen, welche noch keine Christen waren, unterrichtete. Da ich ihnen einzeln, wie ich sie fand, Unterricht ertheilte, sagte er mir, daß ein armer alter Mann, Namens Ondouterraon, wahrscheinlich einer von denen sein werde, welche auf der Stelle getödtet würden, da es Brauch dieser Stämme sei, in der ersten Hitze ihrer Wuth wenigstens Einen der Gefangenen zu tödten. Während der Feind mit Vertheilung der Beute in unsern zwölf Kähnen beschäftigt war, die zum Theil mit den für unsere Huronen-Missionäre zum Leben nothwendigen Gegenständen beladen waren, unterrichtete ich diesen alten Mann; und sobald die Beute vertheilt war, schlachteten sie denselben fast im gleichen Augenblicke, als er im Wasser der Taufe neues Leben emfing.

Während der Wasserreise und auf unserem Landmarsche hatten wir den Trost, bei einander zu sein und da war ich denn Augenzeuge von vielen Tugenden meines Gefährten. Unterwegs war er stets in Gott vertieft, „den er sich gegenwärtig vorstellte.“ Jedes Wort, das über seine Lippen kam, war eine vollkommene Unterwerfung unter die Fügungen der göttlichen Vorsehung und eine freiwillige Annahme des Todes, den Gott ihm senden möge. Er opferte sich Gott als ein Schlachtopfer, um durch das Feuer der Irokesen zu Asche verbrannt zu werden, wenn dieser gütige himmlische Vater dasselbe entzünden sollte. In Allem und durch Alles suchte er sein Wohlgefallen. Eines Tages, bald nach unserer Gefangennahme, als wir noch unterwegs waren, sagte er: Vater, Gott hat mir stets ein großes Verlangen eingeflößt, seinem Dienste durch die Ordensgelübde in der Gesellschaft Jesu mich zu weihen; bisher haben meine Sünden mich dieser Gnade unwürdig gemacht, doch hoffe ich, daß unser Herr und Heiland jetzt das Opfer annehmen wird, welches ich ihm darzubringen wünsche, und so bitte ich um die Gnade, so gut ich kann, die Gelübde der Gesellschaft in der Gegenwart Gottes und vor Ihnen, mein Vater, abzulegen. Als ich ihm dazu die Erlaubniß ertheilte, legte er die Gelübde mit großer Andacht ab.

Obgleich am ganzen Körper verwundet, verband er doch die

Wunden Anderer, und nicht blos die seiner Mitgefangenen, sondern auch die der Feinde, so viel ihrer im Kampfe verwundet worden waren. Einen kranken Mohawk pflegte er, und ließ ihm zur Ader als wäre es einer seiner liebsten Freunde.

Seine Demuth und der Gehorsam, welchen er denjenigen leistete, welche ihn gefangen genommen, erfüllten mich mit Staunen. Die Irokesen, in deren Kahn wir Beide waren, erklärten mir, ich müßte zum Ruder greifen und arbeiten. Selbst im Tode noch stolz, wollte ich mich nicht dazu verstehen; einige Zeit nachher hießen sie auch ihn dasselbe thun, und er begann sofort zu rudern. Als aber die Indianer mich zwingen wollten, seinem Beispiele zu folgen, erwirkte er mir, sobald er solches bemerkte, daß sie nicht weiter in mich drangen. Auf dem Wege rieth ich ihm manchmal zu fliehen, indem die uns gestattete Freiheit ihm öfter dazu Gelegenheit bot; „denn häufig waren wir, sobald wir einmal den See verlassen hatten, weit von unserem Geleite entfernt und da wir nicht gefesselt waren, hätten wir im Dunkel der Nacht uns leicht davon machen können, um, wenn wir auch unsere Landsleute nicht erreichten, doch wenigstens eines minder grausamen Todes in den Wäldern zu sterben.“ Ich selbst konnte mich nicht dazu verstehen, einen Landsmann und vier oder fünfundzwanzig Huronen zu verlassen, aber auch er machte nie einen Versuch zur Flucht; in Allem in den Willen Gottes ergeben, kam ihm dazu nicht einmal der Gedanke.

Am Champlain-See trafen wir mit zweihundert Irokesen zusammen, welche nach Richelieu zogen, wo man eben mit der Erbauung eines Fort begonnen hatte. Nun regnete es Keulenschläge, und in unserem Blute gebadet, hatten wir die Wuthausbrüche von Leuten, die wie vom Teufel besessen tobten, in aller ihrer Grausamkeit zu bestehen. Und alle diese Unbilden und Grausamkeiten ertrug er mit großer Geduld und mit Gefühlen der größten Nächstenliebe für seine Peiniger.

Beim Eintritt in das erste Dorf, wo wir so schrecklich mißhandelt wurden, zeigte er außerordentliche Sanftmuth und Geduld. Unter dem Hagel von Schlägen mit Keulen und Eisenstäben sank er zu Boden und ward außer Stande wieder aufzustehen, halbtodt

auf das Martergerüste in der Mitte des Dorfes getragen, wo seine übrigen Leidensgenossen bereits angelangt waren. Sein Zustand war ein so erbarmungswürdiger, daß er die Grausamkeit selbst zum Mitleid hätte bewegen können; sein Leib war über und über von den Schlägen mit Blut unterlaufen, und in seinem Gesichte war nichts weißes als das Weiße seiner Augen zu sehen; doch so entstellt er auch war und je mehr er Dem glich, von welchem es heißt: „Wir haben ihn gesehen gleich einem Aussätzigen: es war keine Schönheit an ihm oder Zierde,“ desto schöner war er in den Augen der Engel des Himmels.

Wir waren kaum zu Athem gekommen, als er mit einer schweren Keule drei Schläge, wie wir sie bereits erhalten, auf seine Schultern erhielt. Nachdem sie mir, als dem Vornehmsten, einen Daumen abgehackt, kamen sie zu ihm und hackten auch ihm den rechten Daumen am ersten Gelenke ab, während welcher Marterqual er beständig ausrief: „Jesus, Maria, Joseph!“ Während der sechs langen Tage, die wir Jedermann, der uns mißhandeln wollte, Preis gegeben waren, legte er eine bewundernswerthe Sanftmuth an den Tag, obgleich seine ganze Brust mit glühenden Kohlen verbrannt war, welche die Kinder des Nachts, wo er an den Boden gefesselt war, auf ihn warfen. Ich litt weniger, da ich mehr Fertigkeit besaß, mich dieser Quälerei theilweise zu entledigen, obgleich das nicht ganz leicht war.

Als man uns, gerade nachdem die Warnung an uns ergangen war, auf den Tod am Pfahle uns zu bereiten, das Leben geschenkt, ward er krank bei dem großen Mangel an jedweder Erquickung, und besonders an Nahrung, da er an diejenige der Indianer nicht gewohnt war, von welcher sich in Wahrheit sagen läßt:

— „cibus non utilis aegro.“

Ich konnte ihn nicht pflegen, da ich selbst sehr krank war, und keinen heilen oder ganzen Finger mehr hatte.

Ich muß jedoch zu der Erzählung seines Todes eilen, bei welchem sich Alles so zutrug, wie bei einem Martertode.

Nachdem wir sechs Monate in dem Lande der Irokesen zugebracht, entstand eine Uneinigkeit in den Rathsversammlungen der-

selben, von welchen ein Theil uns zu unseren Landsleuten zurückbringen wollte. Somit verloren wir alle Hoffnung, die wir übrigens nie sehr lebhaft hegten, noch in diesem Jahre Trois Rivieres zu sehen, und trösteten einander mit der Anordnung der Vorsehung, gefaßt auf Alles, was diese uns zusenden möchte. Renatus sah die Gefahr, in welcher wir schwebten, nicht so klar ein, wie ich, und das brachte mich öfters dazu, ihm zu sagen, daß er sich bereit halten möge.

Die zweihundert Indianer, welche uns auf dem Wege so sehr mißhandelt hatten, rückten bis zu der Stelle vor, wo der Fluß der Irokesen (der Sorel) in den St. Lorenz sich ergießt; als sie daselbst blos einige wenige Franzosen mit dem Bau des Fort Richelieu beschäftigt fanden, dachten sie, daß sie leicht einige derselben tödten und die übrigen gefangen nehmen könnten. Somit griffen diese zweihundert, fast alle mit Feuergewehren bewaffnet, plötzlich die Franzosen an, welche verschiedenartig beschäftigt waren. So klein auch ihre Anzahl im Vergleich mit den Feinden war, eilten sie doch, sobald sie diese wahrnahmen, zu den Waffen, tödteten ihrer zwei, verwundeten mehrere derselben und schlugen sie alle in die Flucht. Rache schäumend kehrten die Geschlagenen zurück, und verlangten nun, gleich als ob ihnen ein Unrecht widerfahren, man solle uns alle umbringen, wobei sie sagten, es sei eine Schande, drei Franzosen ruhig bei sich wohnen zu lassen, während deren Landsleute soeben drei Irokesen getödtet hätten. Dadurch kam das Leben des Renatus und mein eigenes in große Gefahr, und Er allein, der Geber und Beschützer des Lebens, hielt den Todesstreich ab.

Nachdem Wilhelm (Couture), welcher adoptirt worden war, in sein Dorf gebracht worden, ging Renatus, der nun wohl sah, daß alle Hoffnung auf Rückkehr verschwunden sei, aus dem Dorfe, um in unserem Zustande peinigender ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, vom Getümmel mehr entfernt, andächtiger beten zu können. Wir zogen uns auf eine Anhöhe, von der man das Dorf überschauen kann, zurück, und ergaben uns hier ungestört ganz in Gottes heiligen Willen. Auf unserem Rückwege nach dem Dorfe beteten wir den Rosenkranz und hatten den vierten

Zehner vollendet," als uns zwei junge Männer mit dem Befehl augenblicklicher Rückkehr entgegenkamen. Ich hatte eine Ahnung von dem, was kommen sollte, und sagte: Mein lieber Mitbruder, wir wollen uns unserm Herrn und unserer lieben Mutter der heiligen Jungfrau anempfehlen: mich dünkt, diese Männer führen Böses im Schilde. Gerade kurz vorher hatten wir uns mit großer Ergebung unserm Herrn aufgeopfert, und ihn gebeten, unser Leben und Blut anzunehmen, und mit seinem Leben und Blut zu vereinen zum Heile dieses armen Volkes. Am Eingange in das Dorf hielten wir an, um zu sehen, was man uns zu sagen hätte, als einer von den beiden Boten eine Streitaxt, welche er unter seiner Wollendecke verborgen hatte, hervorzog, und dem armen Renatus, der vor ihm stand, damit den Schädel spaltete. Dieser fiel mit seinem Angesicht auf den Boden, den Namen Jesus ausrufend; wir hatten öfter in den Unterhaltungen über unsern bevorstehenden Tod einander versprochen, daß dieser heilige Name unser letzter Laut sein sollte. Es war auch sein letzter. Bei dem Geräusche kehrte ich mich um, entblößte beim Anblick der blutigen Streitaxt mein Haupt, und kniete nieder in der Erwartung, das Loos meines theuren Gefährten zu theilen; als mir aber nichts geschah, eilte ich zu dem nahe bei mir liegenden verscheidenden Mitbruder, und noch zur rechten Zeit, ehe sie ihn mit zwei andern Axthieben getödtet, um ihm die Lossprechung zu ertheilen, wie ich jeden andern Tag, nachdem ich seine Beichte gehört, seit unserer Gefangennahme gethan hatte.

Es war am 29. September, dem Feste des heiligen Michael, da dieser Engel an Unschuld als Martyrer Christi sein Blut für Denjenigen hingab, der das seinige zuerst für uns vergoß. Mir wurde befohlen, in meine Hütte zurückzukehren, wo ich den Rest dieses Tages und am folgenden dasselbe Loos zu theilen erwartete. Es war auch wirklich die Meinung aller, daß ich nicht lange darauf zu warten haben würde, da man mit Renatus nun den Anfang gemacht habe; zudem wurde ich in eine andere Hütte gebracht, in welcher der Indianer wohnte, welcher mir den Daumen abgehackt, und der ein bitterer Feind der Algonquin und folglich auch der Franzosen war. Hier erwartete ich und fast Jedermann, daß ich

alsbald niedergehauen werden würde. Es kamen auch wirklich mehrere Tag lang Indianer, um mich zu tödten, allein Gott vereitelte ihre Absicht jedesmal. Doch unterließ ich nicht, des andern Tages auszugehen, um nachzusehen, wo man den heiligen Leib hingeworfen, den ich um jeden Preis zu begraben wünschte. Einige Irokesen, welche mir wohl wollten, sprachen zu mir: „Du bist verrückt; du siehst, wie man dich überall zu tödten sucht, und du gehst aus, um einen schon halb verwesten und weit fortgeschleppten Leichnam zu suchen. Siehst du nicht die jungen Krieger da kommen, sie werden dich tödten, wenn du aus der Pfahlschanze gehst." Dies hielt mich nicht ab; unser Herr gab mir Muth genug zu dem Wunsche, bei diesem Liebesakte sterben zu können. Ich ging, ich suchte und mit Hilfe eines schon vor langer Zeit gefangen genommenen Algonquin, der jetzt ein vollkommener Irokese war, fand ich den Leichnam. Nachdem Renatus getödtet worden, hatten sie ihm die Kleider vom Leibe gerissen, und seinen Leichnam an einem Stricke, den sie ihm um den Hals befestigt, zu einem Waldstrom geschleift, der unten am Dorfe vorbeifließt. Schon hatten die Hunde an ihm genagt. Bei diesem Anblick konnte ich meine Thränen nicht zurückhalten, ich nahm den Leichnam, versenkte ihn mit Hilfe des Algonquin im Wasser, und bedeckte ihn mit schweren Steinen, so daß man ihn nicht sehen konnte, in der Absicht, am folgenden Tage mit einem Spaten zurückzukehren, um ein Grab zu graben und ihn hinein zu legen. Ich hielt den Leichnam für gut verborgen, allein wahrscheinlich hatten uns einige von den jungen Indianern gesehen, und ihn wieder herausgeholt.

Als man mich des andern Tages tödten wollte, schickte mich meine Tante auf ihr Feld, um, wie ich glaube, mich zu retten; dies nöthigte mich, an diesem Tage mein Vorhaben aufzugeben. Unterdessen regnete es die ganze Nacht so stark, daß der Waldstrom ungewöhnlich anschwoll. Ich borgte in einer andern Hütte einen Spaten, um mein Vorhaben besser verborgen zu halten; als ich aber zur Stelle kam, konnte ich den heiligen Leib nicht finden, und stieg somit ins Wasser, das bereits sehr kalt war. Ich ging hin und her, ich untersuchte mit meinen Füßen, ob nicht etwa das Wasser

den Leichnam in die Höhe gehoben und fortgetrieben habe, konnte aber nichts entdecken. O! wie viele Thränen, die sich mit den Fluthen des Waldstroms mischten, vergoß ich, als ich, so gut ich konnte, die Psalmen für die Verstorbenen betend, weiter suchte. Aber ich fand nichts; da ging eine mir bekannte Frau vorüber, welche mich betrübt sehend, auf mein Befragen, ob sie nicht wisse, wo man den Leichnam hingebracht, mir sagte, daß man denselben an einen eine Viertelstunde entfernten Fluß gebracht habe; aber dem war nicht so; die Knaben hatten ihn aus dem Wasser gezogen und in ein kleines Gehölz geschleppt, wo ihn dann die Hunde, Füchse und Krähen während des Herbstes und Winters verzehrten. Als man endlich im Frühjahr mir sagte, daß man ihn dort hingeschleppt, ging ich mehrere Male dahin, fand aber nichts; beim vierten Male zuletzt fand ich das Haupt und einige halb zernagte Gebeine. Diese begrub ich in der Absicht, dieselben mit mir nach Trois Rivieres zu nehmen, wenn ich, wie es noch immer beabsichtigt war, dahin zurückgebracht werden sollte. Ich küßte dieselben zu wiederholten Malen mit großer Andacht als die Gebeine eines „Blutzeugen Christi" und verbarg sie in hohlen Bäumen.

Diesen Namen gebe ich ihm nicht blos, weil er von den Feinden Gottes und seiner Kirche und in der Ausübung von Werken christlicher Nächstenliebe, aus Liebe zu Gott sich augenscheinlicher Gefahr aussetzend, ermordet wurde, sondern vorzüglich deßhalb, weil er dem Gebete und besonders dem heiligen Kreuze zum Opfer fiel.

In der Hütte, in welcher Renatus gefangen gehalten war, betete er fast unablässig; was einem abergläubischen alten Mann, gleichfalls ein Bewohner derselben, ganz und gar nicht behagte. Eines Tages nun sieht Renatus ein kleines drei oder vier Jahre altes Kind, das zur Hütte gehörte, und nimmt in einem Uebermaß von Andacht und Liebe zum heiligen Kreuze sein Birett ab, setzt es dem Kinde auf und macht das heilige Kreuzzeichen auf dessen Brust. Der alte Mann, der dies mit ansah, befahl nun einem jungen Indianer, welcher gerade in den Krieg auszog, ihn zu tödten, und derselbe vollzog den Befehl, wie wir gesehen haben.

Auch die Mutter des Kindes, mit welcher ich reiste, erzählte mir unterwegs, daß man ihn wegen des heiligen Kreuzzeichens getödtet; und der alte Mann, welcher den Befehl, ihn umzubringen gegeben hatte, sagte mir eines Tages vor dem Essen in seiner Hütte, als er mich das Kreuzzeichen machen sah: Höre, das ist es, was wir hassen, das ist's, weßhalb wir deinen Gefährten getödtet, und weßhalb man auch dich umbringen wird. Unsere weißen Nachbarn thun das nicht. — Manchmal auch, wenn ich während der Jagdzeit auf meinen Knieen betete, sagten sie mir, sie haßten dies und hätten deßhalb den andern Franzosen getödtet, und auch mich würden sie tödten, sobald ich ins Dorf zurückkehre.

Renatus Goupil starb in einem Alter von fünfunddreißig Jahren; er war ein Mann heiliger Einfalt, von großer Sittenreinheit und Geduld in Leiden, „der wohl verdient, von Ihnen, hochwürdiger Vater, als einer der Unsrigen betrachtet zu werden.“ Und in der That, sowohl im Leben als wie im Tode, wo sein letztes Wort der heiligste Namen Jesus war, zeigte er sich würdig, ein Sohn der Gesellschaft zu sein. Ja, ich liebe und schätze ihn nicht bloß als Missionär, sondern auch als Martyrer des Gehorsams, wie des Glaubens und des Kreuzes.

Ich bitte Euer Hochwürden um Entschuldigung wegen der Eile, womit ich dieses geschrieben; ich fürchtete die Gelegenheit zu versäumen, eine schon lange obliegende Pflicht erfüllen zu können.

Die obige Schrift nebst einer von P. Ragueneau und P. Poucet beglaubigten (unterzeichneten) Abschrift, wird noch in Montreal aufbewahrt. Wir verdanken die Erhaltung derselben dem P. Cazot, dem letzten Jesuiten der alten französischen Mission, welcher dieselbe dem Hotel Dieu in Quebec anvertraute.

Das Original ist in Briefform, aber nicht unterzeichnet; der über ihre Authenticität abgelegte Eid Ragueneau's und Poncet's entfernen jeden Zweifel über den Verfasser dieser Schrift, wie auch die der Beschreibung von Neu-Niederland, das von derselben Hand geschrieben, aber ebenfalls nicht unterzeichnet ist.

Die Sätze in Anführungszeichen sind aus dem lateinischen Briefe von P. Jogues vom 5. August 1643.

Gefangenschaft

des

P. Franz Joseph Bressani,

aus der Gesellschaft Jesu,

unter den Mohawk im Jahre 1644. [1])

Wie P. Jogues, so ist auch P. Bressani der Geschichtschreiber seiner eigenen Leiden, und er liefert uns in seiner Erzählung, so einfach sie ist, einen sehr anziehenden Bericht von Allem, was er in den Händen der Mohawk zu erdulden hatte. Leider müssen wir auch diesen, wie schon denjenigen des P. Jogues, hier abkürzen.

Nach der Gefangennahme des P. Jogues im Jahre 1643, war kein Missionär mehr zu den Huronen gegangen. Da dies aber äußerst nachtheilig für die Huronen-Mission sein mußte, so ergriffen die Missionäre die erste Gelegenheit, welche die Möglichkeit bot, dorthin zu kommen. So bildete sich denn schon im April des Jahres 1644 eine Reisegesellschaft, die aus sechs christlichen Huronen, dem P. Bressani und einem jungen Franzosen bestand, und man hatte in einer so frühen Jahreszeit keine Ahnung von einer Gefahr. Allein auch die Irokesen waren nicht weniger thätig; schon hatten sie die französischen Posten mit einer starken Macht wie mit einem Netze umsponnen, in kleine Abtheilungen getheilt, lagen sie bei jedem vortheilhaften Punkte an der Reiselinie vom Fort Richelieu bis zum Lande der Huronen, so daß ein Durchkommen nicht möglich war. Hiemit gänzlich unbekannt, eilte P. Bressani mit sei-

---

[1]) **Bressani**, Breve Relazione. — Rel. 1643—44. p. 152. — **Creuxius** p. 395. — **Charlevoix** ad ann. **O'Callaghan**, New Netherland Vol. 1.

ner kleinen Flottille von drei Kähnen, er selbst an der Spitze, mit all dem glühenden Eifer eines neuen Apostels dem Westen zu. Jeder von den Indianern hatte bei seiner Taufe ein Feuergewehr erhalten, und so feuerten sie denn in kindischem Uebermuthe auf alles, was ihrem Auge begegnete. Ein daraus entstandener Unfall hätte sie zum Verstande bringen sollen, allein sie trieben es so fort, und zwar zu ihrem Verderben. Am ersten Tage stürzte der Kahn, welcher den Missionär trug, um, und fast wäre dieser ertrunken. Am dritten Tage wurde eine Abtheilung von dreißig Mohawk, welche unweit des Marguerie-Flusses, gegen sieben oder acht Meilen vom Fort Richelieu im Hinterhalte lag, durch das beständige Schießen aufmerksam. Augenblicklich machten diese ihre Kähne flott und stellten sich hinter einer Landzunge auf, um sie zu empfangen. So wie der Missionär kam, wurde er mit seinen beiden Gefährten gefangen genommen; die übrigen waren, da sie keine Hoffnung zum Entrinnen sahen, im Begriffe, Widerstand zu leisten, als Bertrand Satrioskon, der tapferste von allen, so wie er sein Feuergewehr anlegte, erschossen wurde, worauf die Anderen alle sich ergaben. Wohl hätte der Missionär noch entrinnen können; als er aber alle seine Begleiter gefangen sah, wollte er sie nicht verlassen. Die Irokesen opferten der Sonne dafür, daß sie ihnen wieder einen Schwarzrock gegeben habe, zogen sofort dem gefallenen Huronen die Kopfhaut ab, zerschnitten ihn, und theilten die Beute. Bald wurden die Gefangenen an die Südseite des Sees (St. Peter) gebracht, die Kriegerhorde lagerte sich an einem sichern, aber sumpfigen Platze; und nachdem die Gefangenen zugesehen, wie einer ihrer Gefährten vor ihren Augen aufgefressen ward, wurden sie am Boden, wo sie die Nacht zubringen sollten, festgebunden. So wurde der Missionär lange Zeit hindurch behandelt; bei Anbruch der Nacht band man ihn an einen Baum oder an vier Pfählen an der Erde fest, so daß er sich nicht zu bewegen vermochte.

Am sechsten Tage begannen sie den Sorel hinaufzufahren; wo immer ein Kahn Schaden litt, mußte es der P. Bressani entgelten. Zu seinem größten Leidwesen wurden ihm jetzt auch seine Schriften und die Briefe, welche er bei sich hatte, genommen und

in den Fluß geworfen. Nach zweitägigem Rudern gelangten sie an die Stromschnellen des Champlain, wo sie landeten und einen Marsch antraten, welcher sechs Tage dauerte. Am sechsten Mai, wo sie auf eine bei Montreal zurückgeschlagene Kriegerhorde stießen, welche ihre gegen die Franzosen genährte Rache an den Gefangenen ausließ, begann ihre Marter von Neuem. Doch war es nicht viel schlimmer als ihre bisherigen Prüfungen; sie mußten barfuß durch die Wälder auf unbetretenen Pfaden ihre Bürde tragend, über Steine, durch Dornen, Wasser und gefrornen Schnee. Einmal mußten sie während eines ganzen Tages nüchtern bleiben, denn die Irokesen hatten keine Lebensmittel mehr, und diejenigen ihrer Gefangenen waren bald verzehrt. Hatten sie aber etwas zu essen, so wurde der arme Missionär, sobald sie sich gelagert, nach Holz und Wasser ausgeschickt und mußte dann auch noch selbst ihre Küche besorgen. Einmal gaben sie ihm einen todten Biber, den sie aufgehoben; weil aber derselbe bereits in Verwesung überging, dachte der arme Pater, sie hätten ihn ihm blos gegeben zum Wegwerfen. Als sie fanden, daß er es so gemacht, mußte er seinen Mißgriff theuer büßen; Aehnliches kam täglich vor.

Auf diesem Marsche kamen sie zum Champlain-See, wo sie Kähne machten, wobei P. Bressani zu helfen hatte, und wobei er dieses Handwerk, wie vorher die indianische Kochkunst, vermittelst Schlägen eingebläuet bekam. Nach einer abermaligen sechstägigen Fahrt zu Wasser landeten sie auf's Neue; und nun brachte sie ein viertägiger Landmarsch zu einem Fischerdorfe am obern Hudson. [1])

Es waren dort nicht mehr als vierhundert Irokesen; alle kamen heraus, um die Gefangenen in Empfang zu nehmen; bald war ein Martergerüste mitten im Dorfe aufgerichtet, und die doppelte Reihe gebildet, durch welche sie zu laufen hatten. Dem P. Bressani wur-

[1]) Es war dieses augenscheinlich Ossaragué (Beaver Dam. **Marcoux**). — Marcoux, welcher die Sprache der Irokesen so gut spricht, verschmilzt den Stamm von Hochelaga mit den Irokesen, und gibt den Namen Hochelaga als gleichbedeutend mit dem von Ossaragué an. Das ist sehr leicht möglich, da der Buchstabe I dem Buchstaben K weichen muß, weil diese Sprachen keine Zischlaute haben, und so sind Osheraga und Ossaragué einander ziemlich gleich.

den seine Kleider vom Leibe gerissen; ihn stellte man an die Spitze. So wie er zwischen die Reihen hineinkam, ergriff ihn ein Indianer, und schlitzte ihm seine Hand mit einem Messer auf; alsbald begann es von allen Seiten Hiebe zu regnen; so durchlief er die Mörderreihen und erreichte ganz mit dem Blute überronnen, das aus seinen Wunden strömte, das Martergerüst. Die Hand, welche für das geschorene Lamm den Wind mildert, gab auch ihm Erleichterung, indem der scharfe Wind das Blut auf seiner Haut gefrieren machte, und es so stillte, während innerlich seine Seele mit Trost erfüllt ward. „Was mir großen Trost verlieh," sagt er selbst, „war, daß Gott mir die Gnade verlieh, ein wenig Pein in dieser Welt zu leiden, statt der unvergleichlich größern Qualen, welche ich in der andern für meine Sünden hätte leiden müssen."

Während die siegestrunkenen Indianer, welche ihn gefangen genommen, schmausten, ward ihm zu singen befohlen; allein nüchtern, von Schlägen gebrochen, durch den Marsch abgemattet und vor Kälte zitternd, wie er war, konnte er es nicht. Da erweckte sein Zustand doch einiges Menschengefühl in ihren Herzen; man gab ihm ein wenig Korn zu essen, und ein Sommerkleid, um sich zu bedecken. Sobald er den alten Kriegern gesungen, kamen die jungen und wollten ihn nöthigen, zu tanzen, und da er es nicht vermochte, schlugen und neckten sie ihn beständig, indem jeder von ihnen ihn am Haupt oder Barte raufte. Während der fünf oder sechs Tage, während welchen die Gefangenen diesen teuflischen Feinden preisgegeben waren, ward er auch den Kindern zum Gespötte, die ihm bald dies, bald jenes befahlen. „Sing," schrie so ein kleiner Feind, „schweig," rief ein anderer; so mochte er singen oder nicht, er wurde in jedem Falle wegen Ungehorsam mit Feuerbränden gemartert. Sie sagten ferner zu ihm: „gib mir deine Hand, ich will sie brennen," und dann brannten sie ihn, wenn er sie gab, und ein anderesmal wieder, weil er sie nicht geben wollte.

Dergleichen geschah vorzüglich bei Nacht, wo ein Häuptling durch das Dorf ging und rief: „Kommt alle, kommt alle, um unsere Gefangenen zu liebkosen." Außerdem, daß der Missionär jede Nacht tanzen, singen und über glühende Asche oder spitze Pfähle zu

gehen gezwungen wurde, stach man ihn auch mit scharf zugespitzten Hölzern und brannte ihn mit glühenden Steinen oder mit Fackeln.

Eine Viertelstunde dauerte gewöhnlich das Verbrennen seiner Finger; erst fing man bei den Nägeln an, dann, in der nächsten kam das erste Gelenke an die Reihe und so fort, bis sie ihn achtzehn Male gebrannt hatten, so daß kein heiler Finger mehr übrig war.

So war sein Leben, wenn man das ein Leben nennen kann, bis zum sechsundzwanzigsten Mai in diesem Dorfe. Alle seine Leiden ertrug er, wie einer seiner Gefährten später erzählte, mit großer Freudigkeit, und vergaß sein eigenes Elend über dem seiner Leidensgefährten. Er selbst dachte später mit Staunen an alles das, was er ausgestanden: „Nie hätte ich geglaubt," sagt er, „daß der Mensch ein so zähes Leben hat." Einer seiner Mitgefangenen hatte gesagt, P. Bressani sei ein großer Häuptling der Franzosen. Das zog demselben neue Qualen zu, und man faßte den Entschluß, ihn lebendig zu rösten und aufzuzehren; er ward nun noch viel strenger bewacht, um sein Entkommen zu verhindern. Dies waren die Aussichten, welche während des viertägigen mühseligen Marsches an dem Mohawk, auf welchem man alle die frühern Grausamkeiten wiederholte, seiner warteten. Beim ersten Mohawkdorfe angelangt, mußten sie in dasselbe natürlich wieder durch die Doppelreihe teuflischer Wilden ihren Einzug halten; hiebei ward ihm die andere Hand aufgeschlitzt und sein Leib durch Schläge dergestalt zugerichtet, daß er zu Boden fiel. Außer Stande wieder aufzustehen, erhielt er auf Kopf und Schultern solche Schläge, daß er sein Leben schon für verloren gab; ein Häuptling aber schleppte ihn mit Gewalt auf das Martergerüste. Hier sollte ihm der Mittelfinger seiner linken Hand, welche bereits zwischen dem kleinen und Zeigefinger gespalten war, abgehackt werden. Aber plötzlich verhinderte ein schrecklicher Sturm weitere Qualen; sobald die Gefangenen aber in eine Hütte gebracht waren, begann die Marter von Neuem; erst wurden seine noch übrigen Finger gebrannt, und darauf mußten seine Zehen herhalten, während ein Feuerbrand durch seinen Fuß gestoßen ward.

Er wurde nun in ein anderes Dorf gebracht. Nebst den frühern Qualen, die man alle an ihm wiederholte, ward er mehrmal mit

einer Kette an den Füßen aufgehängt. Am schrecklichsten litt er aber des Nachts, wo man ihn an Händen, Füßen und Hals an die Erde festband; einige dieser Qualen waren so entsetzlich, daß eine Schilderung derselben gar nicht möglich ist. Die Kinder trieben ihm Splitter in die empfindlichsten Theile seines Leibes, und wenn er dann mit denselben gleichwie mit Borsten bedeckt war, zündeten sie dieselben an, während er vergeblich sich am Boden wälzte und krümmte, um der Qual zu entgehen. Allein selbst das war nicht genug; sie legten auch Stücke Fleisch auf seinen Leib, und ließen dann ihre hungrigen Hunde los, welche dann auf dieselben losstürzten, sich mit einander darum bissen und auf ihm verzehrten, wobei er von ihren Zähnen halb zerfleischt ward.

„Nach einer so grausamen Behandlung erhielt ich," so sagt er selbst, „ein so eckelhaftes und abstoßendes Aussehen, daß Jedermann mich mied, und man sich mir blos noch näherte, um mich zu quälen. Kaum konnte ich Jemand finden, der mitleidig genug gewesen wäre, mir einige Bissen zu reichen, da ich meine beiden Hände, welche schrecklich aufgeschwollen und nur eine einzige Masse Eiter waren, nicht gebrauchen konnte. So mußte ich auch schrecklich von Hunger leiden; ich war genöthigt, Welschkorn roh zu essen; ja die Noth ließ mich sogar an Kalk Geschmack finden, ich kaute ihn, aber konnte ihn nicht verschlucken. Mit Ungeziefer war ich ganz bedeckt, und ganz außer Stand dasselbe zu entfernen oder mich vor demselben zu schützen. Meine Wunden wimmelten von Würmern, und einst fielen vier zugleich aus einer Fingerwunde zu Boden, so daß ich mit Job „zur Fäulniß sagte: du bist mein Vater: zu den Würmern, ihr seid meine Mutter und meine Schwester." P. Bressani war jetzt nichts weiter mehr als Haut und Knochen und litt furchtbar durch ein Geschwür, das sich in einem seiner Beine gebildet; einigen seiner abtrünnig gewordenen Gefährten gelang es nach mehreren vergeblichen Versuchen, es mit scharfen Steinen zu öffnen, mit Messerstichen es aufzustechen."

Nebst diesen äußerlichen Leiden, ward er auch innerlich durch die Furcht vor dem Tode am Pfahle gefoltert; jeder andern Todesart hätte er in's Antlitz schauen können, allein vor dieser bebte seine

Seele zurück. Hierin wie in Allem sonst nahm er seine Zuflucht „zum Herzen der Mutter der Barmherzigkeit, welche in der That die liebenswürdige, die mächtige, die gütige Mutter, die Trösterin der Betrübten ist.“

Und ohne Freund und verlassen, bedurfte er wohl des Trostes; alle Huronen hatten sich mit den Irokesen vereinigt, um ihn zu martern; sein junger Gefährte war, nachdem man ihn vor seinen Augen gemartert hatte, weggeführt worden, ohne daß er erfuhr, wohin man ihn gebracht; er sah keine andere Aussicht mehr als den Tod, und konnte nur nicht begreifen, warum man so lange damit zögere.

Am 19. Juni erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß man in der Rathsversammlung beschlossen habe, ihn nicht umzubringen; kaum konnte er es glauben, und wirklich waren auch Alle darüber erstaunt; doch wurde er einem alten Weibe übergeben, um ihr den Großvater zu ersetzen, welcher vor vielen Jahren von den Huronen getödtet worden war. Sein Leben war jetzt in ihrer Hand und Jedermann erwartete seine Hinrichtung, allein sie schonte ihn, und gab dem Dorfe ein Wampumgeschenk.

Jetzt war er gewissermaßen gerettet und ward nun auch besser behandelt. Bei einem Besuche bei den Holländern erfuhr er, daß sie bereits wegen seiner und des jungen Mannes, der mit ihm gefangen genommen worden, Auslösung unterhandelten. In dieser Lage sandte er am 15. Juli 1644 einen Bericht darüber an den P. Mutius Vitelleschi, den General der Gesellschaft. „Ich weiß nicht,“ schreibt er, „ob Sie die Handschrift eines armen Krüppels, der Ihnen früher wohl bekannt war, wieder erkennen. Sein Brief ist schlecht geschrieben und voll Flecken, allein der Schreiber hat nebst vielen andern Verstümmelungen nur noch einen ganzen Finger an seiner rechten Hand, und kann kaum verhüten, daß das Blut aus seinen ungeheilten Wunden nicht auf das Papier fließt; auch hat er keine Tinte, sondern naßgemachtes Pulver, keinen andern Tisch als die Erde.“

Dieser Brief war bei seiner Auslieferung noch nicht abgesandt; denn es glückte zuletzt den Holländern, ihn loszukaufen, und nach einer viermonatlichen Gefangenschaft wurde er von seiner Herrin,

welche ihn für unheilbar hielt, für etwas mehr als fünfzig Dollars an die edlen Bewohner von Albany verkauft. „Am dritten Tage in der Oktave der Himmelfahrt Mariens, welche ich als meine Befreierin ansah, sang ich," sagt er in seinem nächsten Briefe vom 19. August, „das Lied meines Auszuges aus Egypten."

Während seiner Gefangenschaft vergaß er die Pflichten seines heiligen Berufes keineswegs. Zwei Huronen, welche ihren Glauben nicht verläugnen wollten, werden zum Marterpfahl geführt; diesen spendete er die letzten Tröstungen unserer heiligen Religion. Ein anderer Hurone hatte das Glück, von ihm getauft zu werden; derselbe war bereits Katechumen und hatte bei seiner Gefangennehmung alle Arten von Grausamkeit auszustehen. Während er gemartert wurde, erhielt P. Bressani den Befehl, zu ihm zu gehen. Wie er an ihn herantrat, machte die Menge Platz, und er schritt auf den armen Dulder zu, welcher, von den Qualen ohnmächtig geworden, dalag. Der Missionär schob einen Stein unter sein Haupt; da schaute der Gemarterte auf und erkannte sofort mit dem einem Indianer eigenen Scharfsinn in der armseligen Gestalt vor ihm einen gefangenen Priester. „Setze dich zu mir, Bruder," rief er aus, „ich wünsche mit dir zu sprechen." Den Abscheu überwindend, welchen er beim Anblicke und Geruche des halbgerösteten und entstellten Leibes vor ihm empfand, setzte er sich zu ihm und fragte ihn: „Was willst du von mir?" „Nur eines," war die Antwort, „taufe mich so schnell als möglich, denn die Zeit ist kurz." Da P. Bressani fand, daß er bereits hinlänglich unterrichtet sei, verlangte er etwas Wasser, unter dem Vorwande, ihm zu trinken zu geben, und ließ, während er die trockenen Lippen des Marterbildes anfeuchtete, so viel Wasser auf sein Haupt träufeln, als nothwendig war, um ihn zu taufen. Man bemerkte dieses jedoch, und er ward unter Drohungen von dem Platze fortgetrieben, und als am nächsten Tage der arme Mann den letzten Athem ausgehaucht, brachten sie sein Haupt in die Hütte vor den Missionär, und es ihm vor die Füße werfend, riefen sie aus: „Was hat deine Zauberei geholfen? Hat sie ihn vom Tode gerettet?" Der Missionär schwieg, er kannte ihre Sprache zu wenig, um ihnen den wahren Zweck

dieses heiligen Sakramentes erklären zu können, und hatte bereits erfahren, wie schwer es sei, auf sie Eindruck zu machen. — Ein im Sterben liegender Mohawk hatte seinen Eifer erweckt; er suchte ihn durch einen Dolmetscher zu unterrichten, allein jener entgegnete entrüstet: „Ein Mann von meinem Alter und Range soll lehren und nicht lernen," und so starb er als Götzendiener.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der holländischen Niederlassung Albany, während dessen er durch die Pflege der guten Ansiedler und besonders des Dominic Megapolensis von seinem leidenden Zustande sich etwas erholte, fuhr er, gleich P. Jogues vor ihm, den Hudson hinab nach Neu-York, damals Neu-Amsterdam, von wo er am 31. August einen Brief über seine Erlebnisse schrieb.

Bald war ein Schiff nach Europa bereit, auf dem P. Bressani, nachdem er seinen edelmüthigen Befreiern Lebewohl gesagt, gegen Ende des Monats September absegelte mit einem Passe vom Gouverneur Kieft des nachfolgenden Inhaltes:

„Wir Wilhelm Kieft, Generaldirektor, und wir Staatsrath von Neu-Niederland, Allen, welchen dieses zu Gesicht kommt — Gruß: Franz Joseph Bressani aus der Gesellschaft Jesu, eine Zeit lang in Gefangenschaft bei den wilden Irokesen, gewöhnlich Maquaas (Mohawk) genannt, sollte nach täglich an ihm verübten Martern eben am Pfahle verbrannt werden, als er durch uns ihren Händen entrissen und nach bedeutenden Schwierigkeiten ausgelöst wurde. Da er jetzt mit unserer Erlaubniß nach Holland reist, um von da nach Frankreich zurückzukehren, verlangt die christliche Nächstenliebe, daß Alle, wohin immer er kommen mag, ihn menschlich behandeln. Deßhalb ersuchen wir alle Gouverneure, Vicekönige oder deren Stellvertreter und Beamte, ihm auf seiner Hin- und Zurückreise Unterstützung angedeihen lassen zu wollen, wie wir denn auch versprechen, dasselbe unter gleichen Umständen zu thun.

Gegeben zu Fort Amsterdam in Neu-Niederland am 20. September im Jahre des Heiles 1644 stylo novo."

Das Schiff, mit dem er die Ueberfahrt nach Europa machte, hatte einen furchtbaren Sturm zu bestehen, in welchem es einige

von seinen Masten einbüßte. Es wurde von Seeräubern verfolgt, und der Missionär, welcher in einem engen Loche untergebracht war, wurde von den hugenottischen Matrosen sehr grob behandelt; erreichte jedoch zuletzt die Insel Rhé in Frankreich am 16. November nach einer Reise von fünfundfünfzig Tagen in besserer Gesundheit, als er Jahre lang gehabt. Ein kurzer Bericht über das frühere Leben dieses edeln Blutzeugen wird den Lesern willkommen sein.

Franz Joseph Bressani ward in Rom geboren und trat im Alter von fünfzehn Jahren in das Noviziat von St. Andreas in dieser Hauptstadt der christlichen Welt. Nachdem er seine Prüfungszeit bestanden hatte, ward er, gleich den meisten Jesuiten, zum Lehrfach bestimmt, und da er ungewöhnliche Talente besaß, finden wir ihn bald als Professor der Schönen Wissenschaften, der Philosophie und Mathematik. Allein sein Streben ging dahin, mehr für Gott zu thun. Jahr um Jahr hatte er darum nachgesucht, in eine auswärtige Mission gesandt zu werden, bis seine Tugenden und Gebete ihn endlich zum Ziele führten. Canada wurde ihm als seine neue Heimath angewiesen, und dahin begab er sich über Frankreich im Jahre 1642. Anfangs arbeitete er unter den Ansiedlern, bei welchen sein Eifer und seine Beredtsamkeit die heilsamsten Wirkungen hatten. Im nächsten Jahre finden wir ihn unter den Algonquin zu Trois Rivieres, und im Jahre 1644 wurde er bestimmt, sich in das Land der Huronen zu begeben.[1] Im November des Jahres 1644 nach der so eben erzählten viermonatlichen Gefangenschaft kam er nach Frankreich. Die geschicktesten Aerzte Frankreichs betrachteten mit Staunen seine Wundmale, und erklärten, daß sie es nicht unternommen haben würden, auch nur den zehnten Theil der Wunden, welche seinen ganzen Leib entstellten, zu heilen. Von dem Vergangenen nicht abgeschreckt, war Bressani's einziges Verlangen, zurückzukehren, und wirklich kehrte er, nachdem

---

[1]) **Bancroft**. Vol. 3. 134. **Bressani**. Breve Relazione — Rel. 1642—3. Rel. 1643—4, p, 152. Rel. 1644—5, p. 141.; Rel. 1645—6, p. 74.; Rel. 1649—50. **Creuxius** p. 395—513.

er seinen edelmüthigen Freunden in Neu-York vorher eine Summe Geldes, hinreichend, um alle für ihn gemachten Auslagen zu decken, übersandt hatte, im Juli des Jahres 1645 kurz nach dem Friedensabschlusse, wodurch der Weg zu den Huronen eröffnet worden, nach Canada zurück. Dahin begab er sich jetzt abermals, und war er auch der Huronensprache keineswegs mächtig, so „waren doch," sagt Ragueneau, „seine verstümmelten Hände, seine zerhackten Finger und seine mit Wundmalen bedeckte Gestalt bessere Prediger als wir, und haben mehr als alle unsere Worte genutzt, um die Huronen von den Worten der Wahrheit zu überzeugen."

Nach einem dreijährigen Wirken als Missionär wurde er im Jahre 1648 beauftragt, eine Flottille von sechzig Kähnen mit zweihundert und fünfzig Personen an Bord, nach Quebec zu begleiten. Gerade in Sicht von Trois Rivieres wurde ihre Vorhut von Irokesen aus einem Hinterhalte angegriffen, welche aber von den Huronen umzingelt wurden und ihre Verwegenheit theuer bezahlen mußten. Sie wurden in Stücke gehauen, und bald sahen die Bewohner des französischen Postens, welche in ängstlicher Spannung den Erfolg abwarteten, P. Bressani, das Kreuz hoch emportragend und gefolgt von seinen siegreichen Neubekehrten, von denen die Hälfte Christen waren, begleitet, in das Fort einrücken.

Nachdem sie von dem Gouverneur öffentlich empfangen worden waren, schifften sie sich wieder voll freudiger Zuversicht über den erfochtenen Sieg am 6. August 1648 ein, mit P. Bressani und vier andern Missionären an Bord und mit der Bestimmung für die Missionen im Huronenlande. Wohlbehalten kamen sie daselbst an; sahen aber zu ihrer Bestürzung die Zerstörung von Teananstayae und den heldenmüthigen Tod des P. Daniel. Bressani mußte sehen, wie Dorf um Dorf zerstört wurde, und beneidete seine Mitbrüder, welche ihren Glauben mit ihrem Blute besiegelten, um dies glückselige Loos; er zog, als die Huronen ihre Dörfer verließen, mit ihnen und den andern Missionären nach der St. Joseph's Insel.

Nachdem P. Bressani von den Leiden der armen Flüchtlinge Zeuge gewesen, ward er im September des Jahres 1649 nach Quebec geschickt, ein Auftrag, der ihm wegen seiner Unerschrockenheit

gegeben worden war. Er suchte um Unterstützung nach, allein die selbst dem Ruine nahe Kolonie konnte keine gewähren; darauf gürtete der glaubenstreue Missionär sich auf's Neue und kehrte wieder in den Westen zurück, um dort mit seinen Mitbrüdern und ihrer Heerde zu sterben. Er konnte aber nicht durchkommen und mußte wieder umkehren. Den Winter widmete er der Ausübung seines Amtes und Versuchen, die Huronen zu retten. Endlich, als die Noth auf der von flüchtigen Huronen überfüllten Insel St. Joseph immer mehr zunahm, sahen die Missionäre keinen andern Ausweg, als die Christen nach Quebec zu bringen, und daselbst für sie zu sorgen, bis sie selbst dazu im Stande sein würden. Im Juni des Jahres 1650 brach P. Bressani mit dreiundzwanzig Kähnen von Quebec auf, um sie zur Uebersiedelung einzuladen, wurde aber, als sie den Ottawa hinauffuhren, von einer Handvoll Irokesen bei Nacht angegriffen. Sieben Huronen wurden getödtet, P. Bressani feuerte die Uebrigen an und acht feindliche Indianer wurden niedergehauen. In diesem Kampfe verloren die ersteren jedoch ihren großen Häuptling Atironta, und blos wegen ihres Eigensinnes, mit dem sie sich weigerten, des Nachts Wachen aufzustellen. Wohl hatte P. Bressani manche Nacht schlaflos im Gebete zugebracht, war aber diese Nacht eingeschlafen; doch war er der erste, die Uebrigen zu wecken und zum Kampfe anzufeuern. Bald wäre er als achtes Opfer gefallen, denn drei auf sein Haupt abgeschossene Pfeile trafen und verwundeten ihn, glücklicher Weise jedoch nicht tödtlich.

Die Huronen setzten, über ihren Verlust sehr betrübt, die Fahrt fort, und jetzt mit mehr Vorsicht, um einen neuen Angriff zu verhüten. Eine kleine Abtheilung fuhr voran, und es dauerte nicht lange, so kam dieselbe zurück, um zu melden, daß eine starke Macht im Anzuge sei. Die zwei Partheien näherten sich einander und jede von beiden konnte die Vorbereitungen der andern zu einem hartnäckigen Kampfe sehen, als P. Bressani die andere erkannte. Es waren Huronen, Männer, Weiber und Kinder, die sich, dreihundert an der Zahl, nach der französischen Ansiedelung begaben, um daselbst ein Obdach und eine neue Heimath zu suchen.

Nun war es nutzlos die Fahrt fortzusetzen, und so kehrte auch

Bressani nach Quebec zurück; damit endete sein Wirken in Amerika. Durch Strapazen geschwächt und deshalb unfähig, eine der neuen Missionen zu übernehmen, wurde er mit mehreren anderen nach Europa zurückgeschickt. Am ersten November des Jahres 1650 schiffte er sich ein und kehrte nach Italien zurück, wo er sich hinreichend erholte, um noch mehrere Jahre als Missionär wirken zu können. Seine Beredsamkeit, ja sein bloßes Aeußere rührten alle Herzen. Bei seiner Rückkehr wünschten Viele Näheres von den Missionen, deren bedenkliche Seite sie an seinem verstümmelten Körper sahen, zu erfahren, und so veröffentlichte P. Bressani auf Ersuchen des Kardinals de Lugo, dessen Schüler er gewesen, im Jahre 1653 eine Geschichte der Huronen-Mission, unter dem Titel: „Breve relazione d'alcune missioni dei Padri della Compagnia di Jesù nella Nuova Francia.“ [1]) Dieselbe ist nicht bloß wegen der Thatsachen, von welchen er Augenzeuge war, sondern wegen der darin enthaltenen Beschreibung des Landes, seines Klima und seiner Bewohner von hohem Werthe.

Nachdem er viele Jahre als Missionär in Italien zugebracht, kehrte er nach Florenz zurück, und starb dort im Noviziathause am 9. September 1672 reich an Jahren und Verdiensten, die er sich durch seine ungeheueren Anstrengungen und Leiden errungen. Er gilt als einer der ausgezeichnetsten Männer der Gesellschaft Jesu.

---

[1]) Man weiß blos von einem in diesem Lande noch existirenden Exemplare davon, das in französischer Uebersetzung von der Regierung von Canada veröffentlicht wurde.

Gefangenschaft

des

P. Joseph Anton Poncet

aus der Gesellschaft Jesu

im Staate Neu-York im Jahre 1653.[1])

Bereits waren die Huronen, die Tionontatez und viele Algonquin-Stämme dem Ehrgeize oder der Rache der Irokesen zum Opfer gefallen. Jetzt allen andern eingebornen Stämmen überlegen, verbreiteten diese Tod und Verderben nach allen Seiten über das Land. Sie träumten sich schon als Eroberer der Welt, und schwuren in ihren Rathsversammlungen den jungen Niederlassungen der Franzosen den Untergang.

Kühn und erfolgreich eröffneten sie ihren Feldzug. Sillery wurde genommen, der Gouverneur von Trois Rivieres ermordet, und ihre Kriegsbanden lauerten, hungrigen Wölfen gleich, um die belagerten Mauern Quebec's her.

Außerordentlich war jetzt der Schrecken der Ansiedler; Niemand wagte auf die Jagd oder auf den Fischfang zu gehen, ja nicht einmal die Ernte einzuheimsen, die bereits reif blos auf die Sichel wartete. Eine arme Wittwe, welche fürchtete, während des Winters Hungers sterben zu müssen, wenn ihre kleine Ernte nicht eingethan würde, versuchte Leute zu bekommen, um zu helfen; in ihrer verlassenen Lage wandte sie sich an P. Poncet, der lange Zeit Missionär unter den Huronen gewesen, jetzt aber Stadtpfarrer in Quebec

---

1) Relazione etc. 1652—53, p. 46.

war. Um Andere zu ermuthigen, der armen Wittwe zu helfen, machte er sich mit einer Handvoll Leute, die er durch Wort und Beispiel ermunterte, nach der kleinen Farm auf Cap Rouge auf, um ihre Ernte hereinzubringen, als die Irokesen plötzlich über sie herfielen. Wohl waren deren nur wenige, allein ihr Ueberfall geschah so unerwartet, daß sie mehrere tödteten und mit P. Poncet und einem jungen Manne, Namens Mathurin, schleunigst wieder abzogen. Dies geschah am Nachmittag des 21. August 1653. Sobald die Kunde davon nach Quebec kam, herrschte allgemeine Bestürzung, denn P. Poncet war sehr beliebt. Augenblicklich machten sich dreißig der angesehensten Männer der Stadt auf die Verfolgung, entschlossen, es möge kosten was es wolle, ihren Seelsorger zurückzubringen; allein es war zu spät. Sie kamen an die Stätte, wo man ihn gefangen genommen, nicht weit von Sillery, und fanden an einem Baume in der Nähe desselben die übliche Zeitung der Indianer, ein Stück Baumrinde, auf welcher zwei Köpfe, von welchen einer einen Schwarzrock und der andere seinen Gefährten vorstellen sollte, in ungeschlachter Zeichnung dargestellt waren. P. Poncet selbst hatte ein Buch zurückgelassen, in welchem die kurze Nachricht geschrieben stand: „Sechs naturalisirte Huronen und zwei Mohawk schleppen uns fort, haben uns aber noch kein Leid zugefügt.“

Unterdessen führten die Indianer ihre Gefangenen auf eiligem Marsche von dannen, so daß sie bald den Fluß Sorel erreichten. Dann fuhren sie über den Champlain-See, worauf es zu Land wieder weiter ging. Bis jetzt hatten sich die Gefangenen über nichts, als den theilweisen Verlust ihrer Kleidung und einiger Andachtsgegenstände zu beklagen. P. Poncet verlor sein Reliquenkästchen, hob aber bald ein Papier auf, das aus demselben herausgefallen war, und das ganz darauf berechnet schien, ihn in seiner jetzigen Prüfung zu trösten. „Während ich noch unter den Huronen war, so lautete das Blatt, hatte ich mit meinem Blute die Namen unserer in Amerika gemarterten Patres und ein kleines Gebet niedergeschrieben, in welchem ich Unsern Herrn um einen gewaltthätigen Tod in seinem Dienste und um die Gnade, den letzten Tropfen meines

Blutes zu vergießen anflehte.“ Die Erinnerung an den Eifer, mit welchem seine Vorgänger ihre Bahn durchlaufen, flößte jetzt auch unserm Missionär im Augenblicke, wo er den Pfad betrat, welcher zu der Glorie eines P. Jogues führte, neuen Muth ein.

Der obere Hudson war erreicht, allein jetzt machten die Strapazen den guten Pater krank, und kaum konnte er seine aufgeschwollenen Glieder fortschleppen. Da gab es aber keine Hilfe, die Nahrungsmittel begannen auszugehen, und so beschleunigten die Indianer ihre Reise. Endlich am 4. September erreichten sie nach einem langen und mühseligen Marsche den Mohawk, den ganzen Tag hatten sie nichts genossen, und schon war die Sonne am Untergehen. Einige aus der Begleitung eilten nun über den Fluß dem Dorfe zu, das am jenseitigen Ufer lag, und kehrten bald mit Nahrungsmitteln zurück, aber nicht für die Gefangenen. Weit entfernt, ihnen etwas davon zukommen zu lassen, zogen sie dieselben halb nackt aus und befahlen ihnen dann zu singen. Der Missionär stimmte die lauretanische Litanei, das Veni Creator und andere Hymnen an. Nachdem die Indianer ihren Hunger gestillt, bereiteten sie sich, ihre Gefangenen über den Fluß zu bringen. Schon waren vierzig oder fünfzig Wilde am andern Ufer bereit, um sie zu empfangen. Während sie nun über den Fluß setzten, hörte P. Poncet die Beichte seines Gefährten und bereitete ihn zum Tode vor. Als sie das Ufer erreicht hatten, begann der Spießruthenlauf; sie litten sehr von den Schlägen, erreichten aber doch zuletzt das Martergerüste. „Da,“ sagte er, „fühlte ich mich so stark und gefaßt, daß ich mit einem ganz heiteren Blicke, was mich selbst staunen machte, alle die, welche mich betrachteten, anschauen konnte.“ Einen Augenblick war er hier in großer Gefahr; es näherte sich ihm ein mit einem Messer bewaffneter Irokese, und schon erwartete er, Jogues, Bressani und Goupil folgen zu müssen, als der Kannibale sich wieder entfernte, ohne ihm ein Leid anzuthun. Der Regen machte ihrer Schaustellung ein Ende; jetzt wurde der Missionär aber aufgefordert, zu tanzen, und wäre wegen seiner Ungeschicklichkeit zum Tode verurtheilt worden, hätte nicht ein guter Hurone statt seiner getanzt. Am Abend gab man ihm endlich etwas Speise, aber blos als Vorbereitung auf seine Qualen;

eine Indianerin hatte sich vor den versammelten Sachem angeboten, einen seiner Finger abzuhacken, und jener Irokese, welcher auf dem Martergerüste sich schon einmal an ihn gemacht, kam jetzt wieder. Dieses Mal rief P. Poncet seine himmlischen Patronen um ihre Hilfe an, um freudigen Geistes leiden zu können; der Indianer nahm seine rechte Hand, betrachtete sie, ließ sie aber zur Freude des Missionärs wieder los und nahm die linke. Dann rief er ein kleines Kind, welches dem Pater den Zeigefinger abschneiden mußte, während dieser das Vexilla Regis sang, und sein Blut und seine Leiden für den der Kolonie so nothwendigen Frieden aufopferte. Dann ward ein Wampum-Gürtel um seinen Hals und Finger geschlungen, und, um das Blut aufzuhalten, eine glühende Kohle auf den Stumpf gelegt und mit einigen Welschkornblättern zugebunden.

Am folgenden Tage wurde er in ein anderes Dorf geführt und daselbst drei Tage und zwei Nächte dem Spotte und der Mißhandlung von Jung und Alt Preis gegeben, während man sich in einer großen Rathsversammlung des Stammes berieth, was mit ihm angefangen werden solle. Seine Qualen waren die gewöhnlichen, er wurde an allen Theilen seines Körpers, wie immer es den Peinigern in den Sinn kam, mit Kohlen, Feuerbränden oder glühenden Pfeifenköpfen gebrannt, sein Gefährte verlor dabei zwei Finger. Bei Nacht wurden sie mit Händen und Füßen an Pfähle gebunden, und zwar so, daß sie halb in der Luft schwebten, was ihnen große Schmerzen verursachte, fanden jedoch mitleidige Seelen, welche ihnen wenigstens eine theilweise Erleichterung verschafften. Endlich am Abende des siebenten Tages ward sein Urtheil gefällt, er dachte, es werde auf Tod lauten, allein mildere Vorschläge hatten den Sieg davon getragen. Er wurde einer guten alten Frau übergeben, um ihr einen verlornen Bruder zu ersetzen; sein Geschick war jetzt in ihrer Hand, ein Wort von ihr und sein Schicksal war entschieden. Auf das Schlimmste gefaßt, trat er in ihre Hütte. Da begann sie ihre Todtenklage, in welche ihre beiden Töchter einstimmten. Während dieses Gesanges setzte er sich beim Feuer nieder, sie hießen ihn aber auf eine Art Tisch sitzen, und jetzt sah er, daß sie ihre Klagen wegen des Verschiedenen erneuerten und ihn durch eine Art Seelen-

wanderung in seiner Person wieder zum Leben erwecken wollten; denn eine solche Annahme an Kindes Statt wurde nicht blos so genannt, sondern auch in den Ceremonien zu einer Art Auferstehung gemacht.

Nachdem er auf diese Weise in die Familie aufgenommen war, fand er bald darin die nöthige Pflege, und hatte auch den Trost, mit einem Huronen und einem Algonquin zusammenzutreffen, welche er früher gekannt hatte.

Sein Gefährte, dem es nicht so gut ging, wurde in ein anderes Dorf gebracht und gebrannt. Aber trotz der Güte der Irokesen-Weiber fühlte P. Poncet doch, daß, so lange keine Kunde von dem letzten Zuge der Irokesen gegen Trois Rivieres angelangt, sein Leben nicht sicher sei. Wohl war er sich bewußt, daß er ihre Niederlage mit seinem Leben bezahlen müsse. Nach drei Tagen langte dieselbe endlich an, sie lautete auf Frieden, und ein Häuptling kam zu ihm, um ihm anzukündigen, daß bereits Geißeln in den Händen der Franzosen seien, deren Leben von seinem baldigen Erscheinen am St. Lorenz abhänge. Jetzt wurde er ebenso geachtet, als er vorher verachtet wurde, denn die Boten hatten im Dorfe bekannt gemacht, in welch' hoher Achtung er bei Onontio stehe. Da er fast nackt war, brachte man ihn nach Fort Orange (Albany), um eine anständige europäische Kleidung zu erhalten. Man nahm ihn dort mit aller Nächstenliebe auf, und wenn er auch keine Einladung erhielt, in's Fort zu kommen, fand er doch unter den Ansiedlern viele warme Freunde. Während dieses seines kurzen Aufenthaltes wurde er so herzlich behandelt, daß er nicht umhin konnte, ihnen zu versprechen, sie wieder zu besuchen. Besonders gedenkt der Pater einer alten schottischen Frau mit Dankbarkeit; mit dem ihrem Geschlechte eigenthümlichen Instinkte richtete sich ihre erste Sorge auf seinen verstümmelten Finger, welcher noch in dem von den guten Indianerinnen angelegten ungeheuren Verband von Wurzeln und Blättern sich befand. Er war noch weit von der Heilung, allein, nachdem er jetzt gehörig verbunden wurde, war er schon nach wenigen Tagen heil.

Von seinen lieben Freunden sich losreißend, verließ er Albany, wo er blos zwei Katholiken getroffen hatte, und nun zu seiner Reise

nach Canada ausgerüstet, kehrte er in das Dorf zurück, in dem er gefangen genommen worden; hier fand er sein Brevier wieder und begab sich von da in das Dorf, in welchem er adoptirt worden war. Zwei Tage ruhte er noch hier bei seinen neuen Verwandten aus, und wurde dann mit seiner Schwester in das größte Dorf der Irokesen gebracht, um bei der Friedensversammlung zugegen zu sein. Da war Alles in Bewegung, eine Schmauserei folgte der andern und Alle rüsteten die Geschenke, welche zu Quebec überliefert werden sollten. Zuletzt beschlossen die Sachem den Frieden, welcher schon zum Theil geschlossen war, zu bestätigen. „Dieser Beschluß," sagt Poncet, „wurde an demselben Tage, am Feste des heiligen Michael, und in demselben Dorfe gefaßt, in welchem der erste Franzose, der gute René Goupil, der Gefährte des P. Isaak Jogues, von den Irokesen getödtet worden war. Es war mir immer, als ob dieser Tag nicht ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß vorübergehen könne."

Drei Tage später wurde er angewiesen, sich zur Abreise zu Land bereit zu machen, da zu dieser Jahreszeit der stürmische Champlain zu gefährlich war. Somit machte er sich am 3. Oktober von der letzteren Stadt auf den Weg; auf einer kleinen Anhöhe außerhalb der Pfahlschanze warteten alle Sachem auf ihn, überlieferten, sowie er herankam, ihre Geschenke seinen Begleitern, und baten ihn in einer kräftig gefühlvollen Anrede, ihr neues Bündniß recht fest zu schließen.

So schwach er war, mußte er jetzt durch die Wildniß wandern; er wäre unterlegen, hätte ihn nicht sein Vertrauen auf den heiligen Joseph aufrecht gehalten, zu dem er in allen seinen Prüfungen seine Zuflucht nahm, und der ihm oft augenscheinliche Hilfe leistete. Am 11. erreichten sie endlich einen Fluß, wo sie ihre Kähne bestiegen. „Der Regen, die Gebirge und Thäler, die Waldströme und Flüsse, von welchen wir über vier von bedeutender Breite, wo das Wasser uns bis an die Brust ging, zu setzen hatten, und dann noch über einen anderen mit unsicherem kieseligen Boden, — wenig Nahrungsmittel, nichts als Welschkorn, ohne Brod, Fleisch oder Wild, denn die Gegend war öde, Alles dieses war mir ein so

schreckliches und anhaltendes Kreuz, daß es mir ein beständiges und anhaltendes Wunder schien, daß ich in dem erschöpften Zustande, in welchem ich mich befand, es tragen konnte."

Nachdem sie aber einmal den Fluß erreicht und sich eingeschifft hatten, war ihre Reise weniger beschwerlich; doch warf sich ein neues Hinderniß auf. Ein Bote von den Sachem holte sie ein und brachte die Nachricht, daß die Franzosen den Frieden gebrochen und die Geißeln in Ketten geworfen hätten. Glücklicherweise jedoch beschloß der Häuptling, in dessen Obhut Poncet war, weiter zu fahren, wenn er ihm seine Freiheit zusichere. Der Missionär versprach ihm, daß ihm kein Leid widerfahren solle, mögen die Umstände sein wie immer, und nachdem er ihn dessen zu wiederholten Malen versichert, gab sich der Mohawk-Häuptling zufrieden. Nach zwei Tagen erreichten sie dann den St. Lorenz und fuhren denselben hinab. Da es aber hier Wild im Ueberfluß hatte, hielten sie sich länger auf, als dem Missionär lieb war, da er die bange Erwartung der Seinigen zu befriedigen wünschte. Nachdem sie den Sault St. Louis passirt hatten, landeten sie endlich am 24. Oktober zu Montreal und am fünften November zu Quebec, wo am folgenden Tage der Friede abgeschlossen wurde.

„Ich war blos einen Monat im Lande der Irokesen," sagt er; „ich kam am 4. September dahin, und verließ es am 3. Oktober. Während dieses kurzen Zeitraums besuchte ich die Holländer, und sah Fort Oranien; drei Mal war ich in den vier Mohawk-Dörfern, die übrige Zeit nahm meine Hin- und Herreise in Anspruch. Dem Mohawk zu ging's auf dem Flusse der Irokesen, und über den Champlain-See und zwei Tage zu Land; ich kehrte aber auf einem andern Wege zurück, so daß ich beide Wege, welche ihre Kriegsbanden einschlagen, wenn sie uns überfallen wollen, machen."

P. Joseph Anton Poncet de la Rivière war in Paris geboren. Von seiner Kindheit an erwarben ihm seine Tugenden den Namen eines Heiligen, und so wie er herangewachsen war, bewog ihn sein Eifer für die Ehre Gottes sich dem Ordensstande in der Gesellschaft Jesu zu weihen, und darauf um die beschwerdereiche Mission von Canada nachzusuchen. Nach Beendigung seiner Studien

in Rom erhielt er da vom General der Gesellschaft die gewünschte Erlaubniß, und nachdem er auch den Scholastiker Joseph Maria Chaumonot für dieselbe Sache gewonnen, begab er sich, kurz nachdem der letztere zum Priester geweiht war, nach Frankreich. Auf der Reise durch sein Heimathland schrieb er an die berühmte Mutter Maria von der Menschwerdung, und kündete ihr seine Sendung nach der Canada-Mission an, wobei er ihr auch, ohne von ihrer wunderbaren Berufung auf dasselbe Feld das Geringste zu wissen, einen Pilgerstab schickte, um sie einzuladen, ihm zu folgen. Bald darauf reiste er mit P. Chaumonot nach Canada, wo er am 1. August des Jahres 1639 ankam, und zwei Tage später nach dem Lande der Huronen aufbrach. Nachdem er hier ein Jahr gewirkt, wurde er zurückberufen, und leitete während der folgenden Jahre mit P. Düperon die Seelsorge in der neuen Ansiedlung von Montreal. Er war es, welcher da am Fuße des von Maisonneuve auf der Spitze des Berges gepflanzten Kreuzes die erste Messe las. So wie die Schwierigkeiten in der Huronen-Mission sich vermehrten, wurde er abermals dahin gesandt und war Augenzeuge ihrer endlichen Vernichtung. Von da an war er meistens in Quebec beschäftigt, sowohl vor als nach seiner Gefangennahme.

Im Jahre 1657 wurde er durch den Abbé de Queglüs auf eine von dem Erzbischofe von Rouen, welcher die Jurisdiktion in Canada beanspruchte, ergangene Vollmacht hin, seines Amtes als Stadtpfarrer von Quebec enthoben. Hierauf wurde er zu P. Chaumonot nach Onondaga gesandt, wohin er am 28. August aufbrach. Unterwegs zu Montreal abermals zurückberufen, schiffte er sich nach Frankreich ein und kehrte nicht mehr nach Canada zurück. In Frankreich wirkte er erst in der Bretagne und dann als Penitentiar der Franzosen in Loretto, allein sein Eifer trieb ihn in auswärtige Missionen, und zuletzt erhielt er die nöthige Erlaubniß dazu. Er wurde nach Westindien gesandt und starb nach langjährigen Anstrengungen und Mühen am 18. Juni des Jahres 1675 auf Martinique in einem Alter von 65 Jahren. Fünfundvierzig derselben verlebte er in der Gesellschaft Jesu, zu deren hervorragendsten Zierden, wie Charlevoix sagt, er gehört. Auf seinen Reisen besuchte

dieser Geschichtschreiber den Schauplatz seiner Arbeiten, und fand den Namen Poncet's noch immer in gesegnetem Andenken. Er war wirklich ein demüthiger und äußerst abgetödteter Ordensmann; denn während sein freundliches und gefälliges Auftreten Aller Herzen gewann, war er gegen sich selbst von der äußersten Strenge, indem er seinen Leib bis auf's Blut geißelte und beständig durch ein härenes Kleid kreuzigte, welches er zwanzig Jahre ununterbrochen trug, und bis zu seinem Tode getragen hätte, hätte ihm der Gehorsam es nicht untersagt.[1])

---

[1]) Quellen: Die Autobiographie von **Chaumonot**, Rel. 1639 bis 1657. — Das Tagebuch des Superior; **Charlevoix**, Vie de Mme. Marie de l'Incarnation p. 193. **Champion**, Vie du Père Rigoleu p. 78.

Renatus Ménard,

aus der Gesellschaft Jesu,

von den Sioux getödtet an einer Stromschnelle des Menomonee unweit Greenbay den 10. August des Jahres 1661.

Erstes Kapitel.

P. Ménard's Abreise nach Amerika. — Ankunft in Canada. — Sein Wirken in den Algonquin-Missionen.

Wenn wir von ausgezeichneten, durch Tugend oder rein menschliche Eigenschaften hervorragenden Männern lesen, drängt sich uns die Frage auf: was waren deren Jugendjahre, wodurch haben sie diese hohe Stellung erreicht? und dadurch wird stets mehr oder weniger unser Ehrgeiz angestachelt, sie wenigstens nachzuahmen, wenn anders wir sie nicht überflügeln können. Das ist sehr lobenswerth, und wir haben bei Beschreibung des Todes unserer katholischen Missionäre eine eben so unschuldige als tadellose Neugierde zu befriedigen gesucht. Im gegenwärtigen Falle jedoch haben wir trotz aller unserer Nachforschungen weder den Geburtsort des P. René Ménard noch die Ereignisse, welche während seiner Kindheit und Jugend bis zum Mannesalter vorgekommen sein mögen, ausfindig machen können.

Es scheint als ob seine näheren Beziehungen zur Familie Daillebout als Beichtvater ihn zuerst mit der Canada-Mission in Verbindung gebracht, auf welcher er so lange und so erfolgreich arbeiten sollte, daß er sich den Namen eines „Pater frugifer" erwarb. Als Herr Daillebout aus reiner Frömmigkeit sich entschloß, sein Leben und seine Habe der Besiedelung und Sittigung Canadas zu weihen,

stieß er bei seiner Frau auf lebhaften Widerstand: die Schrecken eines nördlichen Winters, wie er von Reisenden beschrieben ward, hatten auf sie einen zu tiefen Eindruck gemacht, als daß sie sich hätte entschließen können, über den weiten Ocean zu setzen, und demselben zu begegnen. Auch schien ihre, selbst in dem gesunden Klima von Frankreich äußerst schwächliche Gesundheit ein Verharren bei ihrem Entschlusse zu rechtfertigen. Sie änderte aber, nachdem sie den P. Ménard darüber zu Rathe gezogen, so ganz ihre bisherigen Ansichten, daß sie, weit entfernt, ihrem Gatten in seinem frommen Plane sich zu widersetzen, eine eifrige und begeisterte Unterstützerin des Unternehmens ward, welches gerade im Gange war, und die Gründung Montreal's zur Folge hatte. Der Erfolg rechtfertigte den Rath Ménard's und die edelmüthige Selbstaufopferung der Madame Daillebout. Nachdem Herr und Frau Daillebout durch ihren Beichtvater mit P. Lalemant erst bekannt geworden, reisten sie nach Amerika, wo sie auch beide, nach einem höchst erbaulichen Leben, in hohem Alter starben.

Auch Ménard folgte ihnen nach. Am 26. März des Jahres 1640 schiffte er sich zu Dieppe an Bord der „Hoffnung" ein, was eine Tugend vorbedeutete, welche sie nur zu bald ausüben mußten. Kaum hatten sie Dieppe verlassen, als ein furchtbarer Sturm sich erhob, und sie einen ganzen Monat in beständiger Todesgefahr hin und hertrieb. „Niemals," schrieb Ménard, „sah ich den Tod so nahe. Ein Fahrzeug, welches mit uns segelte, wurde vor unsern Augen zertrümmert, und blos drei Seelen wurden gerettet." Allein der Missionär und vier Nonnen, seine Reisegefährtinnen, die in einem Boote auf der Seine gezittert hätten, schienen hier auf dem weiten Ocean des herannahenden Todes zu spotten. Sie hatten sich in die Arme Desjenigen geworfen, für welchen sie Heimath und Verwandte verlassen. „Was liegt in der That daran," sagt er, „ob wir zu Land oder zu See sterben, wenn wir nur für Gott sterben!" Als ein Mal das Schiff des Vice-Admirals durch die Wuth des Windes gegen das ihrige getrieben wurde, und beide Schiffe blos noch ein Paar Fuß von einander entfernt waren, nahm er seine Zuflucht zum heiligen Joseph, dem Schutzheiligen des Landes, in

welches er zu kommen suchte, und kaum hatte er sein Gelübde durch diesen großen Heiligen Gott dargebracht, als ein Freudenruf verkündete, daß ein anderer Wind es auf die Seite getrieben.

Diese Stürme dauerten ununterbrochen einen ganzen Monat, und verhinderten die Schiffe in die hohe See zu stechen; P. Ménard ging unterdessen eine kurze Zeit an's Land, um Gerüchte, welche sich verbreitet, als seien sie untergegangen, und wieder andere, als sei eine von den Nonnen gestorben, zu widerlegen. Endlich heiterte sich das Wetter auf; da wartete ihrer aber eine neue Gefahr: sie wurden von Schiffen von Dünkirchen verfolgt. Diese nahmen jedoch zuerst zwei holländische Schiffe weg, wodurch die französischen Zeit bekamen, zu entrinnen. Aus Furcht vor einer ähnlichen Verfolgung landeten die letztern jedoch in Hâvre de Grace und segelten bald nachher, vierzig an der Zahl, unter Bedeckung von fünfzig Kriegsschiffen, welche sie, bis sie eine gute Strecke aus dem englischen Kanal waren, begleiteten, von der Küste Frankreichs ab. Die Gefahr, von welcher sie rings umgeben waren, hatte die Frömmigkeit aller derer, welche sich an Bord befanden, in ihrer vollen Kraft geweckt, so daß P. Ménard aufmerksame und gut gestimmte Zuhörer bekam; regelmäßig wurde Gottesdienst gehalten und die denselben begleitenden Feierlichkeiten wurden sogar mit Pracht begangen. Vorzüglich war dieses am heiligen Frohnleichnamsfeste der Fall; die Natur selbst zollte ihrem Schöpfer ihren Tribut, die Winde schwiegen und der jetzt ruhig gewordene stürmische Ocean breitete seine glatte Wasserfläche einem Spiegel gleich bis zum fernen Horizonte hin. Von Dank erfüllt für eine so günstige Zeit errichteten sie auf dem Verdecke ein prachtvolles Repositorium, und dahin trug der Missionär, das Kreuz und die Nonnen voran und gefolgt von dem Admiral und seiner Mannschaft, die heilige Hostie, und hob, als er selbes erreicht, das Versöhnungsopfer empor und segnete mit demselben die knieende Menge, während Kanonendonner verkündete, daß sie in diesem Opfer den Gott des Weltalls anbeteten.

Anfangs Juli erreichten sie die canadische Küste, wo der Gouverneur sie in Empfang nahm; die Nonnen sprangen an's Land und küßten den Boden, welcher von nun an ihre Heimath sein sollte,

und zogen dann in die Kirche der Ursulinerinnen, um Gott Dank zu sagen, ebenso P. Ménard, da die Kirche der Jesuiten damals in Asche lag.[1])

Erst ward P. Ménard zum Kaplan und Beichtvater der Ursulinerinnen, welche gerade keinen geistlichen Führer hatten, ernannt; sobald sich aber einer für sie gefunden, ward er in die Huronen-Mission versendet. Im Sommer des Jahres 1641 machte er sich auf den Weg, und erreichte am Vorabende vor Mariä Himmelfahrt die Nipissing ohne irgend welchen Unfall, und doch mußte er mit seinem Begleiter, dem P. Raqueneau, nachdem sie Trois Rivieres verlassen, wieder umkehren, so groß war die Gefahr, in die Hände der Irokesen zu fallen. Als sie keine Algonquin als Bedeckung und Geleite erhalten konnten, machten sie sich endlich mit dem treuen Sondassaa auf den Weg, der Vorsehung sich überlassend, welche sie nicht im Stiche ließ.[2]) P. Ménard sollte zu den Algonquin gehen. Eben war P. Raymbault, dieser unermüdliche Missionär der Kinder des Waldes, von den Fällen von St. Maria, wo er den Pauoitigoueieuhak oder Sauteux die Wahrheiten des Evangeliums verkündet, zurückgekommen, und mit ihm wurde der neue Ankömmling an den See der Nipissing gesandt. Allein die Jahreszeit war zu weit vorgerückt; die Stürme, welche auf dem Frischwasser-See wütheten, trieben sie zurück, und sie überwinterten in der wilden und rauhen Gegend an seiner Küste, für die geistlichen Bedürfniße derjenigen, die sich hier gesammelt, Sorge tragend. Doch war das Volk hier für den Glauben nicht empfänglich, sondern in eine solche Gleichgültigkeit für alles Andere, außer ihrem leiblichen Bedürfnisse versunken, daß der Missionär nur geringen Fortschritt machte. Manchmal traf er auch auf Widerstand bei der Ausübung seines geistlichen Amtes. Der Vater eines sterbenden Kindes wollte es nicht taufen lassen; der Missionär ging weg, in seinem Herzen bekümmert über das Elend, welches der armselige Mann auf diese Weise seinem Kinde bereitete, als er mit einem Male einen Antrieb

---

[1]) Rel. 1639–40. **Ducreux**.

[2]) Rel. 1640–1, p. 171.

fühlte, wieder zurückzukehren. Das war nicht umsonst; er kehrte auf der Stelle um, und fand zu seiner Freude den Vater abwesend. Wohl war die Mutter da, die aber erklärte, daß das Kind bereits todt sei. Dem war jedoch nicht so, das Kind war allerdings am Verscheiden, allein ehe seine Seele aus seinem Körper schied, hatte P. Ménard, ohne von der Mutter bemerkt zu werden, schnell es getauft.

Jetzt aber erlag P. Ménard's Gefährte seinen Anstrengungen, und man könnte von ihm sagen, „das Clima hatte ihn zum Martyrer gemacht", denn er starb im folgenden Jahre. P. René selbst war noch in kräftiger Gesundheit und kehrte im April mit P. Claude Pijart wieder zu den Nipissing zurück,[1]) bei welchen er bis September blieb. Unterdessen waren ihre Kleider zu Fetzen zerrissen und ihr Leib war ausgehungert und zerkrazt, daß sie mehr wilden Thieren als Menschen gleich sahen. Sie hatten zuerst die Häuptlinge zu bekehren versucht, allein mit geringem Erfolg; und so wenig wurden sie geachtet, daß einer von Beiden zu Boden geschlagen wurde und beinahe erwürgt worden wäre, ohne daß die thörichten Algonquin sich daran kehrten. Dann machten sie sich an's Volk, und mit besserem Erfolg, doch spendeten sie das heilige Sakrament aus frommer Klugheit blos solchen, die in Todesgefahr waren. Da die Nipissing jeden Herbst in das Gebiet der Huronen zogen, um da zu überwintern, wünschten die Missionäre in ängstlicher Erwartung diese Jahreszeit herbei, in der Hoffnung, daß das Beispiel der bekehrten Huronen auch sicher die Nipissing zu größerem Eifer und Annahme der Glaubenswahrheiten anstacheln würde. Kaum hatten sie im Dezember ihre Zelte im Lande der Huronen aufgeschlagen, als Alimoueskan, ein hervorragender Häuptling, seinen Nacken unter das Joch Christi beugte, und in der heiligen Taufe den Namen Eustachius erhielt. Von da an war er immer ein Mann von außergewöhnlicher Frömmigkeit, und seinem Beispiele folgend, sammelten sich viele Andere um das Kreuz zur Freude der Missionäre, die für die reiche geistliche Ernte Gott priesen.

---

[1]) Rel. 1641—42, p. 150 etc.

P. Ménard's nächste Mission war ein anderer Stamm der Algonquin, die Atontrataronen, welche vor den Irokesen sich flüchtend, bei den Wendat eine Zuflucht gesucht hatten. Der Missionär besuchte sie in ihrem Lager, unweit von St. Johann, und gründete hier, da er zehn oder zwölf zu Quebec und Trois Rivieres unterrichtete und getaufte Christen unter ihnen fand, seine Mission St. Elisabeth. „Fasse Muth," sprach ein Häuptling zu ihm, „unterrichte uns, denn du sprichst die Wahrheit, es ist recht an den Herrn des Lebens sich zu wenden, lehre uns, was wir zu ihm sagen sollen. Werde nicht müde zu uns zu sprechen, wir werden's nicht, dir zuzuhören." Doch fand er Mißbräuche unter ihnen, gegen welche er sofort losdonnerte, und die er auch bald abschaffte. Vielweiberei war herrschend; da er aber fand, daß ein Häuptling zwei Weiber hatte, von welchen die eine Christin war, bewog er ihn, eine zu entlassen, und der andern treu zu bleiben. Der Häuptling that mehr; er behielt sein christliches Weib, und ersuchte den Missionär, ihn zu unterrichten, damit er auch, gleich ihr, beten könne.

Ein anderer schreiender Mißbrauch waren die zügellosen Tänze, welche den Eifer des Missionärs weckten, und gegen die er mit einem solchen Gluteifer predigte, daß selbst heidnische Frauen sich schämten zu denselben zu gehen und ihren Töchtern nicht wieder erlaubten, daran Theil zu nehmen. Sobald er so seine Mission gegründet, führte er sie täglich zum Gebete nach St. Johann, wegen des Beispiels, das ihnen da gegeben wurde. Die kleine Kapelle hier war während des Winters mit zwei Gemeinden gefüllt, welche von ihren abwechselnd in der Huronen- und Algonquin-Sprache gesungenen Gebeten wiederhallte.[1]) P. Ménard war hier P. Daniels Gefährte, dem er, weil mit der Huronensprache bekannt, auch in der Besorgung der Mission St. Johann Hilfe leistete. Im folgenden Jahre finden wir ihn wirklich zu St. Joseph bei P. Garnier, wie es scheint, ganz mit den Huronen beschäftigt. Die Bevölkerung dieses Missionsdorfes war im Abnehmen und die Kirche machte wenig neue Eroberungen; dagegen nahm der Eifer und die

---

[1]) Rel. Huron. 1692–41.

Frömmigkeit der Christen beständig zu, und gab den beiden Missionären hinreichende Beschäftigung. [1])

Im folgenden Jahre war Ménard bei P. Brebeuf auf der Mission St. Ignatius, darauf aber ohne allen Zweifel wieder in den Algonquin-Missionen, da man dort jetzt Hoffnung auf Erfolg zu schöpfen begann, obgleich die Leiden, welche der apostolischen Männer warteten, eben so groß waren, als früher. Von Ort zu Ort wandernd, war der Felsen oder die gefrorene Erde ihr einziges Bett, ihr Tisch und Stuhl, während sie im Winter kein anderes Obdach hatten, als ein Haus, welches die Indianer in einer halben Stunde bauten. Das war nicht Alles; bei den Algonquin war nicht einmal eine Regierungsform, gleich der bei den Huronen, sondern gar keine. Mordthaten waren an der Tagesordnung und blieben unbeachtet, und der verlassene Missionär war nie seiner Rückkehr nach St. Maria gewiß; allein Gott schützte die Seinigen und trotz der Verfolgungen seitens der Medizin-Männer und ihrer Gewaltthätigkeiten kam nicht ein einziger um's Leben; ja im Jahre 1649 standen sogar drei Missionen unter ihrer Leitung, die vom heiligen Geist unter den Nipissing, die von St. Peter nördlich vom See gleichen Namens und die von St. Maria auf Ekaentoton, der jetzigen Insel Manitoutine.

Als jedoch die Huronen-Mission in Trümmer ging, schlossen sich die Algonquin-Missionäre ihren Mitbrüdern an und begleiteten die schwachen Ueberreste der christlichen Huronen unter die Mauern Quebec's.

Zweites Kapitel.

P. Ménard kehrt nach Quebec zurück. — Wird zu Trois Rivieres stationirt. Seine Missionen in New-York.

Jetzt war P. Renatus Ménard wieder in Quebec, und hatte, während manche andere Missionäre durch bestandene Strapazen und Mühen erschöpft nach Europa zurückgesandt werden mußten, den

---

[1]) **Garnier**, sein Brief vom Juni 1645.

Trost, daß man ihn noch immer fähig erfand, die Hitze und Arbeit im Weinberge seines Herrn zu tragen. Am 15. Juli des Jahres 1650 finden wir ihn zu Trois Rivieres, [1]) wo er die nächsten vier Jahre fast ununterbrochen die französischen Ansiedler und die wandernden Algonquin versah, welche jeden Herbst herbeikamen, um in der Nähe dieses Postens zu überwintern. Als P. Büteux im folgenden Jahre zu den Attikameguen ging, um unter denselben eine Mission zu gründen, auf der er auch das Glück hatte durch die Hände der Feinde des Glaubens sein Leben zu verlieren, wurde P. Ménard zum Obern von Trois Rivieres ernannt. [2])

Im Juli des Jahres 1652 ärntete er die ersten Früchte seiner Mission in der Taufe von zwei Irokesen, welche von den Algonquin gefangen genommen und von den letztern als Wiedervergeltung für die scheußlichen Grausamkeiten dieser treulosen Nation verbrannt wurden. Schon lange hatten die christlichen Algonquin die systematische Quälerei, welche die indianische Kriegführung schändete, aufgegeben, waren aber, als der Feind dadurch nur noch frecher wurde, genöthigt, dieselbe wieder aufzunehmen. Doch erhielten die Missionäre immer einen Aufschub, um die Verurtheilten im Glauben zu unterrichten und auf den Empfang der heiligen Taufe, welche ihnen angetragen wurde, vorzübereiten.

Bald bot sich eine Gelegenheit, die Irokesen in ihrem eigenen Lande zu unterrichten. Zur selben Zeit, wo die Kriegsbanden das Thal des St. Lorenz durchstreiften, den Gouverneur von Trois Rivieres ermordeten und P. Poncet unter den Kanonen von Quebec gefangen nahmen, kam eine Gesandtschaft der Onondaga, um über Frieden zu unterhandeln und Schwarzröcke für ihre Dörfer zu verlangen, wie ihre gefangenen Huronen sie in den ihrigen gehabt, als Huronia noch bestand. Im Jahre 1654 erneuerten sie ihr Gesuch, mit dem auch dieses Mal die Oneida sich vereinten. Einige Ereignisse führten in der Folge zu einer dritten Gesandtschaft der Onondaga, welche ihren Wunsch deutlicher erklärte. Bei Uebergabe der

---

[1]) 4. Juni 1651, Tagebuch des Obern.

[2]) Reg. 3. Riv.

Geschenke, welche die verschiedenen Punkte des vorgeschlagenen Bündnisses bezeichneten, erklärte der Sprecher der Onondaga das dreizehnte also: „Vor Allem wünsche ich in meinem Lande die Schwarzröcke zu sehen, welche die Huronen gelehrt, einen Gott anzubeten," und fuhr, ein anderes überreichend, fort: „Wir wollen den Schwarzrock ehren und täglich die Matte rein machen, auf welcher er schläft;" „wir wollen mit Liebe seine Unterweisungen annehmen," — so bedeutete ein dritter Wampumgürtel, und Ihn den Herrn des Lebens anbeten."

P. Le Moyne, der zwölf Jahre lang Missionär bei den Huronen gewesen, wagte es, sich Männern anzuvertrauen, deren Waffen noch dampften im Blute von neun seiner Mitbrüder und machte sich furchtlos am 2. Juli des Jahres 1654 auf den Weg nach den Festen der Onondaga. Wohlbehalten und glücklich erreichte er den See Ganentaa und wurde von Allen gut empfangen, besonders aber von den gefangenen Huronen, von welchen ein Tausend in diesem Bezirke allein in der Sklaverei schmachteten.

In einer allgemeinen Rathsversammlung verkündete er den Glauben und hielt eine zweistündige Rede, in welcher er zur Annahme desselben dringend ermahnte. Man hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, und ein Häuptling folgte dem Rufe. Doch hielt er sich nicht lange daselbst auf; nachdem er die Kinder der Huronen und Erwachsenen, welche von diesen in den Wahrheiten der Religion unterrichtet worden waren, getauft und die Beichte der armen Verbannten gehört hatte, kehrte er im September wieder zurück.

Er hatte den Garten von New-York besucht; so herrliche Seen und reiche Ebenen hatte der Missionär von Canada noch nirgends gesehen. Die Flüsse wimmelten von Fischen und die Wälder von Wild, während ihm unbekannte Früchte und Pflanzen den Ufern des Sees Gamentaa einen eigenen Reiz verliehen, und seine Salzquellen ihm den großen Vortheil zeigten, der aus einer Niederlassung an seinen Ufern entspringen würde.

Die glückliche Rückkehr des P. le Moyne, des Ondessonk der Indianer, erfüllte die Herzen der noch eingesperrten Franzosen mit Freude; alle wünschten sofort, die Pioniere der neuen Niederlassung

zu werden, welche man an unseren Seeküsten zu gründen beabsichtigte, und mit Spannung harrte man der nächsten Gesandtschaft Seitens der Onondaga. Endlich gegen Ende des folgenden Sommers (1655) kam diese an, und wurde am Sonntag den 12. September von einer ungeheuren Menge Franzosen und Indianer, welche die Wichtigkeit des Schauspiels herbeigezogen, öffentlich empfangen. Geschenke wurden den Huronen und den Algonquin, und dann dem französischen Gouverneur Quontio, so nannten sie Montagny in ihrer Sprache, überliefert. Durch das vierte begehrten sie eine Franzosen-Colonie, durch das sechste Schwarzröcke, durch das siebente Unterstützung im Kampfe mit den Erie, und durch das achte boten sie den Vätern aus der Gesellschaft Jesu die reizendste Stelle im Bezirke der Onondaga an, und versprachen zugleich, ihre Reisemühsale, so viel wie immer möglich, zu erleichtern. Die Missionäre geriethen bei einer so unverhofften Aussicht in Entzücken; jetzt ward ihnen gegönnt, unter dem Friedensbaume zu sitzen, welcher, wenn auch in der That spät, an der Küste des Sees Ganentaa gepflanzt, bereits so hoch über alle Waldbäume sich erhob, daß Völker ihn von ferne sehen konnten. Der Obere der Mission wählte sofort Missionäre aus, und die Wahl fiel auf P. Ménard mit P. Dablon als Gefährten. Bereit, wie er war, auf seinen neuen Posten zu eilen und sich allen Strapazen zu unterziehen und jeder Gefahr zu begegnen, um den grimmigsten Feind, welchen das Kreuz je in der westlichen Welt gefunden, demselben zu unterwerfen, harrte seiner eine bittere Täuschung. P. Peter J. M. Chaumonot, der vollkommenste Meister der Huronen-Sprache, war von der Insel Orleans herbeigerufen worden, um den Dolmetscher zu machen, und zeigte so viel Eifer für die beabsichtigte Mission, daß der Gouverneur, welcher ihn für den tüchtigsten Mann hielt, dieselbe zu unternehmen, die Obern bewog, ihn statt Ménard dahin zu schicken, wie Chaumonot uns selbst versichert.[1])

Somit machten sich Chaumonot und Dablon auf den Weg nach Onondaga, und wurden da, gleich Le Moyne freudig aufge-

---

[1]) Autobiographie.

nommen. Die Sachem kamen ihnen entgegen, und die Luft erklang von ihren Gesängen. „Glückliches Land!" so riefen sie, „Glückliches Land, wo die Franzmänner wohnen werden!" Von Zeit zu Zeit erhob sich von allen Seiten der Ruf: „Frohe Botschaft! Frohe Botschaft!" als wünschten sie, die Winde möchten die frohe Botschaft von Meer zu Meer tragen. Auch die Oneida und Cayuga waren durch eine Gesandtschaft ihrer Sachem bei dem Empfange vertreten, und am 18. November des Jahres 1655 wurde der Grund zu der ersten katholischen Kapelle im gegenwärtigen Staate New-York gelegt, welche sich unter den emsigen Händen der glaubenseifrigen Indianer schnell erhob. Es geschah das am Jahrestage der Einweihung des mächtigsten Tempels, der je zu Ehren des Höchsten errichtet wurde, der Basilica von St. Peter und St. Paul; doch war hier kein Reichthum, kein Pomp. „Statt Marmor's und kostbarer Steine," sagt P. Dablon, „hatten wir blos Baumrinde; doch der Pfad zum Himmel geht so gut durch ein Rindendach, als durch ein Deckengewölbe von erhabener Arbeit in Silber und Gold."

Auf dem kleinen Heiligthum ragte das Kreuz empor, unter dessen Schatten die christlichen Huronen und die neubekehrten Irokesen zum Gebete sich versammelten. Bereits hatten zwanzig zur Taufe sich gemeldet und Alles schien einen im Huronenlande nie gesehenen Erfolg zu versprechen. Mitten unter Verläumdungen, die immerhin auftauchten und Gefahren, denen sie während der Götzenfeste der Indianer ausgesetzt waren, setzten sie ihre Arbeiten in bester Hoffnung fort, bis sie im Frühjahre eine Aenderung in den Gesinnungen der Sachem wahrnahmen. Diese begannen gegen die Franzosen Verdacht zu schöpfen, und beschuldigten die Patres der Verrätherei. „Gebt uns Führer," sagte der furchtlose Chaumonot, „um P. Dablon oder mich nach Montreal zu geleiten; einer von uns wird als Geißel in euern Händen zurückbleiben, der andere aber bald wieder zurückkehren, um euch von unserer Aufrichtigkeit gegen euch zu überzeugen." [1])

P. Dablon machte sich demnach im März auf den Weg. Bei

---

[1]) Rel. 1655–56.

seiner Ankunft in Quebec begehrte er dringend eine französische Colonie für Onondaga, um mit einem Male einem allgemeinen Kriege zuvorzukommen. Wohl war dieses ein gefährliches Mittel; da aber die Missionäre keinen Anstand nahmen, ihr Leben der Gefahr auszusetzen, konnten Andere nicht zurückhalten, und so brach am 17. Mai des Jahres 1656 eine Gesellschaft von Ansiedlern nach Onondaga auf. Jetzt durfte Ménard den heiligen Zug begleiten, und mit ihm ging P. Le Mercier, welcher sein Amt als Oberer niederlegte, um die Leitung der Mission in New-York zu übernehmen, nebst den Patres Jakob Fremin und Dablon, welchen es drängte, auf das Feld seiner frühern Arbeiten zurückzukehren. Die Colonisten, welche das neue Dorf gründen sollten, schifften sich unter dem Befehle des Capitain Dupuis auf Schaluppen ein, und fuhren den Fluß hinauf nach Montreal. Auf dieser Reise entgingen sie nur mit knapper Noth dem Tode. Sie hatten beabsichtigt beim Port St. Croix anzuhalten, um die Missionäre zu ermöglichen, an's Land zu gehen, um Messe zu lesen, allein die Matrosen vergassen es, und fuhren vorbei. Es lagen da dreihundert Mohawk im Hinterhalte, welche sie im Falle einer Landung in Stücke gehauen hätten; denn immer noch feindselig gegen die Franzosen hatten sie erst kürzlich eine Gesandtschaft der Seneca auf ihrem Wege nach Quebec überfallen, und den großen Häuptling des westlichen Bezirkes getödtet und obgleich sie in diesem Falle sich fürchteten, einen Angriff auf die Schaluppen auf dem Flusse zu machen, fielen sie doch über die Kähne her, mißhandelten Huronen wie Onondaga, und verwundeten einen Laienbruder, welcher die Missionäre begleitete. Nachdem sie dieser Gefahr entgangen waren, ließen sie die Schaluppen zu Montreal, und fuhren in Kähnen weiter. Wild hatte es bisher im Ueberfluß gegeben, bald aber begann dasselbe auszugehen und der Hunger sich fühlbar zu machen. Da machten sich die Indianer, welche sie begleitet, nach und nach aus dem Staube, so daß, als sie am 7. Juli die Mündung des Oswego erreichten, von einer Gesellschaft von sechszig Indianern nur noch sechs übrig waren. Die Franzosen fühlten sich durch Hunger so erschöpft, daß sie nicht im Stande waren, den reißenden Strom hinaufzufahren, und nachdem sie sich

einen Tag umsonst abgemüht, davon abstehen mußten. Da kam ihnen ein mit Lebensmitteln beladener Kahn entgegen, der Aller Herzen ermuthigte.

Gegen Abend des eilften Juli erreichten sie den von Echon (Chaumonot) erwählten Platz ihres Aufenthaltes, und wie sie über die stille Spiegelfläche des Sees demselben zufuhren, während der Donner ihrer Kanonen in dem den See umschließenden Urwalde und Hügelgelände wiederhallte, strömten die Eingebornen an das Ufer und betrachteten mit Staunen das über ihnen im Winde flatternde mächtige Banner, auf dem der erhabene Name Jesus im goldenen Abendsonnenschein funkelte.

Drittes Kapitel.

St. Maria von Ganentaa. — Ménard bei den Cayuga.

Bei ihrer Ankunft am Onondaga-See ordnete P. Le Mercier oder Achiendase mit P. Chaumonot den Missionsplan, und ging, während er die Uebrigen an demselben zurückließ, um ein Fort und Missionshaus zu errichten, mittlerweile weiter nach dem etwa fünfzehn Meilen von ihrem Landungsplatze entfernten Onondaga, wo er mit Chaumonot, der auch herbei kam, die Sachem um das Rathfeuer versammelte. „Fort und Missionshaus wurden am 17. Juli auf einer Anhöhe begonnen, welche den See und das umliegende an Frischwasser-Quellen reiche Land beherrschte. Der Platz war ebenso schön als bequem und vortheilhaft gelegen;“ allein ehe sie noch weit mit dem Baue vorgeschritten waren, brach eine Krankheit unter ihnen aus, welche zwanzig auf einmal niederwarf. Ihre Nahrung, Welschkorn, und die Strapazen, an welche sie nicht gewohnt waren, hatten sie gänzlich erschöpft. Doch erholten sie sich durch die gütige Pflege der Eingeborenen und bei der bald ankommenden Wildpretkost alle wieder.

Jetzt ward auch schon eine Kapelle in Onondaga errichtet, und ein Theil der Patres da stationirt, von welchen einige die Hütten besuchten, während andere daheim blieben, um zu predigen, zu

katechisiren, zu taufen und die Neubekehrten die Gebete zu lehren oder ihre Zweifel zu lösen.

Auch war Achiendasé von Sagochiendaquésité, dem Ober-Sachem von Onondaga bereits feierlich adoptirt worden, und der Platz seiner Matte ward die Rathshalle der Bezirke. Unter denen, welche herbeikamen, um ihn zu begrüßen, war auch ein Häuptling der Cayuga, ein Mann von Verstand, welcher viel mit den öffentlichen Angelegenheiten des Stammes zu thun hatte. Er bat um Missionäre für seinen Stamm, und erklärte sich bereit zur Errichtung einer Kapelle, mit der Versicherung, daß sein Volk im Glauben unterrichtet zu werden wünsche. P. Ménard wurde erwählt, die neue Mission zu beginnen, und brach mit P. Chaumont, welcher sich jedoch zu den volkreichen Dörfern der Seneca begab, gegen Ende des Monats August nach Cayuga auf.[1] P. Ménard gibt uns über den Erfolg seiner Sendung einen Bericht, dessen Einfachheit und Ruhe sehr von der stürmischen Begeisterung einiger seiner Mitarbeiter auf dem Felde der Missionen abstechen, und welcher uns besser, als irgend eine Beschreibung, in den Stand setzt, uns ein treues Bild von diesem ausgezeichneten Missionär zu entwerfen, dessen Arbeiten in New-York, Obercanada und Michigan ihm einen Platz unter den ersten Missionären des Nordens einräumen.

„Die Abneigung gegen den Glauben und unsere Personen, welche die Huronen den Eingeborenen des Landes beigebracht, als brächten wir Krankheit und Unglück mit uns, wo immer wir hinkämen, machte, daß wir Anfangs kalt empfangen und daß die Geschenke, welche wir zu Gunsten des Glaubens machten, verachtet wurden. Die alten Sachem jedoch, welche aus zeitlichen Rücksichten keinen Bruch mit uns wünschten, und der Meinung waren, daß es nicht schaden könne die Wirkungen unseres Glaubens an dem Leben ihrer Gefangenen zu erproben, bauten uns vier Tage nach unserer Ankunft eine Kapelle, und legten so emsig Hand an's Werk, daß dieselbe schon nach zwei Tagen zum Empfang der Christen fertig war. Die Seitenwände behing ich mit den schönsten Matten und

---

[1]) Rel. 1656—57, 5. Kap.

brachte die Bilder Unseres Herrn und der gebenedeiten Jungfrau darauf an. Mit Staunen betrachteten unsere Indianer, welche durch die Neuheit dieses Schauspieles angezogen, in Haufen herbeiströmten, diese beiden Bilder. Da hatte ich denn bei den verschiedenen Fragen, welche sie über die Bilder an mich stellten, Gelegenheit, ihnen die Geheimnisse unseres Glaubens zu erklären, so daß ich den ganzen Tag vom Morgen bis Abend nichts anderes als zu katechisiren hatte. Das gewann bald so ihre Herzen, daß wir nach wenigen Tagen viele Neubekehrte hatten, und nicht blos Huronen und Sklaven, sondern auch Eingeborene.

„Gar Manche brachten mir ihre Kinder zur Taufe, und halfen mir, sie die Gebete zu lehren, indem sie ihnen dieselben mit mir wiederholten, und bald hatte die Gnade eine solche Umwandlung bewirkt, daß die kleinen Kinder, welche mich zuerst verspotteten und verhöhnten (und er hätte beifügen können, anfielen, denn noch lange Jahre zeigte sein Gesicht die Schrammen von den Wunden, welche sie ihm beigebracht), mir hilfreiche Engel wurden, mich in die Hütten führten, wann ich anhielt, auf mich warteten und mir die Namen der Kinder, welche ich getauft, wie diejenigen ihrer Eltern sagten, welche die Wilden sorgfältig zu verhehlen pflegen, weil sie glauben, daß wir dieselben aufschreiben, um sie nach Frankreich zu senden und da ihren Tod durch Zauberei zu bewirken.

„Gott sandte mir in seiner Vorsehung drei ausgezeichnete Lehrmeister der Sprache; alle drei waren Brüder, im Lande geboren und von den besten Gesinnungen beseelt. Zu wiederholten Malen wurde ich in ihre Hütte eingeladen, und die Geduld und der Fleiß, mit welchen sie mich unterrichteten, ermöglichten es mir bald, sie durch Erklärung einiger Bilder, welche ihre Neugierde gefesselt hatten, in den Geheimnissen unseres heiligen Glaubens zu unterrichten.

„Der erste Erwachsene, welchen ich für fähig hielt, getauft zu werden, war ein achtzigjähriger Greis, welcher gerührt von der Gnade Gottes, während er mir zuhörte, als ich einen Christen unterrichtete, zwei Tage darauf krank und anscheinend dem Tode nahe nach mir schickte. Ich taufte ihn, ohne zu zögern, da ich in ihm alle Eigenschaften einer für den Himmel auserwählten Seele fand.

Uebrigens hatte er später noch Zeit, für den Eingang in denselben sich noch besser vorzubereiten.

„Der zweite, welchen ich taufte, war ein Krüppel, dessen Gesicht mit einem abscheulichen Krebsgeschwür bedeckt war. Mein Besuch war ihm ebenso willkommen als erwünscht. Er gab sich so viele Mühe, die Gebete und Unterweisungen zu behalten, daß ich ihn bald nachher in unserer Kapelle taufte. Seine Bekehrung verdankte er wahrscheinlich der Nächstenliebe, welche er gegen P. Lalemant und P. Brebeuf bewiesen hatte. Er erzählte mir, daß er bei dem Martertod zugegen gewesen, und daß er am Tage ihrer Gefangennehmung eigenhändig acht Huronen getödtet und fünf gefangen genommen, aber mit ihnen Mitleid hatte, und sie durch zwei Wampum-Schnüre von den Mohawk frei kaufte, mit der Absicht, sie zu uns zurückzusenden. Bald nachher gab man ihm jedoch seine Geschenke zurück, und die beiden Gefangenen wurden mit aller Grausamkeit am Pfahle verbrannt. Dieser arme Lazarus (denn diesen Taufnamen gab ich ihm) hat einen bedeutenden Einfluß im Dorfe und ist die erste Stütze, welche Gott seiner kleinen Kirche zu verleihen geruht; durch ihn wird sie fortwährend vergrößert, indem er durch seine glaubenseifrigen Reden und die Gewalt seines Beispieles Andere für den Glauben gewinnt.

„Doch nicht länger mehr konnte der Feind des Evangeliums dem Fortschritte desselben zusehen, er verbreitete Verläumdungen, um ihn aufzuhalten. Man klagte unsern Glauben an, als gereiche er allen, die ihn bekennen, zum Verderben; der Tod einiger christlichen Onondaga von den Indianern wurde als eine Bestätigung dieses Irrwahns angesehen und eine von einem die Religion bitter hassenden Häuptling in einer Versammlung gehaltene Rede trug bei, sie noch mehr darin zu bestärken, so daß viele, welche es für sicherer hielten, einem Mann von seinem Ansehen, als dem Zeugnisse unserer alten Huronen zu glauben, mich ersuchten, sie vom Gebete wegbleiben zu lassen, bis ihre Befürchtungen gegen mich sich vermindert hätten. Uebrigens wurde dem Glauben der Franzosen dennoch nicht alles Uebel, welches das ganze Dorf oder Einzelne befiel, zur Last gelegt. Davon suchte jedoch ein Abtrünniger diese

Wilden zu überzeugen, indem er die Holländer als Bürgen für seine Behauptungen angab, daß die Irokesen-Kinder zwei Jahre nach der Taufe stürben, daß die Christen entweder ein Bein brächen oder ein Dorn sich in den Fuß stießen, oder die Auszehrung bekämen, oder ihre Seele mit ihrem Blute ausspeien oder von einer andern schweren Krankheit befallen würden. Aber nicht blos unser guter Name, auch unser Leben stand manchmal auf dem Spiele. Ein Krieger, mit dem wir bekannt geworden, war zu uns gekommen, um bei uns in unserer Hütte zu wohnen, und machte uns nicht wenig zu schaffen, indem er drei Nächte nacheinander in eine Art von besessenem Zustande verfiel, der ihn wüthend machte, so daß er trachtete mir das Leben zu nehmen; und er würde mir auch ohne allen Zweifel ein Leid angethan haben, wäre er nicht von unserem Wirthe daran verhindert worden.

„Ein anderes Mal drohte mir ein junger Mann mit dem Tode, der mir beim Unterrichte eines schwer kranken Katechumenen, wechen ich auf den Tod vorbereiten wollte, erst zuhörte und dann rund weg erklärte, daß ich ein Zauberer sei, den man aus dem Wege schaffen müsse; daß ich die Kranken nach meinem Belieben leben und sterben lasse, und daß es für mich ebenso leicht sei, diesem Manne die Gesundheit wiederzugeben, als ihn in den Himmel zu bringen. Gewiß keine recht angenehme Zumuthung!

„Indessen vermögen alle diese Hindernisse, welche der Teufel uns in den Weg legt, es keineswegs zu verhindern, daß der Glaube von Tag zu Tag mehr Anklang bei diesen Männern findet, daß man uns überall gerne zuhört, daß unsere Kapelle mit Katechumenen gefüllt ist, und kurz, daß ich tagtäglich Kinder und Erwachsene taufe."

Das war so der Zustand seiner Mission unter den Cayuga, als er am ersten November nach Onondaga zurückberufen wurde, um den Patres dort Hilfe zu leisten. Er gehorchte auf der Stelle und verließ seine blühende Mission, allein seine Neubekehrten waren darüber untröstlich und der Angesehenste derselben kam bald nach seiner Abreise nach Onondaga, um ihn flehentlich zu bitten, er möge doch zu ihnen zurückkehren. Derselbe brachte so mächtige Beweisgründe vor, daß man ihm nicht widersprechen konnte, und Ménard

wieder die Erlaubniß erhielt, Cayuga zu besuchen. Jetzt wurde er außerordentlich gut aufgenommen, und begann sofort öffentliche Gebete in der Kapelle, welche er noch traf wie er sie verlassen hatte. Bald war all der Eifer wieder neu belebt, welchen er ihnen beigebracht hatte, und so groß war derselbe bei den neubekehrten Christen und Katechumenen, „daß," wie er schreibt, „diese Kirche ebenso fest begründet ist als die von Onondaga."

Das ist sein einfacher Bericht, in welchem er mit keiner Sylbe die Mißhandlungen berührt, welche ihm die Kinder zufügten, die sein Gesicht mit ihren Nägeln so zurichteten, daß bis zu seinem Tode die Schrammen darauf zu sehen waren. Auch sagt er kein Wort davon, wie er, als der Rasende auf ihn stürzte, um ihm den Hals abzuschneiden und der junge Krieger seine Streitaxt über ihm blitzen ließ, um ihm die Kopfhaut abzuziehen, nicht im Geringsten erschrack, sondern so ruhig blieb, als machten sie blos Spaß, während es doch völligen Ernst galt. [1])

Jetzt eröffnete sich ihm abermals eine neue Mission; auch die Oneida hatten um Missionäre nachgesucht, und obgleich einer ihrer Krieger, welcher ungeachtet die Friedensbedingungen einige Huronen getödtet, gedroht hatte, die Abgeordneten der Franzosen, wenn sie nach Oneida kämen, zu ermorden, so machten sich doch Chaumonot und Ménard mit einigen Häuptlingen der Onondaga unerschrocken auf den Weg dahin. Es war im Winter, und ihre Reise war langsam und äußerst beschwerlich. Beim ersten Nachtlager in den Wäldern sprach ein Häuptling also zu ihnen: „Ach, meine Brüder, Ihr seid müde. Wie schwer muß es Euch ankommen, durch Schnee und Eis und Wasser zu gehen! Aber Muth! beklagen wir uns nicht über unsere Mühen, da wir dieselben für eine so edle Sache erdulden. Und ihr Geister, die ihr diese Wälder bewohnet, thut keinem ein Leides von dieser Gesandtschaft; ihr Bäume, die ihr unter der Last euerer Jahre bald dem Boden gleich gemacht werden müßt, haltet euren Fall auf, und begrabt nicht in eurem Ruin Diese, die da kommen, um den Ruin ganzer Länder und Völker zu ver-

[1]) Rel. 1656—57, ch. 16.

hüten." Als sie Oneida erreicht, wurden sie mit Reden und Begrüßungen empfangen und in eine Hütte geleitet, doch wurde kein Festmahl bereitet, da die großen Onnonouaria oder Saturnalien alle in Anspruch nahmen. Doch stellten die Sachem diese ein, um die Patres zu empfangen. Vorher aber besuchten sie noch die Huronen, von welchen sie sehr freundlich aufgenommen wurden. Am folgenden Tage entfalteten sie dann ihre Geschenke, zwanzig an der Zahl und erklärten dieselben der Reihe nach. Da zwei derselben bedeuteten, daß sie gekommen seien, den Glauben zu verkünden, erklärte Chaumonot die Geheimnisse und ermahnte sie, dem Lichte des Evangeliums zu folgen. Man hörte ihm aufmerksam zu, und das Feld schien zu großen Hoffnungen zu berechtigen; allein die Onondaga drangen auf die Heimreise, und so kehrten sie, nachdem sie zwei Greise und einige Kinder getauft und ihrer Wirthin Beichte gehört, wieder nach Onondaga zurück.[1]) Ménard setzte wahrscheinlich bis zur Ankunft Ragueneau's und Duperon's im August des Jahres 1657 seine Mission zu Cayuga fort. Da kam die Treulosigkeit der Onondaga zu Tage; diese, wie die Mohawk, hatten die Huronen eingeladen, sich mit ihnen zu vereinen und nun wurden, so viele zu ihnen gekommen waren, auf niederträchtige Weise vor den Augen Ragueneau's und seines Gefährten, welche dasselbe Loos treffen sollte, alle niedergemetzelt. In einer geheimen Rathsversammlung zu Onondaga war beschlossen, alle Franzosen umzubringen, allein ein diesen freundlich gesinnter Häuptling bewirkte einen Aufschub der Metzelei; auch wurde in einer andern Versammlung am Mohawk derselbe Beschluß gefaßt, der aber abermals durch D'aillebout, welcher zwölf Huronen wegen Gewaltthätigkeit in Ketten werfen ließ, vereitelt wurde. Das rettete Le Moyne, welcher zur Zeit unter den Mohawk war, wie die Colonie zu Onondaga. Im Frühling des Jahres 1658 sahen die Bewohner der letztern, daß etwas im Anzuge sei; wohl wußten sie nicht, daß Marterpfahl und Scheiterhaufen bereits für sie zugerüstet waren, sie sahen jedoch Kriegsbanden ausziehen, und so beschlossen sie, eine heimliche Flucht zu ver-

---

[1]) Rel. 1656—57, c. 18.

suchen, oder aber, wenn diese fehlschlüge, mit einander zu sterben. Wohl schien es unmöglich zu sein, unbeachtet durch ein Land voller Pässe und Thalungen zu entkommen, wo ein Dutzend Krieger sie alle vernichten konnte. Allein der Tod schien unvermeidlich, und einige schlugen vor, eher, als in die Hände der grausamen Irokesen zu fallen und unter Qualen zu verenden, sich in die Wälder zu flüchten und Hungers zu sterben. Gerne wären die Missionäre und besonders P. Ménard geblieben, um jeder Gefahr zu begegnen; allein das ging einmal nicht, und so entwarf man einen Plan, womit man es versuchte, und der auch glückte. [1])

Viertes Kapitel.

Die Flucht.

Bei den Indianern Amerika's ist es Sitte, daß bei ihren verschiedenen Schmausereien jeder Gast alles aufzehren und nichts übrig lassen darf, wenn die Masse der Speisen, welche ihm vorgesetzt werden, auch noch so groß ist. Die dabei vorkommenden Ausschweifungen sind zu eckelhaft, um hier beschrieben zu werden, und dürfte man sich dieselben wohl in keinem anderen Falle, als in dem, welchen ich gerade mittheilen will, zu Nutzen machen. Einer von den zu Ganentaa eingesperrten Franzosen kam auf den Einfall, diesen Gebrauch zu ihrer Flucht zu benützen. Ein Vorwand dazu ward bald gefunden. Ein junger Franzose war von einem Häuptling in den Stamm adoptirt worden, und gab nun zum Zeichen seiner Dankbarkeit ein öffentliches Gastmahl, wobei alles aufgezehrt werden mußte. Die Indianer strömten in Schaaren zu dem Schmause; die reich besetzte Tafel brach schier unter der Last der Gerichte, und bald waren die Gäste durch die geräuschvollen Spiele des Landes, durch Tanz und Gesang aufgeregt, während die Musik und die Trommeln der Franzosen das Getöse nur noch vermehrten, so daß man vor Tumult und Lärm nichts anderes mehr hören konnte. Mitten in diesem Getöse wurden die für die schwierige

[1]) Rel. 1657–58, c. 1.

Fahrt auf den Flüssen ganz geeigneten zwei Boote, welche sie in aller Stille und Eile in St. Maria von Ganentaa gebaut, nebst neun Canoes von Algonquin- und Irokesen-Arbeit, welche sie, unbemerkt von den Indianern, im Hause verborgen hatten, an den See getragen und beladen. Zuletzt erstarb allmählig der Lärm der schwelgenden Irokesen; die erhitzten und aufgeregten Gäste trollten sich einer um den andern heim; — nunmehr kein Laut im Dorfe, ringsum Todtenstille, alle sind in tiefen Schlaf begraben. Da eilen die Missionäre und die ganze Franzosen-Colonie augenblicklich zu der kleinen Flottille, steigen ein und stoßen ab: es ist die Mitternacht des zwanzigsten März 1658. Wie sie in aller Stille auf dem See vorwärts steuern, gefriert das Wasser um sie herum; allein Gott ist ihr Retter, und sie kommen durch. Vorwärts geht's, vorwärts die ganze Nacht durch, vorwärts den ganzen folgenden Tag, bis sie am Abend, ohne einem einzigen Indianer begegnet zu sein, den Ontario seinen meergleichen Spiegel vor ihren Augen ausbreiten sehen. Der Vorsehung verdankten sie ihre Rettung; denn wären sie nur auf zehn Onondaga gestoßen, so wären sie alle in Stücke gehauen worden. Jetzt aber auf dem großen See, auf welchem sie mit aller Eile vorwärts steuerten, war die größte Gefahr überstanden, und sie konnten nun leichter aufathmen. Den St. Lorenz fanden sie zugefroren, hieben sich aber mit Aexten durch, und kamen bald an die gefährlichen Stromschnellen. An einem derselben verloren sie drei ihrer Leute; die übrigen erreichten am 3. April glücklich Montreal.

Doch nun zurück zu ihren Gästen! — Als diese am Morgen nach dem Feste St. Maria von Ganentaa zuschlenderten, um den Franzosen zu danken, wurden sie bald von der Stille betroffen, welche ringsum herrschte, warteten aber, da sie die Bewohner beim Gebete oder bei einer Berathung vermutheten, ruhig das Ende ab. Sie warteten und warteten, eine Stunde verging um die andere, die Hähne krähten, der Haushund bellte, allein keine menschliche Seele kam zum Vorschein. Da konnten sie sich diese unheimliche Stille nicht länger mehr erklären, ihre Geduld war erschöpft, zuletzt kletterte einer von ihnen das Haus hinauf, stieg durch's Fenster

und vorsichtig hinab, gerieth aber so in Furcht und Unruhe, daß er sich nicht für sicher hielt, bis er den Häuptlingen das Thor geöffnet. Sie traten ein; vom obersten Boden bis zum Keller wird jeder Winkel durchsucht, kein Franzmann, weder todt noch lebendig, ist zu finden! — Da erfaßt sie banger Schrecken, sie stieren einander blaß vor Furcht schweigend an — dann geht's hinaus in eiliger Flucht, denn sie glaubten, sie hätten es mit Geistern zu thun, die unsichtbar geworden oder über die Wasser weggeflogen oder dahingeschritten seien. Sie waren überzeugt, daß die Franzosen keine Canoes hatten, und ihrer Treulosigkeit bewußt, zitterten und bebten sie vor Furcht, es möchten die Franzosen, wie sie weggegangen, kommen und ihre Dörfer verheeren.[1])

Wohl waren die Missionäre jetzt in Sicherheit, aber betrübt, daß eine so herrliche Aussicht vernichtet worden; am meisten unter allen P. Ménard. Seine kleine Kirche mit ihren vierhundert Christen, welche er zu Cayuga um sich gesammelt hatte, war ihm an sein Herz gewachsen, und hatte er dieselbe auch blos auf Befehl seines Obern verlassen, so warf er sich doch immer Feigheit und größere Liebe zum Leben als zu den Seelen vor. Groß war sein Kummer, seine kleine Heerde verlassen zu haben, und nach Jahren noch vergoß er Thränen darüber, daß er nicht in ihrer Mitte sein Leben hingegeben.[2])

Doch war er in den Willen Gottes ergeben, denn darin bestand sein Glück hier auf Erden; so sehr er auch an den Missionen hing und so groß auch sein Erfolg in diesen war, so bezog er dieses doch Alles blos auf Gott allein und seinen heiligen Willen. Oft hörte ihn einer seiner Mitarbeiter auf den Missionen ausrufen: „Vater, was wir thun, ist genug, allein es ist nicht genug geheiligt durch die Liebe Gottes." Voll glühenden Verlangens, abermal auf ein neues Feld zu eilen, nahm er wieder seine frühere Stellung zu Trois Rivieres ein, und da finden wir ihn inmitten seiner vielfachen Arbeiten bis zum Jahre 1660, wo er, wie wir

---

[1]) Rel. 1657—38, c. 8,

[2]) Rel. 1662—63, c. 8.

sehen werden, wieder erwählt wurde, das Banner des Kreuzes in die Wildniß zu tragen.[1])

Fünftes Kapitel.

Die Ottawa-Mission.

Der Ottawa war in den frühesten Zeiten Canada's das große Eingangsthor in den Westen, durch welches die Franzosen zu den obern Seeen gelangten, die Algonquin des Westens nach den französischen Posten kamen. Erst wurden die Eingebornen auf der großen Insel Manitouline Ondatawaw oder Cheveux relevés genannt, ein Name, womit aber in der Folge die Sauteurs und Chippeway, welche nach Quebec kamen, bezeichnet wurden.

Wir haben bereits gesehen, daß P. Raymbault und der berühmte P. Jogues die ersten waren, welche die Fälle von St. Maria, dem Sammelplatz dieser Stämme, besuchten; und später zog ein anderer unerschrockener Missionär, P. Garreau mit P. Druillettes nach dem Nord-Westen, um die schon lange vorgehabte, aber durch den Untergang der Huronen vereitelte Mission dort zu beginnen, ward aber unterwegs von den Irokesen ermordet.

Im Jahre 1660 kam eine andere Gesandtschaft von dreihundert Ottawa in einer Flottille von sechzig Canoes herab und erneuerte das von ihren Vorgängern gestellte Gesuch um Allianz und Schwarzröcke. Nicht abgeschreckt durch die Behandlung, welche den Patres Garreau und Druillettes widerfahren, wünschten die Missionäre, diese Kinder des Westens zu begleiten. Das Loos fiel auf P. Ménard, dessen Sprachenkenntniß und bereits vielfach erprobte Fähigkeit als Missionär die Wahl wohl rechtfertigte. „Viele," schreibt er, „wollen mir bange und von einem Unternehmen abwendig machen, indem sie mir die großen Beschwerden auf diesen Missionen vorstellen, so wie die beständige Gefahr durch die Hände der Irokesen oder durch Hunger und andere Mühseligkeiten umzukommen. Nebst den unvermeidlichen Strapazen, welche kaum die

[1]) Reg. 3. R. v. 12. April 1658 bis zum 16. April 1660.

kräftigsten und rüstigsten Männer aushalten können, erinnern sie mich an mein hohes Alter und meine schwächliche Gesundheit. Niemand als der gute Guerin machte mir Muth, er kam zu mir und sagte zu mir: „O Vater! der heilige Franziskus Xaverius hat viel mehr geopfert, und wie glücklich werden Sie sein, einen Tod, wie er, zu sterben, wenn Sie auch nie wieder zurückkommen," und bei diesen Worten bot er sich mir edelmüthig zum Reisegefährten an."

Ménard rüstete sich sofort zur Abreise, und schrieb am zweiten August um zwei Uhr Morgens noch folgenden Brief:

„Mein lieber Pater,

Der Friede Gottes sei mit Ihnen!

Dieses ist wahrscheinlich das letzte Schreiben, das ich Ihnen sende, und ich wünsche, es möchte unsere Freundschaft für immer besiegeln. „Ama quem Jesus Christus non dedignatur amare, quamquam maximum peccatorem; amat enim quem dignatur sua cruce." — „Liebe den, welchen, ein so großer Sünder er auch ist, Christus zu lieben nicht verschmäht, denn Christus liebt den, welchen er seines Kreuzes zu würdigen geruht. Lassen Sie mir, mein guter Pater, Ihre Freundschaft in den erwünschten Früchten Ihrer heiligen Meßopfer zu Theil werden. Nach drei oder vier Monaten können Sie mich in das Memento der Todten setzen, wenn man die Lebensweise jenes Volkes, mein Alter und meine schwächliche Gesundheit betrachtet. Trotz alle dem fühle ich mich so dringend zu diesem so ganz der Natur widerstrebenden Unternehmen hingezogen, daß ich mich sicherlich ewigen Gewissensbissen Preis geben würde, wollte ich diese Gelegenheit vorübergehen lassen. Wohl hat mich der Umstand, daß wir nicht im Stande waren, Kleider und andere nothwendige Lebensbedürfnisse uns zu verschaffen, ein wenig eingeschüchtert, allein Er, der die jungen Raben füttert und die Lilie des Feldes kleidet, wird ja auch Sorge tragen für seine Knechte; und kämen wir zuletzt vor lauter Elend um, wie glückselig wäre dann solcher Tod! Ich bin mit Geschäften überhäuft; Alles was ich thun kann, ist unsere Reise in Ihr heiliges Meßopfer zu empfehlen und Sie mit derselben Liebe, mit

der ich Sie in der Ewigkeit zu umarmen hoffe, an's Herz zu drücken.

„Ich bin, hochwürdiger Pater, Ihr demüthigster und ergebenster Diener in Christo

R. Ménard."

„Gott," fügt er noch bei, „bleibt immer Gott; je größer die Bitterkeit ist, welche wir aus Liebe zu Ihm erfahren, desto süßer und lieblicher läßt er sie uns werden."

Am 28. August schiffte er sich auf der Ottawa-Flottille ein, und erreichte bald Montreal, von wo er schreibt: „Wir sind zu Montreal, im Begriffe, den Irokesen entgegen zu gehen; sie sind wohl nicht so stark als wir, allein unsere Indianer von den obern Seeen sind so ungeübt in den Waffen, daß fünfzig Irokesen dreihundert von ihnen in die Flucht schlagen können. Wenn sie uns niederhauen oder in Gefangenschaft schleppen, werden wir uns in die Absichten der Vorsehung Gottes fügen, der vielleicht das Heil einiger Irokesen von unserem Tode abhängig machen will. Ich bitte Eure Hochwürden und alle unsere Patres tausend Mal um Verzeihung für die Fehler, welche ich überall, wo ich war, begangen, und bitte Sie auch dringend, Unserem Herrn den Rest meines Lebens in diesem mühevollen Unternehmen als Genugthuung der göttlichen Gerechtigkeit aufzuopfern, in Vereinigung mit seinen Arbeiten und Mühen, damit Er mich in meiner Todesstunde unter die Söhne des heiligen Ignatius trotz meiner zahllosen Sünden aufnehmen möge."

Dann schiffte er sich wieder ein, und erreichte endlich das Ottawa-Gebiet. Da seine Briefe einen vollständigen Bericht seiner Reise enthalten, wollen wir dieselben hier folgen lassen.

„Unsere Reise ist, Gott sei Dank, ganz glücklich abgelaufen; was unsere Franzosen betrifft, sind diese alle wohlbehalten gegen Mitte October hier angelangt. Doch war dieselbe nicht ohne Leiden und große Gefahren auf den von Stürmen gepeitschten Seeen, bei den Stromschnellen und furchtbaren Wasserfällen, über welche wir in gebrechlichen Kähnen zu setzen hatten, wir haben dennoch Alles glücklich bestanden; ohne des Hungers zu erwähnen, welcher fast auf der

ganzen Reise unser Begleiter war, und der Irokesen, welche uns angriffen. Zwischen Trois Rivieres und Montreal hatte ich das Glück, mit dem Bischofe von Petrea, Herrn Laval, zusammenzutreffen, dessen Worte mir in Allem, was immer mir begegnen mag ein großer Trost sein werden. „Alle Gründe, Pater," sprach er, „scheinen Ihr Hierbleiben zu gebieten, allein Gott, stärker als alle Gründe, will Sie in jenem Lande haben." O, wie oft habe ich seit diesem glücklichen Zusammentreffen Gott gedankt, und wie haben diese Worte des frommen Prälaten, mitten in unsern Leiden, unserem Elende und verlassenen Zustande mich ermuthigt und gehoben! „Gott will mich hier haben," wie oft habe ich daran gedacht unter dem donnernden Tosen der Stromfälle und in der stillen Einsamkeit des pfadlosen Urwaldes!"

„Die Indianer, mit welchen ich mich einschiffte, versprachen mir, in Berücksichtigung meines hohen Alters und meiner Schwächlichkeit, eine gute Behandlung, hielten aber ihr Versprechen nicht, sondern nöthigten mich bei jedem Wasserfall, an den wir kamen, schwere Lasten auf meinen Schultern zu tragen und, so wenig auch meine schwachen Arme sie vorwärts bringen konnten, das Handruder zu führen, und zwar so ununterbrochen, daß ich, nicht im Stande mein Brevier zu beten, gerade nur das, was ich davon im Gedächtnisse hatte, beten konnte, zumal da wir blos des Nachts landeten und schon vor Tagesanbruch wieder abfuhren. Die beste Gelegenheit dazu hatte ich, wenn sie andere Kähne trafen, denn dann hielten die Indianer eine Zeit lang an, um zu rauchen und über die einzuschlagenden Straßen und Wege sich zu erkundigen; als sie aber mein Brevier öfter in der Hand sahen, als ihnen lieb war, nahmen sie es gelegentlich aus meinem Reisesack und warfen es über Bord. Der Verlust dieses kostbaren Gegenstandes betrübte mich sehr, bis ich denn in einem andern Pack glücklicherweise ein anderes Exemplar fand, so daß ihre Gottlosigkeit ihnen wenig nützte.

„Einmal nöthigten sie mich, an einer sehr unwirthlichen Stelle zu landen, und über furchtbare Felsen und Abgründe zu gehen, um sie wieder einzuholen. Die Plätze, welche ich zu durchwandern hatte, waren eine Reihe gähnender Schluchten und rauher Berg-

rücken, so daß ich es für unmöglich hielt, durchzukommen, und da ich zu eilen hatte, um nicht zurückgelassen zu werden, verwundete ich mein Bein und meinen Fuß so sehr, daß er aufschwoll, und mir während der ganzen Reise viel zu schaffen machte, besonders wenn es kalt wurde, da ich immer barfuß sein mußte, um auf einen Wink in's Wasser zu springen, wann immer es ihnen gut dünkte, den Kahn zu erleichtern. Nebst dem allem hatten diese Indianer keine regelmäßigen Mahlzeiten: sie essen heute Alles, was sie gerade haben, und behalten nichts für den morgigen Tag. In Hinsicht des Lagers kümmern sie sich nicht, ob es einem bequem sei oder nicht, sondern blos ob es ein guter Platz zum Landen und Abfahren ist; sie schlafen gewöhnlich auf den Felsen oder auf der kieselichten Uferbank, blos einige Zweige, wenn sie dieselben gerade finden können, als Bett unterbreitend.

„Ich sah meine französischen Begleiter auf der ganzen Reise kaum einmal, und so konnten wir natürlich einander nicht helfen. Gott gab ihnen ohne Zweifel mehr Geduld als mir, doch kann ich sagen, daß ich seither nie weder bei Tag noch bei Nacht an diese Outawak-Reise gedacht habe ohne einen Trost, einen Seelenfrieden und ein Gefühl der Begnadigung zu empfinden, welche Gott mir damals verliehen, in einer Weise, die ich nicht zu beschreiben vermag.

„Wir haben alle gefastet, und zwar strenge, mit Beeren uns begnügend, welche wir nicht sehr oft fanden, und die man nirgends als hier ißt. Glücklich waren die, welche eine Art Moos, das auf Felsen wächst, entdeckten, und sie dann zu einer Art schwarzen Muses zubereiteten; wer immer Hirschhäute hatte, aß sie mit Gier, denn Alles ist gut, wenn man Hunger hat. Noch schlimmer aber erging's uns, als wir den Obern See erreichten. Statt der Erholung und Erfrischung, welche wir wohl erwarten durften, ward unser Kahn durch einen Baum, der darauf fiel, so übel zugerichtet, daß man ihn nicht mehr ausbessern konnte. Da ließen uns, mich und drei Indianer, alle im Stich, ohne Nahrung und ohne Kahn. In diesem Zustande ließ man uns volle sechs Tage, während welchen wir von Abfällen lebten, die wir, um nicht Hungers zu ster-

ben, rings um eine verlassene Hütte mit unsern Nägeln ausgraben mußten. Wir mahlten die Knochen, welche wir da fanden, und machten eine Art Brühe davon, sammelten das Blut der da getödteten Thiere, mit dem die Erde getränkt war, kurz wir machten Speise aus Allem. Einer von uns war stets auf der Wache am Ufer des Sees und rief die Vorbeifahrenden um Erbarmen an, so erhielten wir ein Paar Stücke getrockneten Fleisches, das uns am Leben erhielt, bis man sich endlich unserer erbarmte und uns an Bord nahm und zu dem Sammelplatz brachte, wo wir überwintern sollten. Es war dieser an einer großen Bai, auf der Südseite des Lake Superior, wo ich am heiligen Theresientag ankam, und die Tröstung hatte Messe zu lesen, was mich für all mein vergangenes Leid reichlich entschädigte. Hier begann ich eine Mission, eine Art wandernder Kirche mit christlichen Indianern aus der Nachbarschaft unserer französischen Posten und mit Solchen, die Gottes Gnade in dieser Gegend sammelte.

„Einer meiner ersten Besuche galt einer elenden Hütte unter einem großen verfaulten Baumstamme, der sie auf der einen Seite schützte, während Föhrenäste sie gegen die Wind- und Wetterseite schlossen. Ich kroch beinahe flach auf dem Gesichte liegend hinein, fand aber die Höhle als eine Schatzkammer; — verlassen von Mann und Tochter lag ein armes Weib mit zwei sterbenden Kindern, von welchen das eine ungefähr zwei und das andere etwa drei Jahre alt war, darin! Ich sprach zu ihr von dem Glauben; das arme bedrängte Geschöpf hörte mit Vergnügen zu. „Bruder," sprach sie, „wohl weiß ich, daß unser Volk deine Worte verwirft; aber es ist viel Trost darin." Mit diesen Worten zog sie unter dem Baum ein Stück getrockneten Fisch hervor, den sie, so zu sagen, sich vom Munde wegstahl, um meinen Besuch zu vergelten; doch dankte ich ihr, denn werthvoller war mir die Gelegenheit, die Gott mir gab, das ewige Heil der beiden Kinder zu sichern, welchen ich die heilige Taufe spendete.

„Ich kehrte nach einiger Zeit wieder und fand das gute Weib fest entschlossen, Gott zu dienen; von da an kam sie unverbrüchlich zu den Morgen- und Abend-Gebeten, so beschäftigt sie auch war,

ihren knappen Lebensunterhalt zu gewinnen. Das jüngere der beiden Kinder gab bald Gott die ersten Früchte dieser Mission, indem es seinen Flug in den Himmel nahm, aber nicht eher als bis es, so klein es war, während der kurzen Zeit welche es noch nach seiner Taufe lebte, einige christliche Uebungen verrichtet; denn da es bemerkte, daß seine Großmutter vor dem Essen zu Gott betete, gewöhnte auch es sich daran, vor dem Essen und Trinken seine Hand zu seiner kleinen Stirne zu erheben, um sich zu segnen, was es bis zu seinem Tode that, gewiß etwas Auffallendes bei einem Indianerkinde von kaum zwei Jahren.

Die zweite Person, welche für den Himmel vorherbestimmt zu sein scheint, ist ein Jüngling von etwa dreißig Jahren, der wegen seiner hier ganz unbekannten Beharrlichkeit im Widerstande gegen alle Versuchungen des Geistes der Unreinigkeit, die hier häufiger vorkommen, als irgendwo sonst auf der ganzen Welt, lange Zeit schon den Indianern ein Gegenstand der Bewunderung war. Schon während der Reise hatte er mehrmals mich angesprochen, und ein großes Verlangen gezeigt, Christ zu werden; da ich aber erfahren, daß er ledig sei, schloß ich, er wäre diesem Laster mehr ergeben, als die Verheiratheten. Hier aber fand ich, daß sein Betragen stets untadelhaft war und daß nie ein unanständiges Wort über seine Lippen kam. Er war der erste welcher mich besuchte, als ich mich in eine Art kleine Einsiedelei zurückgezogen, welche aus aufeinander gelegten Föhrenästen erbaut war, die mich nicht so sehr gegen die Strenge der Jahreszeit schützte, als meiner Einbildungskraft zu Hilfe kam und mich glauben machte, daß ich unter Obdach sei. Nach vielen Unterredungen, die ich mit diesem Jüngling gehabt, fragte ich ihn, als er wieder einmal zu mir kam, weßhalb er nicht geheirathet habe und ob er entschlossen sei, in diesem Stande zu verharren. „Vater," erwiederte er, „ich bin entschlossen, nicht zu leben, wie unser Volk, oder mit einem Mädchen mich zu verbinden, das, wie überhaupt alle hier, dem Laster fröhnt; wenn ich keine finde, die keusch und unschuldig ist, werde ich nie eine nehmen und bei meinem Bruder, wie jetzt, alle Tage meines Lebens verbringen. Siehst du mich je anders handeln, als ich gesagt, so schließ mich vom „Gebete" aus."

Dieser feste Entschluß wie seine dringenden Bitten, unter die, welche beten, aufgenommen zu werden, bewogen mich, ihm die heilige Taufe zu spenden, in welcher ich ihm den Namen Alois gab. Seither habe ich mich überzeugt und zwar bei jeder Gelegenheit, daß Gott wirklich von seiner Seele Besitz genommen hat. Ein Mal unter andern, als ein Fest, bei welchem Ausschweifungen aller Art vorkamen, von den Medizin-Männern des Landes angeordnet worden war, um einem lebensgefährlich kranken Mann die Gesundheit wieder zu geben, schlug unser Alois, obgleich man in ihn drang und ihn bat, doch daran Theil zu nehmen, um die zu der schändlichen Ceremonie nöthige Zahl voll zu machen, es beständig rund ab, und als ihn seine Verwandten bedrängten und zwingen wollten, ging er zu der einen Thüre hinaus und verblieb eine Zeit lang im Gebete, worauf er durch die andere wieder hineintrat und sie zu verlachen begann, so daß er sich ihre ganze Entrüstung zuzog. Da er allein diese Lebensweise führt, muß er sich tausend kleine Quälereien von allen Seiten gefallen lassen, die aber auf ihn bereits, Gott sei Dank, keinen Eindruck mehr machen. Alle ihre Spötteleien beantwortet er mit einem Lächeln, ohne sich dadurch von den Pflichten eines guten Christen abschrecken zu lassen oder auch nur einen Finger breit davon abzugehen. Noch nie haben die Wilden einen solchen Muth gesehen.

„Die dritte auserwählte Seele ist die Schwester unseres Alois, eine Wittwe mit fünf Kindern, eine stille Frau, die den ganzen Tag mit ihrer kleinen Familie beschäftigt ist. Sie brachte mir das älteste, ein sechzehn Jahre altes Mädchen zum Unterricht, daß Gott, sprach sie, sich seiner erbarmen und ihm die Gesundheit wiedergeben möge, welche es bereits mehrere Monate verloren. Das Mädchen hatte wirklich eine chronische Erkältung, welche ihm die Stimme benahm, so daß es nicht sprechen konnte. Ich lehrte es beten, und ließ ihm dann zur Ader, wodurch es wieder seine Stimme bekam. Das brachte auch die Mutter mit den andern Kindern zum Unterricht; so benützt Gott Alles zum Heil seiner Auserwählten. Ich stellte ihre Frömmigkeit auf eine gute Probe und als ich sie darin fest begründet und zur Taufe vorbereitet fand, spendete ich dieselbe

zu gleicher Zeit der Mutter und den Kindern, welche sich seither sehr dankbar gegen Gott für die empfangene Gnade bewiesen, wie auch gegen mich, seinen Diener, dadurch, daß sie viel zu meinem Lebensunterhalte beitragen.

„Der vierte, den Gott uns gab, ist ein armer alter Mann, welcher schon im verflossenen Jahre zu Trois Rivieres todtkrank darniederlag, und den ich damals nicht besuchen konnte, weil er beständig von Medizin-Männern umgeben war. Dieser gute Mann, mit dem Gott seine Absichten hatte, war noch nicht für den Himmel reif; ein Unglück, das ihn auf dem Heimwege befiel, hat ihn nicht wenig gedemüthigt; denn in einem Sturme auf dem Ober-See verlor er Alles, was er zu Trois Rivieres zum Lebensunterhalte sich geholt hatte. Da hohes Alter und Armuth bei den Indianern in großer Verachtung stehen, sah er sich genöthigt, in unserer Hütte ein Unterkommen zu suchen. Hier suchte er erst unsere Geheimniße lächerlich zu machen, allein Gott gab mir ein, seiner Keckheit Schranken zu setzen, und dabei so eindringlich zu seinem Herzen zu sprechen, daß er der Gnade und dem heiligen Geiste folgend, am nächsten Tage mich ersuchte ihn zum Gebete zuzulassen, und das hat er seither so offen, so eifrig und so anhaltend gethan, daß ich ihm die heilige Taufe nicht verweigern konnte. Dieser Gnade hat er sich würdig bewiesen, indem er öffentlich vor seinen heidnischen Stammesgenossen erklärte, er sei ein Jünger Christi. Ein anderer achtzigjähriger Greis folgte seinem Beispiele, der aber, weil er blind ist, nicht zum Unterricht kommen kann, aber so viel Eifer im Behalten der Unterweisungen, welche ich ihm in seiner Hütte ertheile, kund gibt, daß er sie Tag und Nacht wiederholt, der Hoffnung, eines Tages nach seinem Tode, der nicht mehr lange ausbleiben kann, die ewige Seligkeit zu erlangen.

„Was die andern Christen betrifft, die zu dieser kleinen Kirche gehören, gibt es deren zwar wenige, allein es sind Auserwählte, die mir großen Trost gewähren. Ich wünschte nicht, viele aufzunehmen, sondern begnügte mich mit den wenigen, welche ich für fähig hielt, während meiner Abwesenheit im Glauben zu verharren, denn ich weiß noch nicht, was aus mir werden wird und wohin ich meine

Schritte lenken muß; allein ich müßte mir große Gewalt anthun, vom Kreuze herabzukommen, welches mir Gott in meinen alten Tagen in diesem äußersten Erdwinkel aufgerichtet hat. Mein Herz sehnt sich nicht mehr nach Trois Rivieres. Zwar kenne ich nicht die Natur der Nägel, welche mich an dieses anbetungswürdige Holz heften; aber schon der Gedanke, daß Einer kommen sollte um mich herabzunehmen, macht mich schaudern; und oft fahre ich auf aus den Träumen der Nacht und bilde mir ein, daß es kein Ottavaland mehr für mich gebe, und daß ich ob meiner Sünden wieder zurück müsse zu dem Ort, von dem mich die Barmherzigkeit meines Gottes durch eine so ausgezeichnete Gnade einmal weggeführt. Ich kann in der That sagen, daß ich hier, trotz Hunger, Kälte und so vielen fast unbeschreiblichen Strapazen und Leiden, an einem Tage mehr wirkliche Freude habe, als ich während meines ganzen Lebens in irgend einem Theile der Welt, wo immer ich gewesen, empfunden. Oft hörte ich P. Daniel und P. Garnier auf den Huronen-Missionen sagen, daß, je mehr wir verlassen und des menschlichen Trostes beraubt wären, Gott desto mehr Besitz von unsern Herzen nähme und uns fühlen ließe, wie weit seine heilige Gnade alles nur immer denkbare Vergnügen, das wir an Geschöpfen finden können, überbiete. Der geringe Trost, welchen Gott mir hier zu Theil werden ließ, hat mir dieses Geheimniß aufgeklärt, so daß ich mehr, als ich je für möglich hielt, das Glück zu schätzen weiß, hier unter den Indianern fünfzehnhundert Meilen von unsern französischen Posten allein zu sein.

„Tagtäglich höre ich von vier zahlreichen Stämmen sprechen, die drei- bis vierhundert Stunden von hier entfernt seien. Ich hoffe unterwegs zu sterben, allein einmal so weit schon und noch bei rüstiger Kraft, will ich mein Bestes versuchen, zu ihnen zu kommen. Der Weg dahin geht fast ununterbrochen durch Moräste, wo man erst mit vieler Mühe einen Durchgang suchen muß, und damit ist stets die Gefahr verbunden, im Schlamme zu versinken, woraus kein Entkommen möglich ist. Es gibt dort nichts zu essen, als was man mit sich nimmt; Stechfliegen gibt es daselbst in Schwärmen. Diese drei Dinge zusammengenommen machen es mir sehr schwer, einen

Begleiter zu bekommen, allein ich hoffe mich einigen Indianern anschließen zu können, welche dorthin gehen. Gott führt uns nach seinem Willen zu seiner größeren Ehre, zum Leben oder zum Tode. Der liebe Gott würde mir eine große Gnade erweisen, mich an einem so guten Orte zu sich zu rufen.

St. Theresien-Bai unter den Ottawa (so nannte er sie), hundert Stunden westlich von der Sta. Maria Stromschnelle (Sault St. Mary's) am Obern-See, den 1. März und 2. Juli 1661.[1])

So lautet die einfache Beschreibung seiner Reise und seiner Strapazen; wir dürfen aber noch beifügen, daß die üble Behandlung, welche ihm unterwegs zu Theil wurde, bei weitem ärger war, als er angibt; so wie auch, daß er auf der Mission selbst von einem stolzen und lasterhaften Häuptling, Le Brochet (der Hecht) verfolgt und nachdem derselbe ihn äußerst übel behandelt hatte, aus seiner Hütte gejagt wurde, so daß er sich gezwungen sah, jenes armselige Obdach zu errichten, auf das er scherzend anspielt. Was für ein Winteraufenthalt für einen gebrechlichen Mann in hohen Jahren!

Während dieses ganzen Winters ging es ihm nicht viel besser, als auf der Reise; er hatte mit seinen Gefährten gerade so viel, um nicht Hungers zu sterben. Eicheln waren ein Leckerbissen, Knochen und Baumrinde ihre hauptsächliche Nahrung. Im Sommer ging es ihnen besser, sie machten alsdann Zurüstungen, um während des Winters auf den Fischfang gehen zu können, und legten, gleich den Indianern, einen Vorrath von wildem Hafer ein. Diese seltsame Ernte beschreibt er also: „Es gibt in diesem Lande eine gewisse Pflanze, etwa vier Fuß hoch, welche an sumpfigen Stellen wächst. Gerade ehe die Aehre sich bildet, kommen die Indianer in Kähnen herbei und binden die Stengel in Bündel, dieselben so weit auseinander legend, daß ein Kahn durchfahren kann, wenn sie dieselben einheimsen wollen. Zur Erntezeit fahren sie mit ihren Kähnen in diese so auf dem wässerigen Felde gebildeten kleinen Canäle, biegen dann diese Bündel an ihren Spitzen um, und brechen sie in ihre Kähne hinein. Sobald dieselben voll sind, werden die Halme in einen nahen

---

[1]) Rel. 1663—4, c. 1.

Graben ausgeleert und da mit Füßen getreten und hin und her gestoßen, bis die Hülsen abgefallen sind, worauf die Frucht getrocknet und in baumrindenen Kisten aufbewahrt wird. Diese Frucht hat, roh, viele Aehnlichkeit mit dem Hafer, aber gekocht schwillt sie mehr auf, als irgend ein europäisches Samenkorn."

Nebst den in seinem Briefe erwähnten Bekehrungen konnte P. Ménard blos noch einige sterbende Kinder taufen. Seine Arbeiten schienen fruchtlos, wenn eine Arbeit, welche die Rettung einer einzigen Seele zur Folge hat, fruchtlos genannt werden kann.[1])

Sechstes Kapitel.

P. Ménard versucht die verlassenen Huronen zu erreichen. — Er kommt unterwegs um.

Wir haben gesehen, wie wenig Erfolg der Eifer und die Arbeiten des P. Ménard bei den Ottawa hatten. Er nahm, wenn auch nach neuen Eroberungen dürstend, sichtlich unter ihrer grausamen Behandlung an Kräften ab, als ein Aufruf an ihn erging, dem er nicht widerstehen konnte. Bei der Vernichtung der Huronen-Nation war ein Rest derselben nach dem Westen geflohen und hatte an den Ufern des Obern-Sees eine kleine Niederlassung gegründet und stand bald mit den furchtbaren Nadowessiern oder Dahcota in freundlichen Beziehungen. Viele aus diesen armen Flüchtlingen waren Christen, aber lange schon der Tröstungen ihrer heiligen Religion beraubt. Doch waren sie ihrem Glauben treu geblieben, und als sie erfuhren, daß P. Ménard am See sei, sandten sie an ihren alten Missionär die Bitte, sich ihrer zu erbarmen und zu ihnen zu kommen, um ihnen das Brod des Lebens zu brechen. Selbst diejenigen, welche noch keine Christen waren, stimmten der Bitte bei, und versprachen, alle den Glauben annehmen zu wollen, welchen er verkünde, und den sie, in der Schule des Unglückes belehrt, jetzt für den wahren hielten.

Doch sandte er der Vorsicht wegen erst drei von seinen fran-

---

[1]) Rel. 1662—3, c. 8.

zösischen Gefährten voraus, den Weg zu erforschen. Nach großen Strapazen legten sie den wenigstens drei hundert Meilen weiten Weg zurück, und erreichten das Huronen-Dorf, wo sie einige wenige von dem einstmals so mächtigen Stamme fanden, die ganz herabgekommen und nur noch lebende Skelette waren. Sie konnten ihnen nicht versprechen, einen Missionär zu senden, da die Länge und die Schwierigkeiten des Weges es P. Ménard unmöglich zu machen schienen, je dahin zu gelangen, und da er selbst, wenn es ihm glücken sollte, bei ihrer Armuth keine Nahrungsmittel finden würde, um sein Leben zu fristen. Nachdem sie die Armen so gut sie konnten getröstet, kehrten sie wieder zurück. Wo dieses Huronen-Dorf lag, ist nicht recht klar; einige wollen es an den Obern-See versetzen; da sie aber einen Fluß hinabfuhren, um zu demselben zu gelangen, dünkt es mich wahrscheinlicher, daß es unten am Michigan-See lag. Die drei Franzosen fuhren nun stromaufwärts, und erreichten nach einer beschwerlichen Fahrt von zwei Wochen St. Theresa wieder. Sogleich bei ihrer Ankunft war es ihr erstes, dem P. Ménard eine Reise abzurathen, auf welcher blos ihre jugendliche Kraft sie am Leben erhalten hatte bei den zahllosen Stromschnellen, Wasserfällen, Tragplätzen und Abgründen; aber alles war vergebens. Seine einzige Antwort war: „Gott ruft mich dorthin; gehen muß ich, und koste es mein Leben; der heilige Franziskus Xaverius, dessen Leben der Welt zur Bekehrung der Seelen so nothwendig schien, starb bei seinem Versuche, in China einzudringen, auf der Schwelle des himmlischen Reiches, und ich, eine werthlose Kreatur, sollte aus Furcht, unterwegs zu sterben, mich weigern der Stimme meines Gottes zu folgen, der mich ruft, armen schon so lange eines Seelenhirten beraubten Christen und Katechumenen zu Hilfe zu kommen?' Nein, nimmermehr! ich kann es nicht ertragen, Seelen zu Grunde gehen zu lassen unter dem Vorwand, das leibliche Theil eines verkrüppelten Greises, wie ich bin, zu erhalten. Wie, sollen wir Gott nur da dienen, und unsern Nächsten blos da helfen, wo es keine Leiden gibt und keine Wagniß des Lebens? Dies ist eine herrliche Gelegenheit, den Engeln und Menschen zu zeigen, daß ich meinen Schöpfer mehr liebe als das Leben, das er mir gegeben, und wollt ihr nun, daß

ich dieselbe vorübergehen lasse? Wären wir je erlöst worden, wenn unser lieber Heiland sein Leben dem Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater zu unserem Heile vorgezogen hätte?"

Sein Entschluß war gefaßt; er wollte seine Heerde, die Franzosen, deren Frömmigkeit sein größter Trost gewesen, in der Wüste zurücklassen, um die verirrten Schafe aufzusuchen. Schwerlich hätte er einen Führer gefunden, hätten nicht einige Huronen, welche der Zufall zur Mission geführt, sich erboten, ihn zu geleiten. Voll Freude darüber gab er ihnen einiges Gepäck zu tragen, und machte sich mit dem treuen Guerin ohne alle anderen Lebensmittel, als ein wenig getrockneten Lachs und etwas gedörrtes Fleisch, das er schon seit einiger Zeit für diese Reise bei Seite gelegt hatte, auf den Weg.

Zärtlich umarmte er seine französischen Gefährten, und sagte ihnen sein letztes Lebewohl mit den prophetischen Worten: „Lebt wohl, meine lieben Kinder; ich sage Euch ein letztes Lebewohl auf dieser Welt; ihr werdet mich nicht mehr sehen, doch will ich den lieben Gott bitten, uns im Himmel wieder mit einander zu vereinigen."

Es war am 13. Juni des Jahres 1661, neun Monate seit seiner Ankunft in dem Lande der Ottawa, während welcher er unabläßig gegen die Zügellosigkeit und und den Aberglauben dieses Stammes gekämpft hatte. Bald nach ihrer Abreise gingen seinen Führern, den Huronen, die Lebensmittel aus, und sie verließen ihn mit dem Versprechen, nach ihrem Dorfe zu eilen, um seine Ankunft zu melden, so daß die Sachem einige rüstige junge Krieger ihm zusenden könnten. Zwei Wochen lang warteten P. Ménard und sein Gefährte unter einem am einsamen See errichteten Obdach auf diese Hilfe; als sie aber dann ihren kleinen Vorrath an Lebensmitteln abnehmen sahen und keine Führer sich blicken ließen, beschlossen sie in einem Kahne, den sie gefunden, weiter zu fahren. Hunger, Hitze, Anstrengungen und Schwärme von Stechfliegen vermehrten ihre Leiden, für welche sie keinen Trost fanden als in dem heiligen Meßopfer, welches der Missionär täglich darbrachte. Am 10. August kamen sie zu einem langen und beschwerlichen Tragplatze; Guerin

unternahm es, um den Missionär zu verschonen, allein ihr Gepäck zu tragen, während dieser in das Gehölz eindrang, um langsam zu der Stelle zu gelangen, wo der Fluß wieder schiffbar war. Guerin verlor mit seiner Arbeit beschäftigt ihn aus den Augen, und schaute sich, als er die Tragstelle glücklich zurückgelegt hatte, nach ihm um, aber vergebens. Er rief, aber umsonst, und obgleich er zu wiederholten Malen sein Gewehr abschoß, um ihm, wenn er den Weg verfehlt, die richtige Richtung anzugeben, ließ sich kein Ménard blicken. Um seine Sicherheit besorgt eilte er nun nach einem Huronendorfe, das in der Nähe war, um dort Beistand zu erhalten, das Gehölz zu durchsuchen; allein durch einen neuen Unfall verfehlte auch er den Weg und erreichte dasselbe erst nach zwei Tagen. Hier suchte er durch Thränen und Zeichen sein Verlangen kund zu geben und bewog zuletzt einen jungen Indianer, ihn zu begleiten, der aber, als er nahe bei dem Orte, wo Ménard sich verloren hatte, eine feindliche Pfadspur entdeckte, sich weigerte weiter zu gehen, und den Guerin trotz aller Geschenke, die er ihm anbot, nicht einmal bewegen konnte, ihm den Leichnam Ménard's suchen zu helfen. Die undankbaren Huronen schienen sich gar nicht um das Leben des apostolischen Mannes zu bekümmern, der um ihretwillen einen so langen und beschwerlichen Weg gemacht hatte.

„Der Himmel wollte nicht," sagte P. Lalemant, „daß einer aus uns seinen letzten Seufzer hören sollte, der Wald allein sollte denselben aufnehmen, und eine Felsenhöhle vielleicht, in welche er geworfen worden, einziger Zeuge der letzten Liebesergüße sein, welche ein Herz, das ganz von Liebe flammte, mit seiner Seele zum Himmel empor sandte, wie es dieselbe auf dem Wege zur Eroberung der Seelen ihrem Schöpfer übergab."

Auf welche Weise er um's Leben gekommen, kann nicht bestimmt angegeben werden, allein gewisse Umstände lassen keinen Zweifel übrig, daß er grausam ermordet wurde. Nicht lange nachher fand man sein Reisebündel in eines Sacky[1]) Händen, welcher die Auskunft darüber verweigerte und nicht angeben wollte, wo er

---

[1]) N. Perrot, Moeurs etc. Ms.

dasselbe gefunden, sondern blos sagte, daß er seine Pfadspur weit im Binnenlande entdeckt hätte. Man fand andere Pfadspuren, welche in das Land der Sioux führten, und wahrscheinlich war er von einer ihrer Streifbanden, welchen die Sac-Indianer sich anschloßen, gefangen und ermordet worden. Dies ist um so wahrscheinlicher, als sein Habit, sein Brevier und sein Altargeräthe nach Jahren in den Lagerhütten der Sioux gesehen wurden.

Jetzt hatte er endlich die Krone erlangt, nach der er so lange sich gesehnt, die aber stets seinen Händen zu entrinnen schien. Obgleich siebenundfünfzig Jahre alt, hatte doch das Alter seinen Eifer für die Bekehrung der Seelen nicht abgekühlt. Obgleich schwächlich und zart gebaut, war seine Willensstärke so groß, daß er von Eisen zu sein schien, da er so gut alle Strapazen ertrug. Blos wenn er von seinen Missionen abberufen wurde, gewann die Natur das Uebergewicht, dann siechte er dahin; allein kaum wird er unter seine geliebten Indianer, ob Huronen oder Irokesen oder Algonquin, gesandt, so ward er ganz Feuer; und wenn er so, nachdem er fast die ganze Nacht im Gebete verbracht, mit thränenvollen Augen Christum verkündete, da wurden Franzosen wie Indianer zu Gott hingezogen. Furcht kannte er nicht, und vergaß, wenn er beschäftigt war, Speise und Ruhe und alle körperlichen Bedürfnisse. So bedeutend war sein Einfluß, und so groß seine Erfolge bei den Indianern, daß ihn seine Obern den „Pater frugifer“ nannten, und in der Lebensbeschreibung des ersten Bischofs von Quebec wird er als „ein Ordensmann von ausgezeichneter Frömmigkeit bezeichnet, für den nicht blos die Franzosen, sondern auch die Indianer die höchste Verehrung hatten.[1])

Bemerkung über Johann Guerin.

Dieser treue Gefährte P. Ménard's überlebte ihn nicht lange; nach seinem Tode ward er selbst eine Art Missionär und taufte vor Ankunft des nächsten Frühjahres nicht weniger als zweihundert sterbende Kinder. Auf der Reise überfiel ihn dann ein Sturm, welcher ihn

---

[1]) **De la Tour**. Vie de Mgr. de Laval, p. 58.

nöthigte, seinen Kahn umzukehren, um darunter Schutz zu finden, und während er niederkniete, um das Leiden unseres Herrn zu betrachten, ging sein Gewehr zufällig los; die ganze Ladung drang in seinen Körper, daß er todt niederstürzte und blos Zeit hatte, den Namen Jesu anzurufen. Zwanzig Jahre lang hatte er die Jesuiten auf ihren Missionen unter den Abenaquen begleitet, und galt allgemein als ein Mann von seltener Heiligkeit. Unempfindlich für alles Andere als für die Ehre Gottes war er blos auf das Heil der Seelen bedacht, für das er in seiner demüthigen Stellung arbeitete, und er war so dem Gebete ergeben, daß er oft, wenn ihn nach einer im Gebete durchwachten Nacht der Morgen überraschte, sich in die Wälder verbarg, um es daselbst fortzusetzen. Selbst der Schlaf konnte ihn nicht an der Betrachtung hindern. In seiner Demuth wagte er es nie, um Aufnahme in die Gesellschaft anzuhalten, welcher er diente und der er im Geiste sich angeschlossen; denn in Bescheidenheit, Gehorsam und Armuth war er ein Muster für Ordensmänner. [1])

---

[1]) Rel. 1662–3.

P. Gabriel de la Ribourde,

aus dem Orden des heiligen Franziskus,

durch die Kikagoo unweit Peoria, im Staate Illinois, getödtet am 19. September 1680

und

P. Zenobius Mambré, Maximus Le Clere

aus dem Orden des heiligen Franziskus

und

Herr Chefdeville, Sulpitianer,

getödtet beim Fort St. Louis in Texas im Jahre 1687.

Erstes Kapitel.

P. Gabriel de la Ribourde ward wahrscheinlich um das Jahr 1615 geboren, und war, nach Hennepin, der letzte Sproße eines adeligen Hauses in Burgund, entsagte aber in einem Alter von zwanzig Jahren der Welt und allen Ansprüchen auf seine Geburt und den daraus entspringenden Vortheilen, um im Orden des heiligen Franziskus und zwar bei den sogenannten Barfüßern, einem beim Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in Spanien eingeführten Zweige der großen Franziskaner-Familie, sich dem Dienste Gottes zu weihen. Seine ausgezeichneten Tugenden erhoben ihn bald zu wichtigen Posten in seinem Orden, und er war mehrere Male Guardian, Oberer und Novizenmeister. Den letzteren Posten bekleidete er im Kloster von Bethune in Artois, und der vielgereiste P. Hennepin, einer seiner Novizen, gibt Zeugniß von seiner Tüchtigkeit.

Nachdem er so viele Jahre in der stillen Einsamkeit des Klosters verbracht, trieb ihn sein Eifer für die ausländischen Missionen, sich seinen Mitbrüdern, welche zur Wiederaufnahme ihrer früheren Missionen nach Canada reisten, trotz seines vorgerückten Alters anzuschließen.

Im Jahre 1629, wo die Engländer unter Kirk Canada in Besitz nahmen, waren nämlich die Barfüßer und Jesuiten aus dem Lande geführt worden. Bei der Wiederabtretung desselben an die Franzosen wurde die Mission den Kapuzinern angeboten; auf ihre Vorstellungen aber, daß die Jesuiten, welche so lange daselbst gearbeitet, fähiger wären, eine so weitschichtige Mission zu leiten, wurde sie diesen übergeben. Vergebens suchten die Barfüßer denselben Antheil zu erlangen; sie wurden immer abgewiesen. Im Laufe der Zeit jedoch gerieth der Gouverneur mit dem Bischofe wegen des Verkaufes von geistigen Getränken und einigen andern Punkten in Zerwürfniß. Die Weltgeistlichen traten natürlich auf die Seite des Bischofs, und so auch die Jesuiten. Da waren viele der hervorragenden Männer ebenso eifrig, die Barfüßer wieder zurückzurufen, als sie es früher waren, dieselben auszuschließen, und luden sie somit in der Hoffnung, an ihnen fügsamere Gewissensführer zu finden, ein, zurückzukommen. Wenn sie übrigens dachten, daß die Söhne des heiligen Franziskus sich mehr nach ihren Begriffen als nach der gesunden Lehre der Moral richten würden, täuschten sie sich gewaltig. Einige wenige Ausnahmen abgerechnet erwiesen sich die Barfüßer von der Reform als consequente Freunde des Rechts und als tüchtige Mitarbeiter an dem guten Werke, das sie zuerst an den Ufern des St. Lorenzo begonnen hatten.

Die ersten Barfüßer, welche der Barfüßer-Provinzial von St. Denis, P. Germain-Allard aussandte, wurden durch einen Sturm an die Küste von Portugal zurückgetrieben und litten später Schiffbruch. Im folgenden Jahre am 4. April 1670, wurde P. Allard durch ein königliches Schreiben selbst beordert, sich mit vier Religiosen seines Ordens nach Canada zu begeben. Er reiste somit nach Rochelle, wohin P. Gabriel de la Ribourde mit zwei andern Priestern, einem Diakon und einem Laienbruder bereits

vorausgegangen war. Gegen Ende Mai segelten sie ab und erreichten nach einer glücklicheren Reise, als die im verflossenen Jahre gewesen war, Quebec, wo sie freudigst empfangen wurden. Hier war ihre erste Sorge, ihr früheres Kloster, das schon lange in Ruinen lag, wiederaufzubauen, und bald war es auch vollendet. Am 4. Oktober ward zum ersten Male in diesem bescheidenen Kloster von Holz das heilige Meßopfer dargebracht.

Als P. Allard jetzt die Mission fast begründet sah, ernannte er P. de la Ribourde zum Commissarius und ersten Obern, und kehrte nach Europa zurück. Als so die ganze Leitung der Mission auf seinen Schultern ruhte, ließ er nichts unversucht, um sich und seine Untergebenen zu tüchtigen Arbeitern für das gemeinschaftliche Beste zu machen. Ihr Kloster lag, wie das frühere, außerhalb der Stadtmauern, und da begann er nun eine passende Kirche zu errichten, zu welcher im Juni des Jahres 1671 der Grundstein gelegt wurde. Gegen Ende dieses Jahres erhielt er einen Zuwachs von Missionären, die er, da sich keine Mission unter den Indianern eröffnete, in der Colonie unter der Leitung des Bischofs und der Seelsorger in den verschiedenen Pfarreien verwendete. Er selbst ging mit gutem Beispiele voran, indem er in einem ihm angewiesenen Bezirke von mehreren kleinen Dörfern in der Nähe von Quebec arbeitete, während er in dieser Stadt den dritten Orden des heiligen Franziskus, ein Mittel, die Frömmigkeit der Gläubigen zu mehren, einführte. Die dritten Orden des heiligen Franziskus, des heiligen Dominikus und anderer Ordensstifter, sind, wie bekannt, blos Vereine von Personen, selbst verheiratheten, welche in der Welt leben, und die durch Erfüllung gewisser in ihrer Regel enthaltenen Pflichten an den Verdiensten und guten Werken des Ordens theilnehmen, dem sie auf diese Weise gewissermaßen angehören. Sie sind keine Religiosen, da sie durch keine Gelübde gebunden sind, sondern ungefähr, was die Sodalitäten sind oder die „Congregationen,“ wie man sie anderswo nennt, welche von den Vätern der Gesellschaft Jesu für Alt und Jung, Reich und Arm gestiftet wurden; obgleich die Sodalitäten der letztern an den Gebeten der Gesellschaft nicht

Theil haben, ja nicht einmal dem Namen nach einen Theil derselben bilden.

P. Gabriel hatte bald den Trost, seine Kirche vollendet und feierlich eingeweiht zu sehen, bei welcher Gelegenheit P. Claude Dablon, der Obere der Jesuiten in Canada, die Festrede hielt; allein das war einer seiner letzten amtlichen Akte. Er war Frontenac's Beichtvater, und scheint entweder in dieser Eigenschaft oder als Oberer der Mission diesem halsstarrigen Gouverneur nicht zugesagt zu haben. Ein Nachfolger kam bald in der Person des P. Eustacch Maupassant, eines talentvollen und fähigen Mannes, der zwar mit den Ansichten Frontenac's übereinstimmte, aber Collisionen mit den kirchlichen Behörden des Landes nicht vermied. P. Gabriel hatte, so lange er am Ruder war, seine Geschäfte mit einer Mäßigung und Biederkeit geleitet, daß in den Streitigkeiten, welche in der Folge ausbrachen, sein Name von allen Parteien stets mit Hochachtung genannt wurde. Nebst der zu Quebec hatte er Missionen zu Trois Rivieres und Isle Percée gegründet; da eröffnete sich eine andere Stelluug, welche ihm von seinem Nachfolger übertragen wurde. Es lag Frontenac sehr am Herzen, das Fort, das seinen Namen trug und das man während seiner Abwesenheit hätte in Ruinen fallen lassen, wiederaufzubauen. P. Gabriel wurde zum Kaplan ernannt, und zum ersten Missionär für die Indianer, welche die Politik des Gouverneurs dort versammeln wollte, bestimmt. Daß P. Ribourde, und nicht Hennepin, der sich diese Ehre, wie noch manche andere zuschreibt, der erste gewesen, ist aus Le Clercq ersichtlich.[1]) P. Gabriel begab sich im Jahre 1673 dahin, und blieb als Oberer im Fort, als das Fort in die Hände La Salle's kam. Vor diesem aber hatte er mit Hennepin und P. Lukas Buisset eine Kapelle und ein Missionshaus gebaut, und unter den Irokesen zu arbeiten begonnen, welche unweit der Quinte Bai in drei Dörfern, die Hennepin Teiaiagon, Kente und Ganneoussé nennt, von welchen das letztere zwischen dem Missionshause und dem Fort lag,[2]) zer-

---

[1]) Descript. de la Lousiane, Paris 1688, p. 12.

[2]) Nouvelle Découverte, 1698, p. 42.

streut waren. Um die für eine solche Mission nothwendigen Hilfsmittel zu erhalten, sahen sie sich gezwungen, an die Jesuiten sich zu wenden, welche die Sprache in ein System gebracht. So ward Hennepin nach New-York gesandt, um ihr Wörterbuch und ihre Grammatik zu erhalten, sowie auch um andere Familien zu bewegen, in den drei oben erwähnten Dörfern sich niederzulassen. In Schneeschuhen begab er sich sofort nach Onondaga und von da nach Oneida und an den Mohawk und besuchte sogar Albany. Am Mohawk ward er von dem daselbst stationirten Jesuiten-Pater gastlich aufgenommen, und erhielt eine Abschrift seines Diktionärs. Die prahlerische Weise, mit der P. Hennepin dieselben Irokesen-Worte öfters wiederholt, bringt uns auf den wohlbegründeten Verdacht, als habe er keine großen Fortschritte in dieser Sprache gemacht. Seine Rückkehr ermöglichte es übrigens drei andern Missionären, sich mit der Vorbereitung auf ihre Obliegenheiten zu beeilen, und P. Gabriel arbeitete hier mit P. Buisset bis zum Jahre 1679. In diesem Jahre war endlich La Salle mit den Vorbereitungen zu seinem großen Zuge nach dem Westen fertig geworden, auf dem er, der vor ihm betretenen Bahn des P. Marquette folgend, der blos bis zur Mündung des Arkansas gekommen war und von seinem Laufe sich überzeugt hatt, die Mündung des Mississippi erreichen zu können.

Eine Anzahl Barfüßer mit P. Ribourde, als ihrem Obern, sollten La Salle begleiten. Wenn wir Hennepin Glauben schenken dürfen, war P. Le Roux, der Commissarius des Ordens, nicht sehr geneigt, den ehrwürdigen alten Pater auf eine so beschwerliche Mission zu schicken, schrieb aber, dem Gesuche La Salle's nachgebend, ein Höflichkeitsbriefchen, in dem er ihm erlaubte, La Salle zu begleiten; mit der Absicht jedoch, selbst nach Fort Frontenac zu gehen und seine Abreise zu hintertreiben. Sei dem nun so oder anders, der vortreffliche Ordensmann brach mit P. Hennepin und P. Zenobius Mambré sofort nach Niagara auf, das sie, nachdem sie an der Mündung des Seneca angehalten, glücklich erreichten, und zwar, wie es scheint, am 30. Juli des Jahres 1679, gerade ehe der Griffin, auf welchem sich La Salle mit den Missionären am 7. Au-

gust einschiffte, vom Stapel gelassen wurde. Als Kaplan ihres Hauses und des Fort zu Niagara wurde P. Milithon Watteau zurückgelassen.

Zweites Kapitel.

Die Reisebeschwerden. — Die Illinois. — Tod des P. Ribourde.

Der Griffin, das erste Fahrzeug, welches die Gewässer der obern Seeen durchschnitt, stieß vom Lande ab, von welchem die Wilden staunend zuschauten, und trug Männer über unsere Binnenseen, welche ganz verschiedene Beweggründe hatten. Den P. Gabriel trieben weder das Verlangen nach Reichthum, Ruhm oder Ehre, noch bloße Neugier und Liebe zum Herumreisen, es verlangte ihn, die Indianer zu bekehren, für die er ein Anathema zu werden wünschte; er wünschte ein Leben unter ihnen zu lassen, das er wegen seines hohen Alters nicht mehr zu ihrem Heile verwenden konnte. So segelten sie denn jetzt über den Erie-See, den man Conti benannte, wie den Huronen-See Orleans, und erreichte zuletzt Michilinackinac. Da verließen sie den Griffin, welchen La Salle mit Pelzwerk beladen zurücksandte, und fuhren den Michigan-See hinab, welchen sie Dauphin-See nannten. Am 17. September verließen sie Green-Bai und fuhren an der Küste des Pottowatamie-Gebietes entlang.[1]) Die Reise zu Land und Wasser war lang und beschwerlich, und öfters von Tragplätzen unterbrochen; einmal wäre P. Gabriel fast ertrunken, und die Strapazen und der Mangel an Nahrung (denn sie hatten blos eine Handvoll Mais für den ganzen Tag) griffen ihn so sehr an, daß er mehrere Male aus Erschöpfung ohnmächtig wurde. Zum guten Glücke hatten seine Mitbrüder einige Arzneimittel bei sich, welche ihn so stärkten, daß er im Stande war, die Mündung des Miami, heut zu Tage St. Joseph, zu erreichen. Hier ward dann am ersten November eine Art Fort und eine Kapelle aus Baumrinden zum Gottesdienste errichtet, in welcher P. Gabriel im folgenden Monate ununterbrochen das Wort Gottes seiner klei-

---

[1]) Le Clercq, Etablissement etc. p. 139 etc.

nen Heerde verkündete;[1]) doch war das blos ein zeitweiliger Posten. Am 3. Dezember brachen Alle wieder auf, fuhren den Miami hinauf und setzten über die gefrorenen Sümpfe, welche diesen mit dem Illinois verbanden. Dann ging's diesen Fluß hinab bis zu dem Dorfe, dessen zahlreiche Hütten den Fluß entlang auf schöner Prairiefläche gereiht standen, fanden aber dasselbe leer. Sie nahmen nun einige Lebensmittel ein, und fuhren dann flußabwärts zu ihrem dreißig Meilen entfernten Feldlager am Pimitéwi (Peoria)-See. Um eine größere Wirkung hervorzubringen, näherten sie sich demselben mit ihrer Flotille in Schlachtordnung gereiht. Die Illinois, welche bereits vom P. Marquette und P. Allouez aus der Gesellschaft Jesu besucht worden waren, nahmen sie, sobald sie in einer sofort stattgehabten Unterredung den friedlichen Character ihres Zuges kennen gelernt, so wie daß sie gekommen sie zu unterrichten, gut auf. Obgleich ein Häuptling der Mascouten das zwischen den Franzosen und den Illinois bestehende freundliche Einvernehmen zu stören suchte, gelang es doch La Salle, jeden Verdacht zu entfernen und das Vertrauen wieder herzustellen. Nun ward schnell mit dem Aufwerfen eines Fort begonnen, dem La Salle in der Bitterkeit seines Herzens[2]) den Namen Crêve Coeur gab; dann machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Niagara, nachdem er vorher noch am letzten Februar mit der Uebereinstimmung des P. Ribourde den P. Hennepin abgesandt, um den obern Mississippi zu erforschen. Die Missionäre hatten bereits ihre Hütte aufgeschlagen und in ihrer Kapelle geistliche Uebungen begonnen, obgleich sie aus Mangel an Wein keine Messe lesen konnten. Asapista, ein Freund La Salle's, adoptirte P. Gabriel, und Oumahonha erkannte in Zenobius Mambré ein neues Familienglied an. Der letztere brachte seine Tage im Feldlager der Illinois zu, und erwarb sich so einige Kenntniß ihrer Sprache, daß P. de la Ribourde Anfangs des Monats März, wo

---

[1]) Nouv. Découv. p. 155.

[2]) Sein Segelfahrzeug, der Griffin, das erste, das die Wasser des Erin, des Huron und Michigan durchschnitten, war versunken, und treulose Agenten hatten seine Vorräthe geplündert.

die Indianer wieder in ihr Dorf zu ziehen begannen, ihn mit ihnen sandte und allein am Fort Crêve Coeur blieb. Daselbst verweilte er bis Mitte März, wo die im Fort zurückgelassene Mannschaft den Platz zu verlassen beschloß, und, nachdem sie denselben rein ausgeplündert, nach den Seeen aufbrach. P. Gabriel war ihnen zur Last, und so gaben sie ihm zwei Gefährten, um ihn nach dem Illinois-Dorfe zu geleiten, da aber diese mit Tonti, La Salle's Lieutenant, zusammenzutreffen sich fürchteten, ließen sie den armen Missionär Nachts auf dem Wege im Stich und beeilten sich, ihre böswilligen Gefährten einzuholen.

Dessenungeachtet erreichte er zuletzt das Dorf, wo die beiden Missionäre ein weites Feld für ihren Eifer fanden. In den dünnen Schilfhütten, aus welchen dasselbe bestand, befanden sich nicht weniger als acht tausend Seelen, die alle in Götzendienst und Laster begraben waren. P. Gabriel wohnte bei seinem Adoptivvater, und begann nun einen Begriff von der Sprache zu bekommen; Mambré konnte sich verständlich machen, fand aber an der Ungelehrigkeit des Volkes und seinem ausschweifenden Leben ein furchtbares Hinderniß. Sie getrauten sich blos einige Kinder und ein Paar Erwachsene in Lebensgefahr zu taufen, und fanden so noch bei aller ihrer Klugheit, daß sie zu voreilig gewesen. Chassagouaché lieh ihren Worten ein williges Ohr, er glaubte und ersuchte sie um die Taufe; sie willfahrten seiner Bitte, als seine Lebensgeister rasch zu schwinden schienen, hatten aber doch das Unglück, ihn als Apostaten unter dem Gaukelspiel der Medizin-Männer enden zu sehen. Ihr einziger Trost war das heilige Meßopfer, das sie jetzt, da sie Wein aus der wilden Traube des Landes preßten, darbringen konnten.

Im Laufe des Sommers besuchte Mambré, seinen Neubekehrten folgend, die Hütten der Miami und einige andere Dörfer der Illinois; da traf er, wie gewöhnlich, auf große Beschwerden und Bekümmernisse, und sah seine Arbeiten erfolg- und fruchtlos. Er fühlte eine große Abneigung gegen die Sitten und Gewohnheiten der Indianer, mußte sich aber denselben anbequemen. Doch war dieses nicht die einzige Prüfung; die Irokesen waren gegen die Illinois in's Feld gezogen und rückten bald heran. Tonti und

Mambré zogen denselben entgegen, allein der erstere ward schwer verwundet, und der letztere entging dem Tode nur durch seine Bekanntschaft mit einem Seneca-Häuptling. Zuletzt kam es zu einem Waffenstillstand und P. Mambré begab sich in das Lager der Irokesen; allein die Illinois hatten bereits begonnen, zu fliehen, und nach zwei Tagen waren Tonti und die zwei Missionäre nebst ein Paar Leuten von La Salle's zahlreichem Zuge allein noch da. Flucht war ihr einziger Ausweg, und so schifften sie sich am 18. September ohne alle Lebensmittel in einem elenden Kahne, den sie gefunden hatten, auf dem Illinois ein. Als sie am andern Morgen mit mehr Eile als Klugheit ihre Flucht fortsetzten, zerbrach ihr Kahn, so daß sie gegen Mittag genöthigt waren zu landen, um ihn auszubessern. Sie waren jetzt etwa vierundzwanzig Meilen von dem Dorfe. Es war hier eine reizende Stelle; eine schöne Prairie breitete sich von dem Fluße aus mit einem Wäldchen oder einer kleinen Anhöhe hie und da. P. Gabriel ging ein wenig abseits, um sein Brevier ungestört zu beten; da stieß er auf eine Bande Kikagoo, welche gegen die Irokesen im Felde waren und die ihn unbarmherzig und grausam ermordeten, obgleich sie ihn und seine Würde kannten. Seinen Leichnam warfen sie in ein Loch und zogen ihm die Kopfhaut ab, welche sie mit Allem was er bei sich hatte, mitnahmen. Sein Brevier und sein Diurnale kamen später in die Hände eines der Jesuiten-Missionäre zu Green Bai.

So endete dieser fromme Mann, der in hohem Alter, mehr seinen Eifer als seine Kräfte berathend, gleich Ménard, sich auf das mühevolle Feld der Missionen begeben. Wohl konnte er nicht hoffen, je wieder zurückzukehren, nachdem er aber bereits allen Ehren der Welt entsagt, gab er jetzt sein Leben selbst hin für das Heil der Seelen. Er besaß die Tugend eines guten Ordensmannes in ungewöhnlichem Grade; seine schon in Frankreich bei vielen Gelegenheiten hervorleuchtende Heiligkeit war auch mitten in seiner gestörten Laufbahn in Canada nicht verdunkelt worden.

P. Zenobius Mambré.

Ueber das lange Ausbleiben des P. Ribourde in Unruhe versetzt, suchten ihn seine Gefährten, und boten, in der Vermuthung er habe sich verloren, Alles auf, ihn zu finden; aber immer vergebens. Da hielt Tonti es für nutzlos, weiter zu suchen, und begab sich für die Nacht an das entgegengesetzte Ufer. Am nächsten Morgen suchten sie nochmals nach ihm, und als auch jetzt ihre Bemühungen vergebens waren, setzten sie ihre Flucht fort. Nach einer langen und beschwerlichen Reise von zweihundertundfünfzig Meilen kamen sie zuletzt nach beinahe unglaublich großen Leiden und Strapazen zu den freundlich gesinnten Pottowatomie. Hier erholten sie sich ein wenig und setzten dann ihre Reise nach Green Bai fort, wo sie bei ihrer Ankunft von dem Jesuiten-Missionär daselbst, P. Enjalvan, der sie im Frühling des Jahres 1681 nach Michilinackinac begleitet hatte, freundlichst empfangen wurden, und unter seinem wenn auch niedrigen doch gastfreundlichen Dache überwinterten. Hennepin war auf seiner Fahrt den Mississippi aufwärts von den Sioux in einer Art Gefangenschaft gehalten, zuletzt aber doch freigegeben worden, und erreichte Michilinackinac über Green Bai, wo ihm von seinem Landsmanne, dem P. Pierson, ein gastfreundlicher Empfang zu Theil geworden war. Doch trafen er und Mambré nicht zusammen, da der erstere zu Ende Winters sogleich nach Niagara aufbrach, während der letztere die Rückkehr La Salle's abwartete. Und dieser berühmte Mann, durch all das Unglück, das rings um ihn sich aufthürmte, nicht muthlos gemacht, und noch immer mit dem Gedanken beschäftigt den Mississippi bis zu seinen Quellen zu erforschen, ließ nicht lange auf sich warten. Um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, kehrte er mit P. Mambré

nach St. Frontanao zurück, und schiffte sich am 28. August 1681 zu Fort Niagara ein. P. Mambré hat einen Bericht über diese Reise von dem Tage an bis zu ihrem Einlaufen in den mexikanischen Golf am 9. April 1682, wie auch über ihre Rückkehr hinterlassen, welchen wir aber, weil derselbe mehr eine Lebensbeschreibung La Salle's ist, und er selbst als Missionär nur wenig ausrichtete, hier nicht einschalten wollen. Die Taufen von zwei sterbenden Kindern waren die einzigen Trophäen seines Eifers; wohl verkündete er, zumeist durch Zeichensprache, den Arkansas den wahren Gott und pflanzte ein Kreuz bei den Taensa und ein anderes bei den Natchez auf, so den Weg für spätere Missionäre bereitend.

Auf seiner Rückkehr verließ er den Miami- (St. Joseph-) Fluß am 8. Oktober, erreichte Quebec wohlbehalten und schiffte sich nach Frankreich ein, um daselbst über den Erfolg von La Salle's Heerzug Bericht zu erstatten. Da bekam er seinen vollen Antheil an den Verläumdungen, mit welchen sein Gönner überhäuft wurde, legte aber, sobald derselbe wiederum die Ausrüstung eines Heerzuges durchgesetzt, um die Besiedelung von Louisiana zu beginnen, sein Amt als Guardian von Bapaume nieder, und begleitete ihn mit Erlaubniß seiner Obern nochmals auf diesem Zuge. Am 24. Juli 1684 segelten sie von Rochelle ab; nebst P. Mambré waren in der Begleitung La Salle's noch zwei andere Barfüßer, Maximus Le Clercq und Anastasius Douay, auch war noch ein dritter ernannt, der aber krank wurde; sie gehörten alle der Provinz vom heiligen Antonius in Artois an. Der Obere des Seminares von St. Sulpice, Herr Tronçon, sandte den Laienbruder Cavelier, Herrn Chefdeville, einen nahen Anverwandten La Salle's, und Herrn Mojülle mit. In Folge der Halsstarrigkeit des Commandeur Beaujeu ward die Flotte, auf der man den Mississippi zur See zu erreichen gedachte, von vielem Unglück betroffen und erreichte nie die Mündung des Mississippi. Wahrscheinlich war es in der Achafalaya Bai, wo sie zuerst Land sahen und von wo sie nach der Matagorda Bai (nach P. Mambré St. Louis Bai) fuhren. Da verließ ihn Beaujeu mit einem Schiffe, dem Aimable. La Salle wurde bald nachher an's Ufer verschlagen und erbaute ein Fort,

nachdem er erst mit P. Mambré, der beim Verlust des Aimable beinahe sein Leben einbüßte, das Land am Baches-Flusse erforscht und einen Platz, sechs Meilen von seiner Mündung, ausgewählt hätte.

Das war der Schauplatz seiner letzten Arbeiten. Nach einer erfolglosen Anstrengung, den verhängnißvollen Fluß zu erreichen, beschloß La Salle, mit einem Theil seiner Leute, während er die anderen in dem neuen Fort zurückließ, zu Land das Gebiet der Illinois aufzusuchen. Das war am 7. Januar des Jahres 1687. Unter den Zurückgebliebenen befanden sich P. Mambré, P. Le Clercq und Herr Chefdeville; dem letzteren war schon von Anfang die Leitung der Franzosen im Fort zugewiesen, und den Barfüßern die der Indianer-Missionen, vorzüglich die der Ceni, welche P. Zenobius bereits entworfen hatte.

Die Franzosen hörten niemals wieder von dieser unglückseligen Colonie; P. Druay sagt in seinem in Le Clercq's Werk eingeschalteten Tagebuche: „Er ist wahrscheinlich jetzt mit P. Maximus bei den Ceni," [1]) und es scheint, als ob Le Clercq selbst diese süße Hoffnung gehegt; wir wollen jedoch die spanischen Jahrbücher aufschlagen.

Im Januar des Jahres 1687 verließ Don Alonso de Leon, der Gouverneur von Coahmla, diesen Ort, um die Absichten der Franzosen auszuforschen. Er drang bis zu dem Fort vor, welches Robert de La Salle aus Palisaden und Schiffsholz erbaut hatte, das aber in Ruinen lag. In demselben und um dasselbe her fand er blos Leichname von Ansiedlern, welche von den Indianern mit Pfeilen und Keulen erschlagen worden, so wie achtzehn Stück eiserne Kanonen auf Schiffs-Lafetten. Dieses traurige Schauspiel, das sich seinen Angen bot, betrübte und bekümmerte ihn sehr. Obgleich die Indianer die That läugneten, hatten sie doch, wie er von einigen, welche dem Blutbade entkamen, hörte, alle Bewohner des Fort getödtet, deren Waffen und Kriegsvorrath vernichtet, das Fort ausgeplündert und ihren Sieg mit Tänzen, Spielen und Gesängen gefeiert. Die spanischen Soldaten beerdigten mit Thränen in den

---

[1]) **Le Clercq**. vol. 2, p. 376.

Augen die zerstreuten Ueberreste und kehrten dann mit den wenigen Franzosen, welche die Ermordung ihrer Landsleute überlebt, nach Coahuila zurück.[1])

P. Zenobius Mambré oder Membré war nach Hennepin[2]) zu Lapaume in Artois und P. Le Clercq zu Lille geboren; der erstere war nach seiner Ankunft auf amerikanischem Boden fast der stete Begleiter La Salle's, und der letztere in den Jahrbüchern Neu-Frankreichs nicht unbekannt; er hatte fünf Jahre lang als thätiger und arbeitsamer Missionär zu Anticoste und auf den sieben Inseln unweit des Meerbusens des St. Lorenz gewirkt. Beide hatten ein höchst erbauliches Leben geführt und in Gefahren die apostolischen Männern zukommende Unerschrockenheit und Standhaftigkeit an den Tag gelegt.

Ueber Herrn de Chefdeville kann ich nichts weiter finden, als daß er mit La Salle verwandt war.

So viel über die Missionsthätigkeit der Barfüßer, welche den Chevalier Robert de La Salle auf seinen Heerzügen begleiteten. P. Mambré hat ein Tagebuch hinterlassen, in welchem er seine erste Reise nach Creve Coeur, und seine zweite, auf welcher er den mexikanischen Golf erreichte, beschreibt. Nächst den Tagebüchern des P. Marquette aus der Gesellschaft Jesu ist es das werthvollste Denkmal der frühesten Geschichte des Mississippi-Thales. Dieses, so wie P. Anastasius Douay's Erzählung La Salle's letzter Reise bilden den bei weitem werthvollsten Theil von Le Clercq's Werk, welches betitelt ist: „Die erste Gründung des Glaubens in Neu-Frankreich.“

Wenn wir das traurige Ende La Salle's betrachten,[3]) können wir blos bedauern, daß sein Blut so nutzlos vergossen wurde, und daß wir ihn nicht denjenigen, welche für den Glauben fielen, beizählen können, wie so viele Mitglieder eines Ordens, welchem er viele Jahre angehört hatte. Hätte er in seinem Berufe ausge-

---

[1]) Ensayo Cronol.

[2]) Voyage du Missisippi. 1720, p. 204.

[3]) Er kam auf dem Landwege von Texas nach den Illinois um.

harrt, würde er ein Missionär geworden sein, wie selbst diese Gesellschaft nur wenige aufzuzeigen hat; allein leider verließ er dieselbe, und seine ganze spätere Laufbahn scheint bloß ein Kampf gegen Gott gewesen zu sein. Alles, was immer menschenmöglich ist im Unglücke, hat La Salle erreicht, allein er war nicht an dem Platze, wo Gott ihn haben wollte, er mühte sich ab und rang und kämpfte vergebens in einem Berufe, den er nicht hatte, und ging elend durch die Hände seiner eigenen Leute zu Grunde.

Gefangenschaft

des

P. Peter Milet

aus der Gesellschaft Jesu,

unter den Oneida vom Juni des Jahres 1689 bis zum Oktober des Jahres 1694.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Uebersicht der Irokesen-Mission vom Jahre 1632 bis zum Jahre 1683.

Die Irokesen-Mission begann, wie wir gesehen haben, mit der Gefangenschaft des P. Jogues, und wurde im Jahre 1646 zuerst als ein besonderes Arbeitsfeld von demselben berühmten Missionär in Angriff genommen. Sein Tod vereitelte eine Zeit lang die Hoffnungen des christlichen Unternehmens, und erst nach der kurzen Gefangenschaft des P. Poncet im Jahre 1652 schien die Bekehrung der Irokesen wieder möglich zu werden.

Der wirkliche Gründer derselben ist ohne Zweifel P. Simon Le Moyne, der Entdecker der Salzquellen von Onondaga und der erste, welcher den Handelsverkehr zwischen New-York und Canada eröffnet, gleich wie P. Douillettes es zwischen Canada und den Vereinigten Provinzen von Neu-England gethan.

Im Jahre 1654 besuchte Le Moyne Onondaga zum ersten Male; ihm folgten P. Chaumonot und P. Dablon, und eine regelmäßige Mission, St. Maria von Ganentaa, wurde am Onondaga-See gegründet. Auf dieser Mission waren sieben Patres aus der

Gesellschaft Jesu thätig, welche ihre apostolischen Reisen von St. Maria aus nicht blos in das benachbarte Dorf Onondaga, sondern auch bis zu den Cayuga, den Seneca und den Oneida ausdehnten. Doch wurden diese Missionen zerstört durch eine allgemeine Verschwörung der Stämme zur Vernichtung der Missionäre und ihrer französischen Begleiter, welche fast wie durch ein Wunder dem schon drohenden Marterpfahl und Scheiterhaufen entgingen. Das war im März des Jahres 1658. Diese erste Mission dauerte also kaum vier Jahre, während welchen die Missionäre den Glauben der von den Irokesen in Gefangenschaft gehaltenen christlichen Huronen belebten, und fünfhundert Kinder und viele Erwachsene, fast alle in Todesgefahr tauften.

Mittlerweile war P. Le Moyne nicht müßig; ein anderer Bezirk war noch zu besuchen. Bald sahen ihn als Ondessonk, der Name ihres ersten Apostels, welchen die Indianer nach dem Tode des P. Jogues Le Moyne gegeben, die Forts des Mohawk. Zuerst im Sommer des Jahres 1655, und abermals im Jahre 1656 kurz nach dem Tode des P. Garreau; doch waren dies blos flüchtige Besuche. Im August des Jahres 1657 brach er abermals nach dem Mohawk auf, um daselbst zu überwintern, und verweilte da in steter Gefahr und unfähig als Missionär, etwas anderes zu thun, als den Huronen die Tröstungen der Religion zu spenden, bis zum Monate Mai. Er besuchte auch Albany und New-York, und erfreute sich, gleich seinen Vorgängern, der Gastfreundschaft von Megapolensis, des schätzbaren Predigers dieser Ansiedelung, sowie anderer Personen von Bedeutung.

Der Krieg, welcher im Jahre 1658, nachdem die Missionäre New-York verlassen, ausbrach und das St. Lorenz-Thal verheerte, machte jeden Versuch zur Bekehrung der Irokesen unmöglich. Sie mußten selbst die ersten Schritte thun; und zum Erstaunen und zu nicht geringer Verlegenheit des französischen Gouverneurs machte ein freundlich gesinnter Häuptling im Jahre 1661 ihm Vorschläge zum Frieden und zur Befreiung der zu Onondaga in Gefangenschaft schmachtenden Franzosen unter der Bedingung, daß ein Schwarzrock mit ihm komme. Da die treulosen Irokesen schon so viele Mis-

sionäre abgeschlachtet, so schien die Erlaubniß, mitzugehen, eben so viel zu heißen, als eine Sendung zum Marterpfahl. Le Moyne aber dachte nicht so; und der glücklichste Tag seines Lebens war der, an welchem er zum fünften Male nach den Dörfern der Irokesen aufbrach. Zwar gab er die Hoffnung auf, seine Mitbrüder wieder zu sehen, allein er hing nicht am Leben und schiffte sich somit furchtlos im Juli des Jahres 1661 ein. Zu Onondaga ward er bewillkommt von Garacontie, einem freundlich gesinnten Häuptling, welcher vorzüglich den Frieden angebahnt hatte, und der von da an bis zu seinem im Jahre 1676 erfolgten Tode eine hervorragende Stelle als der standhafte und treue Freund des Christenthums und der Civilisation in den Jahrbüchern New-Yorks einnimmt.

Hier blieb nun Le Moyne, als Pfarrer von drei Kirchen, einer von gefangenen Franzosen, einer zweiten von gefangenen Huronen und zuletzt einer dritten von freien Irokesen, denn das Beispiel der Huronen hatte doch zuletzt einige derselben zur Annahme des Glaubens bewogen. Wohl war seine Lage nicht ohne Gefahren; noch immer wurde der Krieg fortgesetzt, und während man in Onondaga seinem Leben nachstellte, wurden zu Montreal zwei Priester von den Irokesen ermordet; allein er setzte seine Arbeiten nicht blos zu Onondaga, sondern auch zu Cayuga fort, bis eine Auswechselung der Gefangenen zu Stande kam. Da kehrte er, nicht länger mehr ein Geißel, im August des Jahres 1662 nach Montreal zurück, wo er nur den rechten Augenblick zur Rückkehr abwarten wollte, um das Missionshaus zu St. Maria von Ganentaa wieder aufzubauen. Allein der Krieg wollte kein Ende nehmen, und obgleich er im Jahre 1664 um die Erlaubniß anhielt, zurückzukehren, ward ihm diese nicht gegeben, und er starb bald nachher von Jahren und Mühen gebleicht.

Garacontie's Bemühen, einen allgemeinen Frieden zu Stande zu bringen, sollte nicht von Erfolg gekrönt werden; erst als der Vicomte de Tracy, Vicekönig von Neu-Frankreich, mit einer von Frankreich gebrachten Heeresmacht das Land der Mohawk verheerte, sollte der Friede zu Stande kommen. Jetzt begehrten sie Glaubensboten, und im Juli des Jahres 1667 brachen die Patres Fremin, Bruyas

und Pierron nach dem Mohawk auf, und erreichten wohlbehalten Gandawagué, das Dorf, in welchem P. Jogues getödtet worden war. Zwei Dritttheile der Bevölkerung in diesen Gegenden waren Huronen und Algonquin, die sich lange schon nach den Tröstungen ihres Glaubens sehnten. Jetzt wurde eine regelmäßige Mission von P. Fremin am Mohawk begonnen, während Bruyas im September nach den Festen der Oneida eilte, um die Mission von St. Franz Xaver zu gründen, und bald traf noch ein anderer Missionär, P. Garnier, ein, der sich durch das Gebiet der Mohawk und Oneida nach Onondaga begab. Durch die inständigen Bitten Garacontie's sah er sich genöthigt, hier zu bleiben; man baute eine Kapelle und sandte nach Quebec, um einen Gefährten für Garnier zu erhalten. P. Peter Milet wurde abgesandt mit P. Stephan de Carheil, der zu den Cayuga, welche einen Schwarzrock verlangten, hätte gehen sollen. Noch war ein anderer Bezirk übrig, und als P. Pierron am 7. Oktober des Jahres 1668 von Quebec zurückkam, überließ er P. Fremin die Leitung der Mohawk-Mission und brach am 10. nach den entfernten Dörfern der Seneca auf, wo die Christengemeinde von St. Michael seine Dienste in Anspruch nahm.

So bestanden im Jahre 1668 Missionen unter allen Irokesen-Stämmen, und nicht blos in New-York, sondern selbst nördlich vom Ontario-See, wo die Cayuga eine Niederlassung gegründet. Da folgten zwei Sulpitianer, die Herren Fenelon und Trouve, den Jesuiten nach und begannen die Irokesen-Mission am See.

Hiermit wird der zweite Zeitraum der Missionen in New-York eröffnet, welcher sich bis zur Zeit des englischen Gouverneurs Dongan erstreckt, durch welchen, wie wir sehen werden, die Zerstörung der Missionen herbeigeführt und alle Hoffnung auf deren Wiederherstellung durch die Treulosigkeit des französischen Befehlhabers vernichtet wurde. Während dieser Zeit arbeiteten die bereits erwähnten Missionäre mit allem Eifer und mit wechselndem Erfolg an der Bekehrung der Stämme. Ihre größte Ernte, ein auffallender Beweis von Gottes unerforschlichen Rathschlüssen, war in den Dörfern der Mohawk, des wildesten von allen Stämmen; dann kamen die Seneca, und diese beiden Stämme waren bald weiterer Arbeiter be-

nöthigt, so daß P. Rafeix zu den Seneca und P. Boniface zu den Mohawk gesandt wurden. Die anderen Stämme gaben wenig Aussicht auf Erfolg, selbst Onondaga täuschte die Anfangs gehegten schönen Hoffnungen, und wenn auch die Frauen dieses Stammes noch immer ihren Stolz darein setzten, das Kreuz auf ihrer Brust zu tragen, haben die Onondaga doch nie als ganzer Stamm Ihn anerkannt, der für uns am Kreuze gestorben. Wohl ward Garacontie ein demüthiger Nachfolger des Kreuzes, allein seinem Beispiele ward nicht nachgefolgt, und mit Ausnahme Caugharrwaga's, das P. Boniface zu einem christlichen Dorfe machte, blieben die andern Dörfer meistens heidnisch, und die in denselben zerstreuten Gläubigen hatten keine geringe Verfolgung und Aergernisse aller Art zu ertragen. Das führte zu einem neuen Schritt; die unterdrückten Christen beschlossen, ihre heimathlichen Dörfer zu verlassen und sonstwo die ihnen zu Hause versagte Freiheit zu suchen; die französische Colonie bot ihnen einen Zufluchtsort, und die Jesuiten gründeten auf ihren Ländereien von Caprairie de la Madeleine das erste christliche Irokesendorf, St. Franz Xaver de Prez.

Die zwei de Lamberville und P. Vaillant de Gueslis kamen später auf das Feld. Die erstern waren die letzten Missionäre unter den Stämmen während des Zeitraumes, von dem wir sprechen.

Diese etwas ausführliche Einleitung wird dazu dienen, uns eine klarere Vorstellung von dem Ereigniß zu geben, das wir jetzt erzählen wollen.

Zweites Kapitel.

Dongan und Denonville. — Die Lamberville. — Treulosigkeit der Franzosen. — Edelmuth der Onondoga. — Gefangennahme Milet's.

Trotzdem, daß die Missionäre stets in Gefahr und manchmal sogar zum Tode verurtheilt waren, arbeiteten sie doch unermüdet weiter und erhielten, voll Hoffnung auf die endliche Bekehrung der Irokesen, ihre Kapellen aufrecht. Diese Hoffnung jedoch wurde von einer Seite her vereitelt, von der sich am allerwenigsten ein feind-

seliges Auftreten erwarten ließ. New-York, jetzt eine englische Colonie, gehörte dem unglücklichen Jakob, bald nachher König von England; selbst Katholik, sandte er zuletzt als Gouverneuer in diese Provinz den Obersten Karl Dongan, einen Katholiken, der lange Zeit in französischem Kriegsdienste gestanden. Dongan war, was bei seinen holländischen und französischen Vorgängern nicht der Fall war, ein unternehmender und fähiger Mann, der, sobald er seinen Posten in New-York übernommen, den politischen Irrthum der Engländer erkannte, daß sie die Franzosen nach Westen an beiden Seiten des See's sich ausbreiten und ihre Posten bis zur Mündung des Mississippi vorschieben ließen. Nach seiner Ansicht konnte die Conföderation der englischen Colonieen, welche durch die Eroberung von New-York sich jetzt vom Kennebec bis nach Florida ausdehnte, blos dadurch gesichert werden, daß der Mississippi und die großen Seen im Norden ihre Grenzen wurden. Erst beabsichtigte er, in den Besitz Mackinaw's, das der Kanal des westlichen Handels war, zu gelangen, und die Irokesen von den Franzosen abwendig zu machen. Das letztere war nicht so leicht, so lange die Missionäre unter ihnen waren, und als Katholik konnte er sie nicht vertreiben; glückte es ihm, englische Patres zu erhalten, würde ihm dadurch ein doppelter Dienst erwachsen sein, denn die Indianer würden so ihren Glauben behalten und die neuen Missionäre eben so der Kolonisten Zuneigung erlangen, als die jetzt unter ihnen befindlichen ihren Verdacht sich zugezogen. Somit schürte er auf alle Weise die Flamme der Zwietracht zwischen den Indianern und den Franzosen, während er zu gleicher Zeit gegen einen Einfall in das Gebiet der Irokesen als englischen Grund und Boden protestirte. Die Franzosen verachteten diese lächerliche Beschuldigung, und de la Barre zog erst ohne Erfolg und darauf Denonville erfolgreicher mit einer Streitkraft gegen die Seneca. In dieser Zeit der Gährung wurden aber die Missionen sehr gestört: von den Seneca zogen sich die Patres zuerst zurück, Carheil wurde im Jahre 1684 von Cayuga vertrieben, Milet traf mit de la Barre in Hunger-Bai zusammen, P. Boniface war seinem rastlosen Eifer zum Opfer gefallen, die andern Missionäre bei den Mohawk mußten diesen Stamm verlas-

sen, und so wurden blos die Patres Johann und Jakob de Lamberville zurückgelassen, um das große Werk, die Irokesen zum Christenthum zu bekehren, aufrecht zu halten. Als die Aussichten auf Krieg immer mehr sich verschlimmerten, ließ P. Johann seinen Bruder als Geißel zurück und eilte nach Quebec, um da alles ihm nur immer Mögliche aufzubieten, den Sturm abzuwenden. Das Wohl seiner Mission, die er dauernd zu gründen suchte, lag ihm allein am Herzen; ihn beeinflußten keine politischen Gründe, und seinen Landsleuten natürlich anhängend, suchte er bei ihnen die Hilfe, welche er nothwendig hatte.

Seine Abwesenheit schien Dongan der geeignete Augenblick zu sein, seine Pläne durchzuführen; schon war ein englischer Jesuit in New-York angekommen, und andere sollten folgen. Da begehrte er die Auslieferung des jüngern de Lamberville von den Onondaga; allein der Stamm lehnte sie ab. Doch waren ihre Kriegsbanden, durch seine Berichte irre geführt, als rücke Teiorhensere, der ältere de Lamberville, an der Spitze einer französischen Streitmacht heran, im Felde, als dieser ganz allein ankam. Seine offene Ansprache, sein gewinnendes Wesen und seine bekannte Redlichkeit gewannen sie bald wieder für Frankreich, und so kehrte er in aller Eile wieder zu Denonville zurück, um ihn der Neutralität der Onondaga zu versichern. Hier schloß sich seine politische Sendung, und er kehrte nun wieder, mit einem von Politik nicht beunruhigten Herzen, in seine Hütte zu Onondaga zurück.

Sein Bruder war zurückberufen worden, und nun sollte er allein in beständiger Lebensgefahr unter den betrunkenen Kriegern, die an seine Thüre taumelten, dazu ein Gegenstand der Eifersucht und des Verdachts bei den Behörden von New-York, mit Feinden ringsum, diese verzweifelte Mission leiten, an die er sich bis zuletzt klammerte, da er weniger den Tod, als eine Trennung von seinen Neubekehrten fürchtete.

Armer Pater! Wehe dir, daß du, als du so allein gegen Onondaga zogst, durch einen Akt barbarischer Verrätherei, wie nur jemals treulose Irokesen sie geübt, hintergangen werden solltest, und daß ein katholischer Statthalter mit deinem Leben sein Spiel treiben könnte!

In seinen Verhaltungsbefehlen an den Gouverneur hatte der König von Frankreich die Sendung von gefangenen Irokesen auf die französischen Galeeren verfügt. Denonville, dem es nicht gelang sie im Krieg zu bekommen, nahm seine Zuflucht zum Verrath: durch P. de Lamberville ließ er die Irokesen-Häuptlinge zu einem Rathfeuer in Cataracuy einladen, um, wie er vorgab, gewisse Angelegenheitrn zu verhandeln, nachdem er vorher die Barfüßer in diesem Fort bewogen, ihren Posten eine Zeit lang an P. Milet abzutreten, um nöthigenfalls den Dolmetscher zu machen.

Mit Freuden willfahrten die Häuptlinge Teiorhensere, und begaben sich im Frühling des Jahres 1687 nach Cataracouy; aber kaum hatten sie das Fort betreten, als sie ergriffen und in Ketten nach Frankreich geführt wurden. Wie ein Donnerschlag kam die traurige durch schnelle Läufer überbrachte Kunde über die Stämme, — allgemeine Entrüstung, Alles athmete nur Rache; und de Lamberville war allein, Allem preisgegeben! Der feige, elende Gouverneur hatte sich nicht entblödet, den Diener Gottes zum unbewußten Werkzeuge seiner niedrigen Treulosigkeit zu machen, und einen Priester einem grausamen Tode auszusetzen.

Wäre er unter tausend Streichen der Streitaxt gefallen, oder durch noch schrecklichere Martern, als je einer unserer Blutzeugen erduldet, um's Leben gekommen, so wäre das gar nicht zu verwundern; aber staunen müssen wir, wenn wir zwischen den Sachem von Onondaga und dem Gouverneur von Neu-Frankreich einen Vergleich ziehen. Sie ließen den letzten Missionär zu sich kommen, und nach bittern Anklagen gegen den Gouverneur fuhr der Sprecher also fort: „In jedem Betracht, Teiorhensere, wären wir gerechtfertigt, wenn wir Dich als Feind behandelten; und doch können wir es nicht über uns gewinnen. Wir kennen Dich zu gut, und sind überzeugt, daß Dein Herz keinen Theil gehabt haben kann an dem Verrathe, den Dein Volk an uns begangen; auch sind wir nicht so ungerecht, Dich für ein Verbrechen zu bestrafen, dessen wir Dich unschuldig glauben. Ohne Zweifel verabscheuest Du es nicht minder, als wir, und es erschreckt Dich nun, daß Du sein Werkzeug gewesen bist. Aber es wird nicht angehen, daß Du länger hier ver-

weilest; nicht Alle würden Dir vielleicht gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen; haben unsere jungen Krieger erst einmal das Kriegslied gesungen, dann werden sie in Dir nur noch den Verräther erblicken, der unsere Häuptlinge einer harten und entehrenden Sklaverei überliefert hat. Ihr Ohr wird nur der Wuth offen sein, und davor könnten wir Dich nicht retten. Darum flieh', Teiorhensere, flieh'!"

Dabei ließen sie es aber nicht bewenden; sie gaben ihm auch Führer und sicheres Geleit, welche ihn unversehrt zum nächsten französischen Gränzposten brachten, und dann zurückkehrten, um ihre Streitäxte zum Kriege zu schärfen und den Kriegstanz der Rache mitzutanzen.

Der letzte Missionär hatte das Land der Irokesen verlassen, aber bald sollte ein anderer als Gefangener dahin gebracht werden.

Jetzt wurde der Krieg blutiger als je geführt, und wenn auch, wie bereits erwähnt, Denonville in das Land der Seneca einfiel, half dieß doch wenig; alle französischen Forts waren belagert. Im Juni des Jahres 1689 wurde Fort Frontenac oder Cataracouy berennt, und auf beiden Seiten fielen bei dem unregelmäßigen Angriff Viele; da riefen die Indianer nach einem Missionär, um einem christlichen Krieger, der unter den Mauern des Fort gefallen sei, im Tode beizustehen. Die Gefahr nicht beachtend, welcher er sein Leben mitten im Feuer aussetzte, eilte P. Milet aus dem Fort; dies war aber blos eine List, ihn in ihre Hände zu bekommen; er wurde augenblicklich ergriffen und als Gefangener festgehalten. Er fiel in die Hände einer Kriegsbande der Oneida, die der Dienste, welche er ihnen während seines Aufenthaltes bei ihnen erwiesen, uneingedenk, ihn als Gefangenen behandelten und die vorläufige Marter an ihm vollzogen. Man brachte ihn an seinen frühern Missionsort und verurtheilte ihn dort zum Tode. Schon erhob sich der Pfahl und P. Milet war bereit, das Opfer zu bringen, als Gott das Herz einer einflußreichen Matrone rührte; sie verlangte den Gefangenen, nahm ihn zum Sohne an und rettete so sein Leben. Hier blieb er bis zum Oktober des Jahres 1694 als Sklave und doch als Missionär. Seine erste Mission unter den Irokesen war zu Onondaga gewesen, wo er vom Jahre 1667 bis 1671 ge-

arbeitet, von der Zeit an aber bis zu seinem Weggehen im Jahre 1684 hatte er fast beständig zu Oneida sich aufgehalten. Er hatte daselbst den Götzendienst Areseois abgeschafft, und einige Häuptlinge und viele Frauen gewonnen, so daß er bei seiner Abreise eine Kirche von Huronen und Oneida zurückließ, die im Glauben gut unterrichtet waren, und deren Frömmigkeit durch eine Bruderschaft der heiligen Familie, welche er im Jahre 1675 unter ihnen eingeführt, aufrecht erhalten wurde. Obgleich Gefangener zählte er somit viele Freunde, und obgleich die Franzosen seine Befreiung nicht erwirken konnten, vermochten doch auch die Engländer, welche seine Anwesenheit in New-York mehr fürchteten, als eine Armee von Franzosen, (so groß ist die Macht des Vorurtheils) nicht die Oneida dazu zu bringen, den P. Milet in ihre Hände auszuliefern. Obgleich die Oneida mehre Male, wenn französische Gefangene eingebracht wurden, einen Pfahl für ihn herrichteten, siegte doch ihre alte Anhänglichkeit obwohl er immer bei ihren dem Tode geweihten Opfern im Kreise stand, um die sie mit wildem Gejauchze und höllischem Geheule herumtanzten. Ohne Zweifel war er hier sicherer, als in den Händen der Engländer, welche ihn nach dem Tode Jakobs des II. hingerichtet hätten. Die Ermordung eines Theiles von dem Gefolge des Ritters d'Eu zu Onondaga war von den Engländern angezettelt worden, weil sie vermutheten, einer von den beiden Lamberville befinde sich darunter, und Milet hätte so die seinem Mitbruder und Mitarbeiter auf dem Felde der Missionen zugedachte Todesstrafe erlitten. Dies geht augenscheinlich aus englischen Dokumenten hervor.

Doch entging er allen diesen Gefahren und hatte im Juni des Jahres 1693 den Trost, Tareha, einen Häuptling, in seiner Hütte zu sehen, der gerade im Begriffe war nach Quebec aufzubrechen, um einen Austausch der Gefangenen zu Stande zu bringen. Ein Schreiben des P. Milet's verschaffte ihm daselbst so günstige Aufnahme bei den französischen Behörden, daß er im September schon wieder in Begleitung der Matrone, welche P. Milet adoptirt hatte und die den großen Häuptling der Franzosen sehen wollte, nach Quebec ging. Sie ward, weil sie schon unterrichtet war, getauft und blieb

zu Sault St. Louis. Doch brachte Tareha keinen Frieden zu Stande; erst im folgenden Jahre wurde derselbe von den Oneida, die durch die christlichen Häuptlinge Teganissoren und Garakontie II. dazu bestimmt worden waren, abgeschlossen. Jetzt legten Alle die Waffen nieder, und bald ward P. Milet von einer Schaar Oneida nach Sault St. Louis geleitet, von wo er ohne Verzug sich zu seinen Obern nach Quebec begab.[1])

---

[1]) **De Belmont**, Memoires; — De la **Potherie** Histoire de la Nomulle France. **Charlevoix**, vol. 2, p. 131—143. — **Doc**. Hist. NYK. vol. I, p. 235 und vol. 3. — Wie P. Charlevoix uns versichert, war P. Milet im Jahre 1705, zur Zeit der Ankunft dieses Geschichtschreibers, noch am Leben, wie er auch mehre Jahre nachher noch lebte.

Stephan te Ganonakoa, Franziska Gonannhatenha
und
Margaretha Garangonas

von ihren heidnischen Stammesgenossen, den Irokesen, um des Glaubens willen getödtet in den Jahren 1690, 1692 und 1693,[1])

und

Stephan Hooniventsionta-wett,

getödtet um dieselbe Zeit.

In einem jener Gesichte, mit welchen Gott den P. Jogues begnadigte, wenn er alles menschlichen Trostes beraubt war, wurde ihm die Bekehrung vieler Irokesen angedeutet. Er sah das Lamm, das geschlachtet worden, und über demselben mit leuchtenden Buchstaben die Worte: „Sie werden Deinen Namen preisen." Dies erfüllte sich in der That in den Früchten, welche nachkommende Missionäre ernteten, in der jungfräulichen Reinigkeit einer Katharina Tegahwita, in dem Gluteifer Garonhiagoue's und Hoandoron's, in der wahren ächten Frömmigkeit eines Daniel Garankontie und zuletzt noch in dem durch Stephan, Franziska und Margaretha, die wir von der heldenmüthigen Schaar, welcher sie im Tode so ähnlich

---

[1]) **P. Claude Chauchetiere**, aus der Gesellschaft Jesu, Missionär zu Laprairie, welcher die Geschichte seiner Mission und ein Leben der Katharina Tegahkwita schrieb, die noch vorhanden sind. Diesen entnahm P. Cholencé die Briefe in den Lettres Edifiantes, um Beauharnois zufrieden zu stellen, welcher deren Veröffentlichung in Frankreich wünschte. Sie bilden auch die Grundlage zu Charlevoix's Notiz in seinem Anhang.

wurden, nicht ausschließen können; sie alle vergossen ihr Blut um des Glaubens willen.

Wir haben bereits die Gründe angegeben, welche zur Gründung der Mission von St. Franz Xavier unweit Montreal führten. Wie es gewöhnlich in solchen Fällen vorkömmt, waren diejenigen, deren Verfolgung und Schwelgereien die Katholiken genöthigt hatten, freiwillige Verbannung als das einzige Mittel zur Erhaltung ihres Glaubens zu wählen, jetzt auch wieder die ersten, sie in ihrer neuen Heimath zu beunruhigen. So lange Garonhiagué und der große Mohawk-Häuptling, die christlichen Stützen dieser Mission, am Leben waren, verhüteten sie nicht blos jeden Angriff auf dieselbe, sondern zogen auch noch Viele zu sich herüber; allein mit ihrem Tode war dieses Bollwerk gefallen, und so beschlossen die Heiden, ihre Stammesgenossen zu nöthigen, vom Glauben abzufallen, indem sie dieselben all den Qualen unterwarfen, welche ihre Feinde von ihren Händen zu erdulden hatten. Dieses allein schon zeigt die Wuth, von welcher sie beseelt waren, eine Wuth, welche der Feind alles Guten allein ihnen eingeben konnte, denn es war etwas Unerhörtes, daß einem Indianer je eine solche Behandlung von Seite seines Stammes zu Theil geworden; Zauberei wurde mit einem Hiebe der Streitaxt bestraft, allein nie wurde der derselben Beschuldigte an den Pfahl gebunden.

Der erste Eingeborne von New-York, dem das glorreiche Vorrecht ward, sein Leben in Vertheidigung des Glaubens zu lassen, war Stephan te Ganonakoa. In welchem Bezirke er geboren und aufgebracht wurde, konnte ich nicht ausfindig machen, wahrscheinlich aber bei den Mohawk; doch wissen wir, daß er sich daselbst durch seine eheliche Treue auszeichnete, eine Tugend, die dort, besonders seitdem sie ihre holländischen Nachbarn mit Feuerwasser versehen, beinahe unbekannt war. Diese so wie andere Tugenden machten ihn zu Annahme des Christenthums geneigt, zu welchem Zwecke er in Begleitung seines Weibes und seiner sechs Kinder nach der Mission von Laprairie sich begab. Bei seiner Ankunft war sein erstes, um die heilige Taufe für sich und seine Familie zu bitten. Sie wurden somit unterrichtet, und nach der gewöhnlichen langen Prüfung durch das Sakrament

der Wiedergeburt in die christliche Gemeinschaft aufgenommen. Jetzt waren seine Tage durch eine zarte Frömmigkeit geheiligt, welche ihn die Pflichten eines christlichen Gatten und Vaters mit strenger Treue erfüllen ließ. Wohl wissend, daß die furchtbarste Rechenschaft, welche der Mensch vor dem Richterstuhle Gottes einst zu geben hat, diejenige christlicher Eltern über die Erziehung ihrer Kinder sei, begnügte sich Stephan nicht, wie so viele, seine Kleinen in die Schule und in die Kirche, wie auf einen Markt, zu schicken, sondern folgte ihnen in allen ihren jugendlichen Pflichten und pflanzte dieselben, mit Wort und Beispiel vorangehend, tief in ihre jugendlichen Herzen und Gemüther ein.

Im August des Jahres 1690 zogen Stephan, seine Frau und ein anderer Indianer auf die Herbstjagd, und ließen ihre Kinder unter der Obhut ihrer Schwägerin, einer Frau, die wohl werth war, einer solchen Familie anzugehören. Da wurden sie von einer Abtheilung von vierzehn Cayuga überrascht, augenblicklich ausgeplündert und als Gefangene gefesselt. Dann führten sie dieselben in das Innere von New-York und kamen bald mit ihnen zu Onondaga an. Sobald es bekannt wurde, daß die Gefangenen Christen seien, strömte Alles aus dem Dorfe hinaus und in ihrer teuflischen Gier, sie zu sehen, gingen sie ihnen eine bedeutende Strecke entgegen. Bald war auf dem Wege eine doppelte Reihe von Männern, Frauen und Kindern gebildet, die wie zu einem Feste geschmückt und mit Keulen, Messern und mit andern Marterwerkzeugen bewaffnet waren. Stephan hatte schon gleich Anfangs vorausgesehen, daß man ihn tödten würde, und auf ihrem Eilmarsche vom St. Lorenzo nach Onondaga beständig seine Frau ermahnt, ihrem Glauben treu zu bleiben und ihre Kinder fromm zu erziehen. Beim Anblick der furchtbaren Schlacht-Reihe, die ihm entgegen kam, blieb er unerschrocken, und als ein Indianer ausrief: „Bruder, du bist des Todes, gib dir blos selbst die Schuld; du hast uns verlassen, um mit den christlichen Hunden zu Caughnawaga zu leben," entgegnete der glaubenstreue Stephan: „Ich bin ein Christ, und bin stolz auf diesen Namen. Thuet mit mir, was ihr wollt, ich fürchte weder euere Martern noch euere Flammen. Freudig gebe ich mein Leben hin für

einen Gott, der sein Blut für mich vergossen." Dadurch gereizt fielen sie über ihn her, und während einige ihm das Fleisch von seinen Armen, Beinen und seinem Rücken schnitten, rissen andere ihm die Nägel aus oder schnitten ein Stück von seinen Fingern ab. Dann trat eine augenblickliche Ruhe ein, denn er gab kein Zeichen von Feigheit kund. „Bete!" schrie nun einer seiner Peiniger. „Ja," sprach Stephan, „das will ich;" und seine gefesselten Hände erhebend, machte er, so gut er konnte, das heilige Kreuzzeichen, die dabei üblichen Worte laut aussprechend. Da brach ein Wuthgeschrei aus der Menge, man schnitt ihm die noch übrigen Finger zur Hälfte ab. „Bete nun!" gellte es aus dem Kreise der wüthenden Wilden — und nochmals erhob er die Hand zur Stirne und bekreuzte sich. Da hackten sie alle seine Finger ab, nur den blutigen Handstumpf übrig lassend. Zum dritten Male forderte man ihn trotzig heraus, zu beten; und zum dritten Male erhob er furchtlos seine verstümmelte Hand, um seinen Glauben und seine Hoffnung zu bekennen, da ward sie ihm ganz abgehackt und, wie um das verhaßte Zeichen zu vertilgen, wo sie Stirne, Achseln und Brust berührt, jedwede Stelle mit Messern zerschlitzt.

Jahre waren vergangen, seit der gute Renatus um dieses heiligen Zeichens willen war hingeschlachtet worden, und obgleich Garacontié sterbend seine Stammesgenossen geheißen, ein mächtiges Kreuz auf seinem Grabe aufzupflanzen, auf daß Jedermann sehen könne, Garacontié habe als Christ gelebt, war dieses Zeichen den Irokesen über Alles verhaßt geblieben. In der Skizze des Martertodes der Franziska werden wir ein anderes Beispiel davon finden, aber auch die erhabene, einer Liebhaberin des Kreuzes Christi würdige Antwort dieser christlichen Heldin hören. In der Kirchengeschichte New-Yorks ist das Kreuz mit Allem, was groß und edel ist, verbunden, und scheint es vor Allen andern das auserwählte Zeichen des Katholizismus in diesem Staate zu sein ehe P. Jogues New-York betrat, sah Brebeuf am Niagara über diesem Staate ein leuchtendes Kreuz, groß genug, alle die Jesuiten, welche durch die Hände der Irokesen fielen, aufzunehmen; Jogues selbst, ein Mitbürger des Kreuzes, wie er sich nennt, sah seinen Gefährten, weil er dieses heilige Zeichen machte,

vor seinen Augen erschlagen; er pflanzte das Kreuz in unsere Wälder, schnitt es in die uralten Bäume ein und sang an unseren Strömen seine Litanei vom Kreuze; auch das Knäblein-Marthyrer ward an's Kreuz geheftet, und die Blutzeugen, von welchen wir, als in diesem Staate gemartert, zunächst sprechen werden, ließen ihr Leben für das Kreuz, wie denn auch noch heut zu Tage der Irokese, der verbannte Sohn New-Yorks, in seiner Heimath am St. Lorenzo für einen Christen keinen anderen Namen hat, als „Einer, der das Zeichen des Kreuzes macht."

Als Stephan so seinen Glauben bewährt hatte, wurden die Gefangenen eiligst in das Dorf getrieben, wo bereits ein ungeheurer Scheiterhaufen brannte, um die Steine, womit die Marter fortgesetzt wurde, glühend heiß zu machen. Man zwang diese dem Dulder zwischen die Beine und unter die Armhöhlen, wo sie zischten und brannten, bis sie im verbrannten Fleische auslöschten. Alles dieses duldete er, ohne daß ein Seufzer über seine Lippen kam, und als man ihm sein Sterbelied singen hieß, stimmte er einen Bittgesang an, den er unter dem Missionskreuze singen gelernt. Durch seine Standhaftigkeit gereizt stieß ihm einer seiner Peiniger einen Feuerbrand in den Hals und erhob den Ruf, „an den Pfahl." Sofort an den Pfahl gebunden, betrachtete er ruhig die Vorbereitungen zur letzten Scene und rief aus: „Genießt die Freude, mich zu verbrennen, schont meiner nicht, meine Sünden verdienen größere Leiden als ihr mir anthun könnt; je größer meine Marter hier, desto kostbarer wird meine Krone im Himmel sein!" So herausgefordert fügten sie bald neue Juwelen in seine Krone der Glorie; ein jeder trachtete, ihn auf die ausgesuchteste Weise zu peinigen, und die schärfsten und heftigsten Qualen ihm anzuthun, ohne jedoch einen Lebenstheil zu verletzen. Bewegungslos stand er da, wie andere Glaubenszeugen vor ihm, seine Augen gen Himmel erhoben, seine Seele ganz verzückt im Gebete. Als er endlich den Todesschweiß auf seiner Stirne fühlte, bat er um einen Augenblick Ruhe, um sich auf seinen Todeskampf vorzubereiten; dann betete er um Verzeihung für seine Peiniger und all seinen Eifer zusammennehmend empfahl er seine Seele Gott. In wenigen Augenblicken hatte seine Seele, unter

den neuen Qualen, welche seine Henker ihm bereiteten, ihren Flug zum Himmel genommen.

Sein Gefährte entging dem Pfahle, und sein Weib erhielt, wie er vorausgesehen, ihre Freiheit und erreichte bald die Mission.

Zwei Jahre später war die Mission Zeuge des Triumphes eines andern ihrer Kinder unter den Qualen ihrer verblendeten Stammesgenossen. Franziska Gonannhatenha gehörte einer der mächtigsten Familie zu Onondaga an, und hatte, da die Nachfolge in der weiblichen Linie hier galt, auf eine höchst ehrenvolle Stellung Aussicht; nachdem sie aber von P. Fremin getauft worden war, beschloß sie, dieses immer noch heidnische Land zu verlassen und unter ihren christlichen Freunden die Tröstungen ihrer heiligen Religion zu genießen. In der Mission von Sault St. Louis ward sie bald wegen ihrer bescheidenen Frömmigkeit und Nächstenliebe allgemein beliebt; sie war die Mutter der Armen.

Als sie eines Tages etwa neun Meilen von dem Dorfe auf dem Fischfange war, hörte sie von der Annäherung einer feindlichen Streifpartie, während ihr Mann draußen auf der Jagd war. Da sie ihn in Gefahr glaubte, fuhr sie alsbald in ihrem Kahne ab, um ihn zu warnen. Sie fand ihn glücklicherweise und schiffte sich nun mit ihm nach dem Dorfe ein, in der Hoffnung, die Gefahr sei jetzt vorüber. Als sie aber das Dorf schon vor sich sahen, wurden sie umzingelt, und Franziska mußte zusehen, wie ihrem Manne der Kopf abgeschlagen wurde; sodann wurden sie und ihre Gefährtinnen, hilflose Frauen, in das Feldlager geschleppt und den üblichen Grausamkeiten preisgegeben; es wurden ihnen die Nägel ausgerissen, ihre blutigen Finger gebrannt und in den heiß glühenden Pfeifen verkohlt. Die Streifpartie trennte sich bald, und Franziska wurde von ihrer Bande nach Onondaga gebracht. Da ward sie ihrer eigenen Schwester übergeben. Ein Wort von ihr hätte Franziska in Freiheit gesetzt, allein von ihrem Götzendienst verblendet, überantwortete sie taub gegen den Schrei der Natur und des eigenen Blutes die Gespielin ihrer Kindheit, die Schwester, deren liebende Arme so oft sie umschlungen, den grausamen Händen viehischer Krieger. Wie lügenhaft sind doch die Bilder, die uns in dem rothen Manne eine mehr als

christliche Tugend zeigen wollen; wir dürfen nur näher zusehen, und ihre heidnischen Tugenden werden sich eben so hohl erweisen, als die Versprechungen eines Heuchlers.

In ihrem Geburtsorte ward Franziska nun auf das Schaffot geführt; um sie standen ihre Verwandten, fast Alle bekannte Gesichter, die aber der Haß jetzt seltsam entstellt hatte. Sie erhob ihre Stimme und bekannte sich als Christin, glücklich in ihrem Heimathlande durch die Hände ihrer eigenen Verwandten zu sterben, gleich ihrem göttlichen Heilande, der von seinem eigenen Volke gekreuzigt worden.

Bei diesen Worten sprang einer ihrer Verwandten, welcher vor fünf Jahren vergebens nach der Mission gereist war, um sie zurückzubringen, wüthend auf. Er stürzte sich auf das Martergerüste, riß ihr das Crucifix vom Halse, das noch da hing, und rief, indem er mit seinem Messer ein Kreuz tief in ihre nackte Brust einschlitzte, aus: „Da ist das Kreuz, das du so sehr liebst, und das dich am Sault hielt, als ich hinging, um dich zu holen.“ „Dank dir, Bruder,“ war die erhabene Antwort, „das Kreuz, dessen du mich beraubt hast, konnte ich wohl verlieren: Du hast mir aber ein anderes gegeben, das ich nur mit meinem Leben lassen werde.“

Dann sprach sie zu allen Umstehenden vom Glauben mit einer Macht und Salbung, welche einen gerade dabei anwesenden gefangenen französischen Offizier in Erstaunen setzte, und die Thränen aus Aller Augen preßte, als er in der Folge ihre rührenden Worte zu Montreal wiederholte. Sie sprach zu denen, welche sie liebte, und ihr Benehmen wie ihre Worte gaben kund, daß sie blos von zärtlicher Liebe zu ihnen beseelt war. Sie sprach zu ihnen von den Qualen die ihr bevorstunden, und die sie selbst, wie sie gesehen, nicht fürchte, wohl aber die schrecklichen Flammen und Qualen im andern Leben, welchen sie blos durch Annahme des Christenglaubens entgehen könnten. Aber ihre Herzen waren von Stein: drei Tage lang ward sie als Gefangene in ihrem Heimathorte herumgeführt, dann an den Pfahl gebunden, mehrere Stunden lang vom Scheitel bis zu den Zehen mit Feuerbränden und Flintenläufen gebrannt. Mitten unter allen diesen Martern war ihre Geduld be-

wunderenswerth, sie stieß keinen Schrei aus, sondern sich selbst vollkommen bemeisternd verkehrte sie mit Gott im Gebete. Als ihr darauf vom Pfahle losgebunden die Kopfhaut abgezogen wurde, kniete sie, statt, wie die unglücklichen Opfer gewöhnlich gethan, in wilder Flucht Schutz vor ihren Verfolgern zu suchen, nieder, um den Todesstreich zu empfangen. Bald fiel sie unter einem Hagel von Steinen zu Boden und schlief sanft im Herrn ein.

Im Herbste des Jahres 1693 war Onondaga Zeuge von der Hinrichtung eines dritten Christen der Mission, welcher nicht weniger Muth an den Tag legte. Margaretha Garangouas war wie Franziska zu Onondaga geboren und Tochter des Groß-Sachem oder Königs. Im Jahre 1669 geboren, war sie im Alter von dreizehn Jahren von P. de Lamberville getauft worden. Nicht lange nachher verehelichte sie sich und erzog ihre Kinder am Sault, wohin sie bereits übergesiedelt war, in der größten Frömmigkeit. Im Herbste des Jahres 1693 wurde sie auf dem Felde mit ihrem Kinde an der Brust gefangen genommen. In aller Eile schleppten sie die zwei Indianer, welche sie gefangen, nach ihrem Dorfe. Als sie sich demselben näherte, ward sie eine Anhöhe gewahr, die mit ihren Stammesgenossen dicht besetzt war. Sobald sie dieselbe erreicht, ward sie ihrer Kleider und ihres Kindes beraubt, und so mit Messern zerhackt, daß sie ganz von Blut überronnen war. Im Glauben, daß sie die erste Qual nicht überleben könne, rief sie einen gefangenen Franzosen, den sie gerade sah, zu sich, und bat ihn für sie zu beten, indem sie ihm ihre Standhaftigkeit im Glauben und ihre Bereitwilligkeit, für denselben zu sterben, erklärte. Allein man beabsichtigte nicht, ihr eine so einfache Krone zu geben; man führte sie in eine Hütte, in welcher sie eine französische Frau und in der theilnehmenden Liebe dieser ihrer Glaubensschwester etwas Erleichterung in ihren Leiden fand. Sie sehnte sich nach dem Martertode, um den sie seit ihrer Taufe so innig gebetet, und freute sich nun, daß ihre Stunde gekommen. Nur etwas betrübte sie und machte ihr Bekümmerniß, das Heil ihres Kindes; es that ihr wehe, es zurücklassen zu müssen, sie fürchtete, es möchte vielleicht als Heide aufwachsen, ohne daß etwas anderes von Christenthum an ihm zu finden wäre, als das

Merkmal der heiligen Taufe, welche es empfangen. Ihre Frist dauerte nicht lange; bald sandte man nach ihr und führte sie zum Orte der Hinrichtung. Gegen Mittag wurde sie an den Pfahl gebunden, und jetzt sollte die Tochter des Königs von Onondaga für ihr Verbrechen, daß sie Christin war, büßen. Kein Laut des Mitleidens oder der Theilnahme traf ihr Ohr aus dieser Menge der Unterthanen ihres Vaters, und kein Wort kam über dieses Vaters Lippen, um seine Tochter von einem schmachvollen Tode zu retten. Bis Sonnenuntergang dauerte die Marter, ohne daß dieselbe im Stande war, etwas Anderes aus ihrer Brust zu preßen, als die heiligen Namen Jesus, Maria und Joseph. Anfangs durch die Hitze vor Durst verschmachtend, verlangte sie etwas Wasser, allein an ihres Heilandes Durst am Kreuze sich erinnernd, rief sie aus: „Es ist nicht mehr als billig, daß ich für Ihn leide, was Er für mich gelitten, schlagt mir's ab, wenn ich es wieder verlange.“ Als sie bei Sonnenuntergang noch am Leben war, ging ihren Peinigern die Geduld aus; sie zogen ihr die Kopfhaut ab, bestreuten ihr blutiges Haupt mit glühender Asche und hießen sie gehen. Sie kniete bei ihrem Marterpfahle nieder, und empfahl, Hände und Augen zum Himmel erhebend, ihre Seele Gott. Das wollten ihre Peiniger nicht; sie schlugen sie mit Keulen, um sie zu zwingen aufzustehen. „Will dieser christliche Hund nicht sterben?“ rief ein Wilder aus, als er sah, wie sie unbewegt ihr Gebet fortsetzte. Laß mich sehen! und mit diesen Worten stach er sie mit seinem Messer, allein es brach ab, und ließ sie noch immer am Leben; da ergriff ein Anderer den Pfahl, an den sie gebunden gewesen war, und versetzte ihr mit demselben einen solchen Streich, daß sie bewußtlos auf den blutgetränkten Boden stürzte. Da sie auch jetzt noch Lebenszeichen von sich gab, wurde sie in einen Scheiterhaufen geworfen und gänzlich von den Flammen verzehrt. Das war das glorreiche Ende der Prinzessin von Onondaga: ihre Macht im Himmel scheint durch den Tod ihres Kindes, das ihr bald nachfolgte, wie sie gebetet, bestätigt zu sein. Der Indianer, welchem es übergeben worden, machte ein großes Feuer an und rief das ganze Dorf herbei, um es verbrennen zu sehen. Wie staunten aber Alle, als sie sahen, wie das kleine

Kind seine Arme gen Himmel erhob und nach seiner Mutter rief, als wäre dieselbe vor ihm. Als es diese mit seinen Aermlein, wie gewohnt, umarmen wollte, ergriff es ein Häuptling und zerschmetterte ihm an einem Steine das Gehirn, es so mit seiner Mutter, die es so sehr liebte, vereinend.

Diese Thatsachen wurden mit Augen gesehen und bezeugt von der französischen Frau, welche Margaretha in ihren Leiden getröstet hatte.

Nebst diesen Martyrern von Onondaga hat auch der Mohawk seinen Glaubensheld in Stephan Hooniventsionta-wet aufzuweisen. Noch als Jüngling hatte er, ein geborener Mohawk, den Glauben angenommen und sich nach der Mission begeben; wurde aber bald darauf von einer Streifbande seiner Stammesgenossen gefangen genommen und zurückgebracht. Da er viele mächtige Freunde hatte, wurde ihm das Leben geschenkt, und er kehrte in die Hütte seiner Familie zurück. Treu den Pflichten eines Christen, wollte er keinen Theil an ihren Ausschweifungen nehmen, und sprach sich vorwurfsvoll gegen die aus, welche er mit ansehen mußte. Seine Familie ward seiner bald satt, da er, weit entfernt sich deren Lebensweise anzubequemen, ihnen ihre Vernunftlosigkeit und Thorheit vorhielt; und sie willigten, als er ihnen seine Absicht zu verstehen gab, nach der Mission zurückzukehren, zu diesem Schritt gerne ein.

Der gläubige Pilger brach also wieder nach der Wohnung des Friedens und der Freiheit auf: allein kaum war seine Abreise bekannt geworden, als eine Schaar Schwelger ihr Gelage abbrach, um ihn daran zu verhindern. Es beleidige sie alle, sagten sie, daß er die Christenhunde den Mohawk-Kriegern vorzöge. Augenblicklich folgten ihm drei, die Streitaxt in der Hand, nach, fest entschlossen ihn zurückzubringen, oder, wenn er sich weigere, ihn zu erschlagen. Sie hatten ihn bald eingeholt. „Kehre um und folge uns," riefen sie, „du bist des Todes, wenn du widerstehst; wir haben die Ermächtigung von den Sachem, dich niederzuhauen." Stephan entgegnete ruhig, „daß er entschlossen sei, in die Mission zurückzukehren, um sein Heil zu sichern, und daß er vorziehe eher sein Leben hinzugeben, als seinen Glauben durch ein längeres Verweilen bei

ihnen auf's Spiel zu setzen.“ Als er sah, daß sie sich vorbereiteten, ihre Drohung auszuführen, ersuchte er sie um einen Augenblick Aufschub, um sich zum Tode zu bereiten, kniete dann nieder und dankte Gott für das Glück, als Christ und Martyrer sterben zu können; betete sofort auch für seine Verwandten und Mörder, senkte sein Haupt und blieb ruhig. Im nächsten Augenblicke empfing er den Todesstreich. Einige Mohawk, die bald darauf nach der Mission kamen, bezeugten diese Thatsache.

P. Ignatius Guignas

aus der Gesellschaft Jesu,

Gefangenschaft unter den Sioux im Jahre 1728—29.

P. Ménard und seine Nachfolger hatten schon lange den Plan zu einer Mission unter den Sioux gehegt, aber nie ausgeführt. Als La Salle jene riesenhaften Pläne der Colonisirung des Westens, wobei tausend Schwierigkeiten ihm im Wege standen, in's Werk zu setzen suchte, schickte er den Barfüßer P. Louis Hennepin zur Erforschung des Ohio bis zu seiner Mündung aus. Im April fuhr dieser weltbekannte Missionär den Mississippi hinauf, fiel daselbst in die Hände der Sioux und wurde erst durch den französischen Agenten Dü Lüth befreit. Eine viermonatliche Gefangenschaft machte ihn einigermaßen mit deren Sprache und Sitten bekannt.

Von da an bis zum Besuche des P. Ignatius Guignas aus der Gesellschaft Jesu im Jahre 1728 haben wir nichts Gewisses über die Mission unter diesem Stamme. Sein Wirken war nur von kurzer Dauer; bei einem Siege der „Füchse" über die Franzosen mußte er seine junge Kirche aufgeben. Er floh dem Illinois zu, fiel in die Hände der Kikapor und war fünf Monate lang Gefangener in der Haft dieser Verbündeten der „Füchse." Schon zum Feuertode verdammt, ward er von einem alten Manne gerettet, der ihn adoptirte. Er erhielt Vorräthe von Seite der Illinois-Missionäre, benützte sie zur Gewinnung der Indianer und brachten einen Frieden zu Stande. Auf Ehrenwort freigelassen, ward er im folgenden Spätjahre wieder von ihnen zurückgeholt und in ihre Dörfer gebracht. Seine Sioux-Mission scheint er aber nicht mehr aufgenommen zu haben.

Sie ist überhaupt nur eine Episode der Ottawa-Mission, doch ward der Sage nach auch Blut katholischer Glaubensboten in ihr vergossen. Nach dem Bericht des Oblaten P. Aubert wurde ein kühner Missionär, bei seinem Versuche zum Rothen Flusse [1]) vorzudringen, auf einem kleinen Eilande des Wälder-Sees von den Sioux getödtet, und heute noch zeigen die Indianer den von seinem Blute bethauten Felsen. —

[1]) Der rothe Fluß durchströmt Minesotta und ergießt sich durch den Winnipeg-See in die Hudson's Bai.

P. Gabriel Marest,

aus der Gesellschaft Jesu,

in englischer Gefangenschaft an der Hudsons = Bai vom Jahre 1695—1699

und

P. Julien Binneteau's,

aus der Gesellschaft Jesu,

Tod auf den Prärien von Missouri im Jahre 1699.

Als P. Jakob Gravier im Jahre 1699 nach Mackinaw zurückberufen wurde, ward P. Julien Binneteau, der vorher in Maine und am St. Lorenz als eifriger Glaubensbote gewirkt, sein Nachfolger auf der Illinois-Mission. Er folgte dem Stamme zu den Hochebenen von Missouri und zog sich in der Sommerglut der hochgrasigen Prärien ein tödtliches Fieber zu. Er starb in den Armen des P. Gabriel Marest, der eben erst von der Hudsons-Bai aus englischer Gefangenschaft, in welcher er von 1695—1699 geschmachtet, gekommen war, und sich ihm angeschlossen hatte.

Nikolaus Foucault, Weltpriester,

getödtet von den Truica im Jahre 1702,

Joh. Franz. Buisson de St. Côme, Weltpriester,

getödtet von den Sittimacha,

und

Nikol. Benedikt Constantin,

aus dem Orden des heiligen Franziskus von der Barfüßerreform, getödtet von den Ottawa zu Detroit im Jahre 1706.

In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts kamen mehrere französische Missionäre im Mississippi-Thale um's Leben; die Todesart einiger derselben ist jedoch in Dunkel gehüllt. Herr Nikolaus Foucault, ein canadischer Weltpriester aus dem Seminar von Quebec und Missionär am untern Mississippi, ward des Ruhmes theilhaftig, der Erste sein Blut in der Luisiana-Mission zu vergießen. Während er im Jahre 1702 mit drei Franzosen und zwei jungen indianischen Führern den Fluß hinabfuhr, wurden letztere in Hoffnung auf Beute oder aus Haß zu Verräthern, und die ganze Gesellschaft bei den Tonikadörfern auf der Arkansas-Seite ermordet.

Ein Paar Jahre später folgte diesem ersten Blutzeugen ein anderer nach, gleich ihm ein Canadier und Weltpriester, Joh. Franz Buisson de St. Côme. Er wirkte zuerst unter den Natchez und gewann in Kurzem die gute Meinung des weiblichen Oberhauptes dieses Stammes in solchem Grade, daß sie einem ihrer Söhne des Schwarzrocks Namen beilegte. Nicht so glücklich war sein geistliches Wirken: seine Lehre eitel Same der auf Felsen fiel. Keine Bekehrungen, kein Keim zu einer künftigen Kirche von

Natchez-Christen — doch kämpfte er mehrere Jahre sich durch, unabgeschreckt von dem Mißlingen, bis er das Opfer raublustiger Wilden werden sollte. Bei einer Fahrt den Mississippi hinunter, in Gesellschaft dreier Franzosen und eines kleinen Sklaven, ward er von einer Bande von achtzig Sitrinaha überrascht und ermordet. [1])

Der nächste in der Reihenfolge der Blutzeugen der Kirche in den Vereinigten Staaten ist ein anderer von den thätigen Söhnen des hl. Franziskus. P. Nikolaus Benedikt Constantin war einer der Barfüßer, welche als Kapläne die französischen Kriegs- und Handelsposten versahen, und scheint der erste Priester zu sein, welcher zu Detroit regelmäßig stationirt wurde. Im Jahre 1706 wurde Trati, der Gefährte La Salle's, des Commando's an diesem Posten enthoben, und sein Nachfolger war Bourgmont, ein Mann, der, wie es den Anschein hat, zum Commandeur wenig sich eignete. Damals waren die Ottawa und Miami feindselig gegen einander gestimmt, und statt Frieden zu stiften, trieb Bourgmont durch seine Gewaltthätigkeit die Ottawa zu feindseligen Handlungen. Sie griffen das Miami-Dorf unweit des Fort (Detroit) an; die Miami, so plötzlich überfallen, suchten Schutz in den Befestigungen der Franzosen. P. Constantin ging gerade im Garten spazieren, als der Ueberfall begann und wurde sofort von den Ottawa ergriffen und gebunden. Ein freundlich gesinnter Häuptling, Johann le Blanc, kam dazu, setzte ihn in Freiheit und befahl seinen Leuten, ihn in das Fort gehen zu lassen. Sie thaten so, obgleich wüthend gegen die Franzosen, welche jetzt aus dem Fort zu feuern begannen. P.

[1]] **Gojarrè Charlevoix; P. Petit** in Lettres Edifiantes vol. 20; in den Pariser Registern ist ein Joh. Franz Buisson de St. Côme noch später am Leben; daß dieser derselbe sei, ist nicht wahrscheinlich; so bezeugt der Umstand, daß der Gouverneur auf die schlimme Nachricht von der Ermordung St. Côme's durch die Sitimacha, welche ihm Bergier, der Missionär von Cahokua, der gerade auf dem Strome war, in Bilopi meldete, diese durch die Hand seiner indischen Verbündeten blutig rächte; die Sitimacha wurden durch die Natchez, Biloxi und Bayagaula beinahe gänzlich vertilgt.

Constantin ging auf das Fort zu, und war schon fast am Thore angelangt, als er von einem Haufen flüchtender Miami eingeholt wurde. Die Ottawa feuerten eine Salve auf sie, und P. Constantin fiel zum Tode getroffen. Sein Leichnam wurde in das Fort gebracht, und in der Kirche beerdigt; später wurde derselbe wieder enthoben und in eine neue Kirche, welche P. Bonaventura aus demselben Orden in Detroit gebaut hatte, übertragen.

P. Constantin war, wie es scheint, drei Jahre in Detroit.[1])

---

[1]) **Charlevoix**, vol. 4. pag. 10. **Mc. Cabe, Detroit Dcty.**

Verwundung und muthmaßlicher Tod
des
P. Jakob Gravier
aus der Gesellschaft Jesu,
zu Peoria unter den Illinois im Jahre 1706.

Der Erste, welcher eine Mission unter den Illinois übernahm, war P. Marguette, der ihr Gebiet auf dem Wege zur Erforschung des großen Stromes des Westens im Jahre 1678 besuchte und bei seiner Rückkehr die Mission begann. Doch blieb er nicht lange hier, gab ihnen aber das Versprechen, wiederzukommen, welchem er auch nachkam, und im November des Jahres 1674 von der Mission zu Green-Bai nach ihren Dörfern aufbrach. Als er aber an den Fluß kam, welcher zu den Illinois führte, konnte er, da seine Gesundheit durch übermäßige Anstrengungen und Strapazen untergraben war, nicht mehr weiter gehen. Somit lagerte sich die kleine Gesellschaft, und der Missionär benutzte diese Ruhezeit, um seine jährlichen geistlichen Uebungen zu machen. Da sah er, daß sein Gesundheitszustand sich immer mehr verschlimmere und daß sein Blutspeien immer stärker werde, und nahm nun seine Zuflucht zur Mutter Gottes, die er unter dem Titel ihrer Unbefleckten Empfängniß so sehr verehrte, daß er nie einen Brief schrieb, ohne desselben darin zu erwähnen. Und sein Vertrauen ward nicht getäuscht; am Schluße einer neuntägigen Andacht zu Ehren der Unbefleckten Empfängniß fühlte er sich wunderbar gestärkt, völlig gesund und zog im März wieder weiter. Bei den Hütten der Illinois angekommen, ward er wie ein Engel vom Himmel empfangen, und seine Unterweisungen und Belehrungen mit Aufmerk-

samkeit angehört. Hier baute er eine kleine Kapelle, die er, wie die Mission, der Unbefleckten Empfängniß weihte; allein bald war der Zudrang so groß, daß er sich genöthigt sah, im Freien Messe zu lesen und das Wort Gottes zu verkünden. Nicht weniger als fünfhundert Häuptlinge und Sachem und gegen zwei tausend Krieger lauschten mit der athemlosen Aufmerksamkeit des Indianers den Worten der Wahrheit. Nachdem er auf diese Weise den guten Saamen gesäet, fühlte er, daß die ihm neu zu Theil gewordene Stärke zu versagen begann; und er machte sich nun, um in Mitte seiner Mitbrüder zu sterben, nach Green-Bai auf den Weg, das er aber nicht mehr erreichte. Es war zu spät; Tag für Tag sanken seine Kräfte. Er fühlte seinen nahen Tod, und sagte ihn acht Tage vorher voraus. Wie er im Leben dem hl. Franziskus Xaverius nachgeahmt, sollte er auch, wie dieser, von aller menschlichen Hilfe verlassen sterben. Seine beiden Gefährten, selbst zu erschöpft und zu krank, konnten ihm keine Hilfe leisten, und er wollte auch keine. Noch kurz vor seinem Tode schickte er sie weg, und hieß sie sich niederlegen und ausruhen, und rief sie blos in seiner Sterbestunde herbei. Bald, nachdem sie gekommen, verschied er am 29. Mai des Jahres 1675, erst acht und dreißig Jahre alt.[1])

Im folgenden Jahre wurde P. Claudius Alloung, aus der Gesellschaft Jesu, der Gründer so vieler westlichen Vorposten, erwählt, das Werk Marquette's fortzuführen. Im Oktober brach derselbe auf, und nachdem er unterwegs die Bai und den Fluß, welche er am Vorabende vor dem Feste des hl. Joseph erreichte, nach demselben benannt hatte, kam er am 27. April nach Kaskaskia oder „Unbefleckte Empfängniß,“ wo er in P. Marquette's Hütte eingeführt wurde. Das Dorf hatte sich unterdeß vergrößert, und während P. Marquette nur einen Stamm und vier und siebenzig Hüttenfeuer vorgefunden, traf Alloung Eingeborne von acht Stämmen in drei hundert ein und fünfzig Hütten, welche den Fluß entlang auf einer schönen, aber durch die sie umgebenden Sümpfe ungesunden Prärienfläche gereiht standen. Auch er verkündete ihnen die

---

[1]) Rel. 1673—9; Marquette's letztes Tagebuch im Manuscript.

Glaubenswahrheiten, errichtete am 3. Mai, dem Feste der heiligen Kreuzerfindung, in der Mitte des Dorfes ein großes Kreuz, zum Zeichen, daß Christus in diesem neuen Lande verkündet worden, und kehrte dann, nachdem er zuvor fünf und vierzig Kinder und einen Erwachsenen in Todesgefahr, getauft hatte, wieder zurück.

Im Jahre 1678 ging er nochmals nach Kaskaskia, zu einem längeren Aufenthalte vorbereitet, mußte aber bei dem bald darauf folgenden Irokesenkriege, in welchem die Illinois zerstoben und die Mission gehemmt ward, sein Vorhaben aufgeben und sich wieder zurückziehen.

Im Jahre 1679 erscheinen dann die Barfüßer daselbst, und P. de la Ribourde hatte, wie wir gesehen haben, das Glück, sein Leben für den Glauben daselbst zu lassen; doch verhinderte sie derselbe Krieg an der Gründung einer Mission am Flusse.

Zwar wurde P. Alloung immer noch als der Missionär der Illinois betrachtet; als er aber um das Jahr 1690 starb, wählte der Obere den P. Ralé zu seinem Nachfolger. Dieser Missionär war gerade zu der Zeit auf der Mission der Abenaquen, St. Franziskus von Sales, unweit Quebec, und brach im August des Jahres 1691 nach dem großen Illinoisdorfe im Westen auf, das er aber erst im nächsten Frühjahre erreichte. Ralé arbeitete auf dieser bereits begonnenen Mission bis zum Jahre 1693 und sammelte, nebst dem, daß er viele Kinder in Todesgefahr taufte, „die beste Frucht in jungen Indianer-Missionen," einige eifrige Erwachsene um sich, deren Glauben er mit begeisterten Worten beschreibt. Ein großes Hinderniß jedoch war die Vielweiberei, und die Illinois zeigten, obgleich sie ihre Kinder zum Unterricht sandten, wenig Neigung, einen Glauben anzunehmen, welcher der Sinnenlust so straffe Zügel anlegte.

Nach P. Ralé kam P. Jakob Gravier, welcher zu Lünel in Languedoc geboren sein soll. In Canada angelangt, wirkte er zuerst in Sillery und dann auf der Ottawa-Mission, von welcher er im Jahre 1693 auf die Illinois-Mission berufen wurde, die er schon im Jahre 1688, aber ohne bleibende Berufung, besucht hatte. Er war der Erste, welcher ihre Sprache gründlich erforschte und

eine Grammatik verfaßte, welche spätere Missionäre vervollkommneten, dabei gerne eingestehend, daß ihre Arbeit blos eine weitere Ausführung von Gravier's meisterhafter Skizze sei. Als Missionär erfuhr er großen Widerspruch von den Medizin-Männern, die mehrmals sein Leben bedrohten; aber so mild und duldsam sein Wesen auch war, so wich er doch keinen Finger breit vom Pfade seiner Pflicht. Wir besitzen von seiner Mission ein Tagebuch vom 20. März des Jahres 1693 bis zum 15. Februar des Jahres 1694, welches einen guten Begriff von seinen Arbeiten gibt.

Die Mission war unweit des französischen Forts; und innerhalb desselben war seine erste Kapelle; aber nach seiner Ueberwinterung unter den Miami baute er sich eine neue außerhalb, auf einem den Indianern bequemeren Platze, eröffnete sie im April und pflanzte vor derselben unter dem Freudenrufe und Musquetenfeuer der Franzosen ein hochragendes Kreuz auf.

Die Peoria zählten bereits mehrere eifrige Christen. Selbst während der Abwesenheit ihres Seelsorgers versammelten sich die Männer in der Kapelle zum Morgen- und Abendgebete; nach ihnen kam die Reihe an die Weiber und Kinder, welche öffentlich durch einen Häuptling, der durch's Dorf ging, zum Gebete gerufen wurden. Der oberste Häuptling jedoch, welcher ein Medizin-Mann war, that mit seinen Anhängern alles mögliche, um das Volk abzuhalten dem Missionär zuzuhören, und versuchte einen unzufriedenen Neubekehrten auf seine Seite zu ziehen, in der Hoffnung, durch ihn den Beweis zu liefern, daß Gravier die Sterbenden vergifte; denn auch hier war diese alte Verläumdung verbreitet. Sogar die Franzosen des Handelspostens, welchen bei ihrem ausschweifenden Leben, das Censoramt des Priesters höchst mißliebig war, unterstützten diese Verläumdungen. Während des Jahres aber heirathete Ako, wahrscheinlich P. Hennegia's Begleiter auf seiner Mississippi-Reise, Maria, die Tochter des Häuptlings der Kaskaskias, und dieser Umstand, zuerst eine Quelle der Verfolgung, ward zuletzt zur großen Stütze für P. Gravier und seine Mission.

Als Ako seinen Heirathsantrag stellte, erklärte sie, weit entfernt durch die Aussicht auf eine Verbindung mit einem Franzosen

sich geschmeichelt zu finden, ihren Eltern den Wunsch, nicht zu heirathen, indem sie bereits ihr ganzes Herz Gott geschenkt, und es mit einem Andern nicht theilen könne. Dies wiederholte sie noch bei dem Gang zur Kapelle, wo Gravier ihr erklärte, daß sie frei sei, zu heirathen oder nicht. Gravier für ihren geheimen Rathgeber haltend, beschlossen Ako und der Häuptling, ihn zu nöthigen, entweder die heilige Handlung zu vollziehen, oder den Ort zu verlassen. Der Vater entkleidete seine Tochter und jagte sie aus der Hütte; dann berief er einen Rath der Häuptlinge der vier nächsten Dörfer und trat gegen den Missionär auf; er beredete sie leicht, Befehle gegen den Kirchenbesuch ihrer Frauen und Kinder zu erlassen. Dessenungeachtet kamen fünfzig Peoria und mehrere Kaskaskia zum Gebete, und der furchtlose Glaubensbote durchschritt nach wie vor die Dörfer, um die Gläubigen zur üblichen Stunde zusammenzurufen. Da dieser erste Schritt nicht fruchtete, besetzten die Häuptlinge zunächst die Kirchenwege; und als auch da noch Einige auf Umwegen zum Gotteshause kamen, stürzte ein Häuptling während der Andacht mit geschwungener Streitaxt in die Kapelle und gebot mit drohendem Tone die Räumung des Gotteshauses. Gravier befahl ihm seinerseits, den Ort zu verlassen, und da die getreuen Christen fest blieben, mußte der Eindringling wieder abziehen. Solche Gewaltthätigkeit im Hause des Herrn durfte sein Diener nicht ohne Protestation geschehen lassen; er wendete sich an den Commandanten des Forts, wurde hier aber, in Gegenwart der Indianer, mit Vorwürfen und Anklagen überhäuft. Dergestalt jeder Unbill preisgegeben, konnte der Missionär nur still die Verblendung beklagen, die diesen Sturm heraufbeschworen hatte. Mittlerweile floh das arme Indianermädchen bei der Drohung ihres Vaters allen seinen Einfluß gegen die Religion aufzubieten, wenn sie auf ihrem Entschlusse beharre, zu Gravier. So groß auch ihr Verlangen war, ein jungfräuliches Leben zu führen, zitterte sie doch, sich selbst und ihren Stamm ihres Seelenhirten beraubt zu sehen. „Vater," rief sie aus, „es kommt mir etwas in den Sinn, und ich weiß nicht, ob es gut ist. Ich glaube, daß wenn ich in die Heirath willige, mein Vater auf dich hören und Alle bewegen wird, dasselbe zu thun. Mich verlangt, Gott zu ge-

fallen, und ich wünschte gerne zu bleiben was ich bin, um Christo angenehm zu sein; das glaube ich aber auch sein zu können, wenn ich aus Liebe zu Ihm meine Zustimmung zur Heirath gegen meine Neigung gebe. Sage, wird dies auch recht sein?" Gerührt von ihrer naiven Frömmigkeit billigte der Missionär ihren Gedanken, ersuchte sie jedoch, ihrem Vater ausdrücklich zu erklären, daß sie nicht wegen seiner Drohungen nachgebe, sondern einfach deßhalb, weil sie durch ihre Verheirathung mit einem Christen ihn leichter für Christus zu gewinnen hoffe.

Dies that sie und ward Michael Ako's Eheweib, der Vater ging in sich und widerrief öffentlich Alles, was er gegen den Schwarzrock gesagt. Auch ward sie ein so tugendsam musterhaftes Weib, daß sie bald durch ihr Beispiel und ihre Ermahnungen ihren Mann von seiner bekannten lasterhaften Lebensweise bekehrte. Als Mißgechicke ihn trafen und der Volkshaß gegen ihn sich erhob, da war die Ausübung seiner Religion und sein frommes und treues Weib noch sein einziger Trost.

Nicht minder war es diese auserwählte Seele für den Missionär. Ihre Liebe zu Jesu, ihre Andacht zu Maria, ihr Eifer für die Bekehrung ihrer Landsleute waren ganz ungewöhnlicher Art. Als man sie fragte, ob sie die Mutter des Erlösers liebe, antwortete sie: „Ich nenne sie nicht anders als meine Mutter, und bitte sie mit den zärtlichsten Ausdrücken, mich als ihre Tochter anzunehmen; denn, wenn sie nicht meine Mutter ist und mich nicht als ihr Kind betrachten will, wie kann ich mich leiten? Ich bin ja nur ein Kind und weiß nicht, wie man beten muß: ich bitte sie, mich zu lehren was ich sagen muß, um mich gegen den Bösen zu vertheidigen, welcher mich beständig angreift und mich zum Falle bringen wird, wenn ich nicht zu ihr meine Zuflucht nehme, und wenn sie nicht, wie eine gute Mutter ihr beängstigtes Kind, mich in ihren Armen beschützt."

Ihre Tugend konnte bei ihres Vaters Stellung als Häuptling, wie man sich wohl denken kann, nicht verfehlen, ihr einen wundersamen Einfluß auf den Stamm zu verschaffen und dem Christenthume einen noch nie erlangten festen Halt zu geben. Die Bekehr-

ung ihrer Eltern war jetzt ihre große Aufgabe: lange blieben sie taub gegen alle ihre Bitten — mit aller Bitterkeit gegen Gravier erfüllt, weil sie noch immer vermutheten, er habe die Heirath verhindern wollen und Allem, was Ako damals gesagt hatte, Glauben schenkten. Hievon in Kenntniß gesetzt, nahm der jetzt reuige Franzose Alles zurück, was er gegen die Missionäre gesagt hatte. Darauf gingen der Häuptling und sein Weib zu Gravier und begehrten den Unterricht. Bei einem öffentlichen Gastmahle, zu dem der Kaskaskia-Sachem die Häuptlinge der verschiedenen Dörfer eingeladen, entsagte er offen allem Aberglauben und drang in sie, nicht länger ihr eigenes Glück und die angebotene Gnade des Christenthums zu verscherzen. Sein Weib sprach in ähnlicher Weise zu den Frauen; endlich konnte Gravier in ihren Dörfern öffentlich Alle zu Zeugen der feierlichen Taufe zusammenrufen.

Während des Sommers verheerte eine Krankheit ihre Dörfer, und viele wurden Gravier wieder abspenstig. Sie hießen ihn „der Schwarzvogel des Todes" — wieder sollte er die Quelle alles Unheils sein, sie äfften seine Ceremonien nach und machten dieselben lächerlich; aber er beharrte furchtlos und ließ sich durch ihre Drohungen, Hand an ihn zu legen, nicht abschrecken. Stark durch des Häuptlings Stütze, welcher bald, bei der Undankbarkeit der Franzosen, die Macht der Religion dadurch bekundete, daß er seine Rache unterdrückte, setzte er seinen Kampf mit den Medizinmännern fort, hielt Christenversammlungen selbst in deren Hütten, um deren Benutzung zum Aberglauben zu verhindern, und warf die heidnischen Pfähle mit ihren aufgehängten Hunde- und andern Opfern nieder.

Während der Abwesenheit des Stammes auf den Winterjagden versammelte Frau Ako regelmäßig die Kinder in ihrem Hause, erklärte den Katechismus und leistete der Mission große Dienste. Zu anderen Jahreszeiten benutzte Gravier beim Unterrichte, besonders der Erwachsenen, Kupferstiche mit Szenen des alten und neuen Testamentes zu mündlichem Vortrag. Frau Ako lernte bald die bezügliche Erklärung zu allen Kupfertafeln, und wußte nicht blos ihre Kinderclasse, sondern selbst die Aeltesten des Dorfes um sich zu versammeln, denn sie konnte sich noch besser verständlich machen als der Mis-

sionär. So groß war der Aufschwung, welchen das Christenthum durch diese Mittel nahm, daß Gravier bei seinem katechetischen Unterrichte, den er jeden Abend zwei Stunden lang gab, drei Viertheile des Dorfes Kaskaskia um sich versammelt sah, Alt und Jung, Häuptlinge und Matronen, alle bereit die Fragen des Catechismus zu beantworten, alle begierig, ein Zeichen von des Missionärs Zufriedenheit zu erlangen; während die Kinder, bei Tag und bei Nacht, in den Gassen Gravier's selbstgesetzte Hymnen sangen, welche die Wahrheiten des Christenthums enthielten,

In acht Monaten des Jahres 1693 taufte P. Gravier 206 Seelen, freilich viele davon Kinder, die kurz nach der Geburt starben, die er oft nur mittelst irgend einer unschuldigen Kriegslist in dem sakramentalischen Wasser reinigen konnte.

Dies geschah beim Kaskaskia Stamme: hartnäckiger waren die Peoria. Gerne hätte er auch die Tamarois und Cahokia besucht; allein er war allein im Lande und als die Osagen und Missourier, Stämme von anderer Zunge ihn einzuladen kamen, konnte er ihnen blos versprechen, sein Möglichstes zu thun, um in ihr Land zu kommen.

Ueber seine Arbeiten in den zunächst folgenden Jahren haben wir nur dürftige Berichte: sein Name erscheint noch zu verschiedenen Malen in einem alten Taufregister vom 20. März 1695 bis zum 22. Februar 1699. Später wurde er nach Mackinaw zurückberufen.

Im Jahre 1700 finden wir P. Gravier wieder an der Mündung des großen Stromes, welchen die Franzosen mittlerweile unter Iberville zur See erreicht hatten, wo sie eine Ansiedlung beabsichtigten; daselbst erwartete er die Ankunft der französischen Schiffe und mit ihnen Vorrath für seine Illinois-Mission. Dann kehrte er nach Peoria zurück und setzte seine Arbeiten fort; aber in einem von den Medizin-Männern angestifteten Aufruhr ward er gefährlich verwundet und rettete mit genauer Noth sein Leben. Er fuhr nach Mobile hinab, das er am 17. Januar 1706 erreichte, wo allem Anscheine nach seine durch die Hitze und die lange Flußreise verschlimmerte Wunde seinen Tod herbeiführte.

P. Sebastian Ralé

aus der Gesellschaft Jesu,

durch eine Abtheilung Neu-Engländer getödtet zu Norridgewalk, am 23. August 1724.

Erstes Kapitel.

Seine Geburt. — Sein Eintritt in den Orden. — Missionen Neu-Frankreichs. — Er wird zu den Abenaquen gesandt. — Entstehen dieser Mission.

Der Missionär, dessen Leben wir jetzt beschreiben wollen, fiel nicht, wie die meisten seiner Leidensgefährten, durch Indianer-Hand. Sein Blut wurde vergossen, um den in Neu-England gegen den Katholizismus und die Gesellschaft Jesu entzündeten bittern Haß abzukühlen, ein Haß, der bis zur Stunde noch nicht erloschen ist. Ralé war ein Gegenstand abergläubischen Hasses für die Colonisten, und noch ein Jahrhundert später zeigt ein Schriftsteller in der Lebensbeschreibung Ralés, daß er von Rom und den Jesuiten eben so wenig weiß, als die Unwissendsten seiner Vorfahren. Der Weg eines Geschichtschreibers geht über ein von vielen Widersprüchen durchkreuztes Feld, und blos eine Kenntniß der zeitweiligen Denkungsart ist allein im Stande, ihn zur Wahrheit zu führen.

Sebastian Ralé stammte aus einer angesehenen Familie in der Franche Comté,[1]) und war im Jahre 1658 geboren. Ueber seine

---

[1]) **Charlevoix**, vol. 6, p. 722. **P. Ralé's** zwei Briefe vom Oktober 1722 und Oktober 1724 in den **Lettres Edifiantes** zu verschiedenen Malen abgedruckt. Diese Briefe befinden sich auch in einer zu Paris im Jahre 1830 veröffentlichten Sammlung und in **Kip's Jesuit Missions**.

Kindheit ist nichts auf uns gekommen. Schon in früher Jugend zum Ordensstande sich angezogen fühlend, erwählte er die Gesellschaft Jesu, in welche er auch eintrat. Nach seinem Noviziate wurde er, wie in der Gesellschaft üblich, zuerst als Lehrer, in dem Collegium von Nismes angestellt. Seine angebornen Talente wie sein anhaltender Fleiß machten ihn bald zu einem ausgezeichneten Gelehrten; da er aber um eine auswärtige Mission nachsuchte, willfahrte man seinem Wunsche und sandte ihn nach Canada. Am 13. Juli des Jahres 1689 segelte er von Rochelle ab, und erreichte Quebec am 13. Oktober ohne irgend einen Unfall. Hier fand er, daß er für die Abenaken bestimmt sei, und machte sich sogleich an die Erlernung ihrer Sprache; wenn anders unter dem Ausdrucke „Unsere Indianer" nicht die Algonquin zu verstehen sind.

Es währte nicht lange, so ward er nach St. Franziskus, einem Abenaquen-Dorfe in einem Urwalde, drei Stunden von Quebec gesandt, dessen Bevölkerung gegen zweihundert Seelen betrug, fast alle Christen. Hier wird es wohl nicht am unrechten Orte sein, ein wenig zurückzugehen, und zu sehen, wie diese Kinder Maine's dazu kamen, ihre Hütten von Baumrinden an den Ufern des St. Lorenzo, so fern von der atlantischen Küste, aufzuschlagen.

Wir haben bereits in der Erzählung des Todes des Laienbruders Gilbert dü Thet gesehen, wie die Jesuiten-Missionäre im Jahre 1613 den Versuch machten, den Camba-Indianern am Kennebec, mit andern Worten den Abenaquen das Wort Gottes zu verkünden. Die Treulosigkeit und Grausamkeit Argal's und Dale's zerstörten die Missionsansiedelung in ihrer Wiege, allein es scheint, als habe das Blut des guten Bruders das Land dem Katholizismus gesichert. Die Einnahme Quebec's durch den Engländer Kirk zu Friedenszeiten, hinderte eine Zeit lang alle Missionsunternehmungen Frankreichs; allein kurz darauf sandten die Barfüßer von Aquitanien einige eifrige Männer aus, welche sich der, die Küste besuchenden Franzosen annahmen, und den Eingeborenen die Geheimnisse des Glaubens zu erklären suchten. Ihr Hauptposten war am St. Johann-Flusse und obgleich sie blos vom Jahre 1619 bis 1623 daselbst verweilten, hatten sie doch den Trost, einen aus ihrer Zahl dem

Clima zum Opfer fallen zu sehen; er starb vor Hunger und Erschöpfung in den Wäldern von Neu-Braunschweig. Dann wurden die Fischerei-Gesellschaften an der Küste von einem anderen Zweige der großen Franziskaner-Familie, den Kapuzinern, mit Kaplänen versehen, und lange vorher, ehe englische Colonisten an der buchtenreichen Küste von Maine sich niedergelassen, waren der lange Bart und die graue Kapuze des heiligen Franziskus das einzige Anzeichen, daß Europäer da seien. Ihr Kloster war zu Pentagouet oder Penobscot, und ein Hospitium in einem kleinen Wäldchen an der Mündung des Kennebec. Wie weit dieser Barfüßer und Kapuziner Missionsarbeiten unter den heidnischen Stämmen sich erstreckten, konnte ich nicht ermitteln. Einige Jahre später brachte ein zufälliges Ereigniß die Jesuiten wieder an diese Küste. Im Jahre 1642 begleitete Karl Meiaskwat, ein eifriger Christ von Sillery, einen Abenaqui, welchen die Neubekehrten zu Sillery aus den Händen ihrer ungläubigen Stammesgenossen gerettet, und dessen Wunden die guten Nonnen verbunden und geheilt hatten, an den Kennebec. Karl war ein Apostel, er ging als Träger des Kreuzes, und so groß war sein Eifer, daß ein Häuptling oder Sagamore ihm nach Quebec folgte und den Glauben annahm,[1]) und daß zwei Jahre darauf zwei Sagamore diesen nachfolgten, um Schwarzröcke zu erhalten, welche ihren Stamm unterrichten sollten. Sie wurden von dem Statthalter gnädig und mit Freuden empfangen, und sobald die Jesuiten nach dem Frieden mit den Irokesen im Jahre 1646 wieder zu Athem kamen, ward P. Gabriel Druillettes nach dem Kennebec geschickt; zu der nämlichen Zeit, als P. Isaak Jogues den Mohawk besuchte. Aus dem Tagebuche des Obern der Mission geht hervor, daß ein und derselbe Entschluß diese zwei großen Missionen, unter den Irokesen und den Abenaquen, welche beide noch bestehen, in's Dasein rief.

P. Gabriel Druillettes verließ Sillery Ende August in Begleitung von Noel Negabamat und der Sagamoren, und erreichte nach einer Reise voller Mühsal und Beschwerde ihr Dorf, wo er überwinterte. Alle Beschwerden auf dem Fischfang und der Jagd

---

[1]) Rel. 1642, p. 70.

lagen jetzt vor ihm; nachdem er aber das Kapuziner-Hospiz besucht, unterzog er sich derselben ohne Furcht. Als der Sommer kam, war seine Zeit abgelaufen; und dem Rufe des Gehorsames folgend, kehrte er freudig nach Quebec zurück, um da zu melden, welch' reiches Feld vor ihm gelegen und wie gut das Volk gesinnt sei. Sowohl er wie die Abenaquen erwarteten sehnsüchtigst seine baldige Rückkehr und in Hinsicht auf diese hatte er blos die Kranken und Sterbenden getauft.

Allein seine Rückkehr verzögerte sich einige Jahre; die Kapuziner, welche bereits dort waren, sandten eine Botschaft, er möchte nicht kommen, wahrscheinlich weil von Seite der Fischerei-Gesellschaft dagegen Einsprache erhoben wurde. Allein in ein paar Jahren änderten sich die Verhältnisse; die Kapuziner waren von Latour bei seinem Angriff auf die französischen Posten weggeführt worden und nicht mehr da. Das ermöglichte eine Mission, wie denn auch die politische Lage neue Sendboten eines andern Charakters erheischten. Die Politiker Neu-England's, welche der Ansicht der gegenwärtigen Regierung der Vereinigten Staaten damals schon zu huldigen schienen, sahen jetzt die Nachtheile ein, welche für die verschiedenen Colonien entspringen würden, wenn die europäischen Kriege an der transatlantischen Küste wieder aufgenommen würden. In dieser Voraussicht entwarfen sie mit einer Keckheit, welche wirklich bewundernswerth ist, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen allen europäischen Colonien an der Küste, dessen Hauptartikel eine vollständige Neutralität bei allen zwischen europäischen Mächten, denen sie angehörten, vorkommenden Kriegen war. Zu diesem Bündnisse suchten die Colonien von Neu-England Plymouth, Boston, Hartford und New-Haven die Holländer am Hudson, die Schweden am Delaware und sogar die Franzosen am St. Lorenzo zu bestimmen.

Im Jahre 1650 beschloß der Gouverneur von Canada, dem ein solches Anerbieten gemacht worden, den P. Druillettes als Gesandten nach Boston zu senden, um seine Bereitwilligkeit auszudrücken dem Bündniße beizutreten, unter der einen Bedingung, daß

die Neu-Engländer Canada gegen die Irokesen durch eine reguläre oder freiwillige Streitmacht unterstützten.

Am ersten September des Jahres 1650 machte sich der Missionär mit Johann Guerin und einigen Algonquin auf den Weg, und erreichte am 28. Norridgewalk; begab sich jedoch ohne Zögern in die englische Niederlassung an der Mündung des Kennebec, welche er in seinem Tagebuche, das noch im Manuscripte vorhanden ist, Coussinoc nennt, heut zu Tage Augusta. Von hier segelte er nach Boston, und that da wie zu Plymouth Alles, was in seinen Kräften stand, das erwünschte Bündniß zu Stande zu bringen. Nachdem er sein Bestes gethan, nahm er die freundliche Einladung Elliot's, bei ihm den Winter zuzubringen, nicht an, sondern kehrte zu den Abenaquen zurück. Vom Februar des Jahres 1651 bis zum Juni, wo er wiederum zwei Wochen in der französischen Colonie sich befand, war er beständig in den Hütten der Abenaquen. Hierauf ging er nochmals in Begleitung Johann's de Godefroy, eines Rathsmitgliedes von Quebec, der gesandt war die Unterhandlungen zum Schlusse zu bringen, nach Boston zurück, nahm seine oft unterbrochenen Missionsarbeiten wieder auf und kam erst im Jahre 1652 nach Ueberstehung großer Beschwerden und beinahe verhungert wieder nach Quebec.

Die Vertilgung der Huronen-Missionen und der Mangel an Missionären machten es für einige Jahre unmöglich, die Abenaquen-Mission fortzusetzen; allein im Jahre 1656, nachdem Garreaus bei seinem gescheiterten Versuche, den Obern-See zu erreichen, seinen Tod gefunden, ward Druillettes zur Freude seiner Neubekehrten, welche bereits ihren Patriarchen verloren gaben, an den Kennebec gesandt. Dieser Besuch war jedoch sein letzter, und er verbrachte seine meiste übrige Lebenszeit auf weit entfernten Sendposten im Westen, wo seine Mühen reichliche Frucht lohnte.

Im Jahre 1659 wurden andere Missionäre von Bischof Laval und dem Obern der Jesuiten-Missionen P. Lalemant gesandt, allein diese Mission unter den Abenaquen war nur vorübergehend. Da die geistlichen Behörden für die bekehrten Indianer in Maine regelmäßige Seelenhirten zu halten nicht vermochten, suchten die Jesuiten

die christlichen Abenaquen nach Sillery zu ziehen, welches zur Zeit durch Krankheit und Krieg sehr geschwächt war. Als aber der Boden nahebei ausgesogen war, kauften sie für ihre neubekehrten Abenaquen einen reizenden Fleck an den Fällen des Chaudiere, wahrscheinlich um das Jahr 1685, als sie unter der Leitung von P. Jakob Bigot und P. Gassot standen.[1]) In diese von der Marquise de Bauche gegründete Mission wurde P. Ralé zuerst gesandt, und unter diesen Abenaquen, anerkannt den besten von allen Indianerstämmen, brachte er sein Missions-Noviziat zu. Gleich allen Noviziaten war dieses eine Zeit der Prüfungen, und er schildert uns einige davon also: „Was mich am meisten empörte, als ich mit den Indianern zu leben begann, war ihre Art zu essen: es gibt nichts Ekelhafteres. Sie füllen ihren Kessel mit Speise, setzen ihn auf das Feuer, lassen den Inhalt etwa drei viertel Stunden kochen, nehmen ihn dann wieder vom Feuer weg, und tischen ihn dann auf Tellern von Baumrinden Allen auf, die in der Hütte sind. Dann ißt jeder seine Portion, wie man ein Stück Brod ißt, mit den Fingern. Dieser Anblick war nicht sehr einladend für mich, und sie bemerkten bald meinen Widerwillen. „Warum ißest du nicht?" fragten sie mich. Ich antwortete, daß ich nicht gewohnt sei, so zu essen. „Du mußt das überwinden," entgegneten sie, „für einen Vater, der das Gebet versteht, kann das nicht schwer sein. Auch wir haben Schwierigkeiten, denn es ist nicht leicht, zu glauben, was wir nicht sehen. Da konnte der Missionär nicht mehr zurückhalten, er überwand allen natürlichen Widerwillen und ward ein Indianer bei dem Indianer, um ihn für Gott zu gewinnen.

Eine andere Prüfung brachte die Sprache: jeden Tag hatte er eine geraume Zeit damit zuzubringen, ihnen zuzuhören, wenn sie sprachen, und zu trachten, die Bedeutung ihrer Worte zu finden, während er beständig sein Wörterbuch vermehrte. So konnte er nach fünfmonatlicher Anstrengung die Sprache verstehen, aber nicht sprechen. Jetzt nahm er aber die besser Unterrichteten und verfaßte

---

[1]) Bigot's Briefe im Jahre 1685 und 1686, worin ein Bericht über seine Missionen.

mit ihrer Hilfe einen Katechismus, indem er erst einen Punkt in seinem gebrochenen Abenaque vorbrachte, und, wie ein Abenaque in seiner reinen Sprache ihn wiederholte, denselben niederschrieb. So kam er bald zu einem vollständigen Katechismus und Wörterbuche; denn wenn auch P. Bigot, der auf Druillettes am Kennebec nachfolgte, solche verfaßt hatte, so kamen sie doch nicht in P. Ralé's Hände. Die häufigen Unfälle und Mißgeschicke nöthigten die Missionäre, immer wieder von neuem zu beginnen.

Sobald er im Stande war, die Sprache der Abanequen zu sprechen, begann er eigentlich erst seine Arbeiten, und setzte sie an den Fällen des Chaudiere fast zwei Jahre fort, bis ein in einem Algonquin-Dialekte bewanderter Pater in einer andern Mission nöthig wurde. Der Missionär unter den Illinois war gerade gestorben, und so wurde P. Ralé erwählt, ihn zu ersetzen.

Zweites Kapitel.

P. Ralé wird zu den Illinois gesandt. — Seine Reise. — Seine Arbeiten unter diesem Stamme. — Er kehrt zurück.

Als Vorbereitung auf seine neue Mission verwendete P. Ralé zu Quebec drei Monate auf die Erlernung der Sprache der Algonquin, und schiffte sich dann am 13. August des Jahres 1692 nach dem Westen ein. Der Kahn ging nur langsam vorwärts, und zur Nachtzeit landeten sie, um ein Feuer zu machen und sich zu lagern. Oftmals hatten sie keine Nahrung, um sich nach einem beschwerdevollen Tage zu stärken, und kein anderes Obdach, um sich vor dem Sturm zu schützen, als ihren zu einem Zelte umgestürzten Kahn. Felsenmoos war seine Nahrung bis Michilimakinac, allein seine Gefährten litten weit mehr vom Hunger, und als sie endlich durch die Lebensmittel, welche er ihnen entgegengesandt, etwas gestärkt da anlangten, waren sie zu erschöpft, um die Reise fortzusetzen. Somit mußte dieselbe verschoben werden, und er überwinterte da bei den zwei Missionären des Ortes, von welchen der eine die christlichen Huronen und der andere die christlichen Ottawa leitete. Doch ging P. Ralé unterdessen nicht müßig, er benützte die gram-

matischen Werke des P. Chaumonot, um die Huronen-Sprache zu erlernen, und konnte so dem Missionär dieses Stammes Hilfe leisten, wurde aber, nach dieser freiwillig sich auferlegten Aufgabe, diese Sprache zu erlernen, nie in Anspruch genommen, seine Kenntniß in derselben, welche die Missionäre für den Schlüssel aller Indianersprachen in Canada hielten, zu verwerthen.

Sobald der Frühling kam, verließ er Mackinaw und fuhr der westlichen Küste des Michigan-See's entlang an den Dörfern der Mascoutenen, der Sac, der Outagami oder Winnebagon, der Fox und anderer Stämme vorüber, bis er zum Ausgang des Sees kam. Dann ging's über Flüsse und Tragplätze, bis er am vierzigsten Tage seinen Kahn im Illinois-Flusse flott machte, und hundert und fünfzig Meilen auf demselben hinabgleitend das erste Dorf erreichte. Dieses Dorf bestand noch, wie zur Zeit, wo Allouez es besuchte, aus drei hundert Hütten, mit einer Bevölkerung von gegen 2500 Familien, während der Rest des Stammes in eilf andern Dörfern zerstreut war. Diese Schätzung scheint sehr hoch zu sein, allein man bedenke nur, daß dieses keine Stadt mit Magazinen und Läden war, sondern blos ein Winterlager der halbnomadischen Illinois. P. Ralé wurde mit dem, nach ihren Ansichten, feierlichsten Mahle, „dem Festmahle der Häuptlinge", bei dem ihr größter Leckerbissen, Hunde, in Hülle und Fülle aufgesetzt wurden, empfangen. Ihr Seelenheil war jetzt P. Ralé anvertraut, und so suchte er auf alle mögliche Weise den Samen, welchen sein Vorgänger gesäet, zur Reife zu bringen. „Es wäre weniger schwierig gewesen, die Illinois zu bekehren," sagt er, „hätte ihnen das Gebet die Vielweiberei erlaubt." Allein die katholischen Glaubensartikel und Sittenlehren ließen sich nicht nach ihrem Belieben wenden und biegen. Wohl anerkannten sie, das Gebet sei gut, und waren entzückt, wenn man ihren Weibern und Kindern Unterricht ertheilte; allein wenn wir, sagt Ralé, jenen heiklen Gegenstand bei den Männern auf's Tapet brachten, da fanden wir, wie schwer es war, ihrer Unbeständigkeit Herr zu werden und sie zu bewegen, sich mit einem Weibe auf Lebenszeit zu begnügen."

„Wenn die Stunde zur Morgen- und Abendandacht gekommen war, begaben sich alle in die Kapelle. Es gibt Keinen, selbst

unter den Medizin-Männern, unsern schlimmsten Feinden, der nicht gerne seine Kinder zur Lehre und, wo möglich, zur Taufe schickte." Hier wie in allen anderen Missionen war die beste und sicherste Frucht die Taufe kranker Kinder, von welchen eine große Zahl blos so lange zu leben schien, um ihre Seelen von dem Hinderniße zu befreien, das ihnen den Himmel verschloß; allein nicht blos aus diesen bestand die Illinois-Kirche, sondern auch Erwachsene ließen sich herbei, bald in beträchtlicher Zahl, die so sehr dem Gebete ergeben waren, daß sie eher ihr Leben gelassen, als ihm entsagt hätten.

Ehe wir P. Ralé auf ein anderes Arbeitsfeld folgen, wollen wir einen Blick auf die damalige Lage der Illinois werfen. Während des Sommers pflanzten sie Mais bei ihren Dörfern, und die übrige Jahreszeit verbrachten sie auf der Jagd, denn sie liebten, obgleich ihre Flüsse von Fischen wimmelten, wenig diese Nahrung. Ihre Kleidung bestand aus dem Hüftenlappen und dem Mantel aus Thierfellen, der vom Nacken herabhing, welchen sie jedoch blos bei Besuchen und in der Kirche anzogen; ihre Waffen waren der Bogen mit Pfeilen, deren Spitzen von Feuerstein waren, in der Hand des Illinois eine furchtbare Waffe, weil sein Ziel nie verfehlend, und während man die Flinte lud, schoß er hundert Pfeile von seinem biegsamen Bogen ab. Doch hierin, wie in ihren Tänzen, Ceremonien und Festen unterschieden sie sich nur wenig von den anderen Stämmen der großen Algonquin-Familie. Die Behandlung ihrer Todten jedoch war eine ganz auffallend verschiedene. Weder bei einem der reizend gelegenen Dörfer der Illinois, mit ihren netten Hütten aus Matten und Reisern erbaut, weder in den dichten Urwäldern oder auf den herrlichen Prärien, noch auf den anmuthig aufsteigenden Anhöhen, womit das Land abwechselte, konnte das Auge einen Friedhof erblicken. Da gab es keine Särge von Baumrinden auf Pfosten aufgestellt, kein allgemeines Grab für Alle. So wie einer starb, bogen seine Freunde den stattlichen Gipfel eines mächtigen Baumes zur Erde, und banden an denselben den Verstorbenen, in Felle eingehüllt, mit Stricken, welche um den Kopf und die Füße angebracht waren. Dann wurde der Baum wieder losgelassen, und der Leichnam erhob sich, als wollte er der Seele in das Reich der Geister

folgen. Ein sinnreicher Tribut der Ueberlieferung, daß der Leib wie die Seele für den Himmel geschaffen ist.

Drittes Kapitel.

P. Ralé kehrt zu den Abenaquen zurück. — Die Missionen in Maine. — Er wird dahin gesandt.

Als P. Ralé zwei Jahre auf der Illinois-Mission zugebracht hatte, sah sich der Obere der Missionen wegen der Wichtigkeit der Abenaquen-Mission genöthigt, ihn wieder zu diesen zurückzurufen. Das geschah augenscheinlich im Jahre 1695. Der Missionär machte sich sofort auf den Weg und erreichte bald Quebec, nachdem er eine kurze Strecke davon entfernt das Glück gehabt, ein sterbendes Mädchen im Glauben zu unterrichten und zu taufen. Ihr erbaulicher Tod gab ihm neuen Muth zu seinem mühevollen Leben, in welchem er Unsern Herrn darin nachahmte, daß auch er keinen Fleck hatte, sein Haupt hinzulegen, keine Stätte, die er sein eigen nennen konnte.

Bei seiner Ankunft in Quebec ward er bedeutet, daß er nicht zu seiner frühern Heerde an den Fällen des Chaudiere zurückkehren sollte, indem dieselbe bald darauf, nach einem zehn- oder zwölfjährigen Aufenthalte an den Fällen an die Mündung des St. Franzis übersiedelte. Die Missionen im Gebiete der Abenaquen waren zu seinem Felde bestimmt; P. Bigot hatte diese wieder hergestellt, allein die Fischerei-Gesellschaft widersetzte sich der Wiederbesetzung der Missionen durch Jesuiten, welche damals mit dem Bischofe und der Weltgeistlichkeit von Canada gegen den Verkauf von geistigen Getränken an die Indianer kräftige Einsprache erhoben.[1]) Denonville war jedoch entschlossen, die Jesuiten wieder zurückzubringen, weil sie als eine Körperschaft am besten geeignet wären zur Leitung der Indianer; und so nahm P. Bigot im Jahre 1688 seine Arbeiten am Kennebec wieder auf; ward aber bald durch einen Weltpriester

---

[1]) Die lächerlichsten Beschuldigungen wurden gegen die Jesuiten vorgebracht; ich habe eine dem Könige eingereichte Erwiederung auf die Anklage, daß sie in ihrer Mission zu Sault St. Louis kein Wirthshaus hätten, selbst gesehen.

abgelöst, der die schweren Pflichten eines gestörten Apostolates auf sich nahm. Es war Thury, ein Priester der Diöcese Quebec, ein Mann von Fähigkeit und Takt, der bald eine zahlreiche und eifrig glühende Schaar von Neubekehrten zu Panawaniske am Pentagonet oder Penobscot um sich versammelte. Zu Narantzouac am Kennebec arbeiteten die beiden Bigot, Vincent und Jakob, nebst dem P. Julian Binneteau, und etwas später leitete auch der Barfüßer P. Simon eine Mission zu Medoktek, an der Mündung des St. Johann. So waren nun im Gebiete der Abenaquen, in dem, wie es scheint, blos die hier erwähnten Dörfer sich befanden, regelmäßige Missionen errichtet.[1]) Doch muß man sich nicht vorstellen, als sei jetzt Alles im Frieden gewesen; obgleich die Abenaquen bekehrt und dem Laster entfremdet waren, denn nun ließen ihnen die Engländer keine Ruhe und reizten sie zum Kriege. Einige Jahre vor der Ankunft Ralés hatte Major Waldron von Dover im Jahre 1675 vierhundert Indianer ergriffen und als Sklaven nach Westindien verkauft. So ward, was englische Schriftsteller so gerne den Spaniern vorwerfen, von ihren eigenen Landsleuten gethan. Wohl ist zu bedauern, daß die Indianer der Inseln zu Sklaven gemacht wurden, daß die Häuptlinge der Natchez gleich Sklaven in glühender Sonnenhitze arbeiten mußten, aber soll man keinen Schrei der Entrüstung erheben, nicht in edlem Zorne entbrennen gegen die, welche die Indianer von Maine und Florida als Sklaven verkauften?! Man lasse es sich gesagt sein, daß der Glaube, bloß die Spanier seien gegen die Indianer grausam gewesen eine bloße Täuschung ist; die Engländer, die Franzosen, die Portugiesen waren ebenso grausam als die Spanier. Diese Treulosigkeit Waldron's konnten die Abenaquen nicht vergessen, und als im Jahre 1688 die Engländer den Frieden von 1678 brachen, griffen sie wüthend zu den Waffen und stürzten sich wie ein Waldstrom auf die englischen Grenzposten. Ihre Sache war gerecht und siegte. Dover wurde genommen und Waldron fiel in die Hände derjenigen, die er mit Unbill überhäuft; sein Tod wird oft als ein Beispiel von der Grau-

[1]) St. Franziskus, Narantzouac, Panawaniske und Medoktek.

samkeit der Wilden angeführt; wenn wir aber auf seine Handlungsweise zurückblicken, können wir darin blos eine gerechte Strafe für denjenigen sehen, der Männer, frei wie er, zu Sklaven gemacht. Sie banden ihn auf einen Stuhl und setzten denselben auf einen Tisch; dann trat ein jeder Krieger heran, und schlitzte mit seinem Messer ein Kreuz auf seine nackte Brust, ausrufend: „Mit diesem Kreuze tilge ich meine Rechnung; und so mußte er denn mit seinem Blute die vor zwölf Jahren gemachte schwere Schuld bezahlen. Wohl ist das eine wilde Gerechtigkeit, die wir aber nicht verdammen können. Zunächst wurde dann Fort Pemquit, das Massachusetts ungeheuere Summen gekostet, von hundert Indianern vom Penobscot genommen, und bald war die ganze Grenze blos eine Linie von flammenden Dörfern. Alle Friedensanerbietungen wurden abgewiesen; denn nicht länger mehr trauten die Indianer den Colonisten, die sich schon so oft treulos erwiesen. „Weder wir, noch unsere Kinder und Kindeskinder werden je Frieden oder Waffenstillstand schließen mit einem Volke, das uns in ihren Rathshallen tödtet," war der Schrei der Gerechtigkeit.

Zuletzt wurden sie aber genöthigt, den Kampf aufzugeben; denn die vier Abenaquendörfer waren nicht im Stande, ohne Hilfe von Frankreich mit den vier englischen Colonien es aufzunehmen; Frieden wurde angeboten und angenommen. Der Vertrag wurde im Jahre 1693 zu Pemquid unterzeichnet, ohne aber von ihrer Seite auf etwas Weiteres als den Frieden einzugehen. Das geht aus den Zugeständnissen der Schriftsteller der Colonien hervor, wie auch aus dem Vertrage selbst. Derselbe beginnt mit der folgenden seltsamen Einleitung, die in's Indianische zu übersetzen, einen Elliot oder einen Chaumonot zu Schanden gemacht hätte. „Sintemalen seit einigen Jahren ein blutiger Krieg innerhalb der östlichen Theile der Provinz von den Indianern auf Eingebung und durch den Einfluß der Franzosen gegen Seiner Majestät Unterthanen, die Engländer, angefangen und geführt worden, und das Elend fühlend, in das wir und unser Volk, ihren bösen Rathschlägen folgend, gekommen" u. s. w. Das sind die Worte, welche man Madockowando, Bomaseen, Ketteramogis, Wassambomet und andern Häuptlingen

in den Mund legte. Es ist darin eine vollkommen unbedingte Uebergabe enthalten, und wurde auch als solche von den Engländern beansprucht. Als nun im folgenden Jahre vier Häuptlinge zu Saco und drei zu Pemquid ergriffen wurden und die französischen Behörden Hilfe versprachen, brach der Krieg von Neuem los. Diese letzten Akte der Treulosigkeit, welche, wie Hudchinson zugibt, nicht zu rechtfertigen sind, gaben dem Hasse der Abenaquen neues Leben; in diesem Feldzuge wurde Piscatawav genommen, und Taxus nahm mit vierzig Kriegern ein blos drei Tagmärsche von Boston entferntes Blockhaus; allein im folgenden Jahre hätte dieser tapfere Häuptling für sein übel angebrachtes Vertrauen beinahe theuer gebüßt. Er ging mit einigen andern nach Pemquid, um eine Auswechselung von Gefangenen vorzuschlagen; sobald sie aber im Fort waren, feuerte man auf sie; zwei von seinen Begleitern fielen, Taxus selbst aber tödtete zwei Mann von der Besatzung, schlug sich durch und entkam.

Das war der Zustand des Kennebec-Gebietes, als P. Ralé daselbst als Missionär für die mißhandelten Abenaquen anlangte. Wenn er ihnen erklärte, daß ihre Sache gerecht sei, hatte er wahrscheinlich Recht; so viel ist wenigstens aus der hier gegebenen Uebersicht der Ereignisse in den unmittelbar vorhergehenden Jahren ersichtlich und gewiß, daß es seines Einflusses nicht bedurfte, um sie zum Kriege zu reizen. Man hat in der That allen Grund zu glauben, daß er Vieles that, um ihr Rachegefühl abzukühlen und ihre Aufwallungen durch die Stimme der Religion zu mäßigen. So wenigstens lautet die Ansicht des Gouverneurs Lincoln: „Seine Anhänger waren nicht blos die tapfersten, sondern auch die schonendsten von dem wilden Stamme, zu dem sie gehörten, und wenn auch Beute und Zerstörung ihr Element war, waren sie doch auch manchmal edelmüthig und schonend. Als aber der alte Mann an dem Altare gefallen war, den er errichtet, brach die Wildheit, welche er blos theilweise im Zaume gehalten, mit einer durch seine Glaubenslehren nicht mehr gemilderten gränzenlosen Wuth los.“ [1])

Nanrantsouac, wo P. Ralé jetzt stationirt war, ist ein Fleck

[1]) **Maine**, Hist. Socq. Vol. I, p. 339.

am Kennebec, heut zu Tage noch Indian Old Point genannt, auf einer Hochebene, nach ihm vierzig Stunden von Sankderank an der Mündung des Flußes. Bei seiner Ankunft fand er da ein kleines, aber wohlgebautes Kirchlein, und eine, wenn nicht ganz, doch zum größten Theile bekehrte Heerde, deren Vater er von der Zeit an bis zu seinem Tode war. Er waltete nicht blos seines geistlichen Amtes, sondern die Indianer betrachteten ihn auch als einen Mann, der ihr Vertrauen und ihre Hochachtung verdiente, und so ward er der Schiedsrichter bei allen ihren Streitigkeiten, ihr Arzt in allen ihren Krankheiten, ihr Tröster in allen ihren Betrübnissen. Da das Wild auf ihren Jagdgründen seltener geworden, begannen sie jetzt mehr als vorher das Land zu bebauen, zogen aber, nachdem sie im Frühling ihr Korn, ihre Bohnen und Rüben gepflanzt, gegen Juni an die Seeküste, und lebten da von dem Fischfang und der Jagd bis gegen Ende August. Auch wurden Abtheilungen Indianer im Frühling an einen benachbarten Fluß gesandt, der von Fischen wimmelte, die leicht zu fangen waren und die ihre hauptsächlichste Nahrung zur Zeit der Saat ausmachten.

Sobald die Zeit zum Aufbruche nach der Seeküste gekommen war, was zwei Mal im Jahre der Fall war, versammelten sich die Häuptlinge, um sich über einen Platz zu verständigen, und sobald dieser bestimmt war, sandte man nach dem Missionär, der dann ungefähr in folgender Weise angesprochen wurde: „Vater, was ich sage, sagen Alle hier, du kennst uns, du weißt, daß wir Nahrung bedürfen, und bis zum Herbst an die Seeküste gehen müssen, um Speise zu suchen. Es wird uns hart ankommen das Gebet zu verlassen, und deßhalb hoffen wir daß du uns begleitest, damit wir, während wir Nahrung und Unterhalt suchen, das Gebet nicht verlieren;" nachdem sodann der Redner den Häuptling genannt, welcher ihn geleiten solle, schloß er mit dem gewöhnlichen Ausdruck: „ich habe gesprochen." „Kekikberba, ich höre euch, meine Kinder," war des Missionärs gewöhnliche Antwort, und dann eilten Alle unter freudigem Jauchzen „Ouriourie" davon, um sich zur Reise bereit zu machen.

Des Missionärs Reisecapelle war ein Zelt, und sein Altar

ein Brett, mit ländlichem Schmuck und reichen Tapeten; dieses so wie das Altargeräthe wurde getragen, und das Zelt jede Nacht zum Gebete aufgeschlagen, und am folgenden Morgen nach der Messe wieder abgebrochen. Am Seegestade selbst wurde eine große Baumrinden-Hütte als Kapelle errichtet, um die sie ihre Wigwam aufschlugen; so erstand in wenigen Stunden ein neues Dorf an der Küste, und daselbst nahm der Missionär einige Monate lang seine Arbeiten auf, indem er katechisirte, unterrichtete, Beicht hörte u. s. w. In seinem Diktionär finden wir auf einem losen Blatte die Worte: „Hier bin ich in einer Hütte in den Wäldern an der Seeküste, wo ich Kreuze sowie die Beobachtung religiöser Pflichten bei den Indianern finde. Bei Tagesanbruch lese ich in einer aus Fichtenzweigen gemachten Kapelle Messe, und unter Tags besuche und tröste ich die Wilden; es ist etwas sehr Betrübendes, so viele ausgehungerte Leute zu sehen, ohne ihnen helfen zu können.“ [1])

Das muß im Sommer gewesen sein, wo sie wenig Nahrung fanden; von Allerheiligen bis Mariä Lichtmeß ging es besser, da begannen die Seevögel die Inseln an der Küste zu besuchen, was P. Ralé mit seinen Neubekehrten wieder aufheiterte.

Er lebte daselbst ganz wie im Orden; stand zur festgesetzten Stunde auf und verrichtete alle seine geistlichen Uebungen ebenso genau und regelmäßig, als wäre er in einem ihrer Collegien, und sprach, um in denselben nicht unterbrochen zu werden, von der Abendandacht an bis nach der Messe, eine außerordentliche Nothwendigkeit ausgenommen, kein Wort. Beim Beginne der heiligen Fastenzeit machte er stets seine jährlichen geistlichen Uebungen, denn, bemerkt er weise: „Wenn wir nicht eine bestimmte Zeit für diese heiligen Uebungen während des Jahres festsetzen, so folgt eine Beschäftigung auf die andere, so daß, nach langem Aufschub, man zuletzt keine Zeit zu denselben findet.“ [2])

---

[1]) Gouverneur Lincoln.

[2]) P. de la Chase, 29. Oktober 1724.

Viertes Kapitel.

Bekehrung der Amalingan. — Streitigkeiten mit den Ansiedlern. — Seine Kirche. — Gouverneur Dudley zu Casca im Jahre 1703. — Norridgewalk eingenommen im Jahre 1705. — Vorfall. — Der Friede von 1713.

P. Ralé war blos ein Paar Jahre auf seiner neuen Mission, als er im Jahre 1697 durch einen Bericht, daß ein Stamm, der der Amalingan, im Anzuge sei, um sich in ihrer Nachbarschaft niederzulassen, in nicht geringe Besorgniß für den Glauben seiner Heerde gerieth. Während er über Mittel nachsann, um dem Uebel zu begegnen, nahte das heilige Frohnleichnamsfest. Am Vorabende vor demselben kamen Abgeordnete von den Amalingan mit Geschenken, welche bestimmt waren, die Thränen um den Tod einiger aus ihrem Stamme von den Engländern getödteter Krieger wegzuwischen. Den ganzen Abend und am folgenden Morgen bis gegen Mittag war P. Ralé im Beichtstuhl, und nun begann die feierliche Prozession. Diese Prozession, welche eingesetzt worden zur Verehrung der wirklichen Gegenwart Christi im heiligsten Altarssakramente, wird in allen katholischen Ländern begangen, und in einigen mit einem Pomp und einer Pracht, wovon man sich hier zu Lande kaum einen Begriff machen kann. Selbst in Canada wird noch heut zu Tage unter dem Scepter des protestantischen Englands dieselbe abgehalten, und war natürlicher Weise in allen seßhaften Missionen eingeführt worden; P. Ralé's Prozession wurde mit großer Ordnung und Andacht, und, obgleich mitten in den Urwäldern, mit Pomp und Pracht begangen.

Die Abgeordneten blieben bei Allem, was sie sahen, dem Eifer und der Andacht der Abenaquen, ihrer Ehrfurcht vor dem Häuptling der Schwarzröcke, dieser unbekannten Gottheit, deren Dienst von so geheimnißvoller Erhabenheit begleitet war, nicht unbewegt. Der Missionär benutzte den Augenblick und drückte ihnen seine Freude aus, sie zu sehen; denn, wenn sie auch noch nicht seine betenden Kinder seien, wären sie doch die Kinder des großen Geistes, und als solche müsse er sie lieben. „Eines jedoch,“ sprach er, „schmerzt

mich und verbittert mir die Freude: es ist der Gedanke, der sich mir aufdrängt, daß ich eines Tages von einem Theile meiner Kinder getrennt werden muß, deren Loos ein ewig unglückseliges sein wird, weil sie nicht beten wollten, während diejenigen, welche beteten, eine endlose Freude genießen werden. — Wenn Ihr unüberwindliche Hindernisse hättet, und wenn ich in dem Zustande, in welchem Ihr Euch befindet, es Euch erwirken könnte, in den Himmel zu kommen, würde ich keine Mühe und Anstrengung sparen, Euch dieses Glück zu verschaffen. Ich würde Euch vorwärts bringen — allein das ist unmöglich; Ihr müßt beten, Ihr müßt getauft werden, um in diesen Ort der Freude einzugehen."

Sodann erklärte er die vorzüglichsten Geheimnisse unserer heiligen Religion, die im Buche des großen Geistes geschrieben seien, und auf die Ursache ihres Hieherkommens andeutend, erinnerte er sie dann, daß sie sterben müßten, und, da es ihnen freigestellt sei, dem Häuptling, welchen die Abenaquen betrauerten, und der stets treu dem Gebete gewesen, nachzuahmen. „Betet wie er, und Ihr werdet ewig leben. Muth, meine Kinder, wir werden nicht getrennt werden, sondern wir wollen Alle mit einander in den Himmel eingehen, der ist unser Heimathland, dahin seid Ihr von dem großen Herrn des Lebens, dessen Dolmetscher ich bin, berufen. Bedenket das ernstlich."

Die Abgeordneten hörten ihm mit großem Interesse zu, erklärten ihm aber, nachdem sie sich mit einander berathen, daß sie nicht für ihren Stamm sprechen könnten, ehe sie den Sachem, welche im Herbste kommen sollten, die Sache vorgetragen hätten. Mit dem Versprechen, sie dem Großen Geiste anzuempfehlen, sandte sie P. Ralé in ihr Dorf zurück, um das große Unternehmen zu fördern. Als der Sommer vorüber war, erinnerte sie Ralé an ihr Versprechen; sie hatten es nicht vergessen, allein, weil die Abenaquen Noth an Lebensmitteln litten, konnten die Amalingan unmöglich in der Mission unterrichtet werden; wenn aber Ihr Vater thun würde, was zu verlangen sie sich nicht getrauten, könnte Alles bald in's Reine kommen: wenn er Ihre Hütten besuchen wollte, würden sie jede Beschäftigung aufgeben, um auf seine Lehren zu lauschen. Da

sein Dorf damals gerade fast verlassen war, war der Missionär frei, und somit schiffte er sich in seinem Kahne auf dem Kennebec ein. Als das flüchtige Ruder ihn in Sicht ihres Dorfes gebracht, ward er von einer Salve von Flintenschüßen begrüßt, deren eine um die andere folgte, bis er seinen Fuß an's Land gesetzt. Da war sein Erstes, ein Kreuz aufzupflanzen, und sodann begann er die Hütten zu besuchen, während seine Gefährten unterdessen eine Kapelle aus Baumrinden errichteten. Kaum war sie vollendet, als sie auch von Solchen, welche er auf seinen Besuchen vorbereitet, gefüllt war; drei Mal des Tages kamen sie, nach der Messe, des Mittags und am Schluß des Tages. Während den Zwischenstunden unterrichtete er in den Hütten; und sobald er sie für hinreichend unterrichtet hielt, bestimmte er einen Tag zur ersten Spendung des heiligen Sakramentes der Taufe. P. Ralé war hier, obgleich bei einem neuen Stamm, nicht so zurückhaltend mit Spendung der heiligen Taufe, als seine Vorgänger gewesen; allein es steht uns nicht zu, über die Beweggründe, welche ihn dazu bestimmt haben mochten, zu urtheilen, wie wir auch nicht wissen, welchen Unterricht die Amalingan bereits vorher erhalten haben mochten. Vier Häuptlinge und zwei Frauen waren die ersten, welche in den heiligenden Wassern der Taufe gereinigt wurden, dann folgten zwei Reihen, jede zwanzig Personen an der Zahl, und an diesem und dem folgenden Tage der ganze übrige Stamm. Jetzt waren sie alle Christen, und sein Werk war vollbracht; sein Herz überströmte von Trost, das Werkzeug gewesen zu sein, einen ganzen Stamm auf den Pfad des Heiles zu bringen. Die Zeit war da für sie, an die Seeküste zu gehen, und so verließ sie P. Ralé, nachdem sie ihm noch in einer öffentlichen Versammlung ihre innigste Dankbarkeit ausgedrückt, und kehrte zu seinen Abenaquen zurück, wo er auf Mittel dachte, seine beiden Heerden zu vereinen, was er, wie es scheint, auch später zu Stande brachte.

Im folgenden Jahre 1698 baute er mit Hilfe der Franzosen zu Quebec und mit Werkleuten aus der Colonie eine schöne Kirche zu Noridgewalk, was den englischen Ansiedlern gar nicht gefallen wollte, obgleich wir keinen Grund dafür finden können. Der Ver-

trag von Ryswick im Jahre 1697 hatte Frankreich Acadien wieder zurückgestellt, und der Missionär am Kennebec war kein Gesandter Frankreichs, der gerade blos deßhalb hingesandt worden, um ihr Gebiet zu vergrößern; im Gegentheil, die Abenaquen waren ein halbes Jahrhundert lang von katholischen Missionären versehen worden, die sie zum Christenthume bekehrt hatten, und waren während dieses ganzen Zeitraumes, selbst gegen ihr Interesse, treue Freunde der Franzosen und nicht ohne Grund, wie selbst die erbittertsten englischen Schriftsteller zugeben, denn die Mönche lehrten sie beten, was die Engländer nie thaten. [1])

Während der Friedenszeit, welche auf den oben erwähnten Vertrag folgte, verwarf die Colonie Massachusetts, von fanatischen Männern angetrieben, alle Mittel, mit den Abenaquen sich auf freundlichen Fuß zu setzen, und faßte am 15. Juni des Jahres 1700, ohne die Rechte des Stammes oder der katholischen Missionäre zu berücksichtigen, einen Beschluß, der ebenso schmachvoll in sich selbst als lügenhaft in seiner Einleitung ist. Vermöge dieses Beschlusses, welchen Bellamont da und in Neu-York durchführte, sollten alle katholischen Missionäre vor Jahresschluß ihre Heerden verlassen, unter Strafe im Uebertretungsfalle ihren Eifer in den Gefängnissen Neu-York's und Boston's lebenslänglich zu büßen. Ein solches Gesetz konnte blos Denjenigen, welche es erlassen und durchgesetzt, nachtheilig werden; die Missionäre setzten ruhig ihr mühsames Wirken fort.

Das war die einzige Antwort auf die Beschwerden der Indianer, daß ihre Ländereien durch Kaufbriefe, die von Leuten ohne Ermächtigung und oftmals im Zustande viehischer Betrunkenheit ausgestellt wurden, ihnen genommen worden waren. Im folgenden Jahre machten sie ein freilich zu spät kommendes Gesetz gegen betrügerische Ankäufe, das aber nie in Kraft trat.

Im Jahre 1702 ward Dudley Gouverneur von Massachusetts, dessen erster Schritt, da die Aussicht auf Krieg von Tag zu Tag zunahm, dahin ging, die Neutralität der Indianer zu gewinnen. Im

---

[1]) Penhallow, N. H. Hist. Soc. p. 19.

Jahre 1703 sandte er an die Sagamore von Maine eine Einladung, mit ihm auf der Casi-Insel in der Casco-Bai zusammenzutreffen. Man willfahrte der ergangenen Einladung, und zur festgesetzten Zeit warfen die englischen Schiffe Anker vor der Insel in der Casco-Bai, und bald nachher kamen die Häuptlinge in zweihundert Kähnen an, begrüßt von dem Donner der englischen Kanonen. Sie erwiederten den Gruß mit Musketenfeuer und landeten. P. Ralé hatte sie auf ihr Ersuchen begleitet, und befand sich nun mit dem Gouverneur unter vier Augen; Dudley richtete die üblichen Höflichkeitsbezeigungen an ihn, und Beide gingen ihres Weges. Die Conferenz begann und Dudley drang ernstlich in die Häuptlinge, zur Neutralität sich zu verstehen, im Falle eines Krieges zwischen England und Frankreich, mit dem Versprechen, ihnen ihre Pelzwerke abzukaufen, und das, was sie bedürften, zu annehmbaren Preisen an sie abzulassen. Ohne Zweifel hatte er die Absicht sie zu ersuchen, einen englischen Prediger anzunehmen, da er einen bei sich hatte, allein das wäre nutzlos gewesen, und als nun die Indianer sich zur Berathung zurückzogen, ging er auf P. Ralé zu und bat ihn, die Indianer nicht zum Kriege aufstacheln zu wollen. Der Missionär konnte blos lächeln, denn noch hatte er keine Ahnung von dem, was man ihm zur Last legte. „Nein, mein Herr," erwiederte er, „meine Religion und mein heiliges Amt fordern von mir, ihnen blos zum Frieden zu rathen." Bald darauf gaben die Indianer durch ihren Redner diese Antwort: „Großer Häuptling, Du hast uns gesagt, uns nicht mit dem Franzosen zu vereinigen, wenn Du ihm den Krieg erklärst. Wisse, daß der Franzose mein Bruder ist, wir haben dasselbe Gebet, wir wohnen in derselben Hütte, er an dem einen Feuer, ich an dem andern. Da sehe ich Dich gegen das Feuer kommen, bei dem mein Bruder, der Franzmann sitzt, und beobachte dich am andern von meiner Matte aus. Sehe ich eine Streitaxt in Deiner Hand, so sage ich, was will der Engländer mit diesem Beile thun? und ich erhebe mich, um zu sehen. Hebt er es auf, um meinen Bruder zu schlagen, greife ich nach dem meinen und stürze mich auf ihn. Kann ich still sitzen bleiben und sehen, wie mein Bruder geschlagen wird? Nein! Nein! Ich liebe meinen Bruder, den Fran-

zosen, zu sehr, um ihn nicht zu vertheidigen. Deßhalb sage ich Dir, großer Häuptling, füge meinem Bruder kein Leid zu, und ich will Dir keins zufügen. Bleibe ruhig auf Deiner Matte, und ich will so auf der meinen bleiben."

Das war der Erfolg der Besprechung; die Abenaquen traten auf die Seite der Franzosen und begannen, so wie der Krieg ausbrach, ihre Einfälle. Wohl hatten die Engländer Ursache, ihre Neutralität zu schützen, denn im Laufe des Krieges wurde Casco eingenommen, ihre Dörfer, Forts und Meierhöfe geplündert, und sechshundert von den Einwohnern in Gefangenschaft geführt. Während dieser Schreckenszeit ward der Missionär, welcher sein Volk zu sittigen suchte, ein Gegenstand bittern Hasses bei den Colonisten. Ihm wurden nicht blos die Einfälle der Indianer insgesammt zur Last gelegt, sondern selbst die Krankheiten und Unglücksfälle, welche in der Colonie vorkamen. Neu-England war damals der Boden für Hexerei, und Uebel, die sich sonst nicht erklären ließen, und die eine befriedigende Lösung in der Behauptung fanden, daß sie durch die Hexenkünste der papistischen Missionäre herbeigeführt würden. Bald war Ralé das Ziel, auf das sich alle ihre Angriffe richteten; zwei Jahre nach Beginn dieses Krieges überfiel eine Partie Neu-Engländer unter Capitän Hilton Norridgewalk und nahm es in der Abwesenheit des Stammes; um sich doch irgendwelchen Erfolges zu rühmen, verbrannte er die Kirche und das Dorf. Der Missionär kam zurück; er beweinte die Entweihung des Heiligthums, und den Verlust seiner Kinder. Im Augenblick war der Schaden nicht gut zu machen; man errichtete rasch an der Stelle des schönen Kirchleins eine Baumrinden-Kapelle, in welcher er viele Jahre lang seinen wilden aber edlen Kindern des Waldes die Tröstungen unserer heiligen Religion spendete.

Dies war nicht das einzige Mißgeschick, welches P. Ralé traf, oder besser nicht die einzige Prüfung, welche Gott ihm zu seiner Heiligung sandte. In demselben Jahre, in welchem er bei seiner Rückkehr in's Dorf Zeuge sein mußte von dem Ruin seines lieben Kirchleins, that er einen so heftigen Fall, daß er seine rechte Hüfte und sein linkes Bein brach. Wahrscheinlich mußte er eben deßhalb nach

Quebec gebracht werden, eine Reise, welche nicht ohne unsägliche Schmerzen für einen Verwundeten gemacht werden konnte; das war nicht Alles: sein gebrochenes Bein verursachte ihm ein fortwährendes Fieber, denn die gebrochenen Theile waren schlecht zusammengewachsen, und man mußte es noch einmal brechen. Diese schmerzliche Operation litt er mit einer außerordentlichen Festigkeit und bewundernswerther Ruhe und Gleichmüthigkeit. Ein französischer Arzt, der zugegen war, rief, erstaunt über eine solche Selbstbeherrschung, aus: „Pater, Sie dürfen schon ihren Schmerz laut werden lassen, denn Sie haben Ursache dazu.“ Allein das kam dem Missionär der Abenaquen nicht in den Sinn, er hatte jetzt gelernt, stille zu dulden.[1])

Sobald er zu gehen im Stande war, nahm er seine Arbeiten wieder auf, indem er sehnsuchtsvoll dem Augenblick entgegensah, wo der Friede zu Stande kommen sollte, und seine Kinder wieder in Sicherheit sich um ihn zu Norridgewalk versammeln könnten. Wegen seiner Stellung schwebte er in beständiger Gefahr. Die Engländer sparten weder Versprechungen noch Geschenke, um die Indianer zu verleiten, ihren Vater ihren Händen zu überliefern, oder doch wenigstens ihn fortzuschicken. Sie machten viele Versuche, ihn zu überraschen und mit Gewalt fortzuführen, und gingen sogar so weit, einen Preis von tausend Pfund auf seinen Kopf zu setzen. Das schüchterte ihn weder ein, noch verminderte es seinen Eifer. „Ich würde mich nur zu glücklich schätzen,“ sagt er, „wenn ich ihr Opfer werden oder wenn Gott mich für würdig erachten würde, mit Ketten beladen zu werden und mein Blut für das Heil meiner lieben Indianer zu vergießen.“

Selbst gegen diejenigen, welche ihn auf diese Weise verfolgten, hegte er blos Gefühle der Nächstenliebe und des Friedens, und der folgende Brief wird den Beweis liefern, wie sehr ihm am Herzen lag, den Einfällen der Indianer Einhalt zu thun.

---

[1]) F. de la Chasse, Brief vom 29. Oktober 1724.

„Nanoantsoak, den 18. November 1712.

Mein Herr!

„Der General-Gouverneur von Canada meldet mir in einem vor einigen Tagen hier angekommenen Briefe, daß das letzte königliche Schiff, welches am 30. September in Quebec anlangte, die Nachricht brachte, daß zwar der Friede zwischen der Krone Frankreich und England noch nicht abgeschlossen sei, daß man aber viel davon spreche. Das sind seine Worte.

„In andern Briefen, welche ich empfangen, wird mir mitgetheilt, der Intendant, welcher erst mit diesem Schiffe anlangte, sage, daß er, im Begriffe sich zu Rochelle einzuschiffen, einen Brief von Herrn de Tallard erhalten habe, mit der Versicherung, daß der Friede abgeschlossen sei und Ausgangs Oktober veröffentlicht werden würde.

„Das kann man in Canada nicht wissen, wohl aber in Boston, wo Schiffe in jeder Jahreszeit ankommen. Wenn Sie etwas wissen, bitte ich Sie mich es wissen zu lassen, auf daß ich sofort über das Eis dem General-Gouverneur in Quebec Bericht zuschicke, um die Indianer von jeder weitern feindseligen Handlung abzuhalten.

„Ich bin, mein Herr, ganz ergebenst

Ihr gehorsamster Diener

Capitain Moody. Seb. Ralé, a. d. G. J." [1])

Bald kam der Friede,[2]) und Gouverneur Dudley kündigte denselben sofort den Indianern an mit einer Einladung zu einer Besprechung. Diese fand zu Portsmouth im Juli des Jahres 1713 Statt, wobei der Gouverneur bei Ankündigung des Friedens die Indianer ersuchte, die Streitaxt zu begraben; sie willfahrten, da der Franzmann aufgehört, zu schlagen. Als aber der Gouverneur ihnen erklärte, der Franzmann habe Portroyal und das angrenzende Gebiet abgetreten, entgegneten die Abenaquen: „Der Franzmann kann Dir geben, was er will, was mich betrifft, ich habe mein Land, das mir der Große Geist gegeben um darauf zu leben: so lange

---

[1]) Moss. Hist. Coll. vol. 8, p. 258.

[2]) Friede von Utrecht am 30. März 1713.

ein Kind von meinem Stamme lebt, wird es kämpfen, um es zu bewahren."

Jetzt war wieder Alles ruhig an der Atlantischen Küste, und obgleich das Dorf durch eine an den St. Lorenzo gesandte Colonie, welche das Dorf Becancour gründete, geschwächt worden war, beschloß der Missionär dennoch, seine Kirche wieder aufzubauen. Da Boston viel näher war als Quebec, sandten die Häuptlinge eine Gesandtschaft dahin, um Werkleute zu bekommen, und versprachen ihnen einen guten Lohn. Der Gouverneur empfing sie mit großen Freundschaftsbezeigungen, und bot ihnen die Wiedererbauung ihrer Kirche auf seine eigenen Kosten an, da der französische Gouverneur sie im Stiche gelassen, wenn sie P. Ralé nach Quebec zurücksenden und einen englischen Prediger seiner Wahl annehmen wollten. Aber mit unwilliger Geberde erwiederte der indianische Sprecher: „Als Ihr zuerst in's Land kamet, da sahet Ihr mich lang vor den französischen Statthaltern, aber weder eure Vorgänger, noch eure Prediger sprachen je zu mir vom Gebete oder vom Großen Geiste. Sie sahen mein Pelzwerk, meine Biber- und Moschusthierfelle an, und dachten nur daran, diese nur suchten sie, und so begierig, daß ich ihnen nicht genug verschaffen konnte. Hatte ich deren reichlich, so waren sie meine Freunde, aber nur dann. Eines Tages verfehlte mein Kahn seinen Weg; ich verlor den Pfad und zog weit fort in der Irre auf gut Glück, bis ich zuletzt bei Quebec landete, in einem großen Dorfe der Algonquin,[1]) wo die Schwarzröcke lehrten. Kaum war ich angelangt, da kam schon Einer, mich zu sehen. Ich war beladen mit Pelzwerk, allein der Schwarzrock von Frankreich würdigte es nicht einmal eines Blickes. Er sprach zu mir vom Großen Geiste, von Himmel und Hölle, und vom Gebete, das der einzige Weg sei, den Himmel zu erreichen. Und meine Ohren waren offen, denn seine Worte klangen so wohl darin, daß ich bei ihm blieb in dem Dorfe. Zuletzt gefiel mir sein Gebet und ich begehrte den Unterricht; ich bat um die Taufe und erhielt sie. Dann kehrte ich zu den Hütten meines Volkes und erzählte, was sich er-

[1]) Sillery.

eignet. Alle beneideten mein Glück und wünschten daran Theil zu nehmen; und sie gingen auch zum Schwarzrock und ließen sich taufen. So haben es die Franzosen gemacht. Hättet Ihr auch vom Gebete zu mir gesprochen, als wir uns zuerst begegneten, so würde ich jetzt so unglücklich sein, zu beten wie Ihr betet; denn es hätte mir ja Keiner gesagt, ob mein Gebet gut sei oder nicht gut. Nun bleibe ich bei dem der Franzosen; es passet mir; ich will ihm treu sein, bis die Erde verbrennt und vergehen muß. Behaltet eure Leute, euer Gold und eure Prediger: ich will zu meinem französischen Vater gehen."

Das war die deutliche Antwort des Häuptlings, welcher der erste Christ seines Stammes gewesen, und wir können nicht umhin, in der Geschichte dieses Stammes die Vorsehung Gottes wahrzunehmen. Die Engländer waren, wie er richtig bemerkte, zuerst mit ihnen bekannt geworden, ja, was noch mehr ist, führten selbst zu ihrem Verkehre mit den Franzosen. Die Abenaquen hatten nie genug Pelzwerk für die englischen Händler, und streiften zuletzt auf ihren Jagdzügen bis an den St. Lorenzo, wo sie von den Algonquin Pelzwerk zu kaufen suchten. Die französischen Gouverneure verboten das zwar, allein wenn auch so zurückgewiesen, wurden sie von den Missionären gewonnen, und wurden, wie wir gesehen haben, alle bekehrt. Die Engländer sandten sie nach Pelzwerk aus, sie fanden aber etwas, was kostbarer als das ganze Weltall ist: „Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet."

Als der französische Gouverneur erfuhr, daß sie ihre Kirche wieder aufzubauen beabsichtigten, schickte er Werkleute, um dieselbe aus den Ruinen wieder erstehen zu lassen, und bald erhob sich eine neue in der Wildniß. „Sie ist so schön," sagt P. Ralé, „die selbst in Europa Bewunderung erregen würde, und an ihrer Ausschmückung ist nichts gespart worden." Diese Kirche muß unmittelbar nach dem Frieden erbaut worden sein; später ließ er noch zwei kleine Kapellen, dreihundert Schritte von dem Dorfe errichten, die eine am Flußufer, und die andere an den in die Wälder und auf ihre Felder führenden Straßen. Die erste war der gebenedeiten

Jungfrau und die zweite dem Schutzengel des Stammes geweiht. Möglicherweise wurden dieselben von Werkleuten aus Boston im Jahre 1721 erbaut, [1]) denn, wenn auch Hudchinson sagt, daß sie die Kirche gebaut, so ist dies doch unmöglich, da P. Ralé sonst nicht im Jahre 1723 hätte sagen können, daß sie von den Franzosen erbaut worden. Während dieser Friedenszeit suchte der Missionär den Glauben seiner Heerde dadurch wieder zu erneuern, daß er, so viel seine Lage erlaubte, den Gottesdienst so feierlich wie möglich beging. Durch mildthätige Freunde war er mit reichen Meßgewändern und Altargeräthen versehen worden, und an Festtagen war er von einem Chor von vierzig Indianer-Knaben in Talaren und Chorröcken umringt, die alle zu ihren bezüglichen Diensten gut eingeschult waren. Die heilige Messe und der Segen mit dem Allerheiligsten wurden mit einer Feierlichkeit begangen, daß die Neugierde viele aus der Ferne herbeizog, und die Frömmigkeit der Indianer, welche auf diese Weise die Ceremonien und Gebräuche der römischen Kirche unter sich einheimisch werden sahen, einen neuen Impuls erhielt. Aber noch entzückender für ein christliches Herz war, sie am Frohnleichnamsfeste in feierlicher Prozession zu ihren Kapellen ziehen zu sehen. Da schwammen Kirche und Kapellen in einem wahren Lichtmeere; [2]) die Frauen hatten all ihren Schmuck und ihre Kleinodien hergegeben, um die Lieblingskapellen zu schmücken, in welchen sie, wann immer sie vorbeigingen, ein Weilchen zum Gebete niederknieten, und die jetzt durch die Gegenwart des Allerheiligsten geheiligt werden sollten.

Das Alltagsleben der Indianer und ihres Missionärs wird ohne Zweifel mit Interesse gelesen werden. Er stand um vier Uhr auf und las nach seiner Betrachtung bei Tagesanbruch Messe, welcher alle Indianer beiwohnten, und während welcher sie ihre Gebete laut sangen; sobald dieselbe beendigt war, hielt er an Wochentagen gewöhnlich eine kurze Ansprache an sie, um ihnen gute Gedanken

---

[1]) Hutchinson.

[2]) Kerzen machten sie aus Wachsbeeren, welche wild am Ufer wuchsen, und unter die sie etwas Fett mischten, um sie geschmeidiger zu machen.

beizubringen; dann entließ er sie zu ihrem Tagwerke und begann die Kinder und die Jüngeren zu katechisiren; auch die Bejahrten waren da, und alle antworteten mit der Gelehrigkeit von Kindern. Dann zog er sich, nach einem kärglichen Mahle, in sein Zimmer zurück, um die verschiedenen ihm vorgelegten Angelegenheiten zu erledigen, als da waren Pläne, Bekümmernisse, häusliche Uneinigkeiten oder beabsichtigte Heirathen, kurz, um sie Alle in Allem zu leiten. Gegen Mittag arbeitete er in seinem Garten, und spaltete dann Holz, um sein kleines Gericht Kornmehl zu kochen, denn dies war, kann man sagen, seine einzige Nahrung. Wein trank er nie, selbst wenn er bei seinen Landsleuten war.

Nach diesem einfachen Essen besuchte er die Kranken und ging in einzelne Hütten, um da, wo es nothwendig war, zu unterrichten; wenn eine öffentliche Rathsversammlung oder ein Festmahl statt fand, mußte er dabei sein, denn nie gingen sie in die erstere, ohne ihn vorher um seinen Rath gefragt zu haben, oder zu dem andern, ohne daß er die Speisen gesegnet, welche auf Tellern von Baumrinde aufgetragen werden sollten, die jeder mitbrachte, worauf er dann sofort in seine Hütte sich zurückzog.

Der Abend blieb ihm, um sein Brevier zu beten und eine Zeit lang auf geistliche Lesung und Gebet zu verwenden; allein er wurde so oft darin unterbrochen, daß er es sich zuletzt zur Regel machte, von der Abendandacht an bis nach der Messe am folgenden Tage nicht zu sprechen, falls er nicht zu Kranken gerufen wurde.

Während der auf den Vertrag von Portsmouth folgenden Jahre machten die Indianer und P. Ralé für sie, dem Gouverneur häufig Vorstellungen wegen englischer Eingriffe in ihr Land. Erst hatten Einige mit Erlaubniß der Indianer am Flusse einen Handelsposten errichtet, allein bald kamen andere ohne Erlaubniß, und gestatteten sich Uebergriffe in die Jagdgründe und selbst in das Landgebiet der Indianer. Diese Klagen führten zu einer Besprechung zwischen den Häuptlingen und dem Gouverneur Shute zu Georgetown auf der Arrowsick-Insel im August des Jahres 1717. Bei derselben zeigte Shute, wie ein amerikanischer Schriftsteller sagt, „daß er Jenen, die wir Wilde nennen, in allen wesentlichen Eigen-

schaften eines Mannes, — in Schärfe des Gedankens, Macht der Beredsamkeit und Feinheit des Benehmens nachstand; weil er beständig ihre Redner unterbrach, während sie ihm ruhig zuhörten. Er bot ihnen eine Bibel an mit derselben Hand, womit er nach ihrem Lande griff." Vergebens vertheidigten sie ihren heimathlichen Besitz und ihre Unabhängigkeit, in die man sich täglich Uebergriffe erlaubte. Er weigerte sich, eine bestimmte Grenzlinie festzusetzen, über welche die Engländer nicht gehen dürften, und behandelte einen Brief zu ihren Gunsten, den sie ihm von P. Ralé überbrachten, mit großer Verachtung, „um sie wissen zu lassen," sagt Hutchinson, „wie sehr er über die Unverschämtheit des Jesuiten aufgebracht sei." [1])

Anstatt ihren Beschwerden abzuhelfen, erklärte er ihnen, sie seien britische Unterthanen, und indem er ihnen eine Bibel in englischer und indianischer Sprache anbot, sagte er ihnen, daß Herr Joseph Baxter, welcher in seiner Begleitung sei, bei ihnen bleiben werde, um sie den Weg des Lebens zu lehren. Hier wurde abermals ein Vertrag unterzeichnet, allein P. Ralé legte gleich vom Anfange an Einsprache gegen die Betrügerei der dabei gebrauchten Dolmetscher, und kündigte in seinen Briefen an, daß die Männer von Norridgewalk denselben nicht anerkännten. Er schrieb Briefe auf Briefe an den Gouverneur und die hervorragendsten Männer in Boston, um sie zu bewegen, mit den Indianern wegen ihres Landbesitzes aufrichtig zu Werke zu gehen; allein ohne Erfolg.

Unterdessen war Herr Baxter, an dem die Colonie endlich einen Mann gefunden, der sich dazu hergab, die Abenaquen vom Katholizismus abwendig zu machen, zu Georgetown mit der Errichtung einer Schule beschäftigt, die von der Regierung unterhalten werden sollte. Ein Mann von guter Erziehung und Fähigkeit, und ebenso fanatisch als seine Zeitgenossen, suchte er auf alle mögliche Weise Kinder anzulocken, aber zwei Monate lang waren alle seine Bemühungen vergebens. Da versuchte er es bei den Eltern, und machte seinen Gefühlen Luft, indem er sich über das Rosenkranzgebet,

---

[1]) Life of Ralé by Francis.

die Andacht zur Mutter Gottes, das Kreuzzeichen, Fegfeuer und die Sakramente lustig machte.

Bald erfuhr dieses P. Ralé, und es für besser erachtend, seinem Gegner auf der Stelle entgegenzugehen, richtete er eine Schrift an ihn, in welcher er weitläufig die Grundwahrheiten der katholischen Religion auseinandersetzte (eine Kenntniß derselben würde in den meisten Fällen alle Streitigkeiten beilegen.) In dem Briefe, welchem diese beigeschlossen war, theilte er ihm mit, daß seine Heerde nicht gelehrt worden, über Religion zu streiten, sondern gut zu leben, und daß er sich an ihn wende, weil er glaube, daß seine Einwürfe ihm gälten. Herr Baxter verließ bald darauf das für ihn unfruchtbare Feld und kehrte nach Boston zurück, nachdem er in einem Briefe an Ralé, in welchem er Ralé's Schrift als kindisch und lächerlich behandelte, sein Benehmen zu rechtfertigen gesucht hatte. Hiermit schloß dieser Streit; in seinen späteren Briefen stritt er sich mit Ralé über Latein, nicht über Gottesgelahrtheit herum: und so ward der Missionär in Frieden auf seiner Mission gelassen. Seitdem ist von protestantischer Seite kein Versuch mehr gemacht worden, eine Mission daselbst zu gründen, und die Ueberreste des Stammes sind noch heut zu Tage Katholiken.

Fünftes Kapitel.

Die Unzufriedenheit der Indianer dauert fort. — Mehrere werden festgenommen. — Gefahr des P. Ralé. — Norridgewalk zum zweiten Male eingenommen und geplündert. — Der Missionär in Gefahr. — Sein Tod.

Nach der Zusammenkunft mit Shute nahm die Unzufriedenheit immer mehr zu, und eine im Jahre 1719 gehaltene Besprechung hatte keinen bessern Erfolg. Bald darauf kam eine Abtheilung Indianer in ein englisches Haus, um zu handeln, sahen sich aber bald von einer ihnen zehnmal überlegenen Streitmacht umzingelt. Als sie sich durchhauen wollten, ersuchte man sie um eine Unterredung, bei welcher man ihnen erklärte, man wolle blos einige von ihnen einladen, den Gouverneur zu besuchen. Vier von ihnen gingen mit und wurden aber als Gefangene zurückgehalten, und zu ihrem Erstaunen

erfuhren die Abenaquen, daß dieses geschehen, um sie zu nöthigen eine große Summe als Entschädigung für Schaden, den sie zugefügt haben sollten, zu bezahlen. Ihre gefangenen Häuptlinge ersuchten sie, sich in's Mittel zu legen, und den geforderten Betrag zu bezahlen; allein auch da noch, als dieses geschehen, weigerte sich der Gouverneur, sie in Freiheit zu setzen, lud sie aber, um einen Bruch zu verhüten, im Juli des Jahres 1721 zu einer Zusammenkunft ein. Zur festgesetzten Zeit erschien P. Ralé und der General-Obere der Missionen, P. de la Chasse, mit den Häuptlingen, allein wer nicht kam, war der Gouverneur. Da schrieb P. de la Chasse die Forderungen der Indianer in englischer, französischer und indianischer Sprache nieder und sandte sie nach Boston, erhielt aber keine Antwort. [1])

Im Dezember desselben Jahres wurde der Sohn des Barons de St. Castine fortgeführt und wie ein Verbrecher behandelt, und einen Monat nachher eröffneten die Engländer die Feindseligkeiten, obgleich durch nichts noch von den Indianern dazu veranlaßt. Eine Partie von zweihundertunddreißig Mann unter Oberst Westbrook wurde abgesandt, um sich des Missionärs zu bemächtigen. Er war allein im Dorfe mit einigen alten Leuten und Kranken, denn es war gerade die Jagdzeit; als jedoch die Engländer an den Kennebec kamen, sahen sie zwei junge Krieger, welche an der Seeküste jagten. Sie folgten der Feinde Spur bis dreißig Meilen vom Dorfe, und drangen dann durch die Wälder, um Lärm zu schlagen. P. Ralé hatte gerade noch Zeit, die Hostien zu consumiren und mit den Altargefäßen in den Wald zu eilen. Am Abend kamen die Engländer an und warteten, da sie ihn nicht fanden, bis zum Morgen, wo sie ihn dann weiter verfolgten. Ohne Schneeschuhe und fast ein Krüppel, seitdem er seine Beine gebrochen, konnte der Missionär nicht weit fliehen. Er vertraute auf Gott allein, denn Flucht und Verbergen war beides unmöglich; während er abwartete, was immer nach dem Willen Gottes kommen möchte, bemerkte er die Englän-

---

[1]) In einer Einschaltung in P. Ralé's Brief vom Oktober des Jahres 1722.

der, die ihn im Walde suchten. Da zog er sich hinter einen Baum zurück, welcher ihn blos zur Hälfte verbarg. Die Engländer kamen auf ihrer Verfolgung hart an ihm vorbei, sahen ihn aber nicht. Getäuscht kehrten sie dann in's Dorf zurück, und da sie ihren Hauptzweck verfehlt, plünderten sie seine Kirche und Hütte und schleppten Alles mit fort, sogar sein Schreibpult, seine Papiere und Dintenfaß, und unter Anderm auch sein abenaquisches Wörterbuch, das er zu St. Franziskus im Jahre 1691 begonnen hatte. Er war nun dem Hungertode in den Wäldern ausgesetzt, denn wenn auch die Patres, sobald sie von seiner gefährlichen Lage Kunde erhielten, ihm Lebensmittel von Quebec sandten, so hatte er doch, bis diese ankamen, große Leiden zu ertragen.

Jetzt zum Aeußersten gebracht, griffen die Abenaquen zur Streitaxt; ein Krieg der Verheerung begann jetzt, und Niemand kann sagen, daß P. Ralé in seiner Lage verpflichtet war, sie davon abzuhalten. Sein Leben schwebte jetzt, wie er wohl wußte, in beständiger Gefahr, allein er hörte weder auf seine Neubekehrten noch auf seine Mitbrüder, welche in ihn drangen, nach Quebec zu fliehen und eine Zeit lang dort zu verweilen. Als sein Oberer ihm die Gefahren vorstellte, in welchen er schwebe, erwiederte er: „Mein Entschluß ist gefaßt: Gott hat diese Heerde meiner Hut anvertraut, und ihr Loos will ich theilen — zu glücklich, wenn ich mein Leben für sie opfern darf." „Was soll aus der Heerde werden," sagt er in einem Briefe an seinen Neffen, „wenn sie des Hirten beraubt wird?" „Ich fürchte die Drohungen derjenigen, die mich ohne Ursache hassen, wie überhaupt alle diese Dinge nicht, und halte mein Leben nicht werthvoller, als mein unsterblich Theil; so will ich meinen Weg verfolgen und ein Diener des Wortes meines Herrn Jesu sein."

Hinfort war er in beständiger Gefahr, fand aber in der Liebe seiner Indianer einen kräftigen Schild. Während er eines Nachts an der Seeküste in seiner Hütte das Leben eines Heiligen in ihrer Sprache schrieb, verbreitete sich das Gerücht, als hätte man ihn gefangen genommen. Auf der Stelle waren die Krieger zur Hand, und bereit der Spur der Engländer zu folgen. Als endlich zwei derselben in seine

Hütte traten und ihren Irrthum gewahr wurden, verkündeten sie ihren Gefährten durch einen Freudenschrei die frohe Botschaft von ihres Vaters Sicherheit, allein eine Abtheilung war schon auf dem Marsche. Von ihrer Anhänglichkeit gerührt, rief der Missionär aus: „Ihr seht, meine Kinder, daß Eure Befürchtungen unbegründet sind, allein Euere liebevolle Besorgniß um mich füllt mein Herz mit Freude; das zeigt, daß Ihr das Gebet liebet. Macht Euch sogleich nach der Messe auf den Weg, um die Andern einzuholen und sie ihres Kummers zu entheben."

Ein ander Mal war er großen Strapazen und der Gefahr, vor Hunger umzukommen, ausgesetzt. Zwei Indianer kamen mit dem Rufe herbei gelaufen, die Engländer seien blos ein Paar Stunden vom Feldlager entfernt; da drangen Alle in ihn, in's Dorf zu fliehen, und so brach er bei Tagesanbruch mit zehn Indianern dahin auf. Nach einigen Tagen waren ihre Lebensmittel verzehrt, und obgleich sie sich vor dem Hungertode durch Essen ihrer Reisesäcke schützen konnten, war seine einzige Nahrung eine Art Holz, das er kochte und aß. Bei solcher Nahrung konnten sie nur langsam vorwärts gelangen, und kamen bald an einen See, der mit dünnem Eis überzogen war. Als er über denselben ging, wäre er beinahe, indem er einem andern half, ertrunken, war aber, obgleich er von seinen Gefährten gerettet wurde, in keiner geringen Gefahr, vor Kälte in Mitte des halbgefrorenen See's umzukommen.

Am folgenden Tage setzten sie auf dem Treibeis über den Fluß und erreichten zuletzt das Dorf. Alles, was er hatte, seinen Hunger zu stillen, war etwas rohes Korn, allein man bereitete ihm bald ein für ihre Verhältnisse reichliches, aber ihr Elend auffallend darstellendes Mahl: es bestand aus etwas gekochtem und geröstetem Korn mit einem Stückchen Bärenfleisch. Als er ihnen sein Erstaunen über ein so gutes Essen ausdrückte, riefen sie: „Wie, Vater, Du hast zwei Tage gefastet, und wir sollten weniger thun? O! wollte Gott! wir könnten Dir immer so aufwarten." Leider konnten sie es nicht, Eicheln waren jetzt hauptsächlich seine Nahrung.

Mittlerweile brachte seine verlassene Hütte an der Seeküste Einige auf den Glauben, als sei er getödtet worden, und sie stellten

nun ein Bild auf, das dieses vorstellen sollte. Die Indianer versammelten sich um dasselbe und saßen da, ihre Haarlocke ausreißend, den ganzen lieben langen Tag, ohne daß ein Laut aus der finstern Gruppe hervorbrach. Am folgenden Tage machten sie sich auf den Weg nach dem Dorfe, und sandten, als sie demselben nahe kamen, Einen von ihnen auf Kundschaft. — Als der Späher an des Flusses Spitze dem Point gegenüber kam, entfuhr ein Freudenruf seinen Lippen, P. Ralé war vor ihm, wie gewöhnlich am Uferrand auf- und abgehend und sein Brevier betend. So ermüdet er auch war, wollte er doch nicht rasten, sondern kehrte eilends zu seinen Gefährten zurück, um sie über ihr Mißverständniß aufzuklären.

Wir nähern uns nun rasch dem letzten Angriff auf Norridgewalk, der den Tod des glaubenseifrigen Missionärs zur Folge hatte.

Aus einem Briefe, der ihm zugeschrieben wird, scheint hervorzugehen, als habe er wirklich die Kriegsbande, welche Berwick zerstörte, begleitet; das war ein fast nothwendiger Schritt, wenn er seine Mission fortsetzen wollte; denn er war blos bei der Hauptmacht des Stammes in Sicherheit, und erst kürzlich gemachte Versuche, seiner habhaft zu werden, überzeugten seine Neubekehrten, daß er zu Norridgewalk nicht länger sicher sei. Unkluger Weise ließ er sich zu Berwick sehen, was die Engländer nur noch mehr gegen ihn aufbrachte, indem sie seine Anwesenheit daselbst auslegten, als führe er das Commando.[1])

Unterdessen ging der Krieg fort, und nicht blos die Mission Ralé's, sondern auch die des P. Lauvergat und des P. Loyard, weiter östlich, nahmen an den ununterbrochenen Feindseligkeiten Theil. Die Engländer litten sowohl gegen Massachusetts als auch gegen Port Royal hin schwere Verluste, und beschlossen, ehe sie Friedensvorschläge machten, noch einen Versuch zu machen, P. Ralé todt oder lebendig in ihre Hände zu bekommen.

---

[1]) Siehe den Brief in Moss. Hist. Coll. vol. 8, p. 216. Das da angegebene Datum vom Jahre 1724 kann nicht richtig sein; es muß 1722 heißen.

Man sprach schon vom Frieden,[1]) und die Indianer ließen schon etwas vom Kampfe nach, als am 23. August des Jahres 1724 ein kleiner Trupp Engländer und Mohawk, etwas mehr als zweihundert Mann stark, plötzlich aus dem dichten Unterholze, welches das unvertheidigte Dorf umgab, auftauchte, und mit Büchsensalven, die durch die Baumrinden-Hütten rasselten, die arglosen Bewohner weckte. Alles war in Bestürzung; die Weiber und Kinder flohen; die wenigen Krieger, welche im Dorfe waren, griffen zu ihren Waffen und eilten heraus, dem Feinde entgegen, um ihn aufzuhalten; allein P. Ralé war der Erste auf der Stelle. Man hatte ihn vor dem Anzug der Engländer gewarnt, er jedoch hatte, weil er in dieser Jahreszeit einen Angriff für unmöglich hielt, seine Heerde bewogen, dem Bericht keinen Glauben zu schenken. Jetzt schrecklich enttäuscht, ging er den Feinden entgegen, wohl sich bewußt, allein der Gegenstand ihres Hasses zu sein, und in der Hoffnung, durch seine Gegenwart die Verfolgung von seiner Heerde abzuwenden. Und in der That hatte er kaum das Missionskreuz erreicht, als ein wildes Gejauchze sich erhob, und eine Salve, welche auf's Neue das Echo des Waldes weckte, ihn todt am Fuße des Zeichens der Erlösung hinstreckte. Sieben Häuptlinge, welche sich um ihren Vater geschaart, theilten sein Loos. Die Indianer flohen; allein die Sieger ließen ihre Wuth am Körper des greisen Glaubensboten aus, den sie zerhackten und verstümmelten; sein Schädel ward zerschmettert, seine Beine zerbrochen, sein ganzer Leib zerrissen und zertreten. Dann drangen sie zur Kirche, beraubten den Altar, entweihten die heiligen Gefäße und die Hostien, und setzten ihren Schandthaten die Krone auf, indem sie das Gebäude in Brand steckten.[1])

Die Engländer gaben, um die Ermordung des Missionärs zu rechtfertigen, an, daß er, weit entfernt von jener Selbstaufopferung, die man ihm zuschrieb, sich in dem Wigwam zur Wehre setzte, und

---

[1]) Brief von P. Ralé vom 23. August 1724 in Moss. Hist. Soty. vol. 8. p. 245; in schlechter Uebersetzung, und wahrscheinlich dem Hauptinhalte nach wahr: doch blos mit Vorbehalt zu gebrauchen.

[2]) **De la Chasse**, Brief.

da, nachdem er seine Hände mit dem Blute eines gefangenen Engländers befleckt, getödtet worden sei. In all dem ist zu viel Unglaubliches, zu viel, was nach Erdichtung klingt, als daß man bei kaltem Blute daran glauben könnte; und überdieß wissen wir, was Alles sie ihm Fabelhaftes zur Last legten. Wenn sie schon bei Lebzeiten seinen Charakter in ein so schiefes Licht stellten, kann es einen da wundernehmen, daß sie auch so nach seinem Tode gethan?

Der französische Bericht stammt von den Indianern, und verdient Glauben, da ihrerseits kein Grund vorhanden gewesen zu sein scheint, denselben zu entstellen. Wäre er kämpfend gefallen, so hätten sie ebenso mit seiner Tapferkeit geprahlt, wie die Engländer mit ihrem hochwürdigen Herrn Fry von Radover, welcher in Lovell's Expedition, nachdem er einem Indianer die Kopfhaut abgezogen und ihn getödtet, mitten im Kampfe fiel.

Am Tage nach P. Ralé's Tode zogen sich die Engländer eiligst zurück, und die Nanrantsoakan kehrten heim in ihr zerstörtes Dorf, wo ihr Erstes war, den Leichnam des Missionärs zu suchen. Bald fanden sie ihn, und konnten sich bei dem Anblick der Thränen nicht enthalten. Sie wuschen ihn, und behandelten ihn, so gut sie konnten, mit frommer Sorgfalt, worauf sie ihn in den Ruinen seiner Kirche begruben, und zwar auf dem Fleck, wo der Altar gestanden, an dem er so oft das heilige Opfer dargebracht hatte. Seinen zerrissenen Habit, den die Engländer auf ihrem eiligen Rückmarsche weggeworfen, bewahrten sie wie ein Heiligthum auf, und sandten ihn später den Patres in Quebec zu.

Also fiel der größte der Abenaquen-Missionäre: bei den Katholiken verehrt wie ein Martyrer, bei den Puritanern als ein blutiger Aufhetzer zum indianischen Kriege verhaßt.

Sechstes Kapitel.

P. Ralé's Charakter. — Sein Grab. — Monument errichtet zu seinem Andenken. — Sein Werk. — Der jetzige Zustand des Stammes.

P. Ralé's Lage war ein Zustand der Prüfung und Versuchung; er konnte seiner Heerde nicht zu feiger Nachgiebigkeit gegen die Gewaltthaten der Engländer rathen. Grausamkeit kann ihm Keiner vorwerfen, gibt doch der Gouverneur von Maine das Gegentheil zu, wenn er sagt: „Als der alte Mann am Fuße des Altars, den er errichtet, sein Leben aushauchte, da brach die Barbarei, die er gewissermaßen im Zaum gehalten, mit einem Ungestüm los, welchen die Glaubenssätze, die er gelehrt, sonst gemildert hatten.“

Führte sein Nationalgefühl den Franzosen, der von seinem Könige, wie von dem Statthalter Canada's zum Widerstande gegen englische Uebergriffe gedrängt wurde, vielleicht bis zur Ueberschreitung der Gesetze der Klugheit: so ist auf der andern Seite Neu-Englands Ungerechtigkeit gegen seine lieben Kinder des Waldes und dessen bitterer persönlicher Haß aus bloßen Religionsgründen außer allem Zweifel.

Immerhin bleibt P. Ralé einer der ersten unserer Missionäre unter den Indianern; und Zeugen seiner vielfachen Tugenden sind Charlevoix und de la Chasse, die ihn persönlich kannten. Beide erkennen ihm großen Eifer und Arbeitsamkeit zu, wie sie auch in ihm einen Mann von strenger Rechtschaffenheit sahen, der, ohne alle Rücksicht auf irdischen Gewinn oder weltliche Ehre, blos zum Besten der Religion arbeitete, einer Religion, die keineswegs, wie seine Gegner behaupten, lehrt, die Ketzer mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Herr Vachon de Belmont, der Obere des Seminars der Sulpitianer zu Montreal, hegte eine nicht weniger günstige Meinung von ihm, da er keinen Anstand nahm, die Worte des heiligen Augustinus auf ihn anzuwenden: „Injuriam facit martyri, qui orat pro eo.“ — „Wer für den Martyrer betet, fügt ihm eine Unbild

zu." Wer immer ihn kannte, gab ihm das Zeugniß eines nicht blos gelehrten, fleißigen und glaubenseifrigen, sondern auch eines enthaltsamen, sich selbst verläugnenden, frommen Missionärs, der voll Sorge für seine Heerde, ohne Sorge für sich selbst war, so daß er jedes Jahr den Gehalt, welchen ihm der König Frankreichs zu seinem Unterhalte ausgeworfen, seinen ärmeren Pfarrkindern verabfolgte. Begierlichkeit und das Leben selbst galten ihm nichts, der ja die Marterkrone begehrte. Eingeschult auf der Illinois-Mission verbrachte er seine größte Lebenszeit in Maine, und als er in vorgerücktem Alter stärb, wo die Meisten nach Ruhe sich sehnen, war er, obschon ein gelähmter Mann, doch noch ein tüchtiger Arbeiter, ein glaubenseifriger Missionär, ein wahrer Gottesmann.

Nach seinem Tode konnte der Stamm, durch den Verlust ihrer Häuptlinge, welche mit dem Missionär fielen, geschwächt, weniger kräftig den Krieg fortführen, wie denn auch die Engländer durch die Vernichtung von Lovell's Streitmacht entmuthigt, anfingen, an den Frieden zu denken. Derselbe kam im folgenden Jahre zu Stande, aber zu spät, um P. Ralé's Leben zu retten. Da kehrten die Christen von Nanrantsoac zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen in ihr Dorf zurück, und errichteten auf dem Grabe ihres geliebten Missionärs ein einfaches Kreuz, das aber im Laufe der Zeit zusammenbrach; allein man hatte die Stätte bezeichnet und wie ihr Glaube nie aus ihrem Herzen schwand, so lebte auch das Andenken an ihren ermordeten Hirten und Vater stets unter ihnen fort. Eine Zeit lang war hier keine feste Mission mehr und sie waren auf die benachbarten Stationen angewiesen; zuletzt wurde jedoch auf ihre wiederholten Bitten im Jahre 1730 P. Sirenne zu ihnen gesandt.[1]) Doch waren die Indianer, trotz der Schwierigkeiten von Seiten der sich ausdehnenden Macht Englands, nie ohne Seelsorger; unter denjenigen, welche in unsern Zeiten unter ihnen am meisten wirkten, waren die bedeutendsten der hochwürdige Herr Romagné, welcher achtzehn Jahre lang der Leitung der Penobscot und Passamaquoddy

---

[1]) Paris Doc. Boston VII, 505.

sich weihte; der heiligmäßige Cheverus, welcher als einfacher Priester, wie als Bischof von Boston diesen fast vergessenen Ueberresten der mächtigen Abenaqnen seine Sorgfalt angedeihen ließ, und der vom Jahre 1798 an, bei jedem Besuche mehrere Wochen in ihren Hütten verweilte. Selbst ihrer Hirten beraubt wankten sie nicht im Glauben, und das Leben des berühmten Häuptlings Orono, welcher so tapfer in unserer Revolutions-Armee focht, zeigt, wie wacker sie den Anstrengungen derjenigen widerstanden, welche sie zu einem Glauben verführen gewollt, den ihre Schwarzröcke nicht gelehrt hatten.[1]) Das Erscheinen eines französischen Schwarzrockes erfüllte ihre Herzen mit Freude und Herr Cheverus fühlte in ihren armen Hütten größern Trost, denn in der Stunde, da er als Erzbischof von Bordeaux mit dem römischen Purpur bekleidet wurde.

Sein Nachfolger in Boston war P. Benedikt Fenwick, aus der Gesellschaft Jesu. Für ihn gab es keinen anziehenderen Ort in seiner neuen Diözese, als den kleinen Fleck zu Indian Old Town, die Stelle der ersten katholischen Kirche in Neu-England, eine Stätte geheiligt durch die Ueberreste des gemarterten Missionärs von Narantsoak. Er sandte bald einen Pater aus dem Dominikanerorden, um seine Kinder des Waldes zu versehen, und traf Maßregeln zur Errichtung eines passenden Monumentes für P. Ralé. Nachdem er einen Acker Land für die Begräbnißstätte Ralé's angekauft, ließ er ein Monument aus Granit mit einer passenden Inschrift verfertigen, und begab sich am 23. August des Jahres 1833, dem 109ten Jahrestage von P. Ralé's Tode, an den reizenden Ort, wo das Dorf zu Zeiten des Missionärs gestanden, auf einer lieblichen und versteckten Ebene, die sich etwa eine Meile am Ufer des Kennebec hinzieht. Der Sockel des Monumentes war bereits aufgestellt, und nahe dabei hatten die Indianer von Penobscot und Pessamoquoddy, welche mit ihrem Pfarrer herbeigekommen waren, um an der Feier Theil zu nehmen, in einem Wäldchen einen Altar errichtet. Auch

---

[1]) Wir kennen unsere Religion, und lieben sie: Euch und die eurige kennen wir nicht, sprachen sie zu den Engländern.

die Abenaquen von St. Franz Sales, welche davon gehört, waren da: die Messe begann und die Indianer stimmten ihren Gesang an, allein das Gedränge der neugierigen Menge war so stark, daß der Gottesdienst unterbrochen werden mußte. Vierzig Meilen weit her waren sie herbeigekommen, um der Festlichkeit beizuwohnen, und als der Bischof auf die Rednerbühne stieg, um die Versammelten anzusprechen, sah er eine unzählige Menge, fast eine viertel Meile auf jeder Seite vor sich. So weit seine Stimme drang, ward jetzt Alles ruhig, und während einer Stunde hörten sie mit Aufmerksamkeit seiner Rede zu, in welcher er den Zweck und den Grund der Tagesfeier erklärte. Dann wurde das Monument aufgestellt, und die Menge begann sich zu verlaufen.

Das Monument ist zwanzig Fuß hoch, von einem eisernen Kreuze überragt, der Schaft ist ein einziger Granitblock. Auf dem Sockel ist eine Inschrift angebracht, um allen Wanderern, aus welchem Lande sie immer kommen, zu sagen, weßhalb dieses Monument an dieser reizenden Stelle errichtet worden. [1])

Man hat noch Einiges von dem Missionär in Neu-England, wie z. B. die Glocke seiner Kirche, welche die Indianer in einem hohlen Baume verbargen in der Hoffnung, wieder einmal ihre Kirche aufbauen zu können, und die später gefunden wurde. Sein Schreibpult und seine Papiere wurden vom Obersten Westbrook mitgenommen; das erstere hat die historische Gesellschaft von Massachusetts. Von Allem, was dasselbe enthielt, wissen wir blos von seinem Wörterbuche, das jetzt im Harward-Collegium sich befindet. Das letztere gilt seitdem als eines der kostbarsten Ueberbleibsel früherer philologischen Arbeiten im Felde der indianischen Sprachen, und ward publicirt im ersten Bande der neuen Series der amerikanischen Academie der Künste und Wissenschaften vom Jahre 1833, p. 370. Nebst der Abenaquen-Sprache verstand er auch Illinois und Huronisch, wie wir gesehen haben; auch soll er das reine Algonquin und Iroquesisch gesprochen haben, und nach seinem Tode kamen

---

[1]) Loc. cit.

einige Mohiganer unweit Albany, die vor vielen Jahren von ihm getauft worden, um ihn zu betrauern, und es scheint, als ob er für die Erlernung dieser Sprachen große Leichtigkeit besessen.

Die Ueberreste des Stammes der Abenaquen sprechen noch heut zu Tage ihre Sprache, und wieder sind es Jesuiten, die zu Old Point das Werk fortsetzen, das vor zwei Jahrhunderten von Druillettes begonnen worden, und die, gleich wie er, arbeiten, um sie von dem vernichtenden Feuerwasser fern zu halten, womit sie ihre weißen Nachbarn vergiften.

P. dü Poisson,

getödtet von den Natchez am 26. November 1729,

P. Souel,

getödtet von den Yazoo am 11. Dezember 1729.

Gefahr des

P. Doutreleau,

alle drei aus der Gesellschaft Jesu.

Die Scene ändert sich wieder, und jetzt werden die katholischen Missionäre vor uns auftreten, welche an den Ufern des Mississippi ihr Leben opferten. Sobald Bienville da, wo es La Salle mißglückt war, eine Colonie zu gründen beabsichtigte, eilten die Glaubensboten, voll Verlangen, der Sache der Menschheit und des Glaubens sich zu widmen, auf dieses neue Feld. Die Ersten, welche kamen, waren Jesuiten, die aber, da sie dem Bischofe von Quebec, dessen Diözese damals alle französischen Colonieen umfaßte, nicht genehm waren, ihre Mission wieder verließen und zurückkehrten. Das war ein sehr nachtheiliger Schlag für die Ansiedelung, welche Jahre lang aus Mangel an geistlicher Leitung nicht aufkam. Im Jahre 1723 ergriff der französische Hof, auf die Vorstellungen von Charlevoix, Maßregeln, um dem Uebel abzuhelfen, und mehrere Kapuziner wurden abgesandt, die französische Ansiedelung zu versehen: allein noch immer ward das Bedürfniß von Glaubensboten für die Indianer-Missionen gefühlt, und da die Kapuziner sich nicht zu deren Uebernahme verstehen wollten, wurden zuletzt im Jahre 1725 die Jesuiten berufen, von welchen auch noch in demselben Jahre mehrere ankamen. Es wurde ihnen ein Haus in Neu-Orleans, des-

sen Pfarrgeistlichen ebenfalls Kapuziner waren, gestattet, allein unter sehr verdrießlichen Bedingungen, wie z. B. daß ihnen jede Amtsverrichtung, außer mit Erlaubniß des Kapuziner-Superiors, der Generalvicar von Quebec war, untersagt blieb; die Jesuiten jedoch fügten sich. Es ist dies die dritte Jesuiten-Mission in den Vereinigten Staaten, und mit ihr wurde jetzt die von Canada getrennte Illinois-Mission vereinigt. Im Jahre 1727 hatte P. de Beaubois, mehrere Jahre Missionär unter den Illinois, jetzt aber Oberer zu New-Orleans, mehrere Patres zu seiner Verfügung, welche er sofort auf verschiedene, von den Kapuzinern nicht besetzte Posten sandte, P. dü Poisson zu den Arkansas, P. Souel zu den Yazoo, P. Dumas zu den Illinois, P. de Guienne zu den Alibamon und P. le Petit zu den Chasse oder Choctaw. Nebst diesen erwartete er täglich zwei andere Missionäre, die Patres Doutreleau und Tartarin, von welchen der erstere auch für die Illinois-Mission bestimmt war.

Am 25. Mai schifften sich die Patres dü Poisson, Souel und Dumas auf Flachbooten ein, um unter Führung des Bruders Simon, eines Illinois, den Mississippi hinaufzufahren. Nachdem sie viel durch Hitze, Entbehrungen, Stechfliegen und andere Schwärme stechender Insekten ausgestanden, erreichten sie die Tonica, nachdem sie an all den vielen Pflanzungen, welche während der Begeisterung für das Mississippi-Projekt begonnen worden, vorübergefahren, mit großer Mühe die Hütten der Sitimacha besucht und den rothen Baum gesehen hatten, welcher die Jagdgründe der aufeinander eifersüchtigen Stämme scheidet, und der noch heut zu Tage in dem Namen Baton-Rouge existirt. Die Tonica empfingen sie mit großer Freude, denn sie hatten früher einen eifrigen Priester, den Herrn Davioau, bei sich gehabt, welcher sie bei Ankunft der Kapuziner verlassen hatte. Selbst ihr Häuptling war bekehrt worden, war aber jetzt blos ein Christ dem Namen nach; die Jesuiten lasen Messe für sie und die Franzosen, und machten von ihrer Vollmacht, die Sakramente zu spenden, Gebrauch. Am 13. erreichten sie Natchez, wo P. Philibert, ein würdiger und eifriger Mann, mit der offenen Aufrichtigkeit, welche einen wahren Sohn des heiligen Franziskus charakterisirt, sie aufnahm. Bedauernd, daß sie bei diesen zwei volk-

reichen Stämmen, deren Sittigung so wesentlich nothwendig für die Sicherheit der Colonie war, keine Mission gründen durften, fuhren dü Poisson und Dumas weiter den Fluß hinauf, und erreichten am 23. den Posten bei den Yazoo; P. Souel, den eine schwere Krankheit befiel, von der er jedoch sich bald erholte, kam erst zwei Tage später an. Am folgenden Tage fuhr P. dü Poisson in einem andern Boote nach seinem Posten am Arkansas, den er am 7. Juli erreichte. Drei Dörfer, das erste von den Tourima oder Touginga, das zweite von den Sauthoui, und noch ein drittes, fast dem französischen Posten gegenüberliegendes, und von den Kappa bewohntes, bildeten damals den ganzen Stamm der Arkansas. Den Fluß, welchen wir nach ihnen benennen, hießen sie in ihrer Sprache Nigitai oder das rothe, und seinen Arm Niska oder das weiße Wasser. Bald hatte sich das Gerücht verbreitet, Paniangasa, der Schwarzrockhäuptling, sei angekommen, und die Bevölkerung strömte heraus zu seinem Empfange und drängte sich um ihn, begierig zu erfahren, wie lange er bei ihnen bleibe, und „ihr Herz lachte," als sie hörten, er würde immer an ihrem Flusse bleiben, um sie, wie die Illinois, den Weg zum Himmel zu lehren. Der Arkansas-Posten war zu La Salles Zeiten von de Tonty, dem der unglückliche Erforscher einen großen Strich Landes am Arkansas-Fluß geschenkt, gegründet worden. Eine der ersten Sorgen de Tonty's war, sein Fort St. Louis und die benachbarten Dörfer mit Missionären zu versehen, und er vergabte durch einen Schenkungsbrief, der noch vorhanden ist, am 26. November des Jahres 1689 an den damaligen General-Obern der Jesuiten-Missionen, P. Dablon, acht Acker Land, etwas östlich vom Fort, und dreitausend an der gegenüberliegenden Seite bei dem Indianerdorfe; wie er sich denn auch dazu verstand, zwei Kapellen zu bauen, und einen Missionär auf drei Jahre vom Jahre 1690 oder 1691, wenn vorher keiner geschickt werden könnte, zu unterhalten.[1]) Welche Patres gesandt wurden, konnten wir nicht ermitteln; die Mission ging, wenn auch begonnen, wieder zu Grunde, und nun mußte

---

[1]) Brief dü Poisson's vom 3. Oktober 1727.

von dem fröhlichen und doch eifrigen und arbeitsamen dü Poisson Alles von Neuem angefangen werden.

Bald ward er gewahr, daß die Indianer ihn mit den Tauschhändlern verwechselten, und daß sie mehr irgend einen gewinnreichen Tauschhandel, als geistliche Belehrung von ihm erwarteten. Da mußte er alle seine Klugheit zusammennehmen, da ein Irrthum von seiner Seite ein für die Religion nachtheiliges Beispiel werden konnte, so daß sie blos aus Interesse auf das Wort der Wahrheit hörten. Während er sich auf die Erlernung ihrer Sprache verlegte, wobei er bald große Schwierigkeiten erfuhr, ließ er sich die Sorge für die dreißig Franzosen des Postens, welche jetzt fast alle krank waren, angelegen sein. Ihr leibliches wie geistiges Elend erregte seine Theilnahme, und als er sie, nachdem sie wiedergenesen waren, in seiner kleinen Kirche um sich versammelte, hatte er bald den Trost, durch seine Unterweisungen und Belehrungen sie zur Erfüllung ihrer christlichen Pflichten zurückzubringen.[1])

Nachdem er so zwei Jahre auf dieser Mission gearbeitet, beschloß er nach New-Orleans zu reisen, um sich mit dem Gouverneur Perier über einen Plan zur Verlegung der Arkansasdörfer an den Mississippi zu besprechen. Auf seinem Wege dahin erreichte er am 26. November Natchez. Es war Sonnabend, und bei der Abwesenheit des Postencaplans, wahrscheinlich P. Philiberts, bat ihn das Volk zu bleiben und des andern Tages, am ersten Sonntag im Advent, die heilige Messe zu lesen. Poisson willfahrte und predigte nach der heiligen Messe über die Schrecken des jüngsten Tages, denn dies war eben das Evangelium des Tages, gerade wie zur Warnung vor einer Scene, die näher war, als man sich vorstellte. Da er seinen Gefährten, Bruder Crucy, durch den Sonnenstich verloren hatte, wollte er nach seiner Mission zurückkehren, blieb aber noch einen Tag, um Kranken die heiligen Sacramente zu spenden. An diesem unheilvollen Morgen las er Messe, und brachte dann die heilige Wegzehrung einem Kranken, welchem er sie am Abend vorher aus Mangel an Zeit nicht spenden konnte.

---

[1]) Brief dü Poisson's vom 3. Oktober 1727.

Während er zurückkehrte, war der Augenblick, welchen die durch die Unterdrückung des französischen Befehlshabers Chopar zur Wuth getriebenen Natchez sich zum Blutbade anberaumt hatten, gekommen. Der Gottesmann war einer der ersten, welche fielen; ein riesiger Häuptling stürzte sich auf ihn. Dü Codère, der Befehlshaber am Yazoo, der eben an seiner Seite stand, suchte sein Leben zu retten, ward aber selber niedergehauen; der Wilde, welcher dü Poisson zu Boden fällte, hackte ihm den Kopf mit der Streitaxt ab. Mein Gott! mein Gott! waren die einzigen Worte, welche der dem Tode geweihte Glaubensheld noch ausrufen konnte; und so gut hatten die Natchez ihren Plan angelegt, daß in zwei Stunden zweihundert Franzosen in ihrem Blute lagen, und alle Frauen und Kinder Gefangene in ihren Händen waren.

Nun suchten sie auch andere Stämme zum Aufstande gegen die Franzosen anzuwerben, und die Yazoo wurden verführt; und obwohl erst von New-Orleans zurückgekehrt, wo sie den Tanz des Friedens-Calumets getanzt, beschlossen sie doch, das blutige Werk zu beginnen. P. Souel hatte seit seiner Ankunft sich bei ihnen aufgehalten, und fuhr, trotzdem daß er mehrere Male durch gefährliche Fieber dem Tode nahe gebracht wurde, immer fort, sich für ihre Bekehrung abzumühen. Taub gegen den Ruf der Dankbarkeit, beschlossen sie und die Coroa, unter welchen er lebte, ihn zu tödten; und als er am 11. Dezember von einem Besuche beim Häuptling durch eine Schlucht zurückkehrte, ward er durch eine Salve von Flintenkugeln getroffen und stürzte todt zu Boden. Seine Hütte ward geplündert, und sein treuer Neger, unbekannt mit seines Herrn Geschick, beim Versuch der Abwehr in Stücke gehauen. Die Reue folgte der Blutthat auf dem Fuße; ihr schwarzes Verbrechen stieg in seiner ganzen Abscheulichkeit vor ihnen auf, allein das trieb sie, wie es oft zu geschehen pflegt, nur noch mehr zu blutigen Gräueln, so daß sie beschlossen, Alles niederzumachen, was auch geschah. Jetzt wurde der ermordete Missionär seiner Kleider beraubt und ein Häuptling damit bekleidet zu den Natchez gesandt, um ihnen zu zeigen, welch' treue Helfershelfer sie hätten. Seinen Leichnam ließen sie unbeerdigt in einem Rohrdickicht, ganz nahe

bei seinem Hause, und vierzehn Tage nach seinem Tode, sagt eine französische Frau welche das Blutbad überlebt hatte, war seine Haut noch so weiß und seine Wangen so roth, als ob er blos schliefe. Sie kniete einen Augenblick voll frommer Ehrfurcht an seiner Seite, und beredete zuletzt noch die Indianer, ihn zu bestatten.

P. Doutreleau von der Illinois-Mission wäre bald in das von den Natchez angestiftete Blutbad, an dem die Yazoo und Corea Theil genommen, hineingerathen. Bald nach dem Gemetzel verließ er seine Mission und fuhr nach New-Orleans, um einige auf die Missionen bezügliche Angelegenheiten zu ordnen. Es war am 1. Januar des Jahres 1730, als er an der Mündung des Yazoo landete, um die heilige Messe zu lesen. Da er glaubte, P. Souel's Kapelle nicht zur rechten Zeit erreichen zu können, ward ein roher Altar errichtet, und schon begann der Missionär sich anzukleiden, als Indianer herankamen. Von den Franzosen angerufen, wer da? riefen sie: „Yazoo, Freunde des Franzmanns." Die Indianer und die Begleiter des Missionärs, welche, keine Gefahr ahnend, ihre geladenen Flinten auf wildes Geflügel abgeschossen hatten, tauschten Freundschaftsbezeigungen mit einander aus. Jetzt war der Priester fertig, und sofort knieten alle Franzosen wie Indianer, die letztern hinten, vor dem Altare nieder. Gerade als der gute Pater das Kyrie eleison begann, feuerten die Indianer und verwundeten ihn in den rechten Arm; er drehte sich um, und da er einen von seinen Begleitern todt am Boden und die andern zum Boote fliehen sah, kniete er nieder, um sein Blut und sein Leben aufzuopfern. Nachdem sie aber zweimal gefeuert und zweimal ihn verfehlt, sprang er auf, wickelte die geheiligten Gefäße schnell in das Altartuch und floh dem Ufer zu. Das Boot war schon abgestoßen, allein der Glaubensbote, obgleich nochmals im Gesichte verwundet, erreichte es dennoch, ergriff das Steuer und hieß seine Gefährten ihre Handruder kräftig führen. Die Hoffnung des Entrinnens war beinahe zu schwach, um den Nerven ihrer Arme Kraft zu geben, denn zwei waren verwundet, alle unbewaffnet, und beinahe ohne alle Lebensmittel, ausgenommen ein wenig Schweinefleisch. Eine Stunde lang eilten die Yazoo in heißer

Verfolgung ihnen nach; es knallte einmal um's andere, die Franzosen ruderten fort und fort, und ließen zuletzt ihre Verfolger eine ziemliche Strecke hinter sich, worauf diese von der weitern Verfolgung abstanden und ihnen Zeit gaben, ihre Wunden zu verbinden. Doch war die Gefahr noch nicht vorüber; sie gedachten zu Natchez anzuhalten. Als sie aber die rauchenden Ruinen sahen, ruderten sie mit aller Kraft weiter, ohne der treulosen Einladungen der Natchez zu achten. Selbst den Tonica mißtrauten sie, wurden aber bald durch ein französisches Boot aufgeklärt, und fanden nun bei der französischen Streitmacht nach einer langen und gefährlichen Reise, auf der Gottes Vorsehung sie sichtbar beschützt, die in ihrem Zustande so sehr benöthigte Hilfe.

P. Petit, welcher den Tod der beiden Glaubensboten erzählt, sagt: „Bei ihrem liebenswürdigen Benehmen hatten sie alle Eigenschaften apostolischer Männer: sie waren sehr anhänglich an ihre Mission und mit der Sprache der Indianer schon wohl bekannt; ihre Arbeiten hatten schon viele Früchte erzielt und versprachen noch mehr, denn keiner von Beiden war über sechsunddreißig Jahre alt. Wir sollten nicht trauern über das, was diesen ausgezeichneten Missionären widerfuhr, da sie auf Alles vorbereitet waren als sie sich den Missionen in unserer Colonie weihten. Das macht einen großen Unterschied in den Augen Gottes zwischen ihrem Tode und dem Tode derjenigen, welche für den Ruhm Frankreichs fielen."

Die Arkansas und Hoktaw aber griffen nun die Aufrührer an und die ersteren schwuren, den Krieg gegen die Männer, die ihren Vater getödtet hätten, nimmer aufzugeben. Und in der That wurden alle Zweige der Yazoo vernichtet bis auf einen, die Ofgoula, welche sich am Verbrechen nicht betheiligt hatten.

P. Senat

aus der Gesellschaft Jesu,

getödtet von den Chikasaw während des Natchezkrieges im Jahre 1736.

Während des Rachekrieges, welchen der Ueberfall der Natchez zur Folge hatte, und in welchem die Natchez und ihre Verbündeten von den Franzosen nahezu vertilgt oder aus ihrem Gebiete vertrieben wurden, griffen letztere und die Illinois die Verschanzungen der Chikasaw an. P. Senat ging hier als Feldcaplan mit. Erfolg begleitete den Anfang; aber beim dritten Fort wichen die wilden Verbündeten, und die Franzosen wurden umzingelt. Wenige hieben sich durch; der Rest fiel in die Hände der Chikasaw. Noch wurden diese von Louisiana aus gedrängt, und so schonten sie noch eine Zeit lang ihrer Gefangenen. Unter diesen war auch „der edelherzige Senat, welcher hätte fliehen können; allein die Gefahr nicht achtend und nur seiner Pflicht eingedenk, war er auf dem Schlachtfelde geblieben, der Verwundeten letzte Seufzer entgegenzunehmen.“ So lange ihr Schicksal noch unentschieden war, erfuhren sie keine schlimme Behandlung; als aber Bienville's Streitmacht nach Louisiana sich zurückzog, da wurden die Kriegsgefangenen hinausgeführt, deren Hände und Füße an Pfähle gebunden, und mit den ausgesuchtesten Qualen indianischer Grausamkeit hingerichtet. Ein einziger blieb verschont, ihre Geschichte zu erzählen, ohne jedoch etwas über ihre letzten Augenblicke zu berichten. Nur so viel wissen wir, daß der dem Tode geweihte Jesuit bis zum letzten Augenblicke seine Schicksalsgefährten ermahnte, mit Geduld und Muth zu leiden — ihrem Glauben und Frankreich, ihrem Vaterland, Ehre zu machen!

Anhang.

Nro. I.

Der letzte Wille des Christoph Columbus.

Im Namen der heiligsten Dreieinigkeit, welche mir den Gedanken eingab, und mir denselben später vollkommen deutlich machte, daß ich, den Ocean westwärts durchkreuzend, von Spanien nach Indien schiffen und gelangen könnte; was ich dem Könige Ferdinand und der Königin Donna Isabella, unsern fürstlichen Oberhäuptern, mittheilte; und es gefiel denselben, mir die nöthige Ausrüstung an Mannschaft und Schiffen zu liefern, und mich zu ihrem Admiral über besagten Ocean zu machen, in allen westlich von einer gedachten, von Pol zu Pol gezogenen Linie, hundert Stunden westlich vom Cap Verd und den Azoren liegenden Theilen der Erde, sowie zu ihrem Vicekönig und Statthalter über alles feste Land und alle Inseln, welche ich über besagter Linie gegen Westen entdecken möchte, mit dem Rechte der Nachfolge in besagten Aemtern durch meinen ältesten Sohn und seine Erben für immer und einer Schenkung des zehnten Theiles von allen in besagter Gerichtsbarkeit befindlichen Dingen; und aller daraus entspringenden Renten und Einkünften; und dem achten Theil alles Landes und Alles übrigen, nebst dem meinem Range als Admiral, Vicekönig und Statthalter entsprechenden Gehalte, und allen andern daraus erwachsenden Vortheilen, wie

in dem von Ihro Königlichen Hoheiten bestätigten Briefe und Uebereinkommen näher ausgedrückt ist.

Und es gefiel dem Allmächtigen Gott, daß ich im Jahre 1492 das feste Land Indiens und viele Inseln, worunter Hispaniola, welches die Indianer Ayte, und die Monicongos Cipango nennen, entdecken sollte. Hierauf kehrte ich nach Castilien zu Ihro Hoheiten zurück, welche mein zweites Unternehmen zu weitern Entdeckungen und Ansiedelungen gut hießen; und der Herr gab mir Sieg über die Insel Hispaniola, welche eine Ausdehnung von sechshundert Stunden hat, und ich eroberte dieselbe und machte sie zinspflichtig; und ich entdeckte viele von Menschenfressern bewohnte, und siebenhundert Meilen westlich von Hispaniola liegende Inseln, worunter Jamaica, welches wir Santiago nennen, und drei hundert und drei und dreißig Stunden festen Landes von Süden nach Westen, nebst ein hundert und sieben nach Norden, das ich, nebst vielen Inseln, auf meiner ersten Reise entdeckte, wie man deutlicher aus meinen Briefen, Memoiren und Seekarten ersehen kann. Und da ich zu Gott hoffe, daß binnen Kurzem ein gutes und großes Einkommen von den obigen Inseln und dem festen Lande gezogen werden wird, von welchen, ob der obenangeführten Gründe, der zehnte und achte Theil, mit dem oben spezifizirten Gehalte und Vortheilen, mir gehören; und erwägend, daß wir sterblich sind, und daß es für einen Jeden ziemlich ist, seine Angelegenheiten zu ordnen, und seinen Erben und Nachfolgern eine Erklärung über das Eigenthum, welches er besitzt oder worauf er ein Recht haben mag, zu hinterlassen: Deßhalb habe ich beschlossen, ein Erblehen (mayorazo) aus dem besagten achten Theile der Ländereien, Orte und Einkünfte in der Weise, welche ich nun angeben will, zu stiften.

Für's erste soll mein Sohn Don Diego mein Nachfolger sein, dem, im Falle er ohne Kinder sterben sollte, mein anderer Sohn Ferdinand nachfolgen soll; und sollte Gott auch ihn abrufen, ohne Kinder zu hinterlassen, und da ich keinen andern Sohn habe, so soll mein Bruder Don Bartholomäus der Nachfolger sein; und nach ihm sein ältester Sohn; und sollte Gott ihn ohne Erben abberufen, so sollen seine Söhne, einer nach dem andern, für immer die

Nachfolge haben; und sollte er keinen Sohn hinterlaßen; so soll Don Ferdinand in derselben Weise, von Sohn zu Sohn in Aufeinanderfolge, oder an ihrer Stelle meine Brüder Bartholomäus und Diego die Nachfolge haben. Und sollte es dem Herrn gefallen, daß das Erblehen, nachdem es für einige Zeit in der Linie irgend Eines der obigen Nachfolger bestanden, eines unmittelbaren und gesetzlichen männlichen Erben bedürfte, so soll die Nachfolge auf den nächsten Verwandten, der ein Mann von rechtmäßiger Geburt ist, und den von seinem Vater und seinen Vorfahren abgeleiteten Namen Columbus führt, übergehen. Dieses Erblehen darf durchaus nicht auf ein Weib übergehen, ausgenommen wenn sich weder in diesem, noch in dem andern Theile der Welt eine Mannsperson wirklicher Abstammung vorfindet, deren Name, wie der ihrer Vorfahren, immer Columbus gewesen ist. In einem solchen Falle (was Gott verhüten möge!) soll dann die am nächsten zu dem vorhergehenden Besitzer des Erblehens verwandte weibliche Person von rechtmäßiger Geburt dasselbe antreten; und zwar unter den unten festgesetzten Bedingungen, welche wohlverstanden sowohl von meinem Sohne, Don Diego, wie den Obengenannten und jedem ihrer Erben erfüllt werden müssen; und im Fall sie dieses unterlassen sollten, sollen sie der Nachfolge beraubt werden, weil sie dem hierin Ausgedrückten nicht nachkamen, und das Erblehen soll auf die mit dem, welcher die Gerechtsame besaß, am nächsten verwandte Person übergehen; und die auf diese Weise die Nachfolge antretende Person soll ebenfalls das Erblehen verwirken, im Falle dieselbe besagten Bedingungen nicht nachkommen sollte; und eine andere Person, die nächste meines Stammes, soll nachfolgen, vorausgesetzt, daß sich diese an dieselben halte, so daß sie für immer in der vorgeschriebenen Weise beobachtet werden. Man zieht sich diese Verwirkung nicht wegen unbedeutenden, in Proceßen entstehenden, Dingen zu, sondern wegen wichtigen Sachen, wenn es die Ehre Gottes, oder meine eigene, oder die meiner Familie angeht, welche eine vollkommene Erfüllung Alles dessen, was hiermit angeordnet ist, voraussetzt; was ich Alles den Gerichtshöfen empfehle. Und ich bitte Seine jetzige Heiligkeit, und diejenigen, welche in der heiligen Kirche nachfolgen mögen, daß, sollte

es sich fügen, daß dieser mein letzter Wille und mein Testament seines heiligen Befehles und Gebotes zu seiner Vollstreckung bedürfe, ein solches Gebot kraft des Gehorsams und unter Strafe der Excommunication erlassen werde, und daß dasselbe in keiner Weise entstellt werde. Und ebenso bitte ich den König und die Königin, unsere fürstlichen Oberhäupter, und ihren ältesten Sohn, den Prinzen Don Juan, unsern Herrn, und deren Nachfolger, um der Dienste willen, die ich denselben geleistet, und weil es gerecht ist, es möge denselben gefallen, diesen meinen letzten Willen und die Errichtung des Erblehens in keiner Weise verändern zu lassen, sondern dasselbe in der Art und Weise, wie ich es angeordnet habe, zu belassen, für immer, zur größern Ehre des Allmächtigen, und damit es die Wurzel und das Fundament meines Stammes und ein Andenken der Dienste, die ich Ihro Hoheiten geleistet, sei; indem ich, in Genua geboren, herüber kam, denselben in Castilien zu dienen, und westlich der Terra firma Indien und die obengenannten Inseln entdeckte. Ich bitte somit Ihro Hoheiten zu gebieten, daß dieses mein Vorrecht und Testament für gültig und summarisch gelte, und ohne irgend welchen Wider- oder Anstand, buchstäblich in Vollzug gesetzt werde. Ich bitte auch die Großen des Reiches, und die Herren des Rathes, und alle andern, welche die Gerechtigkeit verwalten, daß es denselben gefallen möge, nicht zu dulden, daß dieser mein letzter Wille und Testament umsonst sei, sondern denselben, wie ich angeordnet, vollstrecken zu lassen; da es gerecht ist, daß ein Edelmann, der dem König, der Königin und dem Königreiche gedient, in der Verfügung über sein Vermögen durch letzten Willen, Testament, Errichtung eines Erblehens oder einer Erbschaft, geachtet und daß dasselbe weder ganz noch theilweise gebrochen werde.

Für's erste sollen mein Sohn Don Diego, und alle meine Nachfolger und Nachkömmlinge, so wie meine Brüder Bartholomäus und Diego mein Wappen führen, so wie ich es nach meinem Tode hinterlassen werde, ohne irgend etwas demselben beizufügen; und dieses soll ihr Siegel sein, um damit zu siegeln. Mein Sohn Don Diego, oder wer immer mein Vermögen erben und in den Besitz der

Erbschaft gelangen mag, soll mit meiner jetzigen Unterschrift unterzeichnen, welche ist ein X mit einem S darüber, und ein M mit einem römischen A darüber, und darüber ein S, und dann ein griechisches Y mit einem S darüber, mit den Linien und Punkten, wie ich's gewohnt bin, und wie aus meinen vielen Unterschriften, und der gegenwärtigen ersichtlich ist.

Er soll blos schreiben „der Admiral," was immer für andere Titel der König ihm verliehen haben mag. Dieses ist von seiner Unterschrift zu verstehen, nicht aber von der Aufzählung seiner Titel, welche er, wenn es ihm beliebt, nach ihrer ganzen Länge machen kann, die Unterschrift blos soll „der Admiral" sein.

Der besagte Don Diego, oder irgend ein anderer Erbe dieses Vermögens, soll mein Amt als Admiral des Oceans besitzen, westlich von der gedachten Linie, die Ihro Hoheit ziehen ließ, von Pol zu Pol laufend, hundert Stunden über den Azoren, und ebenso viele über den Cap Verde-Inseln, worüber ich durch Dero Befehl zum See-Admiral bestellt wurde, mit jedem von Don Henrique in der Admiralität von Castilien bekleideten Vorrange; da sie mich zu ihrem Statthalter und Vicekönig auf immer und ewige Zeiten gemacht, über alle entdeckten oder noch zu entdeckenden Inseln und Festländer, für mich selbst und Erben, wie weitläufiger in dem oben erwähnten Uebereinkommen und Vorrechte gezeigt ist.

Item: Der besagte Diego, oder irgend ein anderer Erbe dieses Vermögens, soll das Einkommen, welches, ihm zu geben, unserm Herrn gefallen mag, auf folgende Weise, unter der obigen Strafe, vertheilen: —

Erstens soll er von dem ganzen Einkommen des Vermögens, jetzt und zu allen Zeiten, und von allem, was immer von demselben erhalten oder erworben werden mag, jährlich den vierten Theil meinem Bruder Don Bartholomäus Columbus, Adelantodo von Indien, geben; und dieses soll so lange dauern, bis er ein Einkommen von einer Million Maravedis für seinen Unterhalt erhalten haben wird, und für die Dienste, welche er diesem Erblehen geleistet, und noch zu leisten fortfahren wird; welche Million er, wie angegeben, jährlich erhalten soll, wenn das besagte Viertel so viel beträgt, und daß

er sonst nichts haben soll; wenn er aber einen Theil oder den ganzen Betrag in Einkünften besitzt, soll er sodann die besagte Million nicht erhalten, und auch keinen Theil davon, ausgenommen daß er Theil habe an besagtem Viertel bis zu besagter Summe einer Million, wenn es so viel beträgt; und wie viel Einkommen er nebst diesem vierten Theil haben mag, was auch immer eine Summe von Maravedis bekannter Einkünfte von Eigenthum oder beständigen Aemtern, so soll besagte Summe Einkommens oder Einkünfte von Eigenthum oder Aemtern abgezogen werden, und der Heirathstheil, den er von einer Frauensperson, die er heirathet, erhalten mag, soll von besagter Million reservirt werden; so daß, was auch immer er in Heirath von seinem Weibe erhalten mag, deßhalb kein Abzug von besagter Million gemacht werde, sondern nur, was er über seines Weibes Heimgift erwerben oder haben mag; und wenn es Gott gefallen wird, daß er oder seine Erben und Nachkommen ein Einkommen von einer Million aus Einkünften ihres Eigenthums und ihrer Aemter beziehen, so soll weder er noch seine Erben länger Etwas vom besagten Viertel des Erblehens erhalten, das bei Don Diego, oder wer immer es erben mag, verbleiben soll.

Item: Von den Einkünften besagten Vermögens, oder von irgend einem andern Viertel desselben (falls sein Betrag im Verhältniß zu demselben ist), sollen meinem Sohne Ferdinand jährlich zwei Millionen ausbezahlt werden, bis zu einer Zeit, wo sein Einkommen zwei Millionen betragen wird, in derselben Art und Weise, wie in dem Falle des Bartholomäus, welcher, ebenso wie seine Erben, die Million oder den etwa fehlenden Theil haben soll.

Item: Der besagte Don Diego oder Don Bartholomäus soll aus diesem Vermögen für meinen Bruder Diego solche Vorsorge treffen, als ihn befähigen mag, anständig zu leben, da er mein Bruder ist, welchem ich keine besondere Summe anweise, da er der Kirche sich angeschlossen, und daß ihm gegeben werde, was recht ist: und zwar auf einmal, und ehe mein Sohn Ferdinand, oder mein Bruder Bartholomäus, oder deren Erben etwas erhalten haben, und

nach dem Betrag des Einkommens des Vermögens. Und im Falle einer Uneinigkeit, soll die Sache vor zwei unserer Verwandten oder andere Ehrenmänner gebracht werden; und sollten diese nicht mit einander übereinstimmen, so sollen sie eine dritte Person als Schiedsrichter wählen, die tugendhaft ist, und der von keiner Parthei mißtraut wird.

Item: Alles dieses Einkommen, das ich dem Bartholomäus, dem Ferdinand und Diego vermache, soll ihnen überliefert, und von ihnen wie vorgeschrieben empfangen werden unter der Verbindlichkeit, sowohl selbst wie auch ihre Kinder treu und loyal gegen meinen Sohn Diego und seine Erben zu sein; und sollte es sich zeigen, daß sie oder irgend welche von ihnen gegen ihn in irgend einer seine Ehre, oder das Wohl der Familie oder des Vermögens, in Wort oder That angreifenden Sache verfahren, wodurch Aergerniß und Erniedrigung meiner Familie und ein Nachtheil meinem Vermögen entstehen möchte, so soll in diesem Falle von dieser Zeit an nichts mehr ihnen oder ihm gegeben werden, da sie stets treu gegen Diego und seine Nachfolger sein sollen.

Item: Da es, als ich zuerst dieses Erblehen stiftete, meine Absicht war, über den zehnten Theil des Einkommens zu Gunsten bedürftiger Personen zu verfügen, oder meinen Sohn Diego verfügen zu lassen, als ein Zehnten, und als Gedächtniß an den allmächtigen und ewigen Gott, und da ich noch bei dieser Meinung beharre, und hoffe, daß Ihro höchste Majestät mir beistehe, und denen, die dasselbe erben, in dieser oder der neuen Welt, so habe ich beschlossen, daß der besagte Zehnten auf folgende Weise bezahlt werde: —

Erstens: Der vierte Theil des Einkommens des Vermögens, welchen ich dem Don Bartholomäus zu geben angeordnet und bestimmt habe, bis er ein Einkommen von einer Million habe, begreift, wie zu verstehen, den zehnten Theil des ganzen Einkommens des Vermögens; und daß, im Verhältniß als das Einkommen meines Bruders Don Bartholomäus sich vergrößere, da es von dem Einkommen des vierten Theiles des Erblehens abzuziehen ist, besagtes Einkommen berechnet werde, um auszufinden, wie viel der zehnte

Theil betrage; und der Theil, welcher, was zur Zusammenbringung der Million für Don Bartholomäus nothwendig ist, überschreitet, soll an solche meiner Familie gegeben werden, die dasselbe am meisten benöthigt sind, es von besagtem Zehntel abziehend, wenn ihr Einkommen keine fünfzigtausend Maravedis beträgt; und sollten einige davon ein Einkommen bis zu diesem Betrag erhalten, so soll ihnen ein solcher Theil, als zwei zu diesem Zweck gewählte Personen mit Don Diego, oder seinen Erben, beschließen mögen, zukommen. Somit ist zu verstehen, daß die Million, welche ich Don Bartholomäus hinterlassen, den zehnten Theil des ganzen Einkommens des Vermögens umfaßt, welches Einkommen unter meine nächsten und dürftigsten Verwandten in der von mir bezeichneten Weise vertheilt werden soll; und wenn Don Bartholomäus ein Einkommen von einer Million hat, und man ihm hinsichtlich des besagten vierten Theiles nicht mehr schuldig ist, so soll mein Sohn Don Diego, oder die Person, welche im Besitze des Vermögens ist, mit zwei andern Personen, welche ich hierin bezeichnen werde, die Rechnungen nachsehen, und es so ordnen, daß das Zehntel des Einkommens auch ferner den dürftigsten Gliedern meiner Familie, die in diesem oder in irgend einem andern Theile der Welt gefunden werden mögen, und denen man sorgfältig nachforschen muß, ausbezahlt werde, und sie sind von dem vierten Theil, von welchem Don Bartholomäus seine Million beziehen soll, zu bezahlen; welche Summen berechnet und von dem besagten Zehntel abgezogen werden müssen, und sollte dies mehr betragen, so soll der als vom vierten Theil herkommende Ueberschuß den dürftigsten Personen, wie obengesagt, gegeben werden; und sollte es nicht ausreichend sein, so soll Don Bartholomäus es haben, bis sein eigenes Vermögen sich vermehrt, die besagte Million theilweise oder ganz lassend.

Item: Der besagte Don Diego, mein Sohn, oder wer immer der Erbe sein mag, soll zwei gewissenhafte und ansehnliche, und mit der Familie zunächst verwandte Personen bestimmen, die das Einkommen und seinen Betrag sorgfältig untersuchen sollen, und das besagte Zehntel aus dem Viertel, von welchem Don Bartholomäus seine Million erhalten soll, an die dürftigsten Glieder meiner

Familie, die hier oder sonst wo gefunden werden mögen, nach welchen sie sorgfältig gewissenhaft forschen sollen, auszahlen zu lassen; und da es sich treffen mag, daß besagter Don Diego, oder andere nach ihm, aus Gründen, die ihr eigenes Wohl oder den guten Ruf und die Erhaltung des Vermögens betreffen, nicht gerne den ganzen Betrag des Einkommens bekannt machen wollen, so lege ich ihm nichtsdestoweniger auf sein Gewissen auf, die obige Summe zu bezahlen; und ich lege ihnen auf auf ihre Seelen und Gewissen, weder es anzugeben noch bekannt zu machen, ausgenommen mit der Erlaubniß Don Diego's oder der Person, welche ihm nachfolgen mag; der obige Zehnte soll aber in der von mir bezeichneten Weise bezahlt werden.

Item: Um jedweden Streit bei der Wahl der nächsten Verwandten, welche mit Don Diego oder seinen Erben handeln sollen, zu vermeiden, erwähle ich hiemit meinen Bruder Don Bartholomäus für einen, und meinen Sohn Ferdinand für den andern; und wenn diese zwei an das Geschäft gehen, sollen sie zwei andere Personen unter den vertrauenswerthesten und am nächsten verwandten wählen, und diese sollen wiederum zwei andere wählen, wenn es sich um den Beginn der Untersuchung handelt; und so soll es von dem einen wie von dem andern, sowohl in der Leitung dieses wie anderer Dinge, mit Fleiß verwaltet werden, zum Dienste und zur Ehre Gottes und zum Besten besagten Erblehens.

Item: Ich lege auch Diego, oder irgend einem, der das Vermögen erben mag, auf, in der Stadt Genua eine Person unseres Stammes zu halten und zu erhalten, um daselbst mit seinem Weibe zu wohnen, und ihm ein hinreichendes Einkommen auszuwerfen, um es ihm zu ermöglichen, anständig zu leben, als eine mit der Familie enge verbundene Person, von welcher er die Wurzel und der Grund in dieser Stadt sein soll; woraus ihm viel Gutes erwachsen mag, da ich daselbst geboren wurde, und von daher kam.

Item: Der besagte Don Diego, oder wer immer das Vermögen erben mag, soll in Wechseln, oder auf andere Weise, alle Summen, die er aus dem Einkommen des Vermögens zu ersparen vermag, in einem Capitalstock in der Bank von St. Georg, welche

ein Interesse von sechs per hundert gibt und in sicherm Gelde, anlegen, wie auch Ankäufe in seinem Namen oder dem seiner Erben daselbst machen lassen; und dieses zu dem Zwecke, welchen ich im Begriffe stehe, zu erklären.

Item: Da es jedem Mann von Vermögen ziemt, Gott zu dienen, entweder persönlich oder mittelst seines Reichthums, und da die bei St. Georg hinterlegten Gelder ganz sicher sind, und Genua eine edle Stadt ist, und mächtig zur See, und da, als ich die Entdeckung Indiens unternahm, es mit der Absicht geschah, den König und die Königin, unsere Herren, zu bitten, alle aus dem besagten Indien fließenden Gelder zur Eroberung Jerusalems anzulegen, und da ich dieselben so gebeten, so wird es gut sein, wenn sie dieses thun; wenn nicht, so soll auf alle Fälle, der besagte Diego, oder die Person, welche ihm nachfolgen mag, so viel Geld er immer kann sammeln, und den König unsern Herrn, sollte er sich zur Eroberung Jerusalems aufmachen, dahin begleiten, oder sonst selbst mit all der Macht, die er aufbringen kann, dahin ziehen; und bei Verwirklichung dieser Absicht, wird es dem Herrn gefallen zur Ausführung des Planes behilflich zu sein; und sollte er nicht die Eroberung des Ganzen zu Stande bringen können, so wird er es ohne Zweifel theilweise ausführen. Laßt ihn deßhalb einen Fond sammeln und anlegen von allem seinem Reichthume in St. Georg von Genua, und denselben sich daselbst vermehren, bis zu einer Zeit, wo es ihm scheinen mag, daß etwas Erfolgreiches bezüglich des Projektes auf Jerusalem bewirkt werden mag; denn ich glaube, daß wenn Ihro Hoheiten sehen werden, daß dieß beabsichtigt ist, sie selbst es zu verwirklichen wünschen werden, oder ihm, als ihrem Diener und Vasallen, die Mittel an die Hand geben werden, es für sie zu thun.

Item: Ich beauftrage meinen Sohn Diego und meine Nachkommen, besonders den, welcher dieses Vermögen erben mag, welches, wie oben gesagt, aus dem Zehntel von Allem besteht, was in Indien erhalten oder gefunden werden mag, und dem achten Theil aller Ländereien und Einkünfte, was Alles, mit meinen Gerechtsamen und Vortheilen als Admiral, Vicekönig und Statthalter, mehr

als fünfundzwanzig per hundert beträgt, — ich sage, daß ich von ihm verlange, dieses ganze Einkommen, so wie seine Person und alle in seiner Macht stehenden Mittel zu verwenden, um Ihro Hoheiten oder deren Nachfolger gut und getreu zu dienen und zu unterstützen, selbst mit Verlust des Lebens und Vermögens; da es nächst Gott, Ihro Hoheiten waren, welche mir zuerst die Mittel gaben, dieses Vermögen zu bekommen und zu erhalten; obwohl es wahr ist, daß ich in dieses Reich herüber kam, um sie zu dem Unternehmen einzuladen, und daß eine lange Zeit verstrich, ehe Vorsorge getroffen wurde, um es auszuführen; was jedoch nicht erstaunlich ist, da dieses ein Unternehmen war, wovon die ganze Welt nichts wußte, und woran niemand glaubte; weßhalb ich ihnen um so mehr zum Danke verpflichtet bin, zumal sie seither mich sehr begünstigt und befördert haben.

Item: Ich verlange auch von Diego, oder von dem in Besitz des Vermögens Kommenden, daß, im Falle ein Schisma in der Kirche Gottes Statthaben, oder irgend eine Person, von was für immer einer Klasse oder Stellung sie ihres Eigenthums und ihrer Ehrenstellen berauben sollte, sie sich beeilen, das heißt, wenn sie nicht Heretiker sind (was Gott verhüten möge!), zu den Füßen seiner Heiligkeit, ihre Personen, ihre Macht und ihren Reichthum zu opfern, um solches Schisma zu unterdrücken, und irgend eine Beraubung der Ehre und des Eigenthums der Kirche zu verhüten.

Item: Ich gebiete dem besagten Diego, oder wer immer besagtes Vermögen besitzen mag, für die Ehre, das Wohl und die Vergrößerung der Stadt Genua zu arbeiten und zu ringen, und all seiner Macht und aller seiner Mitteln sich zu bedienen zur Vertheidigung und Erhöhung des Wohles und des guten Rufes dieser Republik in allen dem Dienste der Kirche Gottes, oder der hohen Würde unseres Königes und unserer Königin, unserer Herren, und ihrer Nachfolger nicht zuwiderlaufenden Dingen.

Item: Der besagte Diego, oder wer immer das Vermögen besitzen oder erben mag, soll aus dem vierten Theile des ganzen Einkommens, von welchem, wie oben gesagt, das Zehntel genommen werden soll, wenn Don Bartholomäus oder seine Erben die zwei

Millionen oder einen Theil davon erhalten hat, und wenn die Zeit kommt, um eine Vertheilung unter unsern Verwandten anzustellen, den zehnten Theil verwenden und anlegen, um solchen Töchtern unserer Abstammung, die es verlangen mögen, ein Heirathsgut zu verschaffen, und indem sie Alles ihnen nur mögliche Gute thun.

Item: Wenn eine passende Zeit kommen wird, soll er eine Kirche auf der Insel Hispaniola bauen lassen, und auf dem gelegensten Platze, welche Santa Maria de la Concepcion heißen soll; womit ein Spital nach dem bestmöglichsten Plane, wie die Italiens und Castiliens verbunden, und eine Kapelle errichtet werden soll, um darin für das Heil meiner Seele und der Seelen meiner Ahnen und Nachfolger mit großer Andacht Messe zu lesen, da es ohne Zweifel dem Herrn gefallen wird, uns ein hinreichendes Einkommen für diesen und die obenerwähnten Zwecke zu geben.

Item: Ich befehle auch meinem Sohne Diego, oder wer immer sein Erbfolger sein mag, keine Mühe zu scheuen, um auf der Insel Hispaniola vier gute Professoren der Theologie zu halten und zu erhalten, zu dem Ziele und Ende, um zu trachten und sich zu bemühen, die Einwohner Indiens zu unserem heiligen Glauben zu bekehren, und im Verhältnsse als durch Gottes Willen das Einkommen des Vermögens zunehmen mag, in demselben Grade soll auch die Zahl der Lehrer und frommen Personen sich vermehren, die die Eingebornen zu Christen zu machen suchen sollen; zu dessen Erreichung keine Ausgabe für zu groß gehalten werden soll. Und als Gedächtniß Alles dessen, was ich hiemit verordne, und des Vorhergehenden soll ein Denkmal von Marmor in der besagten Kirche von La Concepcion errichtet werden, an dem bemerkbarsten Platze, um als eine Aufzeichnung dafür zu dienen, was ich hier dem besagten Diego auferlege, wie auch für andere Personen, welche darauf schauen mögen; welcher Marmor eine Inschrift zum selben Zweck haben soll.

Item: Ich verlange auch von meinem Sohne Diego, oder von dem, der ihm in dem Vermögen nachfolgen mag, jedes Mal und so oft er beichtet, diese Verbindlichkeit oder eine Abschrift davon seinem Beichtvater zu zeigen, ihn bittend, es durchzulesen, um

im Stande zu sein, bezüglich dessen Erfüllung zu fragen; woraus viel Gutes und Glück seiner Seele zufließen wird.

S.
S. A. S.
X. M. Y.
EL ALMIRANTE.[1]

[1] Dieses ist die anagrammatische Form, in welcher, nach dem Gebrauche seiner Zeit, der Admiral sich unterzeichnete. Die Abkürzungen bezeichnen — „Christus, Sancta Maria, Yosephus, oder Salva me, Xristus, Maria, Yosephus."

Nro. II.

Brief und Bulle des Papstes Alexander des VI. in Bezug auf die Entdeckung Amerikas.

(Uebersetzt aus den kirchlichen Annalen des Cardinals Baronius, A. D. 1493.)

Bald nach der Rückkehr des Columbus entstand ein Streit zwischen den Königen von Portugal und Spanien bezüglich der Herrschaft über den Ocean und die neue Welt. Der König von Portugal beanspruchte die von Columbus entdeckten Inseln; der König von Spanien jedoch sprach ihm jedwedes Recht darauf ab. Papst Alexander VI. entschied diesen Streit zu Gunsten des letztern, und behauptete durch viele und reichliche Urkunden das Recht und die Herrschaft über die neue Welt für Ferdinand, und gab ihm dieselben Vorrechte, welche die Päpste den Königen von Portugal über die westlichen Küsten Afrikas, Guineas und die Goldminen eingeräumt hatten.

„Unserem geliebtesten Sohne in Christo, Ferdinand dem König, und unserer geliebtesten Tochter in Christo, Isabella, der Königin von Castilien, Leon, Arragon und Granada: Heil u. s. w.

Die Aufrichtigkeit Euerer großen Frömmigkeit und der vollkommene Glaube, mit dem Ihr uns und die Römische Kirche hoch haltet, haben reichlich verdient, daß wir Euch die Dinge gewähren, wodurch Ihr in den Stand gesetzt werdet, Euere heiligen und lobenswerthen Absichten, wie das Unternehmen, das Ihr begonnen, die Entdeckung entfernter und unbekannter Inseln und fester Länder, leichter und besser zur Ehre des allmächtigen Gottes, der Verbreitung des christlichen Reiches und der Erhöhung des katholischen Glaubens zu vollführen.

Somit geben, schenken und weisen wir an alle und jede Inseln und feste Länder, die entfernt und unbekannt, gegen Westen, in der See und dem Ocean gelegen, schon entdeckt und noch durch Euch oder von Euch mit großer Mühe, Gefahr und Kosten gesandter Personen noch zu entdecken sind, und welche noch unter keiner wirklichen zeitlichen Herrschaft irgend eines christlichen Herrn stehen, mit allen ihren Gebieten, Städten, Häfen, Flecken, Dörfern, Gerechtsamen und Gerichtsbarkeit Euch und Euern Erben und Nachfolgern, den Königen von Castilien und Leon, für immer, vermöge unseres freien Entschlusses, gewisser Kenntniß und der Fülle apostolischer Macht, wie weitläufig in unsern Briefen enthalten ist.

Da den Königen von Portugal, welche gewisse Theile von Afrika, Guinea und die Goldminen und andere Inseln entdeckten und davon Besitz nahmen, durch eine ähnliche zu ihren Gunsten gemachte apostolische Vergabung und Schenkung, verschiedene Vorrechte, Begünstigungen, Freiheiten, Immunitäten, Exemptionen, Facultäten, Briefe und Indulte gewährt wurden, und da wir nicht wünschen, wie es geziemend und recht ist, daß Ihr und Euere obenerwähnten Erben und Nachfolger weniger Begünstigungen und Vorrechte haben sollen, so wünschen wir ob eines ähnlichen Beweggrundes, nicht auf die Uebergabe irgend einer Bittschrift hin von Euch, oder irgend Eines für Euch, sondern vermöge reiner Freigebigkeit, gewisser Kenntniß und der Fülle apostolischer Macht, daß Ihr und Euere obenerwähnten Erben und Nachfolger in den durch Euch oder in Euerem Namen entdeckten und noch zu entdeckenden Inseln und Ländern alle und jede den Königen von Portugal gewährten Begünstigungen, Vorrechte, Exemptionen, Briefe und Indulte vermöge gegenwärtiger Urkunde ebenso genießen und rechtmäßig besitzen mögen, als wenn es hier Wort für Wort beigefügt und hinreichend ausgedrückt wäre, und so sollt Ihr in allen Dingen, gerade als wären alle diese Dinge Euch und Eueren obenerwähnten Erben und Nachfolgern besonders gewährt worden, welche wir kraft des Ansehens und des apostolischen Inhaltes gegenwärtiger Briefe, durch ein Geschenk besonderer Gunst gewähren; und gleicherweise erweitern und vermehren wir diese auf alle Dinge und für alle

Dinge für Euch und Euere obenerwähnten Erben und Nachfolger, und gewähren dasselbe in gehöriger Weise und Form auf immer, ungeachtet apostolischer Constitutionen und Ordonnanzen, und allen den Königen von Portugal in Briefen gewährten Dingen.

Gegeben zu Rom, zu St. Peters, A. D. 1493, am 5. Mai, dem ersten Jahre unseres Pontifikats.

Alexander VI.[1])

Die Bulle „Inter cetera Divinae Majestatis Beneplacita Opera,“ etc.

Alexander, Bischof, Diener der Diener Gottes:

Unserem geliebten Sohne Ferdinand, König, und unserer geliebten Tochter Isabella, Königin von Castilien, Leon, Arragon, Sicilien und Granada: Erlauchtesten Personen Heil und apostolischen Segen.

---

[1]) Der berühmte Graf Joseph de Maistre drückt sich in seinem „Ueber den Papst“ betitelten Werke über diese Bulle Alexanders — also aus:

„Ein Jahrhundert vor der Zeit des berühmten westphälischen Friedens veröffentlichte ein Papst, welcher in seiner eigenen Person eine traurige Ausnahme von der langen Reihe von Tugenden, welche den heiligen Stuhl schmückten, machte, die berühmte Bulle, welche zwischen den Spaniern und Portugiesen die Ländereien theilte, welche der unternehmende Entdeckungsgeist den beiden Völkern in Indien und Amerika bereits erobert hatte oder noch erobern möchte. Der Finger des Papstes zog eine Linie auf der Erdkugel, welche beide Völker als eine geheiligte Grenze anzusehen sich anheischig machten, und die der Ehrgeiz auf beiden Seiten achten sollte.“

„Es konnte nichts Großartigeres geben, als Zeuge zu sein, wie zwei Völker auf diese Weise solche Streitpunkte, wie sie damals unter ihnen bestanden, und wie deren später entstehen mochten, der unpartheiischen Entscheidung des gemeinschaftlichen Vaters aller Gläubigen unterwarfen, und so das imponirendste Schiedsgericht an die Stelle endloser Kriege setzten. Es war ein großes Glück für die Menschheit, daß die päpstliche Würde noch hinreichend Ansehen hatte, um diese bemerkenswerthe Zustimmung zu erhalten; und die edle schiedsrichterliche Entscheidung war eines wahren Nachfolgers von St. Peter so würdig, daß die Bulle „Inter cetera“ einem andern Papste angehören sollte.“

Unter den vielen der göttlichen Majestät gefälligen und unserem Herzen erwünschten Werken ist das vornehmste, daß der katholische Glaube und die christliche Religion, besonders in unsern Zeiten, erhöht, erweitert und überall hin ausgebreitet, die Rettung der Seelen vermittelt und wilde Völker unterworfen und dem Glauben gehorsam gemacht werden. Als wir deßhalb durch die göttliche Barmherzigkeit, obgleich von geringem Verdienst, auf den heiligen Stuhl Peters erhoben wurden, so schöpften wir die Ueberzeugung, daß Ihr wahre katholische Könige und Fürsten seid, wie wir auch in der That Euch immer erfunden, und wie Ihr Euch auch durch Euere erhabenen Thaten der ganzen Welt kund gegeben; noch habt Ihr blos gewünscht solche zu sein, sondern auch alle Anstrengung, Eifer und Fleiß angewandt, keine Mühe, noch Kosten oder Gefahr scheuend, selbst Euer eigenes Blut vergießend, und Euere ganze Seele und alle Euere Kräfte diesem Zwecke weihend, wie Euere Eroberung des Königreichs Granada aus der Tyrannei der Saracenen in unsern Tagen, mit so viel Eifer für den göttlichen Namen, bezeugt. Und so finden wir uns denn bewogen, Euch die Dinge gnädigst und freiwilligst zu gewähren, wodurch Ihr in den Stand gesetzt werdet, dieses dem unsterblichen Gotte so heilige und preiswürdige Unternehmen zu vollführen, und damit Ihr täglich mehr und mehr zunehmen möget an Eifer für die Ehre Gottes und die Verbreitung des Reiches Christi.

Wir haben zu unserer großen Freude vernommen, daß Ihr Euch vorgenommen habet, dahin zu wirken und alle Anstrengung zu machen, um die Bewohner gewisser entfernter und bis jetzt unbekannter und von Andern noch unentdeckter Inseln und fester Länder zur Anbetung unseres Erlösers und zum Bekenntniß des katholischen Glaubens zu führen. Bis jetzt waret ihr vollauf mit der Eroberung und Einnahme von Granada beschäftigt, und konntet Euere heiligen und preiswürdigen Wünsche nicht vollführen, noch die gewünschten Erfolge erzielen. Ihr sandtet, nicht ohne die größten Anstrengungen, Gefahren und Kosten, unsern geliebten Sohn Christopher Colon, einen würdigen und sehr lobenswerthen, für solches Geschäft passenden Mann, mit Schiffen und Mannschaft,

um sorgfältig nach entfernten und unbekannten festen Ländern und Inseln in einer bis jetzt niemals beschifften See zu forschen; welcher endlich, mit dem göttlichen Beistande und großem Fleiße den ungeheueren Ocean durchschiffte, und gewisse sehr entfernte, vorher unbekannte Inseln und feste Länder entdeckte, auf welchen sehr viele Völker friedlich wohnen, und, wie gesagt wird, nackt sind und sich von Fleisch enthalten, und, so weit Euere Gesandten muthmaßen können, glauben, daß da ist ein Gott, Schöpfer, im Himmel, und die hinreichend geneigt scheinen, den katholischen Glauben anzunehmen, und welchen gute Sitten beigebracht werden können, und welche Hoffnung geben, daß durch ihren Unterricht dem Namen unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi leicht in besagten Inseln und festen Ländern Eingang verschafft werden könne; daß in diesen Inseln und festen Ländern bereits Gold, Gewürze und viele andere werthvolle Artikel verschiedener Art und Gattung gefunden wurden. Nach reichlicher Ueberlegung habt Ihr nun, besonders zur Erhöhung und Verbreitung des katholischen Glaubens (wie es katholischen Königen und Fürsten geziemt), nach Art Euerer Ahnen, der Könige erlauchten Andenkens, Euch vorgenommen, die obenerwähnten Inseln und Feste Länder mit ihren Bewohnern, mit dem Beistande der göttlichen Güte, Euch zu unterwerfen, und sie zum katholischen Glauben zu führen und daß besagter Christopher Colon eine Festung von hinreichender Stärke auf einer der vorzüglichsten Inseln errichte und baue, um gewisse Christen, welche dahin auswandern mögen, zu schützen.

Wir loben deßhalb sehr diese Euere heilige und preiswürdige Absicht; und wir ermahnen Euch ernstlichst im Herrn und bei Euerer Taufe, durch welche Ihr zu den apostolischen Befehlen verpflichtet seid, dieselbe zu dem geeigneten Ende zu führen, und dadurch dem Namen unseres Herrn in diesen Theilen Eingang zu verschaffen, und durch das Innerste der Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi verlangen wir ernstlich von Euch, daß, wenn Ihr eine derartige Expedition unternehmt und annehmt, Ihr es mit einem demüthigen Geiste und mit Eifer für den wahren Glauben thut; denn Ihr müßt wünschen, und dahin trachten, daß das in

diesen Inseln und festen Ländern wohnende Volk die christliche Religion annehme; und laßt weder durch Gefahren, noch Strapazen je Euch abschrecken, sondern unterhaltet die Hoffnung und den Glauben, daß der allmächtige Gott Euere Anstrengungen mit glücklichem Erfolge krönen werde.

Um Euch zu ermöglichen, desto freier und zuversichtlicher ein solches Unternehmen zu wagen, geben wir vermöge der Freigebigkeit unserer apostolischen Gunst, aus eigenem Antriebe, und nicht auf Euer Ansuchen, oder auf die Uebergabe irgend eines hierauf bezüglichen Gesuches von Euch an uns, sondern vermöge unserer reinen Freigebigkeit, gewißer Kenntniß und der Fülle apostolischer Macht, Euch und Euern Erben und Nachfolgern, den Königen von Castilien, Leon u. s. w. und schenken durch diese Briefe für immer, alle die entdeckten und noch zu entdeckenden, erforschten und noch zu erforschenden Inseln und Festländer, gegen Westen und Süden, bildend und ziehend eine Linie vom Nordpole, das ist von Norden, bis zu dem Südpole, das ist nach Süden, ob nun die entdeckten oder noch zu entdeckenden Inseln und festen Länder gegen Indien oder gegen einen andern Welttheil liegen, welche Linie von einer der gewöhnlich Azores y Cabo Verde genannten Inseln hundert Stunden westlich und südlich entfernt ist; so daß wir auf allen den entdeckten und noch zu entdeckenden, erforschten und noch zu erforschenden, jenseits der obenerwähnten Linie gegen Westen und Süden liegenden, noch von keinen andern Königen oder christlichen Prinzen vor dem letztvergangenen Tage der Geburt unsers Herrn Jesu Christi, von welchem das jetzige Jahr 1493 beginnt, in Anspruch genommenen Inseln und Festländern, wenn einige besagter Inseln von Euern Abgesandten und Hauptleuten entdeckt wurden, durch die uns in St. Peter als Stellvertreter Jesu Christi gegebene Autorität des allmächtigen Gottes, welche wir auf Erden ausüben, Euch und Euern Erben und besagten Nachfolgern alle Herrschaft geben, über diese Staaten, Plätze und Städte, mit allen Gerechtsamen, Gerichtsbarkeit und allen ihren Rechtsfolgen, mit voller, freier und aller Macht, Autorität und Gerichtsbarkeit. Wir bestimmen, setzen fest und verordnen, nichtsdestoweniger durch diese unsere Schenkung,

Uebergabe und Anweisung der Art unterscheidend, daß die Rechte von keinem andern christlichen Fürsten, welcher wirklich vor dem obenerwähnten Tage Christi Geburt im Besitz solcher Inseln und festen Länder war, als hinweggenommen betrachtet werden können, noch daß sie derselben beraubt werden sollen.

Wir befehlen Euch überdieß kraft des heiligen Gehorsams (wie Ihr versprochen habt, und wir zweifeln nicht, daß Ihr bei Euerer großen Frömmigkeit und königlichen Großmüthigkeit es thun werdet), daß Ihr nach besagten Inseln und Fest-Ländern erprobte, gottesfürchtige, gelehrte, geschickte und erfahrene Männer schicket, um die Einwohner im katholischen Glauben zu unterrichten, und sie gute Sitten zu lehren, geeigneten Fleiß auf die erwähnten Dinge verwendend, und wir verbieten Jedermann, unter Strafe der Excommunikation, was auch immer seine Würde — selbst kaiserliche oder königliche — Stand, Orden oder Stellung sei, diesem unserem Befehle entgegen zu handeln. Wir verbieten ferner Jedermann strenge, nach den entdeckten oder zu entdeckenden, erforschten oder zu erforschenden Inseln oder festen Ländern, gegen West oder Süd, über die vom Nord- zum Südpol gezogene Linie, hundert Stunden von einer der gewöhnlich Azores y Cabo Verde genannten Inseln, nach Westen und Süden zu gehen; und es maße sich Keiner an, wegen Handels oder aus einem andern Grunde, sich ohne Eure besondere Erlaubniß oder die Eurer Erben und obenerwähnten Nachfolger, zu nahen, der Constitutionen und apostolischen Ordinanzen, oder irgend etwas diesem Widersprechenden unerachtet; im Vertrauen, daß Gott, von dem Reiche und Herrschaften und alle guten Dinge kommen, Eure Handlungen, wenn Ihr diesen heiligen und lobwürdigen Zweck verfolget, leiten werde — und in der Hoffnung, daß Eure Arbeiten und Bemühungen in Kürze einen sehr glücklichen Ausgang haben, und zum Ruhm alles christlichen Volkes beitragen werden.

Gegeben zu Rom, zu St. Peter, im Jahre der Menschwerdung unseres Herrn 1493, am 9. Mai, und unseres Pontifikates im ersten.

Alexander.

Nro. III.

Apostolisches Sendschreiben des Papstes Paul des III. A. D. 1537, worin die amerikanischen Indianer als vernünftige Geschöpfe erklärt werden.

(Dieses apostolische Sendschreiben, welches von Geschichtschreibern mit Unrecht eine Bulle genannt wird, findet sich in Torquennada's Monarchia Indica und in Clavigero's History of Mexico, 3. Bd. S. 282 in einer Note.)

Paul der III., Papst, allen Gläubigen Christi, welchen diese Briefe zu Gesicht kommen mögen, Heil und apostolischen Segen.

Die Wahrheit selbst, welche weder betrügen noch betrogen werden kann, hat, wie wohl bekannt ist, als sie Verkündiger des Glaubens für das Predigtamt bestellte, gesagt: „Gehet hin und lehret alle Völker." Er sagte alle, ohne irgend eine Auswahl; denn alle sind fähig, den Unterricht des Glaubens zu empfangen. Der Feind der Menschheit, welcher immer guten Unternehmungen entgegen ist und dieselben zu vereiteln sucht, ersann vom Neide aufgehetzt, angesichts dieses Auftrages eine bis jetzt unbekannte Methode, um die Verkündigung des Wortes Gottes bei den Völkern zu verhindern, damit sie nicht gerettet würden. Da er einige seiner Helfershelfer aufgestachelt, welche, gierig um ihre Habsucht zu befriedigen, frecher Weise behaupten, daß die westlichen und südlichen Indianer, und andere Völker, mit welchen wir in unsern Zeiten bekannt wurden, weil sie des katholischen Glaubens baar wären, wie Thiere in Sklaverei gebracht werden sollen; und sie in der That zu Sklaven gemacht haben und sie mit einer Unmenschlichkeit behandeln, die sie selbst an Grausamkeit an den Thieren, die ihnen dienen, nicht aus-

üben würden: so erklären und bestimmen wir deßhalb, die wir, obwohl unwürdig, der Stellvertreter unseres Herrn auf Erden sind, und die wir mit aller Anstrengung die uns anvertrauten, außerhalb seines Schafstalles befindlichen Schafe seiner Heerde aufsuchen, um sie in den Schafstall selbst zu bringen, erwägend, daß diese Indianer, als wahre Menschen, nicht bloß des christlichen Glaubens fähig sind, sondern auch, daß sie, wie man uns zu wissen gethan, den Glauben mit der größten Bereitwilligkeit annehmen, und wünschend sie mit passenden Mitteln zu versehen, durch apostolische Autorität, daß die obengenannten Indianer und alle andern Völker, mit welchen die Christen in Zukunft bekannt werden mögen, obgleich sie außerhalb des Glaubens an Christus sind, frei und gesetzlich in dieser Hinsicht ihre Freiheit und Herrschaft gebrauchen, besitzen und genießen können, und daß sie nicht zu Sklaven gemacht werden sollen, und daß, was immerhin anders gethan worden sein mag, null und nichtig sein soll. Daß überdieß diese Indianer und andere Völker zu dem erwähnten Glauben an Christus durch die Verkündigung des Wortes Gottes und durch das Beispiel eines guten Wandels eingeladen werden sollen.

Dieses Dekret soll Kraft haben, trotz irgend welcher früherer Bestimmungen und Alles dessen, was immer sonst dagegen vorgebracht werden möchte.

Gegeben zu Rom, am 4. vor den Nonen des Monats Juni 1537, im dritten Jahre unseres Pontifikates.

Nro. IV.

Spanische Form der Besitznehmung.

(Die spanische Form der Besitznehmung scheint zuerst das Seite 60 angeführte Gebet gewesen zu sein, und darauf eine Proklamation, im Wesentlichen mit der folgenden übereinstimmend, welche von dem berühmten Alonzo de Ojeda eingeführt wurde.)

Ich, Alonzo de Ojeda, Diener der hohen und mächtigen Könige von Castilien und Leon, Sittiger wilder Völker, ihr Gesandte und Hauptmann, thue euch kund und zu wissen, so gut ich kann, daß Gott unser Herr, einer und ewig, der Himmel und Erde erschuf, und einen Mann und ein Weib, von welchen ihr und wir, und alles Volk der Erde Abkömmlinge waren und sind, gezeugt, so wie Alle, die nach uns kommen werden; die ungeheuere Zahl von Geschlechtern jedoch, welche von ihnen im Laufe von mehr als fünftausend Jahren, die seit der Erschaffung der Welt vergingen, ausging, machte es nothwendig, daß einige des menschlichen Geschlechtes nach einer Richtung, und einige nach einer andern sich zerstreuen sollten, und daß sie sich in viele Königreiche und Provinzen vertheilen sollten, da sie sich in einem allein nicht erhalten und fortpflanzen konnten. Alles dieses Volk wurde durch Gott unsern Herrn einer Person, Namens St. Peter, in Obhut gegeben, der somit zum Herrn und Obern alles dieses Volkes der Erde und zum Haupte des ganzen menschlichen Geschlechtes gemacht wurde; dem Alle gehorchen sollten, wo immer sie leben möchten, und was immer ihr Gesetz, Secte oder Glauben sein möchte. Er gab ihm ebenso die ganze Welt zu seinem Dienste und in seine Gerichtsbarkeit; und obgleich er wünschte, daß er seinen Sitz zu Rom aufschlagen sollte, als dem geeignetsten Platze, um die Welt zu regieren, so erlaubte er ihm

doch, seinen Sitz in irgend einem andern Theile der Welt aufzuschlagen, und alle Völker, Christen, Mohren, Juden, Heiden und alle Menschen von was für immer einer andern Secte oder Glauben sie sein mögen, zu richten und zu regieren. Diese Person wurde Papst genannt, — das heißt, bewunderungswürdig, erhaben, Vater und Schützer, — weil er der Vater und Leiter der ganzen Menschheit ist. Dieser heilige Vater wurde gehört und geehrt als Herr, König und Oberer des Weltalls, von allen, welche zu seiner Zeit lebten, und auf gleiche Weise sind alle die, welche zu dem Pontifikate erwählt wurden, gehört und geehrt worden; und so hat es bis auf den heutigen Tag stattgefunden, und so wird es bis zum Ende der Welt sein.

Einer dieser Päpste, von welchen ich gesprochen als vom Herrn der Welt, hat eine Schenkung dieser Inseln und der festen Länder des Weltmeeres, und alles dessen, was sie enthalten, an die katholischen Könige von Castilien, welche zur Zeit Ferdinand und Isabella glorwürdigen Andenkens waren, und ihren Nachfolgern, unsern fürstlichen Oberhäuptern gemacht, nach dem Inhalte gewisser zu diesem Zwecke ausgefertigter Schriften, (welche ihr, wenn ihr es wünschet, sehen könnet.) Somit ist Seine Majestät König und Oberherr dieser Inseln und festen Länder kraft besagter Schenkung; und als König und Oberherrn haben gewisse Inseln, und fast alle, denen dieses bekannt gemacht wurde, Seine Majestät angenommen, und haben ihm gehorcht und gedient, und dienen ihm noch wirklich. Und wie gute Unterthanen, und mit gutem Willen, und ohne irgend welchen Widerstand oder Aufschub, haben sie überdieß, sobald sie von dem Vorhergehenden in Kenntniß gesetzt worden waren, allen den unter sie gesandten frommen Männern, um unsern heiligen Glauben zu verkündigen und zu lehren, Gehör gegeben; und sie wurden mit freiem und freudigem Willen, ohne irgend welche Bedingung oder Belohnung, Christen, und sind es noch. Und Seine Majestät empfing sie herzlich und gütig, und befahl, sie wie seine andern Unterthanen und Vasallen zu behandeln. Auch ihr sollt und müßt dasselbe thun. Deßhalb bitte und beschwöre ich euch, so gut ich immer kann, wohl zu erwägen, was ich gesagt habe, und

eine vernünftige Zeit zu nehmen, um es zu verstehen und darüber nachzudenken, und daß ihr die Kirche als den Oberherrn und Obern der ganzen Welt anerkennet, und den Oberhirten, Papst genannt, in ihrem Namen, und Seine Majestät unsern König an seiner Stelle, als Obern und obersten König der Inseln und des Festlandes kraft besagter Schenkung, und daß ihr durch diese frommen Ordens-Väter euch das vorhergehende erklären und verkündigen lasset. Und wenn ihr so thun werdet, so werdet ihr wohl thun, und das zugleich thun, wozu ihr verbunden und verpflichtet seid; und Seine Majestät, und Ich in seinem Namen will euch mit aller gebührenden Güte und Liebe aufnehmen und will euch, eure Weiber und Kinder frei von Sklaverei lassen, daß ihr mit ihnen und mit euch selbst thun könnet, was euch beliebt und was ihr für gut haltet, wie die Bewohner der andern Inseln gethan haben. Und nebstdem wird Seine Majestät euch viele Vorrechte und Freiheiten verleihen, und viele Begünstigungen gewähren. Wenn ihr dieses aber nicht thut, oder boshaft und vorsätzlich es aufschiebt zu thun, so thue ich euch zu wissen, daß ich mit der Hülfe Gottes, mit Gewalt euch angreifen, und auf alle nur mögliche Weise und überall euch bekriegen, und euch unter das Joch und den Gehorsam der Kirche und Seiner Majestät bringen werde; und ich will euere Weiber und Kinder nehmen, und sie zu Sklaven machen, und sie als solche verkaufen, und über sie verfügen, wie Seine Majestät gebieten mag; und ich will euere Habseligkeiten nehmen, und euch alles in meiner Macht stehende Leid und Nachtheil zufügen, wie Vasallen, welche ihrem Oberherrn nicht gehorchen und sich ihm nicht unterwerfen, sondern ihm widerstehen und sich ihm widersetzen wollen. Und ich betheuere, daß die auf diese Weise veranlaßten Todes- und Unglücksfälle eure Schuld sind, und nicht die Seiner Majestät, noch die meinige, oder die dieser Ritter, die mich begleiten. Und was ich euch hier sage und von euch fordere, darüber rufe ich den hier gegenwärtigen Notar auf, mir mit seiner Unterschrift Zeugniß zu geben.

Nro. V.

Die Jesuiten in Canada.

(Bezüglich dessen, was die Jesuiten in Canada für die Sache der indianischen Sittigung, vor ihrer Unterdrückung durch Frankreich, gethan haben, verweise ich den Leser auf die folgenden in Warburton's Conquest of Canada, 2. B., S. 276 gesammelten Zeugnisse.)

„Die Jesuiten sind gewöhnlich sehr gelehrt, lernbegierig und sehr artig und angenehm in der Gesellschaft. In ihrem ganzen Benehmen ist etwas Gefälliges; kein Wunder deßhalb, daß sie das Volk gewinnen. Sie sprechen selten von religiösen Gegenständen; und wenn sie es auch thun, so vermeiden sie doch gewöhnlich Dispute. Sie sind immer bereit, Jederman einen Dienst zu leisten, und wenn sie bemerken, daß ihr Beistand erfordert ist, so lassen sie einem kaum Zeit, davon zu sprechen, augenblicklich sich aufmachend, das, was von ihnen gefordert wird, zu Stande zu bringen. Ihr Gespräch ist sehr unterhaltend und belehrend, so daß man ihrer Gesellschaft nicht überdrüßig werden kann. Ich habe unter allen Jesuiten, mit denen ich in Canada verkehrte, auch nicht einen einzigen gefunden, der nicht diese Eigenschaften in einem ausgezeichneten Grade besessen hätte. Sie kümmern sich nicht darum, Prediger einer Gemeinde in der Stadt oder auf dem Lande zu werden, sondern überlassen diese Stellen, mit den daraus entspringenden Einkünften, den Priestern. Ihr ganzes Geschäft hier ist, die Heiden zu bekehren; und zu diesem Zweck sind ihre Missionäre über alle Theile des Landes zerstreut. Bei jedem von bekehrten Indianern bevölkerten Städtchen oder Dorfe sind ein oder zwei Jesuiten, die sich große Mühe geben, daß dieselben nicht in's Heidenthum zurückfallen, sondern leben, wie Christen leben sollen. So befinden sich

Jesuiten bei den bekehrten Indianern in Tadoussac, Loretto, Becancourt, St. François, Sault St. Louis und in allen Theilen Canada's. — Auch bei denen, welche noch nicht bekehrt sind, befinden sich Jesuiten, so daß fast in jedem den Indianern gehörenden Dorfe ein Jesuit ist, der sie bei allen Gelegenheiten zu bekehren sucht. Im Winter geht er mit auf ihre großen Jagden, wo er oft alle nur erdenklichen Unbequemlichkeiten erdulden muß, wie den ganzen Tag im Schnee gehen, den ganzen Winter unter freiem Himmel liegen, in gutem wie schlechtem Wetter im Freien lagern, in indianischen Hütten liegen, welche von Flöhen und andern Insekten schwärmen u. s. w. Die Jesuiten ertragen alle diese Strapazen, um die Indianer zu bekehren, wie auch aus politischen Gründen. Die Jesuiten sind ihrem Könige von großem Nutzen; denn sie sind oft im Stande, die Indianer zu überreden, ihr Bündniß mit den Engländern zu brechen, sie zu bekriegen, ihre Felle den Franzosen zu bringen, und den Engländern keinen Zugang zu gestatten. Diese ihre Bemühungen sind mit vieler Gefahr verbunden; denn, wenn die Indianer betrunken sind, tödten sie oft die Missionäre, welche bei ihnen leben, sie Spione nennend und sich damit entschuldigend, der Schnaps habe sie getödtet. Dieses sind die hauptsächlichsten Beschäftigungen der Jesuiten in Canada. Sie besuchen keine Kranken der Stadt; sie hören keine Beichten, und wohnen keinen Leichenbegängnissen bei. Ich habe sie nie in einer Procession zu Ehren der Jungfrau Maria oder anderer Heiligen gesehen. Jedermann sieht, daß sie, so zu sagen, von andern Leuten wegen ihres höhern Geistes und ihrer Fähigkeiten abgesondert sind. Man hält sie hier für eine sehr schlaue Art Leute, die gewöhnlich in ihren Unternehmungen pünktlich sind, und alle andern an Schärfe des Verstandes übertreffen. Ich habe deßhalb mehrere Male bemerkt, daß sie Feinde in Canada haben. Sie nehmen nur viel versprechende Leute auf, so daß sie keine Strohköpfe unter sich haben. Die Jesuiten, welche hier leben, sind alle aus Frankreich gekommen, und viele derselben kehren wieder, nach einem Aufenthalte von einigen Jahren, dahin zurück. Einige, welche in Canada geboren waren, gingen nach Frankreich, und wurden unter die Jesuiten daselbst aufgenommen,

aber keiner derselben kehrte je nach Canada zurück. Ich weiß nicht, welcher politische Grund sie hinderte. Während meines Aufenthaltes in Quebec gab ein Priester, mit Erlaubniß des Bischofs, die Priesterschaft auf, und wurde Jesuit. Die andern Priester waren sehr ungehalten darüber, weil es schien, als betrachte er ihre Stellung als zu niedrig für sich." — Kalm, in Pinkerton Bd. VIII, S. 648.

„Die Recollecten sind eine dritte Klasse von Geistlichen in Canada. Dieselben haben ein schönes großes Wohnhaus hier und eine schöne Kirche, worin sie den Gottesdienst halten. Dabei ist ein großer und schöner Garten, welchen sie mit sehr viel Fleiß bebauen.

„Ihre Wohnungen in Montreal und Trois Rivieres sind beinahe ebenso wie hier. Sie trachten nicht schlaue Leute für sich zu wählen, sondern nehmen alle auf, die sie bekommen können. Sie quälen ihr Gehirn nicht mit viel Gelehrsamkeit, und man hat mich versichert, daß sie, nachdem sie ihr Klosterkleid angezogen, ihr Wissen nicht zu vermehren trachten, sondern selbst das wenige, was sie vorher wußten, noch vergessen. Bei Nacht liegen sie gewöhnlich auf Matten, oder andern harten Matrazen. Ich habe übrigens manchmal gute Betten in den Zellen einiger von ihnen gesehen. Sie haben kein Besitzthum hier, da sie das Gelübde der Armuth abgelegt haben, und meistens von Almosen, welches das Volk ihnen gibt, leben. Zu diesem Zwecke gehen die jungen Mönche oder Brüder mit einem Sacke in die Häuser, und betteln, was sie brauchen. Sie haben keine Land-Pfarreien, gehen jedoch manchmal unter die Indianer als Missionäre.

„In jedem Fort, das vierzig Mann enthält, hält der König einen dieser Mönche statt eines Priesters, der daselbst den Gottesdienst hält. Der König gibt ihm Wohnung, Nahrung, Diener und Alles, was er braucht, nebst zweihundert Livres jährlich. Die Hälfte davon schickt er der Klostergemeinde zu welcher er angehört; die andere Hälfte behält er zu seinem Gebrauche. Auf des Königs Schiffen sind gewöhnlich keine anderen Priester, als diese Mönche, welche deßhalb als dem Könige gehörige Leute betrachtet werden. Wenn einer der Oberpriester (Pasteur) auf dem Lande stirbt und seine

Stelle nicht augenblicklich ausgefüllt werden kann, so schickt man einen dieser Mönche dahin, um daselbst, so lange der Platz unbesetzt ist, Gottesdienst zu halten. Diese Mönche kommen theilweise von Frankreich, und theilweise sind sie in Canada geboren.

„Es gibt in Canada keine anderen Mönche als diese, ausgenommen hie und da einen vom Orden des heiligen Augustin, oder einen andern, der mit des Königs Schiffen kommt, jedoch wieder fortgeht.

„Die Weltpriester sind die zweite und zahlreichste Klasse der Geistlichkeit in diesem Lande; denn die meisten Kirchen, sowohl in Städten als Dörfern (die bekehrten Indianer ausgenommen), werden von Weltpriestern bedient. Einige derselben sind ebenfalls Missionäre. Es gibt in Canada zwei Seminarien: eines in Quebec und das andere in Montreal. Die Priester des Seminars von Montreal gehören dem Orden des heiligen Sulpitius an, und versehen blos die Gemeinde auf der Insel Montreal und die Stadt gleichen Namens. In allen andern Kirchen in Canada halten die zu dem Seminar von Quebec gehörigen Priester den Gottesdienst. Die erstern, d. h. die vom Orden des heiligen Sulpitius, kommen alle aus Frankreich; und man versicherte mich, daß sie keinen Eingeborenen Canadier aufnehmen.

„Im Seminar von Quebec bilden die eingebornen Canadier die Mehrzahl.

„Um die Kinder dieses Landes für die heiligen Orden zu erziehen, gibt es Schulen zu Quebec und St. Joachim, wo die Knaben das Latein lernen und in der Kenntniß der Dinge und Wissenschaften unterrichtet werden, welche in einer mehr unmittelbaren Verbindung mit dem Geschäfte, zu dem sie bestimmt sind, stehen.

„Sie sind jedoch nicht sehr genau in ihrer Auswahl, und oft werden Leute von mittelmäßigen Fähigkeiten bei ihnen aufgenommen.

„Sie scheinen keine großen Fortschritte im Lateinischen gemacht zu haben; denn, trotzdem daß der Gottesdienst in dieser Sprache gehalten wird, und sie ihr lateinisches Brevier und andere Bücher täglich lesen, haben die meisten doch sehr große Schwierigkeit, es zu sprechen.

„Alle Priester im Seminar von Quebec sind von dem Bischofe geweiht. Beide Seminarien haben große Einkünfte vom Könige; das in Quebec hat über dreißigtausend Livres. Alles Land auf der Westseite des St. Laurenz-Flusses, von der Stadt Quebec bis zum Busen von St. Paul, gehört diesem Seminar, und noch viele andere Besitzungen im Lande. Sie verpachten das Land an die Ansiedler für einen gewissen Zins; wenn derselbe jährlich gemäß ihrem Uebereinkommen bezahlt wird, so können die Kinder oder Erben der Ansiedler im ungestörten Besitz der Ländereien bleiben.

„Ein drei Morgen breites, und dreißig, vierzig oder fünfzig Morgen langes Stück Landes bezahlt jährlich einen Thaler (eine französische Münze, ungefähr im Werth einer englischen Krone,) dazu ein Paar Hühner, oder irgend eine andere Kleinigkeit als Zugabe. An Plätzen, die passende Wasserkraft haben, haben sie Wasser- und Sägemühlen errichtet, wovon sie jährlich bedeutende Summen ziehen. Das Seminar von Montreal besitzt den ganzen Grund und Boden, auf dem diese Stadt steht, nebst der ganzen Insel von Montreal. Man hat mich versichert, daß der Grundzins der Stadt und Insel auf siebzigtausend Livres angeschlagen ist, nebst dem was sie erhalten für Messelesen, Taufen, Beichthören, Heirathen und Beerdigungen u. s. w. Alle Einkünften vom Grundzins gehören den Seminarien allein, und die Priester auf dem Lande haben keinen Theil daran. Das Seminar von Montreal jedoch, das blos aus sechzehn Priestern besteht, hat mehr Einkünfte als es verbrauchen kann; eine bedeutende Geldsumme wird jährlich an das Hauptseminar nach Frankreich geschickt. Der zu dem Seminar von Quebec gehörige Pachtzins vom Lande wird für den Gebrauch der Priester darin verwendet, und für den Unterhalt einer Menge junger Leute, welche daselbst für die heiligen Weihen erzogen werden. Die Priester, welche in Landgemeinden leben, bekommen den Zehnten von ihrer Gemeinde, zugleich mit den Sporteln beim Besuch der Kranken u. s. w. In kleinen Gemeinden legt der König den Priestern noch eine Summe bei. Wenn ein Priester auf dem Lande alt wird und gute Dienste geleistet hat, so wird er manchmal in das Seminar der Stadt aufgenommen. Die Seminarien dürfen

die Priester auf ihre eigenen Besitzungen senden, die andern Stellen jedoch hat der Bischof zu vergeben."

Ebendaselbst.

„Nach der Eroberung von Quebec verbot die britische Regierung den männlichen Orden, ihre Mitglieder zu vermehren, die Priester ausgenommen. Die Orden durften, so lange ein einziges Glied der Körperschaft noch am Leben war, alle ihre Einkünfte genießen; dann fielen sie der Krone zu. Das Einkommen der Gesellschaft Jesu betrug über zwölftausend Pfund jährlich, als es in den Besitz der Regierung kam. Ein alter Pater, welcher alle übrigen überlebte, hatte mehrere Jahre lang einzig und allein den Genuß davon. Er war in der Schweiz geboren, und hieß Johann Joseph Casot. In seiner Jugend war er nur Pförtner des Klosters; weil er aber bedeutendes Verdienst sich erworben hatte, wurde er befördert, und im Laufe der Zeit in den Orden aufgenommen. Er starb in einem sehr hohen Alter, im Jahre 1800, allgemein beliebt wegen seiner Seelengüte und Freigebigkeit; sein großes Einkommen wurde ganz und gar zu mildthätigen Zwecken verwendet. Die den Jesuiten wie den andern religiösen Orden gehörigen Ländereien sind bei weitem die besten im Lande, und ergeben die größten Einkünfte."

Lambert's Travels in Canada, Bd. 1. S. 59.

„Die Jesuiten, welche bei der frühesten Ansiedelung des Landes blos Missionäre waren, erhielten ein Patent (Petits droits des Colonies Françaises, vol. II. p. 441), wodurch ihnen gestattet wurde, Land zu kaufen und wie in Frankreich Besitzthum zu haben. Das Eigenthum, welches die Jesuiten später in diesem Lande besaßen, war ihnen durch Schenkungen von den Königen von Frankreich, durch Geschenke von einzelnen Personen, und durch Ankauf zugekommen. — Smiths History of Canada, vol. 1. p. 27; Weld, p. 249. Smith schätzte die Einkünfte der Gesellschaft, als sie nach J. Casot's Tode der Krone zufielen, auf blos sechzehnhundert Pfund jährlich. Weld kommt der Angabe Lambert's näher. Er besuchte Quebec im Jahre 1796, vier Jahre vor J. Casot's Tode, und gibt an, daß die großen Besitzungen der Jesuiten alle seiner Person zugefallen waren, und zehntausend Pfund jährlich be-

trugen. Man erinnere sich, daß der Orden der Jesuiten im Jahre 1764 von dem Könige Frankreichs aufgehoben wurde, und die Glieder der Gesellschaft Privat-Individuen wurden.

„Das Collegium der Jesuiten zu Quebec wurde lange Zeit als die erste Anstalt für die Erziehung der Jugend auf dem Festlande von Nordamerika betrachtet. Die daraus entspringenden Vortheile waren nicht auf die bessere Klasse der Canadier beschränkt, sondern auf Alle, die sich geneigt fühlten, daran Theil zu nehmen, ausgedehnt; und es kamen viele Studirende aus Westindien dahin. Seit der Vertreibung der Jesuiten aus den Staaten Europas, und die darauf folgende Aufhebung ihres Ordens in diesem Welttheile begann diese Anstalt, obwohl von der britischen Regierung beschützt, rasch zu sinken.

„Als mit dem Tode des letzten canadischen Jesuiten der Landbesitz der Krone zufiel, wurde derselbe vom Könige als Belohnung für die Dienste des verstorbenen Lord Amherst bestimmt, welcher die Truppen in Nordamerika zur Zeit der Eroberung Canadas befehligte, und die Unterwerfung dieser Provinz unter die britische Regierung vollendete. Der Anspruch auf diese Ländereien wurde von seinen Nachfolgern für eine Pension abgetreten. Das daraus fließende Einkommen ist durch die Gesetzgebung von Nieder-Canada zum Zwecke der Errichtung von Schulen in den verschiedenen Pfarreien zur Erziehung der Jugend angewendet worden. Das Jesuiten-Collegium ist nun in eine geräumige Kaserne für die Truppen umgewandelt.“ — Heriot's Canada, S. 30.

Nro. VI.

Adresse der römischen Katholiken von Amerika an Georg Washington, und seine Antwort.

(Nachdem Washington die Präsidentschaft angenommen hatte, übergaben ihm die verschiedenen Körperschaften, bürgerlichen Gesellschaften u. s. w. Glückwunsch-Adressen. Die folgende Adresse und Antwort verdanken wir Benjamin Russel's Legacies of Washington, (Boston 1801;) sowie Spark's Life und Writings of Washington, Bd. XII.)

Mein Herr! Wir haben lange mit Sehnsucht auf den Augenblick gewartet, wo wir Ihnen unsere Freude und unser unbegrenztes Vertrauen betreffs Ihrer einstimmigen Wahl, durch welche Sie zu dem höchsten Amte des Landes erhoben sind, ausdrücken könnten. Die bisherigen Verdienste Ihrer beispiellosen Pflichttreue, Ihrer besonderen Kenntnisse und Ihrer tadellosen Tugenden haben allein das Land in Eintracht erhalten. Unsere Glückwünsche sind Ihnen nicht eher zugekommen, weil unsere verwirrte Lage die Vereinigung und Sammlung des Ausdrucks dieser Gefühle, welche jegliche Brust erfüllen, verhinderte. Diese Verzögerung hat uns jedoch Gelegenheit gegeben, nicht blos das unter Ihrer Verwaltung zu erwartende Glück voraus zu empfinden, sondern auch Zeugniß von dem abzulegen, was wir bereits erfahren haben. Sie haben die besondere Gabe, im Kriege und im Frieden, denen Sicherheit zu gewähren, welche sich unter Ihren Schutz begeben; denn im Kriege schützen Sie uns vor den Verheerungen bewaffneter Feinde; im Frieden schaffen Sie allgemeine Ruhe ebensowohl durch Gerechtigkeit und Mäßigung, als

durch die Macht Ihres Amtes. Durch Ihr Beispiel, sowie durch Ihre Wachsamkeit verschaffen Sie den Gesetzen den gebührenden Einfluß auf die Sitten unserer Mitbürger. Sie ermuntern zur Achtung der Religion, und prägen durch Wort und That jenen Grundsatz ein, von welchem die Wohlfahrt der Völker so sehr abhängt — daß eine höhere Vorsehung die Geschicke der Welt leitet und wachet über das Thun der Menschen. Ihre edlen Grundsätze und Ihre unermüdliche Aufmerksamkeit auf die geistige und leibliche Wohlfahrt unseres Landes haben bereits die glücklichsten Wirkungen hervorgebracht. Unter Ihrer Verwaltung ist Amerika mit Eifer belebt für die Vervollkommnung und Beförderung nützlicher Kenntnisse, für die Hebung des Ackerbaues, für die Ausbreitung des Handels, und hat bei fremden Völkern ein Ansehen gewonnen, welches es nie zuvor genossen. An diesen glücklichen Errungenschaften kann Niemand ein wärmeres Interesse empfinden, als wir; und dieses freudige Bewußtsein wird noch mehr gehoben bei der Erinnerung, daß Sie, mein Herr, hiebei das vornehmste Werkzeug waren, welches einen so raschen Wechsel unserer politischen Stellung hervorrief. Diese Aussicht auf materiellen Wohlstand ist auch noch in einer anderen Hinsicht für uns besonders erfreulich, weil, so lange unser Land seine Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt, wir ein wohlbegründetes Recht haben, von seiner Gerechtigkeit auch die gleichen Rechte wie die übrigen Bürger zu beanspruchen, als den Preis unseres unter Ihren Augen vergossenen Blutes, bei der allgemeinen Vertheidigung des Landes unter Ihrer umsichtigen Leitung — Rechte, die uns die Erinnerung an frühere Bedrückung um so theuerer macht. Während wir um Erhaltung dessen bitten, was nun errungen ist, und von der Gerechtigkeitsliebe derjenigen Staaten, welche noch Beschränkungen ausüben, ebenfalls eine Gleich-Berechtigung erwarten, werden wir den Schutz des Himmels über unser gemeinsames Vaterland herabflehen, und Ihr Wohlsein der besonderen Obhut der göttlichen Vorsehung empfehlen, weil wir zu gut fühlen, daß unter den menschlichen Mitteln keines geeigneter ist, das Wohl der Vereinigten Staaten zu befördern, als die Erhaltung Ihrer Gesundheit und Ihres Lebens, mit welchen die Thatkraft

die Weisheit Ihres Rathes und die überzeugende Beredsamkeit Ihrer Tugenden uns vorleuchten.

Im Namen der römisch-katholischen Geistlichkeit,
J. Carroll.

Im Namen der römisch-katholischen Laien,
Charles Carroll of Carrollton,
Daniel Carroll,
Thomas Fitzsimmons,
Dominik Lynch.

Hierauf ertheilte Washington folgende Antwort:

Antwort an die römischen Katholiken in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Meine Herren! Ihre Glückwünsche betreffs meiner einmüthigen Erwählung zum ersten Beamten des Landes habe ich mit großer Befriedigung empfangen, und kann nicht umhin, die unvermeidliche Verzögerung derselben nach Gebühr zu würdigen, weil eben diese Ihnen Gelegenheit gegeben, das verwirklicht zu sehen was Sie zuvor nur gehofft hatten, nämlich die Segnungen der jetzigen Regierung. Sie können überzeugt sein, daß Ihr Zeugniß für das Wachsthum des allgemeinen Wohlstandes das Vergnügen bedeutend erhöht, welches Ihre freundliche Adresse mir auch ohne dies gewährt haben würde.

Ich sehe wohl ein, daß meine Handlungsweise im Kriege wie im Frieden mehr Beifall gefunden hat als unter gewöhnlichen Umständen erwartet werden konnte; und ich bin geneigt anzunehmen, daß dieses großentheils in der wirksamen Unterstützung und der außerordentlichen Biederkeit meiner Mitbürger aller Bekenntnisse seine Erklärung findet.

Die Aussichten auf nationalen Wohlstand, die bereits vorhanden sind, sind in der That ermunternd und müssen jeden Rechtschaffenen auffordern, das Seinige beizutragen, damit immerwährende Fortdauer der Freiheit und Unabhängigkeit festgestellt und bewahrt werde. Amerika wird unter der Huld der göttlichen Vor-

sehung, unter dem Schutze einer guten Regierung und durch die Pflege guter Sitten, der Tugend und Frömmigkeit, ganz gewiß in der Wissenschaft, im Handel, im Ackerbau, im Hauswesen, so wie in der Achtung nach Außen sich einen hohen Rang erwerben.

So wie das Menschengeschlecht freier wird, um so bereitwilliger muß es werden, allen würdigen Gliedern der staatlichen Gesellschaft Anspruch auf die gleiche Berechtigung und gleichen Schutz bei der bürgerlichen Regierung einzuräumen. Ich hoffe, daß Amerika durch seine Gerechtigkeit und Großmuth stetsfort seinen Rang unter den besten Völkern behaupten wird; und ich setze voraus, daß Ihre Mitbürger den patriotischen Antheil, welchen sie an der Vollendung unserer Freiheit und der Einrichtung dieser Regierung genommen, sowie den wichtigen Beistand, welcher ihnen von einer den römischen Glauben bekennenden Nation zu Theil geworden, niemals vergessen werden.

Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre freundliche Sorge für meine Wahl. Wenn mein Leben und meine Gesundheit erhalten werden, so wird es, in welcher Lage ich mich immer befinden mag, mein stetes Bestreben sein, die günstige Meinung, welche Sie über meine Handlungsweise auszudrücken beliebten, zu rechtfertigen; und mögen die Glieder Ihrer Religionsgenossenschaft in Amerika, allein vom reinen Geiste des Christenthums beseelt, sich immer als treue Unterthanen unserer freien Regierung betragen, und sich zeitlicher und ewiger Glückseligkeit immerdar erfreuen.

G. Washington.

Inhalt.

Seite

Anhang.

unterhalten und an großen Beispielen des Muthes und der Berufstreue aufrichten will, wird auch die reifere Jugend mit Lust und Nutzen diese reichhaltigen Bücher lesen. Wir möchten sie namentlich auch dem Studium junger Ordensleute empfehlen, da in ihnen so herrliche Zeugnisse aus der großen Vergangenheit des abendländischen Mönchswesens hinterlegt sind." K. Lit. Ztg. XI. 3.

T. W. M. Marshall,

die christlichen Missionen:

Ihre Agenten, ihre Methode und ihre Resultate.

Aus dem Englischen übersetzt von C. B. Reiching. 3 Bde. gr. 8. 4 fl. 45 kr. od. 2 Thlr. 27 sgr.

„Die christlichen Missionen" führen den Leser nach China, Indien und Ceylon, zu den Antipoden, nach Oceanien, Afrika, Syrien, Armenien und Amerika und berichten ihm das Wirken der katholischen und protestantischen Missionäre in jenen Erdstrichen, sowie die Resultate ihrer Bemühungen. Diese „Missionen" sind für jeden Katholiken von hohem Interesse; denn sie liefern ihm den thatsächlichen Beweis von der Göttlichkeit seiner Religion, indem sie ihm diese als diejenige darstellt, die vermöge ihrer Lehre und Einrichtung die Fähigkeit in sich trägt, ein Gemeingut aller Völker zu werden, während der Protestantismus wegen seines Princips der freien Schriftforschung den Heidenvölkern ganz unzugänglich ist und daher das Merkmal seiner Ungöttlichkeit auf der Stirne trägt. „Die Missionen" sind auch nach Inhalt und Form höchst anziehend. Da sie die Kämpfe und Leiden der Missionäre sowie den Opfergeist und die Tugenden der Neubekehrten ebenso getreu als lebhaft schildern, so bieten sie nicht bloß eine sehr ansprechende Lektüre, sondern erwärmen auch das Herz des Lesers und begeistern ihn für seinen heiligen Glauben. Wir können daher dieses ausgezeichnete Werk, welches auch an Hrn. Reiching einen der tüchtigsten Uebersetzer gefunden, Priestern wie Laien empfehlen; insbesondere dürfte es sich in Ordenshäusern und Seminarien als belehrende und erbauende Tischlesung trefflich eignen. Pred. u. Kat.

Graf von Montalembert,

die Mönche des Abendlandes

vom h. Benedikt bis zum h. Bernhard.

Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe von **P. K. Brandes**. 1r u. 2r Bd. gr. 8. Velinp. 6 fl. 36 kr. od. 4 Thlr.

„Von einem Autor, welcher unter solchen Voraussetzungen an eine der erhabensten Aufgaben der christlichen Geschichtsschreibung herantritt, kann selbstverständlich nichts Mittelmäßiges oder Gewöhnliches, sondern nur ganz Ungewöhnliches und Ausgezeichnetes erwartet werden, so daß wir von weiterer Berichterstattung Umgang nehmend, einfach der christlichen Gelehrten-Republik und Lesewelt zurufen dürften: Tolle, lege!„ W. Lit. Z.

St. J. Neher,

kirchliche Geographie und Statistik.

Oder: Darstellung des heutigen Zustandes der katholischen Kirche mit steter Rücksicht auf die früheren Zeiten und im Hinblick auf die anderen Religionsgemeinschaften. Specielle kirchliche Geographie und Statistik. 1te Abtheil.: Die europäischen Kirchenprovinzen. 1r Bd. Auch u. d. Titel: **Kirchliche Geographie und Statistik von Italien, Spanien, Portugal u. Frankreich.** gr. 8. 4 fl. od. 2 Thlr. 15 sgr.

Shea / McGea